Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Fünfundneunzigster Band.

Mit den Portraits von:
Clara Tschudi, Generalfeldmarschall Graf Waldersee, Richard Muther.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Inhalt des 95. Bandes.

October — November — December.

1900.

Mit den Portraits von:
Clara Tschudi, Generalfeldmarschall Graf Waldersee, Richard Muther, radirt von Johann Lindner in München.







Clara Tschudi

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

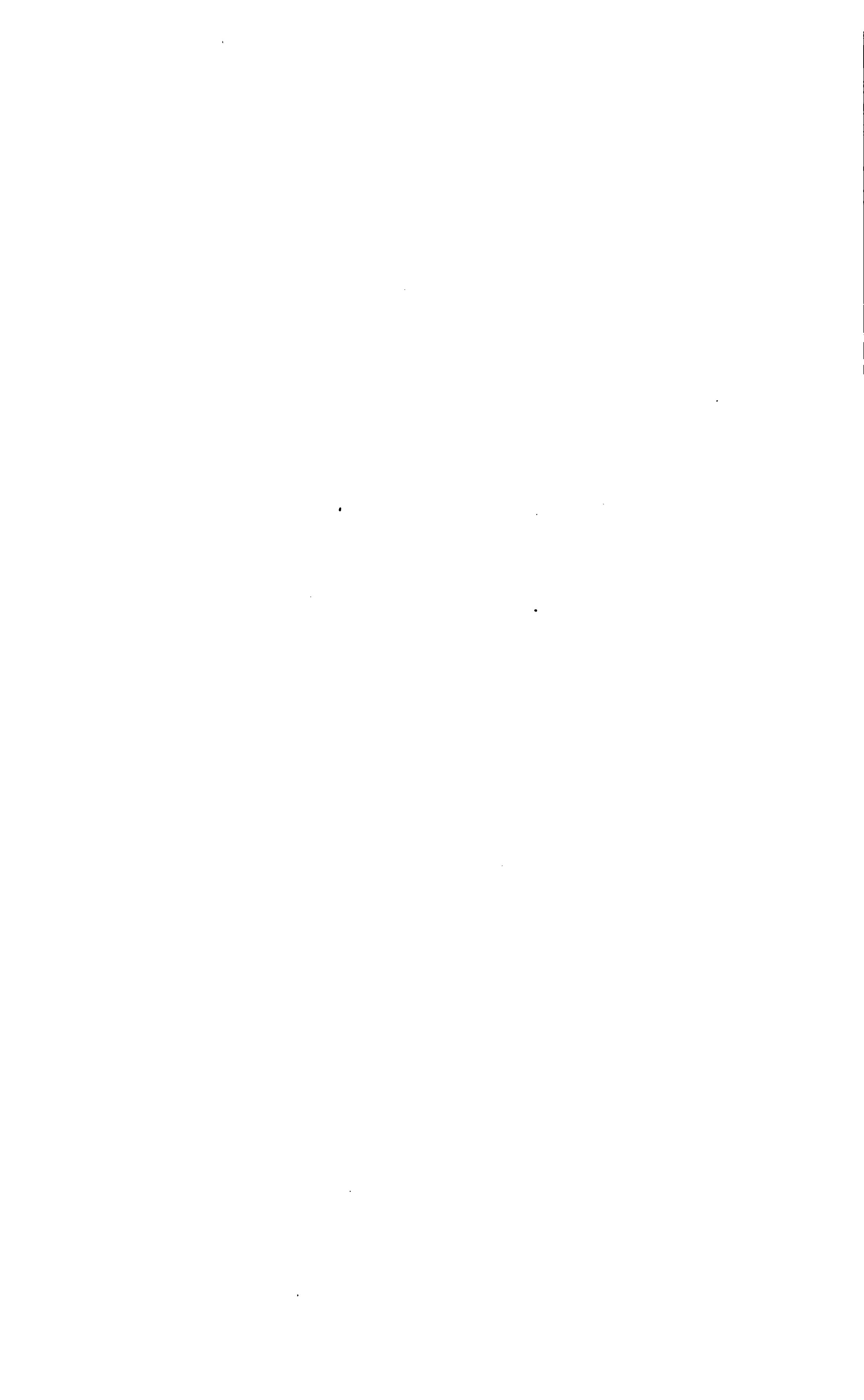
Paul Lindau.

XCV. Band. — October 1900. — Heft 283.

(Mit einem Portrait in Radirung: Clara Tschudi.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.





Olympier.

Novelle.

Von

Maria Janitschek.

— Friedenau b. Berlin. —

I.

„Weil Du nur wieder hier bist! Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr ich mich nach Dir gesehnt habe. Schon während unserer italienischen Reise. Du hast mich gewiß nicht vermißt.“

„Keine Spur, kleiner Rothkopf. Aber laß' mich mal los, damit ich mich umsehen kann. Es ist zum Neidischwerden bei Euch! Ist die Einrichtung Deines Mannes Geschmack?“

„Vor Allem setz Dich, damit ich wie früher meinen Kopf an Deine Schulter lehnen kann. So, und nun will ich Dir antworten. Ja, es ist ganz sein Geschmack. Er hat zu jedem einzelnen Stück die Zeichnungen entworfen, Alles nach seinen Plänen geordnet. Meinen Eltern gefällt unsere Wohnung, besonders dieser Empfangsraum nicht. Mama meint, nilgrüne Seidentapeten paßten nicht in das Zimmer einer verheiratheten Frau. Und der weiße Teppich wäre vollends die Ausgeburt eines überspannten Gehirns.“

„Das kann ich nicht finden. Die schlanken Holzmöbel, die bilderlosen Wände, nur mit den paar Schilfbündeln wie hingehaucht auf die Seide, der rieselnde Brunnen unter den Farren, diese überwölbten Ecksitze und Winkelchen, aus all dem spricht ein feiner Geschmack, Harmonie —“

„Harmonie, ja, das ist sein Lieblingswort.“

„Und Du, kleine Inge, in Deinem spinnwebfeinen Kleid, auf dem grüner Glanz ruht.“

„Er will mich nur in grün oder in weiß sehen, und keine Seide ist ihm fein genug. Er sagt, er bekäme Schmerzen in den Fingern, wenn

er unedle Stoffe berührt. Aber süßes Lieb, nun reden wir von Dir. Wo warst Du das ganze Jahr hindurch, wann bist Du zurückgekehrt, wie geht's Dir?"

„Drei Fragen auf einmal. Du weißt, ich bin kurz und bündig. Ich war in Baden-Baden, Du weißt es ja übrigens, gekommen bin ich vorgestern, und gehen thut's mir gut."

„Du hast Dich sehr erholt. Inges blaue Augen überflogen prüfend die Freundin. „Nach Deines Vaters Tod sahst Du elend aus. Jetzt bist Du wieder die Alte, das heißt die Schöne, Stolze, zu der wir Alle emporsahen. Und Fräulein Ursula Lieblich, Deines Hauses Vorstand und Schaffnerin?"

„Die wird prächtig. Sträubt sich gegen das Altwerden und färbt sich die Haare."

Inge legte die Hände an die erglühenden Wangen.

Bertha ahnte etwas und lächelte. „Weshalb bist Du verlegen, sie thun's ja Alle, wenn auch Jede aus verschiedenen Gründen."

„Er schwärmt so für eine bestimmte Farbennüance. Du thätest es auch, wenn Du — aber Du stehst eben über allen diesen Kleinlichkeiten."

„Red' nicht so viel von meiner Erhabenheit, ich komme mir schon alt genug vor."

„Du alt?"

„Wo ist Dein Mann? Arbeitet er noch um diese Stunde? Ich möchte ihn kennen lernen. Ich kenne ihn nur von Begegnungen auf der Straße her. Gesprochen habe ich ihn nie."

Inge spielte verlegen mit dem langen Seidenband, das ihre Taille abschloß.

„Er wird es sehr bedauern."

„Arbeitet er noch?"

„Nein, um diese Zeit ruht er, er schläft nicht, aber er hat's nicht gerne, wenn man ihn stört. Uebrigens weißt Du, ich zeig' Dir einstweilen die Wohnung, um fünf Uhr pflegt er zu klingeln, dann nehmen wir unseren Thee."

Sie blickte auf die winzige Uhr an ihrem Gürtel. „Noch eine Viertelstunde."

„Was ist aus dem kleinen verwöhnten Mädel geworden! Wenn ich denke: früher! Kam man um zwölf Uhr Mittags, so konnte man sicher sein, daß sie noch schlief, oder sie stand eben auf der Schwelle des Badezimmers, die Locken noch feucht — damals waren sie blonder —"

„Berthi, sei großmüthig!" Inge umschlang sie lachend.

„Er hält Dich gut in Zucht."

„Ach, ich hab' ihn so lieb! . . . Aber sieh' mal! Hier ist unser Musikzimmer." Sie schlug einen Thürvorhang zurück.

„Bläulicher Purpur. Eine Orgel. Zwei Flügel, beinahe hätte ich einen schlechten Witz gemacht. Alte Heilige, mit asketischen Köpfen auf den Fensterscheiben, ja unleugbar, Dein Rafael ist ein Dichter."

„Sag' ihm das nicht, er will nur Baumeister sein."

„Hat er schon viel gebaut?"

Die plötzliche Frage verwirrte Inge.

„Er arbeitet an verschiedenen Entwürfen. Diese Thüre hier führt in's Speisezimmer. Die Tapete hier gefällt ihm nicht. Er meint, sie habe nachgedunkelt. Diese Heems hat er durch einen Antiquar aus Belgien bezogen."

„Bezogen!" Bertha lachte. „Na laß mich doch. Und dieser Saal? Die Bibliothek, richtig, Wie schön!"

Die letzten Strahlen der Nachmittagssonne fielen auf die hohen reichbesetzten Bücherregale. An der einen freien Wand hing ein gekreuzigter Christus, der wohl einer der besten italienischen Holzbildhauerschulen der Renaissancezeit entstammen mochte. Ihm gegenüber senkte ein schmaler Psychekopf sinnend die Augen.

Ein leises Geräusch. Inge zuckte zusammen und faßte Berthas Hand. Auf der Schwelle seines Arbeitszimmers, das nach der Bibliothek ging, stand Rafael Zumsen. Ein langer schwarzsammtener Rock nach Art der Bildhauerkittel fiel ihm bis auf die Fersen herab. Das Gesicht verblüffte im ersten Augenblick durch strenge Formenschönheit und Reinheit der Linien.

Ein paar kühle graue Augen richteten sich fragend auf die beiden Frauen.

„Bertha von Ilsen, die Liebe, von der ich Dir schon erzählt habe."

Er berührte ihre Hand mit den Spitzen seiner langen schlanken Finger.

„Es freut mich. Treten Sie ein."

Sie folgten ihm in sein Arbeitszimmer. Bertha blickte befangen in das mystische Violett, in dessen Farbe der hohe weite Raum schwamm. Wie durch einen Schleier erblickte sie Tische mit Papieren bedeckt, hohe, dunkle, schmale Möbel, einige Bronzebüsten, und den Lichtzauber, der den von Meisterhand bemalten Fensterscheiben entströmte.

Inge hatte sie neben sich auf eine Chaiselongue gezogen, er ließ sich in seinen Armsessel nieder.

„Sie waren verreist?" er sprach langsam, ein wenig gekünstelt.

„Ja, ich war fort. Mein Vater ist im Winter gestorben, und da litt es mich nicht daheim. Die trüben sonnenlosen Tage ließen mich meine Verlassenheit doppelt empfinden. Ich hatte ihn sehr lieb gehabt."

„Baden-Baden ist ein beruhigender Aufenthalt. Werden Sie wieder Ihre Gesangstunden einrichten?"

„Ich weiß nicht, vielleicht, vielleicht auch nicht."

„Bertha giebt sie nur zu ihrem Vergnügen, nicht aus Nothwendigkeit."

Ein Schatten ging über seine Brauen. Die junge Frau erröthete. Sie glaubte irgend eine Ungeschicklichkeit begangen zu haben.

„Vielleicht finden Sie den Weg zu einer anderen Kunst. Die Musik ist eine für Barbaren, für Kinder."

„Das sagen Sie, der ihr diesen schönen Saal nebenan geweiht hat."

„Ich betreibe sie nur als Zeitvertreib, nicht als Beruf, das ist ein großer Unterschied. In der Cultur fortgeschrittene Menschen werden einst über den hohen Rang lachen, den wir ihr eingeräumt haben."

„Ich kenne keine Kunst, die so unmittelbar wirkte."

„Vielleicht auf die niedersten Sinne. Sie schmeichelt, bethört, sie giebt aber nichts."

Er fuhr sich mit der weißen schlanken Hand durch das strähnige Blondhaar. „Und vor Allem: Sie entbehrt jedes Eignen. Fast jeder Componist macht Anlehen bei seinem Meister."

„Ich glaube, was diesen Punkt betrifft, wird wohl jede Kunst mehr oder minder abhängig sein. Doch was kümmert's Einen, ob der Stammbaum einer Oper rein ist, oder ob verschiedene Einflüsse in ihr wirken, wenn sie anspricht."

„Oper? Eine unhaltbare Sache. Etwas geradezu Lächerliches. Die Sinne durch drei zu gleicher Zeit sich abspielende Vorgänge zu quälen. Und diese unmöglichen Anforderungen an die Phantasie des Zuschauers."

„Ich verstehe Sie, wenn ich auch Ihre Meinung nicht ganz theile. Hier gäbe es Manches zu reformiren. Aber das Lied —"

„Verletzend geradezu für meinen Geschmack! Ein Sänger im engen Frack steht mit weit aufgerissenem Munde dem Publicum gegenüber und schreit ihm Verse in's Gesicht, die ein Anderer gedichtet und wieder ein Anderer in Musik gesetzt hat."

Bertha lächelte. „Aber dem Juchzer des Bauernburschen, der die Morgensonne aufgehen sieht und sich darüber freut, werden Sie gewiß seine Ursprünglichkeit nicht absprechen."

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen gestehe, daß — der mir von Allen der unausstehlichste ist. Wozu braucht der Mensch seine Lungenkraft anzustrengen, um der Freude Ausdruck zu geben?"

„Wozu? Mein Gott, das überlegt er sich nicht. Die Lerche und Amsel jubilirt eben, weil der Himmel, weil der Frühling so schön ist, weil sie glücklich sind."

Ein ironisches Zucken umflog seine Mundwinkel. Er blickte in die violette Dämmerung vor sich und schwieg.

Inge stand leise auf. Bertha folgte ihrem Beispiel.

„Wir wollen gehen. Vielleicht hast Du etwas vor."

Er streifte seine Frau mit einem flüchtigen Blick und verneigte sich steif vor Bertha.

Als sie schon an der Thür waren, kehrte Inge um und flüsterte ihm etwas zu.

Er nickte. Sie stand vor ihm, ihr Gesicht dem seinen dicht genähert, und schien etwas zu erwarten. Er strich leicht über ihr Haar und wandte sich dem Tisch mit den Papieren zu.

Draußen im Bibliothekzimmer warf sich Inge der Freundin um den Hals. „Wie findest Du ihn? Er muß Dir gefallen, es giebt ja Niemand, dem er nicht gefiele."

„Mein Eindruck von ihm ist noch zu neu, laß mich heute noch nicht urtheilen. Es kam mir vor, als wohnte ich einem Act aus Lohengrin bei. Trägt er immer die silberne Rüstung oder nur zu Zeiten?"

„Silberne Rüstung?"

„O Du süßes Schaf! Sag', Inge, sprachst Du nicht vom Ausgehen? Willst Du mich begleiten?"

„Gern, aber — wollen wir vorher nicht den Thee nehmen? Ich würde ganz gerne einen Besuch machen. Ich habe nämlich gehört, Frau Nielsen wäre krank und —"

„Wie?" Ein starkes Roth stieg in Berthas Gesicht. „Frau Nielsen krank? Da muß ich gleich hin. Die liebe, theure Frau! Was fehlt ihr denn? Du weißt's nicht? Nein, da muß ich gleich hin. Wie ist's? Begleitest Du mich?"

„Ach weißt Du, weil er mir doch gesagt hat, daß er zu Hause bleibt, möcht' ich auch nicht fortgehen. Erzähl' mir, wie es ihr geht. Du kommst doch morgen wieder?"

„Ob morgen, weiß ich nicht. Jedenfalls bald."

Sie umarmten einander, und Bertha eilte hinab. Neben Inges Sylphidengestalt verlor die ihre an Grazie. Obzwar dunkelhaarig, mit einem fast italienischen Typus, lag doch merkwürdig viel Sonnenhaftes, Helles auf ihr. Ein kindliches offenes Herz strahlte in warmer Güte aus den braunen Augen und bildete einen Gegensatz zu dem stolz geschweiften Mund, der sehr überlegen lächeln konnte.

Sie war das einzige Kind des Obersten von Ilsen, der im vorigen Jahr als prächtiger Weißkopf diese Welt, auf der er übrigens sehr gerne geweilt, mit einer besseren vertauscht hatte. Seine Gattin war schon vor langen Jahren heimgegangen, Bertha hatte ihm die Wirthschaft geleitet. Ihre Lieblingsbeschäftigung in freien Stunden war das Studium der Musik. Man schätzte sie als Oratoriensängerin und bedauerte, ihre schöne Stimme nicht öfter in der Oeffentlichkeit zu hören.

Einige junge Mädchen aus ihrem Gesellschaftskreise bettelten und quälten sie so lange, bis sie sich herbeiließ, ihnen Gesangsunterricht zu geben.

Sie überhäuften sie dafür mit Liebes- und Bewunderungsbeweisen. Eines Tages war ein entzückendes Blondköpfl zu ihr gekommen und hatte so lange ihre Hände geküßt, bis sie Ja gesagt und es unter ihre Schülerinnen

aufgenommen hatte. Dann war der Todesfall des geliebten Vaters eingetreten. Bertha war abgereist. Und jetzt hatte sie das flatterhafte unzuverlässige Blondköpfchen in diese bangende junge Frau verwandelt gefunden, die sich das Haar färbte, weil er „eine gewisse Farbennüance“ liebte.

Bertha durchquerte einige Straßen, trat in ein kleines, nicht besonders elegant aussehendes Haus und sprang die Treppe hinauf.

Bald lag ihr Kopf im Schooß einer schönen, alten, weißhaarigen Dame, die in einem Lehnsessel ruhte. Auf einem Tischchen neben ihr befanden sich ein Farbenkasten, etliche Pinsel und eine Anzahl kleiner Nähkissen, von denen einige mit winzigen Phantasieblumen bemalt waren.

„Mit diesen heißen, fiebrigen Händen, so krank, quälen Sie sich, das ist einfach —“

Die alte Frau legte die durchsichtigen Finger auf Berthas Mund. „Soll ich Fliegen fangen oder Bausteine aufstellen? Etwas muß der Mensch doch thun.“

„Der Kranke soll ruhen.“

„Bah, krank! Wer hat denn das ausgesprengt? Ich bin nicht krank, alt bin ich! Das ist mein ganzer Fehler. Aber werden Sie noch lange auf den Knieen vor mir liegen, Fräulein von Ilsen? Sehen Sie sich doch lieber meine Stube an, da giebt's etwas Neues zu bewundern.“

„Wo denn?“ Bertha sah umher.

„Da beim Ofen. Sehen Sie nicht den schönen kupfernen Theekessel? Wie? der gute, gute Horst!“

„Na, den alten Wunsch hätte er schon längst seiner Mutter erfüllen können.“

„Bertha, Sie haben sich auf Ihrer Reise zu einem unangenehmen Frauenzimmer entwickelt.“

Fräulein von Ilsen lachte. „Ich muß es wohl von jeher gewesen sein.“

Sie blickten einander an. Die alte Dame zog sie in das Bambusrohrstühlchen neben sich.

„Sie wissen doch, wie lieb ich Sie habe. Nicht? Und er frägt alle Finger lang nach Ihnen.“

„Warum denn?“ Ihr Mund erhielt den stolzen Zug.

„Warum denn? Nun deshalb, weil er Ihnen so gram ist. Sie zweifeln doch nicht daran, daß er Ihnen im Grunde seines Herzens sehr zugethan blieb? Mein Gott, die Kinderzeiten sind vorüber, wo Ihr Beide keine Geheimnisse vor einander hattet. Es stünde übrigens auch jetzt besser zwischen Euch, wenn Sie sich angewöhnen könnten, ihm heiter und ohne Vorwürfe zu begegnen. Er gehört zu den Männern, die es nicht ertragen können, von einer Frau ermahnt, oder in ihrem Thun und Lassen durchschaut zu werden.“

„Ich weiß, ich weiß. Deshalb meide ich ihn so lange, bis er das eben ertragen kann. Verstellung ist mir ein Ding der Unmöglichkeit. Uebrigens, was macht — sie?“

„Weiß kein Sterbenswort von ihr.“ Eine Sorgenfalte trat zwischen die Brauen der alten Dame.

„Seit mich das bissel Fieber plagt, ist er so rücksichtsvoll gegen mich geworden.“

Als ob diese Behauptung eine ironische Illustrirung finden sollte, flog im selben Augenblick die Thür auf, und mit zornig erregtem Gesicht trat er, von dem sie eben gesprochen, herein. Bei Berthas Anblick klärte sich seine krause Stirn, und ein leichtes Roth der Ueberraschung färbte sie.

„Ei, sieh' da! Fräulein von Ilsen!“ Er blickte ihr unsicher in die Augen und bot ihr die Hand.

Sie legte ihre beiden hinein.

„Lange fortgewesen.“

„Ja, sehr lange.“

„Es hat Ihnen aber gut gethan. Sie sehen frisch und jung aus.“

Sie zuckte unmerklich zusammen und sah auf die Mutter.

„Setzt Euch vor Allem, wenn ich bitten darf, und dann sage, mein Herr Sohn, weswegen Du so stürmisch hereinfuhrst.“

„Ach, das — das hat Zeit bis später. Jetzt soll Fräulein von Ilsen uns Bericht erstatten.“

„Ich und meine Berichte — ich wüßte nämlich gar keine zu erstatten, wir laufen Ihnen nicht davon. Ich bleibe jetzt ja wieder hier. Was Sie aber so heftig hereinführte, scheint Eile zu haben. Reden Sie doch, wenn ich mir nicht ganz als Fremde erscheinen soll.“

„Gut, dann sag' ich's also. Es ist nämlich ein Scandal. Du weißt doch,“ er blickte die Mutter gereizt an, „daß ich Dir schon wiederholt sagte, ich brauche einen großen Friesvorhang in's Atelier, wir führen dieser Tage die Dichtung eines Freundes auf,“ wandte er sich erklärend an Bertha, „wo sollen denn die Damen Toilette machen, wenn kein Vorhang da ist? Uebrigens —“ er brach ab, trommelte auf den Tisch und lachte auf einmal auf.

Er glich in seinem Aeußern, mit den unstäten, schwermüthigen Augen und der dunklen Lockenmähne einem Zigeuner.

„Liebes Kind, Du mußt Dich schon bis zur nächsten Woche gedulden, die Tapezierer sind jetzt Anfang October zu sehr in Anspruch genommen.“

Er warf einen bösen, ironischen Blick auf die alte Frau. „Das heißt also, ich werde den Vorhang nicht erhalten. Nun — wie haben Sie sich in Baden unterhalten? Jedenfalls sehr gut, da Sie kein Wort von sich hören ließen.“

„Das könnte auch aus anderen Gründen geschehen sein; übrigens war's wirklich sehr schön da, besonders seit die Wälder ihr buntes Kleid angelegt haben. Ach, Herr Nielsen, das sollten Sie aber nicht zugeben. Sehen Sie Ihre Mutter an, Sie arbeitet schon wieder, dabei brennen ihre Hände im Fieber.“

„Quälgeist," rief Frau Nielsen ärgerlich.

„Lassen Sie sie doch," sagte Horst, ohne hinzublicken, „sie ist ja alt genug, um zu wissen, was sie thun soll. Also es hat Ihnen in Baden gefallen? Haben Sie auch die feinen Zeitblooms in Stuttgart besucht?"

„Nein, ich war nicht in der Galerie, überhaupt nicht in Stuttgart."

„Hoffentlich komme ich endlich einmal aus dem Nest hier heraus. Es giebt so viel Schönes in der Welt zu sehen."

Bertha warf ihm einen langen Blick zu.

Er machte eine Bewegung der Ungeduld und stand rasch auf. „Entschuldigen Sie mich, ich habe eine Verabredung im Kaffeehaus. Auf Wiedersehen!"

Er drückte ihr leicht die Hand, streifte die Mutter mit flüchtigem Blick und entfernte sich.

Beide Frauen schwiegen eine Zeitlang, dann sagte Bertha gedrückt:

„Er sieht unruhig und gequält aus. Was er wohl haben mag?"

„Ach Kind!" die alte Frau lächelte, „ein Idealist wie er, den Kopf voll Sternenpläne und diese elende Wirklichkeit dazu. Ein altes krankes Weiblein an der Seite, daneben beständig Sorgen; ich thue, was ich vermag, aber was bedeutet das? Er selbst verdient so zu sagen keinen Pfennig, weil er es verschmäht, auf Anderer Geschmack einzugehen und sein eigner zwar anerkannt, aber — aber nicht bezahlt wird. Es ist nur zu begreiflich, wenn er ungeduldig wird. Dazu noch jenes Verhältniß, das ihn nichts weniger als befriedigt . . ."

„Alles eins. Mit einer solchen Mutter —"

„Was sind wir Alten für die Jugend. Wir nehmen höchstens jemand Besserem den Platz weg."

„Wie können Sie nur so sprechen?"

„Wie könnte ich anders sprechen? Ich leiste ja nichts."

„Aber Frau Nielsen, Sie arbeiten sich ja zu Tode für ihn."

„Bah, das bischen Handwerk. Ich bin doch verpflichtet, für ihn zu sorgen."

„Nicht mehr in Ihrem und seinem Alter."

„Er ist ein Genie, er hat das Recht, zu fordern, daß man seinen Lebensweg so glatt wie möglich bahnt."

Bertha preßte die Zähne auf die Lippen und starrte zu Boden.

„Na, Kind, nicht gar so verzweifelt dreinschaun. Es wird schon Alles gut werden."

„Ja, sehr gut." Bertha stand auf, drückte die Hand der alten Dame an ihre Lippen und entfernte sich rasch.

Auf der Straße liefen große Thränen ihre Wangen herab, aber es sah sie Niemand, denn es war dunkel geworden. — — — — —

II.

„Ueber Berge wandelt mein Fuß, aber höhere Schau erlebe ich nicht. Durch Thäler schreitet mein Fuß, aber nicht näher komme ich der Niederung. In Nächten weil' ich und werde nicht finster, die schreiende Sonne der Tropen bräunt nicht mein Lid. So hoch und so nieder, so dunkel und so strahlenreich bist Du, mein Ich, alle Wunder der sieben Tage sind in Dir."

Purpurnes Dämmerlicht aus halbverhängten Lampen. An der dunklen hochgebauten Orgel lehnt Rafael Zumsen, ein Heft in der weißen Hand. Seine Stimme ist kalt und klar, er liest eintönig, wie ein Pfarrer den heiligen Text von der Kanzel liest. Inge kauert auf einer Stufe, die zu dem Emporium führt, auf dem die Orgel steht. Sie trägt ein weißes langes Kleid und die rothgoldenen Haare offen über den Rücken hinabwallend.

„Die Dreiheit ist zur Einheit geworden, wie sie es war, ehvor die Sieben sie gespalten. Thau der fünf Rosenbüsche versiegt —"

„Eins, drei, fünf, sieben, ich kann nicht mehr mit, ich versteh das Alles nicht. Es klingt herrlich, aber ich versteh's nicht."

„Du sollst schweigen."

„Aber davon' lern ich's doch nicht verstehen. „Zürn' mir nicht, mein geliebter Rafael, ich weiß, daß ich die einfältigste aller Frauen bin, belehre mich."

„Du sollst schweigen."

„Ach Rafael!" Sie kniet vor ihm hin und umschlingt ihn. Er schließt langsam das Heft, ganz ohne jedes Zeichen der Ungeduld und will sich entfernen.

„Nein, Du sollst nicht, Du sollst mich belehren."

„Laß mich, ich dachte es ja, daß Du nicht reif wärst."

„Ich kann doch nicht für meine schlichte bürgerliche Erziehung."

„Ich mache Dir auch keine Vorwürfe, ich höre blos auf, Dich mit geistigen Schätzen bekannt zu machen, die Du nicht würdigen kannst."

„Das ist — hart von Dir."

Er zuckt die Schultern. „Es ist das Sanfteste, was ich thun kann."

„Willst Du mich nicht lieber belehren?"

„Es giebt Dinge, die man Einen nicht lehren kann. Wo kein Verständniß für sie da ist, läßt sich's nicht erzwingen."

Sie stampft zornig mit dem Fuße auf.

„Dann sind es Undinge, denn ein jedes Ding läßt sich lernen, sagte mein Vater."

„Dinge, die Dein Vater meint, vielleicht."

Das trifft sie in's Herz. Sie beginnt zu weinen.

„Wer weiß, ob dieser Dichter ein so trefflicher Mensch ist wie mein Vater. Ich bin wirklich neugierig auf diesen Herrn."

Wenn Inge ironisch werden will, wirkt sie komisch.

Ihre neunzehn Jahre, ihr zärtliches Kindergesicht eignen sich nicht dazu. —

„Du bist nicht werth, diesen Mann kennen zu lernen.“

„Das hast Du mir auch von Horst Nielsen gesagt, dann war's ein ganz struppiger Kerl mit langem Zottelhaar, der mir meinen weißseidnen Tischläufer mit Rothwein begoß.“

„Du bist eine —“

„Herr Kiepenzwey,“ meldete das Mädchen, die Thüre öffnend.

Ein hochgewachsener, nicht mehr ganz junger Mann, mit einer bedenklichen Lichtung seines dunklen Haarwaldes, trat ein. Im selben Moment flog ein scharfer Blick zu Inge hinüber. Sie verstand. Sie heuchelte für eine Anfängerin nicht übel.

Mit harmlosem Lächeln streckt sie ihm die kleinen Hände entgegen. In ihren Augen glänzen noch die Tropfen von vorhin.

Alphons Kiepenzwey steht eine Sekunde wie gebannt, dann zieht er ihre Hände an die Lippen.

„Waren Sie denn immer hier, wie kommt's, daß ich Sie nie gesehen habe?“

„Das wirst Du wohl; sie hat sich in den letzten Monaten etwas verwandelt. Uebrigens, wie geht's Dir?“

Sie schütteln einander die Hände. „Wollen wir bald zu lesen anfangen? Du sollst beurtheilen, ob sich Dein Buch zum Vorlesen in der Oeffentlichkeit eignet. Richtig, daß ich es nicht vergesse: Horst läßt sich entschuldigen.“

Kiepenzwey hat sich an einer der zwölf Säulen niedergelassen, die die Büsten berühmter Musiker tragen.

„Was hat der Mensch nur auf einmal? Wo man hinkommt, glänzt er durch seine Abwesenheit.“

„Weißt Du denn von nichts?“

„Nein!“

Rafael zieht seine Brauen ein wenig empor. „Du sollst es einmal erfahren.“ Sie blicken einander an. „Weshalb hast Du übrigens Emanuela nicht mitgebracht?“

„Sie wird bald erscheinen. Sie mußte vorher in einer Gesellschaft, wo auch ihre Eltern eingeladen sind, ihren Knix machen. Sie hat schwere Stunden.“

Er kneift die Lippen ein und blickt zu Boden. Jetzt bemerkt Inge, daß er einen ähnlichen Zug der Härte wie ihr Mann im Gesichte hat. Bloß dämpfen ihn bei ihm die Augen, dunkle, weiche Dichteraugen.

„Frau Inge, Sie haben es sich sehr schön gemacht. Alles voll von Stimmung und Weihe, wohin man blickt; dieses Musikzimmer ist ein Tempel.“

Sie schlägt die Lider vor seinen vielsagenden Blicken nieder.

„Es ist Rafaels Werk. Ich verstehe von all dem sehr wenig.“

„Aber Sie haben ihm die Anregung gegeben, und das ist ebensoviel wie das Schaffen selbst. Ich freue mich, daß Sie von Ihrer Italiareise zurückgekehrt sind und ich öfter in Ihren weihevollen Räumen werde weilen dürfen.“

„Baronesse Wildau.“

Er steht rasch auf und drückt der eintretenden Dame die Hand. Dann zu den Beiden:

„Baronesse Wildau.“

Zwei große verlegene Augen richten sich ängstlich auf seinen Mund, ob er nicht noch ein Wort hinzufügen wird. Er thut es nicht.

Das schlanke, vornehm aussehende Mädchen in Gesellschaftstoilette reicht Inge schüchtern die Hand hin und neigt, ohne die Augen aufzuschlagen, den Kopf vor Rafael. Seinen scharfen Blicken entgehen die Thränenspuren an ihren Wimpern nicht. Er neigt sich zu ihr.

„Muth, Baronesse, man kommt nicht, ohne opfern zu müssen, unter die Olympier.“

Ueber ihr zartes, leidendes Gesicht fliegt ein schmerzhaftes Lächeln. „Ich habe mir's doch nicht so schwer vorgestellt, dieses Olympischsein.“

„Allerdings, wenn Sie das sagen können, sind Sie es noch lange nicht.“

Kiepenzwey zieht die Mundwinkel herab und fängt mit auf dem Rücken verschränkten Armen an auf und ab zu gehen.

„Was ist olympischsein?“ frägt Inge, die ein starkes Mitgefühl für dieses junge Mädchen zu empfinden beginnt.

„Sollen wir überhaupt noch lesen, oder nicht besser über Moden oder französische Romane sprechen?“ Rafael blickt mit halbgeschlossenen Augen nach dem Freund hinüber.

Kiepenzwey hält in seiner Wanderung inne.

„Wieso denn nicht? Was hast Du denn?“

„Daran bin ich mit meiner Frage wohl schuld.“ Inges Gesicht hat sich mit brennender Röthe bedeckt.

Kiepenzwey blickt den Freund an und wendet sich lächelnd an Inge. „Sie fragen, was olympischsein heißt, gnädige Frau. Olympisch sein, heißt frei sein. Ohne Bande und Fesseln, ohne Bedenken und Furcht, ohne Erdenschwere und Erdengesetze eine selbstleuchtende Sonne sein, das ist olympisch.“

„Giebt's denn solche Menschen auf Erden?“

„Hier stehen drei vor Dir, was fragst Du noch.“

„Auch Du Einer? Aber Du — Du hast Dich doch gebunden?“

Er blickt kalt zu ihr nieder. „Wenn vornehme Menschen unter Geringere gehen, legen sie ihre Sprache und Sitten ab und geben sich so wie

jene, damit sie verstanden werden. Erst später kehren sie wieder zu ihrem Eignen zurück."

Inge fühlt ihre Hand ergriffen. Emanuela mag wohl die Mitleidslosigkeit Zumsens zu herb erscheinen, sie richtet einige freundliche Worte an Inge. Sie hatte erwartet, eine hohe, überlegene Frau zu finden, und fand ein verwirrtes Kind. Vorwürfe gegen Zumsen erheben sich in ihr. —

Alphons hat wieder seine Wanderung begonnen.

Er denkt augenscheinlich an etwas weit Entferntes. Da fängt Rafael zu lesen an.

Es ist die Dichtung Kiepenzweys, die demnächst im Druck erscheinen, vorher aber noch öffentlich gelesen werden soll. Baronesse Emanuela kennt sie und horcht nicht sonderlich zu. Inge hört kein Sterbenswort, sie ist ganz in etwas Neues versunken, in ein mächtiges Leid, das seine fremden Arme nach ihr ausstreckt.

Die guten, einfachen, alten Eltern, ihr trauliches reiches und doch anspruchsloses Heim, die Schaar ihrer jungen lieblichen Freundinnen, Alles hat sie hingegeben, um diesem Mann zu folgen, der ihr wie die Erscheinung aus einer höheren Welt entgegentrat. Sie Alle haben die Köpfe geschüttelt; aber sie war ja so unsinnig in ihn verliebt, ganz toll verliebt! Sie, die kleine, zarte Inge, die alle Bettler und Dienstboten ihrer Güte wegen anbeteten, die als Inbegriff aller schüchternen Mädchenhaftigkeit galt, wurde plötzlich wie eine Mänade und drohte mit Selbstmord, wenn sie ihn ihr nicht gaben. Was hatte er denn beigetragen, um sie so zu verzaubern? Er hatte sie ein paar Mal länger angeschaut, und ihr, wenn sie in Gesellschaft zusammentrafen, gesagt, daß auf ihrer Seele ein dichter Schleier ruhte. Und wie sie bestürzt wurde, hatte er mit halbgeschlossenen Augen gelächelt und Kind! gesagt.

Und wie sie ihn später beschworen hatte, ihr Näheres über diesen Schleier zu sagen, da sie sonst keine Ruhe fände, da hatte er mit seltsamer Stimme erwidert:

„Lassen Sie mich! Wenn ich ihn lüftete, könnte es Ihnen gehen wie den Menschen, die des Herrn Antlitz erblicken: sie müssen sterben. Die Wahrheit ist nicht für Alle."

Und es war Mai, und die Nächte troffen vor Liebe und Mondschein und junger Sehnsucht, da sagte sie zu ihm:

„Ich will gern sterben, lüften Sie den Schleier, der mir die Wahrheit verbirgt."

Da hatte er sich über sie geneigt und sie geküßt. Die Mutter ihrer Freundin, deren Gäste sie waren, hatte es gesehen . . .

„Was wird nun?" war es Inge in ihrer Bestürzung entfahren.

Und er ruhig mit großer Ueberlegenheit: „Was Sie wünschen. Soll ich zu Ihren Eltern gehen?"

Da hatte sie unter seligem Schluchzen gestammelt: „Ja, gehen Sie zu ihnen.“

Und dann der Lohengrinmarsch in der Kirche, und sie sein . . .

Er war noch nicht lange hier, und die Wenigsten kannten ihn. Er hatte in der Vorstadt eine Kirche gebaut, die in ihren herben, an den schmucklosen Basilikastil gemahnenden Formen die Leute wenig ansprach. Inge kümmerte sich nicht um die Urtheile der Anderen. Ihre Liebe zu ihm steigerte sich von Tag zu Tag, während sein Benehmen gegen sie immer kälter wurde. Bei wem sollte sie sich Aufklärung, Rath holen? Ihren Eltern wollte sie nicht den Triumph gönnnen, ihr sagen zu können: Haben wir nicht ungern unsere Einwilligung zu dieser Verbindung gegeben? Aber Du wolltest ja unsere Mahnungen nicht hören. Und seine Freunde? Ist von ihnen Verständniß, Hilfe zu erwarten?

Sie sieht heimlich auf Kiepenzwey. Seine Augen blickten gleichgiltig in die Ferne. Er macht den Eindruck eines in sich ganz versunkenen Menschen, der für Andere wenig Interesse hat.

„Ueber Berge wandelt mein Fuß, aber höhere Schau erlebe ich nicht. Durch Thäler wandelt mein Fuß, aber nicht näher komme ich der Niederung.

In Nächten weil' ich und werde nicht finster, die schreiende Sonne der Tropen bräunt nicht mein Lid.“

Tiefe Stille. Rafael schließt mit gemessener Geberde das Heft. Dann tritt er langsam vom Podium herab.

„Wenn es gefällig ist, eine Stärkung zu nehmen.“ Emanuela folgt Kiepenzwey. Rafael ist vorausgeschritten. Im Speisezimmer setzen sie sich an den mit Blumen und schwerem Silber geschmückten Tisch. Ein Imbiß aus kalten erlesenen Leckerbissen steht bereit. Man bedient sich selbst. Keiner verliert ein Wort. Stehen sie noch unter dem Eindruck der Dichtung oder thun sie nur so?

Inge erträgt die Spannung nicht mehr.

„Sind denn auch Sie so ernsthaft?“ frägt sie in komischer Verzweiflung die Baronesse. „Niemand spricht, ich komme mir wie eine ungeschickte Hausfrau vor, die ihre Gäste nicht unterhalten kann.“

Emanuela hebt den Kopf auf und blickt sie gutmüthig an. „Das sollen Sie nicht denken. Sie sind gerade so recht, wie Sie sind, wir Anderen haben nur —“

„In früheren Zeiten mochte es wohl Brauch sein, daß die Gäste von der Hausfrau unterhalten wurden, heute sind wir nicht mehr so arm im Geiste. Jeder spricht, oder schweigt, wie's ihm beliebt.“

Ja, da hat sie wieder eine Dummheit gemacht, die gute Inge! Sie stürzt ein Glas Rothwein hinab. Wieder Schweigen. Dann beginnt Kiepenzwey ein Gespräch über Bücher und Werke, die ihr fremd sind. Rafael vertheidigt die Ansicht eines Schriftstellers, daß der Verbrecher erst mit dem Augenblick gemein wird, wo man ihn faßt. Denn bis dahin

hat er sich im Recht geglaubt. Kiepenzwey meint, dieser Augenblick wäre schon mit dem Fühlen eines Bedürfnisses eingetreten, das außer seinen Möglichkeiten liegt.

„Lachen Sie gerne?“ flüstert Inge zu Emanuela hinüber. Die junge Dame sieht sie verdutzt an.

Ist das ein sonderbares kleines Persönchen! Zumsen wird ihr immer räthselhafter. Hat er sie ihrer Schönheit wegen genommen? Er macht so gar nicht den Eindruck der Verliebtheit. Ihres Geistes wegen nahm er sie nicht. Muß also ein anderes Motiv vorliegen. Arme kleine Inge!

„Ja, Frau Zumsen, ich würde gerne lachen, aber ich finde, es giebt so wenig Grund dazu.“

„Aber Sie“ — jung ist sie eigentlich nicht, denkt Inge bei sich, aber schön ist sie, „Sie sind doch noch zu Hause, wo man keine Sorgen und Kämpfe kennt.“

Die Baronesse seufzt. „Meinen Sie? Ich kann nur wiederholen, ich habe wenig Grund zum Lachen. Aber ich hoffe, daß ich bald — wenigstens lächeln werde.“

„Nicht nöthig, Emanuela.“ Kiepenzwey hat ihre letzten Worte gehört. „Im Olymp lächelt man selbst nicht mehr, man hat Alles und ist gestillt und versteht. Lächeln ist Begehren. Das neue Geschlecht wird nichts begehren.“

„Es ist nicht leicht, nichts zu begehren.“

„Göttliche Unbekümmertheit!“

O wie schön ist Rafael in dem Augenblick, da er die zwei Worte ausspricht! „Aber Ihr begehret ja Alle,“ ruft Inge von plötzlicher Eifersucht ergriffen.

„Ein echter Olympier nicht mehr, der läßt Alles an sich herankommen.“

„Und Euer Herz, Euer Herz?“

„Herz?“ Rafael sieht sie ironisch an. „Wir wollen Harmonie, Freiheit. Alte abgestorbene Sittengesetze, die der Polizeiwachtmeister und Pfarrer unseren Urvätern einpaukte, gelten für uns nicht mehr.“

Harmonie? Ist sie das, die da mit am Tische sitzt?

„Baronesse, sagen Sie für mich etwas!“

Emanuela lächelte schwach. „Was denn? Wir sind das Uebergangsgeschlecht. Wir müssen noch ein wenig leiden. Aber Olympier sind wir doch schon, wenn wir auch das Weinen noch nicht verlernt haben.“

Rafael erhebt sich. Das Gespräch scheint ihn zu langweilen. Sie gehen in die Bibliothek hinüber. Inge lehnt das Gesicht an die Fensterscheibe. Ob man nicht dumm werden muß, wenn man beständig zu hören bekommt, daß man es sei? Ihre Mutter fand sie nicht dumm. Freilich, die gehörte auch nicht zu den Neuen! . . .

III.

„Bertha! Liebe! In diesen Tagen habe ich eine ganz verwunderliche Erfahrung gemacht. Deine von allen Seiten für verwöhnt gehaltene und früher auf Händen getragene Inge ist ein völlig verlassenes, einsames Geschöpf. Glaub' nicht, daß ich das in einer traurigen Stimmung schreibe, es ist meine klare Erkenntniß. Meinen Eltern mag ich mich aus leicht begreiflichen Gründen nicht anvertrauen, meine Schulfreundinnen sind junge, unerfahrene Mädchen und könnnen mir keinen Rath geben. Der einzige Mensch, der mir bleibt, bist Du. O komm zu mir, damit ich mich an Deiner Brust ausklagen kann. Komm' und sag' mir, ob ich wirklich so einfältig bin, wie er glaubt. Ich weiß ja, daß mir noch Vieles zu meiner Entwickelung fehlt. Wie lang ist's denn her, daß ich meinen achtzehnten Geburtstag gefeiert habe? Ich will ja Alles nachholen. Weißt Du, ich glaube, die Frauen, die nur Liebe besitzen, werden ihren Mann nicht fesseln können, denn an Liebe gewöhnt er sich, wie an den warmhaltenden Pelz im Winter. Es muß wohl etwas Anderes sein, was ihn an das Weib fesselt. Komm und hilf Deiner Inge.

Ursula war, nachdem sie diesen Brief hereingebracht hatte, durchaus nicht wieder hinausgegangen. Sie war froh gewesen, eine Ursache zu haben, hereinzukommen. Wenn Bertha am Flügel saß, hatte sie sich nämlich jede Störung verboten.

Und sie saß diesmal schon zum Ungeduldigwerden lang da und spielte „wie ein Krankes Scharpie für sich zupfen würde." Und dabei war ihr Gesicht weiß wie eine Kalkmauer.

Jetzt, Gott sei Dank! hatte sie mit dem traurigen Gespiel aufgehört und las.

„Ja, 's ist gut, Urschl."

Sie meint, ich kann gehen. Fällt mir nicht ein.

„Na, Fräulein Bertha, 's is nit gut. Ich hab' geglaubt, wenn Sie wieder kommen, werden Sie blühen wie früher, vor vier, fünf Jahren. Derweil schaun's aus, wie die Schwindsucht. Fräulein Bertha, sein's gescheidt," ihre breite, kurze Hand strich über Berthas Schulter, „lassen's mich den Doctor holen. Sehen's, daß Ihnen was fehlt, is ja sicher. Aber was, is nit sicher. Der Doctor wird's gleich heraus haben. Es kann was Innerliches sein, was geschnitten werden muß, wenn der Zeitpunkt vorüber is, verhärtet sich's dann —"

Bertha sprang auf.

„Eins, zwei, drei, linksum, marsch! Geunkt wird hier nicht. Dein Lieblingsthema: über Operationen zu reden, hab' ich satt. Mach', daß Du hinauskommst, und stör' mich nicht." Urschel reckte sich auf. Sie war nicht kleiner als ihre Herrin, aber breiter. Ihr männlich biederes, mit Seife gewaschenes Gesicht färbte sich tiefer.

„Wenn ich wüßt, daß Sie außer mir wem auf der Welt hätten, gleich ging ich. Aber so — Sehens, Sie sind a arms Schaferl, ja, ja, a gnädige Fräuln für d' Andern, für mi a arms Schaferl. I hab Ihnen lieb, Fräuln Bertha, und ich möcht Ihnen frisch sehen. Sie sein schön und noch nit alt, und Mannsbilder, hä, die kriegens auf jeden Finger drei. Ich" — ein pathetischer Hieb auf ihre Brust — „trau mi mit meine neunundvierzig Jahr —"

„Zweiundfünfzig sind's —"

„noch genug Freier zu finden, aber —"

Bertha wirft sich auf den Klavierstuhl und beginnt einen rauschenden Marsch zu spielen.

Urschel blickt sie etwas beleidigt an und — wartet.

„Bist Du noch da?"

„Fräuln Bertha, vor ein paar Tagen ist unsern frühern Schuster seine Frau gestorben —"

„So?"

„Sie hat den Schkorbut in den Beinen gehabt, Niemand hat's gewußt, weil sie's verheimlicht hat; wie sie endlich den Doctor gerufen haben, war's zu spät."

„Meinst Du, daß ich auch Schkorbut" —

„Spotten's nicht, Fräuln Bertha, so lang's noch nicht zu spät is. Fieber haben Sie —"

„Natürlich, das gelbe, ich seh's im Spiegel."

„Fräuln Bertha, sein's nit so aufgeregt, sehens, wenn ich Sie so aufgeregt seh, muß ich immer an die Schwämme denken, die wir in diesem Sommer im Wald gepflückt haben."

Es gehört zu Urschls Wunderlichkeiten, Dinge, die nicht den leisesten Zusammenhang haben, miteinander in Verbindung zu bringen. Sie breitet zum Beispiel das Tischtuch über den Tisch und sagt: „Wenn ich das Tischtuch aufleg', muß ich immer an das Erdbeben damals auf Iskias denken."

„Wieso denn?"

„Ja, es is zu gspassig. Was is der Mensch! Im Handumdrehen todt." Den geheimnißvollen Zusammenhang zwischen dem Tischtuch und dem Erdbeben, den sie entdeckt hat, verräth sie nicht. Trotzdem ist sie das Ideal aller Dienstboten, und seit fünfzehn Jahren bei von Ilsens. Sämmtliche Burschen ihres Herren waren in sie verliebt, aber sie ist als keusche Amazone den Pfeilen ihrer Liebe entgangen.

„Heirathen ist nur dann schön, wenn alle Punkte zusammentreffen." Und übrigens hat's dazu immer noch Zeit. Wenn sie erst ihr Fräulein untergebracht wüßte! Dabei färbt sie sich die Haare mit einer schrecklich dunklen Sauce und lachte Saturn in's Gesicht, als er zum zweiundfünfzigsten Male seine Sense um ihr Haupt schwang.

„Also wie stehts, darf i —"

„Endlich hinausgehen, jawohl."

Sie kennt ihr Fräulein. Wenn es diesen Ton annimmt, dann giebt's keinen Widerspruch mehr.

Steifnackig tappst sie aus dem Zimmer.

Bertha liest das kleine Brieflein nochmals durch, erhebt sich und geht auf und nieder.

Also auch dieses Kind schon von Leid heimgesucht! Warum nur? So jung, so reizend, von Ueberfluß umgeben, und doch nicht glücklich, Warum nur nicht? Ist die Frau verurtheilt zu leiden, die Frau, die nur Liebe hat? Bertha blickt grübelnd vor sich hin. Das Zimmer, in dem sie sich aufhält, ist ein sehr behaglicher Raum. Gediegene schwere Nußbaummöbel, werthvolle alte Gemälde, kein Firlefanz, Alles ehrlich, solide, wie der Charakter ihrer ganzen Familie, wie sie selbst. Und ihr Vertrauter dort in der Ecke, der Bösendorfer. Der weiß Alles von ihr, was sonst Niemand weiß. Sie tritt an's Fenster, auf dessen Bordbrett blühende Blumen stehen. Ist denn auch sie eine Heuchlerin? Wahrhaftig, sie auch.

Ging sie nicht wie eine über Allem Stehende, mit stolz getragenem Kopfe umher? Und ihr Vater sagte immer: „Meine Bertha wird schwer einen Mann finden, denn sie kann die höchsten Ansprüche erheben und erhebt sie auch.“ Guter Vater! Wenn er geahnt hätte, daß sie seit Jahren das Bild eines der egoistischsten Menschen im Herzen trug! Und mit jener festen unwandelbaren Treue, wie das Weib, das über den flatterhaften Frühling des Lebens hinaus ist.

Weiß Horst selbst, wie es mit ihr steht? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Ihre Eltern waren mit den seinen befreundet. Aus dem Verkehr der beiden Familien entspann sich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen den Kindern. Einen Augenblick lang mochten die Alten wohl die glücklichste Lösung für die Zukunft erwartet haben. Da starb Herr Nielsen. Nicht lange darauf bezog Horst die Akademie in München. Als er nach Jahren wiederkam, war er ein Anderer geworden. Nicht nur in seinem Aeußern, auch in seinen Lebensanschauungen. — Er gerieth in feste Beziehungen zu einer Dame, und Bertha, die ihm still uud treu anhing, wurde zur Rolle einer „guten Freundin“ verurtheilt.

Als solche nahm sie sich dann und wann die Freiheit, ihm ihre Meinung über Dinge zu sagen, die ihr mißfielen.

Das paßte ihm nicht.

Er lockerte auch das letzte Band zwischen ihnen Beiden. Vielleicht gehörte Bertha auch zu jenen Frauen, die „nur Liebe“ besitzen. Außer ihrer schönen musikalischen Begabung, hatte sie wenig hervorragende Eigenschaften. Ihr Vermögen war ein bescheidenes und warf gerade so viel Zinsen ab, daß sie davon gut bürgerlich leben konnte.

Sie hätte sich oftmals verheirathen können, aber alle Bewerber waren von ihr abgewiesen worden. Dabei waren die Jahre vergangen, und ihr dreißigster Geburtstag herangenaht.

Sie mußte sich nun wohl sagen, daß ihre Hoffnung aussichtslos war. Sein Verhältniß zu jener Frau bestand noch immer. Wenn sie sie doch einmal sehen, kennen lernen könnte! Sie empfindet fast Sehnsucht nach ihr, sie fühlt es deutlich, sie würde sie nicht hassen, nein, lieben würde sie sie, weil — er sie liebte.

Sie muß lächeln über diesen anscheinenden Widerspruch in sich. Und doch, es ist gar keiner.

Wächst die Frau, die liebt, nicht über alle Grenzen ihrer Natur, ihres Selbst hinaus, in's Weite, Große, Göttliche hinüber?

So lange Berthas Vater noch lebte, hatte ihr die Zeit, die Möglichkeit gefehlt, über das Schicksal ihrer Neigung nachzugrübeln. Der alte Herr mit seinen hunderterlei Anforderungen an ihre töchterliche Liebe hatte sie beständig in Athem erhalten.

Jetzt ist sie allein; alle Tage, alle Stunden gehören ihr, nur ihr. Ein Jahr lang war sie abwesend gewesen. Nicht nur das Leid über den Verlust des geliebten Vaters, auch die Hoffnung, den zu vergessen, der ihr nicht bestimmt schien, hatte sie fortgetrieben.

Sie ist wiedergekommen, geläuterter, aber mit unverminderten Gefühlen für ihn, den sie hatte vergessen wollen. Die Zauberbinde, die auf Inges jungen Augen liegt, dem geliebten Manne gegenüber, haben die ihren längst verloren.

Sie erkennt Horsts Schwäche und Verkommenheit, aber — sie liebt ihn.

Die Tragik so mancher hohen Frauenseele.

Wie soll sie's nur anstellen, „sie“ zu sehen.

Draußen fallen die ersten Schneeflocken.

Die große Hoffnungslosigkeit beginnt. Oder nur für die Oberflächlichen, die in den Schneeflocken nicht schon die Formen der nahenden Frühlingsblumen erkennen?

Wie soll sie's nur anstellen? Wie nur?

Ein Gedanke durchfährt sie. Jüngst war eine arme Näherin bei ihr, die ihr eine Anzahl Loose zum Verkauf anbot. Der Erlös soll der Frau einige Erleichterungen für ihre alten Tage verschaffen. Ein Dutzend davon hat Bertha selbst gleich genommen, die andern versprochen, an Bekannte zu verkaufen.

Da gäbe es ja eine gute Gelegenheit, wirklich die beste, jene Dame kennen zu lernen. Sie wird sich in dieser Angelegenheit an sie wenden.

Der beste Vorwand. Sind nicht auch zu ihr schon Damen mit ähnlichen Anliegen gekommen?

Also Muth! Muth!

Sie wirft ein schwarzes Seidenkleid, ihren Pelz über, verschleiert sich dicht und wagt sich in's Schneegetriebe hinaus.

In ihrer Conditorei findet sie im Adreßbuch die Wohnung der Dame angegeben, von der ihr nur der Name bekannt ist. Eine Droschke bringt

sie in die bezeichnete Straße. Mit klopfenden Herzen steigt sie die Treppe empor, zaudert, drückt auf die Klingel und wird in einen Salon geführt. Kindergeschrei, Trubel, Thüren werden zugeschlagen, man hört laut und geräuschvoll Geschirr abräumen. Sie haben wohl eben erst gefrühstückt, es ist kaum ein Uhr. Bertha wird immer verwunderter. Sie hatte sich die Umgebung der Beatrice ihres Olympiers ähnlich gedacht wie bei Zumsen. Stimmung, Stimmung, nach der sie Alle dürsten. Hier herrscht keine. Das Wohngemach könnte jede reiche Fleischersgattin bewohnen. Es ist beinahe der Paneelsophastil mit vergoldeten Papiermaché-Nippes. Rother Plüsch, Spiegelschränke, Stehlampen mit Schärpen, die Tapezirerhände darum garnirt haben.

Horst! Horst!

Wie schön muß sie selbst sein, um ihn über all das hinweggleiten zu lassen, denn — ein wenig läßt der Geschmack doch auf den Menschen selbst schließen.

Sie muß sehr schön sein.

Bertha geräth in einen Wirbel der verschiedenartigsten Gefühle. Da geht die Flügelthüre auf.

Eine kaum mittelgroße Gestalt mit verärgertem, verhärmtem Gesichte und breit ausladenden Hüften tritt herein. Das kornblonde, ursprünglich wohl im Nacken zu einem Knoten verschlungene Haar hat sich gelöst und verräth seine Dürftigkeit. Der ganze Anzug, ein bordeauxrother weiter Schlafrock, zeugt von Vernachlässigung und Unlust.

In Bertha regt sich neben der Ueberraschung ein Gefühl der — Freude. Sie schilt sich schlecht, aber die Freude ist doch da. Diese Frau hier, kann ihr selbst ja nicht die Schuhriemen lösen. —

Was sie zu ihr führe?

Das und das Anliegen.

Eine — Bettelei.

Frau Birkenau lächelt.

O, sie kenne Fräulein von Ilsen sehr gut. Hätte schon öfter in Concerten ihre herrliche Altstimme bewundert. Mein Gott, was die Kinder heute wieder ungezogen sind!

Ihre eigenen?

Freilich. Drei. Ein Bub und zwei Mädel.

Bertha wird glühend roth. Was soll sie entgegnen?

Kinder gewährten **ein** großes Glück, sie lassen das Gefühl der Vereinsamung in Einem nicht aufkommen.

Jawohl, aber ihr wären sie eine Last. „Ganz mich ihnen widmen kann ich nicht,“ fügt sie hinzu, „denn ich habe noch viele andere Sorgen, und überhaupt eine Mutter allein vermag auch nicht zu erziehen, der Bub besonders brauchte eine männliche Hand.“

Es wird ihr wohl nichts übrig bleiben als sie in eine Erziehungsanstalt zu geben. Dann reden sie von der armen Frau und den Loosen. Dann stürmt ein süßes kleines Mädchen von sieben Jahren herein und rennt beim Anblick der fremden Dame scheu davon. Die Mutter ruft sie zurück, sie kommt aber nicht. Von draußen Geschrei und Gezänk verschiedener Stimmen.

Hätte Bertha sich am Ende in der Adresse geirrt?

Sie blickt forschend in das Gesicht der Hausfrau, die Conversation zu machen versucht, um die mit vieler Auszeichnung öffentlich oft genannte Dame einige Minuten länger zu fesseln.

Die Form erheischt es, daß Bertha endlich aufbricht.

Lina Birkenau nimmt einige Loose in Empfang. Bertha wagt zum Schluß einen kühnen Salto mortale.

„Sollte der Erlös dieser Loose für die dringendsten Bedürfnisse der armen Alten nicht hinreichen, dann werde ich mich mit Frau Nielsen besprechen, vielleicht malt sie oder ihr Sohn — Sie kennen ja auch die Beiden! — ein oder das andere Sächelchen, das man für die Arme noch losschlagen kann."

Bertha braucht nicht bei ihren Worten die Blicke von Frau Birkenaus Gesicht wegwenden; Frau Birkenau denkt nicht daran, roth oder verlegen zu werden.

„Da hilft eher noch die Mutter als der Sohn. Der — der bückt sich nicht, wenn ihm etwas aus der Hand fällt, sondern läßt's Andere für sich aufheben."

„So war er früher nicht," meint Bertha leichthin, innerlich froh, das Gespräch bei ihm angelangt zu sehen. „Ich kenne ihn schon seit langen Jahren."

„Ich weiß, er hat mehr als einmal von Ihnen gesprochen."

Sie blickt noch immer ganz unverlegen aus.

„Ich war schon lange nicht mehr dort," fährt Bertha in demselben gleichgiltig sein sollenden Ton fort, „ich ärgere mich jedesmal, wenn ich die alte Mutter, die noch dazu leidend ist, arbeiten sehe."

„Ja, was soll sie denn thun?"

Lina Birkenaus Gesicht hat auf einmal einen brutalen Ausdruck angenommen.

„Wenn Sie mit ihnen befreundet sind, werden Sie die Verhältnisse kennen. Er ist ja wie ein Sieb, durch das ein Goldschacht durchsickern würde."

Sie lächelt bitter und betrachtet ihre kleinen blassen Hände.

„Er arbeitet doch."

Frau Birkenau lacht auf. Dann blickt sie Bertha überlegen an. „Sie scheinen ihn doch nicht so genau zu kennen, gnädiges Fräulein?"

Bertha fühlt einen heißen Knebel in ihrer Kehle.

„Was ich noch sagen wollte — zürnen Sie aber nicht über meine Frage! Ich habe Ihnen vorhin gesagt, daß ich höchstwahrscheinlich die Kinder fortgeben werde — dann ist man allein und —“ sie machte sich an der Quaste des Fauteuils zu schaffen, „würden Sie mir — Unterricht im Gesang ertheilen wollen? Ich hatte schon vor, mich an eine Gesangslehrerin zu wenden, von Ihnen wäre mir natürlich der Unterricht lieber.“

Bertha nimmt die Veränderung wahr, die mit ihren Zügen vorgeht. Etwas Schweres ringt in ihnen, ein grausames Weh, das sie zu verbergen und bekämpfen sucht.

In diesem Augenblick fühlte Fräulein von Ilsen die warme Theilnahme, die Güte, die sie für diese Frau in sich bereit gehalten hatte, wach werden. Sie hatte ein herrliches, bevorzugtes Geschöpf zu finden gehofft und fand — eine Unglückliche, die ihr Mitleid erweckte.

„Ich gebe nach Vaters Tode keine Unterrichtsstunden mehr, aber mit Ihnen will ich eine Ausnahme machen. Doch Eins —“ ihre Blicke richteten sich fest auf Frau Birkenau, „weshalb wollen Sie diesen Unterricht nehmen? Verfolgen Sie dabei irgend ein Ziel?“

„Zwei sogar.“ Lina Birkenau zögert und senkt den Kopf. „Vielleicht könnte ich — ich weiß es ja nicht — mir durch den Gesang etwas zurückerobern, was ich zu verlieren im Begriff bin —“

„Einen Menschen?“ unterbricht Bertha sie mit einer ihr selbst fremden Rücksichtslosigkeit.

„Einen Menschen und — vielleicht bin ich eines Tages im Stande,“ sie streicht verlegen an ihrem rothen Schlafrock herab — „vielleicht bin ich im Stande, mir ein bischen Geld mit Unterrichtsstunden zu verdienen.“

Bertha fühlt es kalt über sich hingehen.

„Durch Gesangstunden, in Ihren Jahren — und die Kinder?“

„Ach was, die!“ Ihre hellblauen Augen blitzen auf. „Es sind drei Menschen, Individuen für sich selbst, was gehen sie mich an? Ich habe gethan, was ich —“ sie stockt und beginnt wieder mit der Quaste zu spielen. „Es ist falsche Sentimentalität. Mutter, Kinder, Blut, Angehörigkeit! Jeder für sich, Jeder seines eignen Glückes Schmied. Haut er daneben, nun, so verantwortet er es selbst. Mag er Richter seiner eignen Dummheit sein . . .“

Das sprach Horst, denkt Bertha. Sie ist sein Echo, das Echo des Olympiers.

„Ich denke anders als Sie. Ich glaube an Gesetz und Moral, an Bande des Bluts, an Pflichten.“

Frau Birkenau sieht sie an. Wie glücklich mag diese erdrückte Gedemüthigte sein, ihre scheinbare Ueberlegenheit vor dieser stolzen Frauenseele zu beweisen.

„Liebes Fräulein von Ilsen, über kurz oder lang bekehren Sie sich doch zu unseren Ansichten. Glauben Sie's mir, sehen Sie, wenn ich

an Pflichten glaubte, hahaha! Ich kenne Menschen, die ihre Schwüre gebrochen haben, und als man sie darüber zur Rede stellte, lachten sie Einem in's Gesicht und fragten, wie etwas gebrochen werden kann, das nicht vorhanden wäre? Was heißt schwören, sein Ehrenwort geben? Was heißt überhaupt Ehre? Sie sehen, selbst in den exclusivsten Kreisen verweigern die Männer einander die Genugthuung, weil ihnen ihr Leben lieber ist, als ein hohler Begriff."

„Wenn Sie weitere Consequenzen ziehen, werden Sie bald auf unliebsame Entdeckungen stoßen. Was heißt Treue?" Sie blicken einander in die Augen.

„Wer glaubt denn auch noch an sie!" ringt es sich heiser aus Frau Birkenaus Munde.

„Dann spreche ich Ihnen mein Bedauern aus, denn glücklich kann diese Philosophie nicht machen. Wenn kein Wort mehr gilt, kein Gesetz mehr besteht, was soll uns denn vor allen Unbilden schützen? Wenn der Begriff Pflicht gefallen ist, bei was sollen wir denn Diejenigen, die den kategorischen Imperativ nicht kennen, fassen, wenn sie uns schädigen wollen?"

„Es giebt nur Freiheit, Schönheit und Harmonie, alles Andere ist Lüge."

Bertha senkt die Wimpern. Sie kann in diesem Augenblick dieses verjammerte, elende Geschöpf, das die Phrasen schlauer Dressirer nachpapageit, nicht anblicken.

„Kommen Sie Mittwoch, gnädige Frau, Mittwoch Nachmittag, da will ich Ihre Stimme prüfen. Ahornstraße 12. Adieu für heute, und Dank im Namen der armen Frau."

Sie eilt hastig hinaus, ohne Lina Birkenaus letzte Worte zu verstehen, die ihr im Innersten bewegt nachblickt.

IV.

„Eins kann ich von mir sagen: Ich habe nie zu den Neigentrinkern gehört. Man muß das Leben lehren, einen mit Vorzug zu behandeln, dann gehorcht es."

Rafael setzte den schweren silbernen Becher an die Lippen. Bei ihrer allwöchentlichen Zusammenkunft in seinem Hause hatten sie es vereinbart, nur aus echtem, künstlerisch verarbeitetem Metall und nur schwere Bordeauxweine zu trinken. Sie ruhten an dem großen, mit Blumen und eß- und trinkbaren Herrlichkeiten bedeckten Tisch in Rafaels Arbeitszimmer und ergingen sich in Gesprächen. Frauen wurden zu diesen Abenden nicht zugelassen. Manchmal waren ihrer mehr, manchmal nur die Drei beisammen, der Hausherr, Horst und Alphons. Alphons schien wie gewöhnlich anderswo zu sein als da, wo „sein Leib" ruhte. Rafael tauchte die schlanken Finger in seinen

Becher und spritzte ihm ein paar Tropfen des flüssigen Purpurs in's Gesicht. „Verlaß die Vierte und weile bei uns."

„Als ob ich's nicht thäte!" er wischte die Tropfen nicht fort, „ich habe mich sogar eben mit Deinen Worten beschäftigt. Du sagst: das Leben lehren. Das ist eine Phrase."

Wenn die Olympier unter sich waren, behandelten sie sich gegenseitig ohne viel Rücksichten.

„Mein Vater war Hilfslehrer an einer Knabenschule in einem Neste von 6000 Seelen. Wir waren 13 Kinder. Wann wäre mir Gelegenheit geworden, das Leben zu lehren? Das Leben lehrte mich." Er fuhr sich über das stark gelichtete dunkle Haar. „Ich war froh, wenn ich als Gymnasialstudent zwanzig Kreuzer für eine Unterrichtsstunde erhielt."

„Das ist ja gerade die Thorheit, dieses sich Bescheiden. Hättest Du fünfzig gefordert, man würde sie Dir lieber als die zwanzig gegeben haben. Ich stelle Forderungen für meine Entwürfe, daß den guten Leuten das Haar zu Berge steigt. Dadurch, wenn schon durch nichts Anderes, erwecke ich die Ueberzeugung in den Dummköpfen, daß etwas ganz Besonderes an mir sein muß."

„Du kommst selten in die Gelegenheit," warf Horst boshaft hin.

„Wartet nur, meine Zeit kommt bald. Ich werde noch viele Wachskerzen verbrennen müssen," — die Olympier brannten an ihren Abenden nur Wachslichter — „bevor ich Dombaumeister werde. Aber es hindert mich ja nichts, die geistige Reife meiner Zeitgenossen abzuwarten."

„Allerdings," Alphons lächelte, „es wartet sich ganz behaglich in Deiner Lage."

„Gewiß, deshalb habe ich sie mir ja geschaffen."

„Sag' das nicht," brauste Horst auf, „unter uns gelten keine Redensarten. Glück hast Du gehabt, nicht nur den Willen, den Du so gern als Zauberstab ausgiebst."

Um Rafaels Lippen zuckte es leise. „Vergiß nicht, daß ich nicht nur den Mammon erhalten habe."

„Nun ja, ein Geschöpf dazu, das Thon in Deiner Hand ist."

„Ungefähr das Schwierigste, das es geben kann. Ich bin kein Bildhauer, um bei der Sache zu bleiben: kein Erzieher. Mit ihr ginge es noch, aber die Alten, die kann ich nicht mehr summodeln. Es ist keine leichte Aufgabe, die ich da übernommen habe, aber ich that es meinen künstlerischen Zielen zu lieb."

„Wenn sie Dich hörte," warf Alphons ein.

Rafael lächelte. „Dann würde ich ihr sagen: Du hast mich nicht verstanden, Deine Ohren haben Dich getäuscht, Du hast eine Vision gehabt."

„Und sie würde sich überzeugen lassen?"

„Selbstverständlich. So habe ich sie erzogen, so muß man die Frauen erziehen, damit sie nicht stören."

In diesem Punkte waren alle Drei einig, und Keiner widersprach.

Zwischen Rafaels Brauen trat eine Falte.

„Was meint Ihr, was mir Alles zu schaffen gemacht würde, wenn ich nicht Gräben und Wälle um mich gezogen hätte? Der Bornirtheit gegenüber nützt nur Eins: unnahbar sein."

„Dieser Vorsichtsmaßregeln bedarf ich allerdings nicht." Alphons richtete die ausdrucksvollen Augen zur Decke. „Ich werde mich nie verheirathen. Lieber beim Schein eines Oellämpchens die Gluth auf lieben Wangen ahnen, als bei Wachskerzenschimmer Eiswälle aussinnen müssen, um ein harmloses Geschöpf in Distanz zu halten."

Rafael erhob sich aus seiner vornehm lässigen Haltung. „Du sagst das? Unter all' meinen Bekannten lebt kein größerer Lebensgourmand als Du. Weshalb folgst Du nicht meinem Beispiel? Weil Du nur unter dem Eindruck von Sensationen leben kannst, die allerdings in einer Ehe aufhörten, sogar, wenn Du dabei Deine eignen Wege verfolgtest. Das regelmäßige Essen, die Sorgenlosigkeit, die Sauberkeit des Haushalts stimmen schon anders."

„Vielleicht hast Du nicht unrecht."

Horst ärgerte diese lakonische Zustimmung.

„Ja, Du bist der Berechnendste unter uns Dreien. Du bringst es nicht einmal zu einem echten rechten Verhältniß mit einer Frau. Ein gewisses Band wäre dann ja da. Du willst ohne leiseste Fesseln genießen. Du küssest sie nur, erweckst in ihr Gluthen, an denen Du Dich berauschst, ohne sie zu stillen. Und eines Tages, wenn Du fürchtest, daß ihre Lippen sich doch öffnen und nach Ehrlichkeit schreien könnten, schickst Du sie kalt und höflich von Dir. Du hast sie ja „heilig" gehalten, ihr nichts Uebles zugefügt, sie kann ruhig gehen. Sie hat kein Kind von Dir, nur eine — ruinirte Seele."

Alphons zündete sich eine Cigarette an.

„Du hast recht, edler Horst, ich bin ein Hallunke. Ich gestehe Dir, für mich ist das Erobern einer stolzen Frauenseele, die Beobachtung ihrer Kämpfe, bis sie den ganzen Ballast der herkömmlichen moralischen Bedenken von sich abgestreift hat, das größere Fest, als das Andere, was nachfolgen kann. Der Augenblick, da ihre Seele frei aller Hüllen sich vor mir hinwirft, ist der Höhepunkt meines Entzückens. Vergiß nicht, daß ich ein Dichter bin und anders als Du geartet."

Horsts Stirn röthete sich.

„Natürlich, ich bin nur ein Handwerker, ein trivialer Klexer."

„Man kann Dir nicht nachsagen, daß Du viel klexest," lachte Rafael."

„Gott sei Dank, nein. Meine besten Bilder sind die, die ich nicht male. Ich will sehen, ob mich Jemand zwingen kann, die Offenbarungen in mir an Krethi und Plethi zu verschwenden."

„Kein Mensch, wenn Du nur zu leben hast.“

Horst zerpflückte nervös eine Blume aus der Vase vor sich.

„Unsereiner müßte doch freie Bahn haben. Ich will ja keine besonderen Genüsse, ich will blos keine Sorgen haben. Ich will meinen Kopf frei halten für all das, was in ihm drängt und gährt. Ich brauche Geld, viel Geld. Die Tapeten in den Miethswohnungen machen mich rasend, die Treppen, auf denen mir fremdes Volk zwischen die Beine läuft, bringen mich um jede Stimmung, ich komme zu nichts durch dieses ewige Abwarten besserer Zustände.“

Rafael nickte.

„Ja, Du wartest schon ziemlich lange, besonders auf Dich selbst. Seit den sieben Jahren, da Du die Akademie verlassen hast, wartest Du.“

„Wir sind ja unter uns,“ sagte Alphons mit einem Blick nach dem Thürvorhang, „hat Dir denn Frau Birkenau nicht alle äußeren Sorgen abgenommen? Sie soll doch sehr vermögend sein.“

„Ja, das glauben Alle. Ihre Kleinlichkeit indeß war noch größer als ihr Vermögen. Sie hat sozusagen Heller um Heller herausgegeben, nur um noch länger ihr liebes Geld verwahren zu dürfen. Als sie sich damals von ihrem Mann scheiden ließ, wohl in der heimlichen Voraussetzung, daß ich sie heirathen würde, muß sie ein ganz ansehnliches Capital besessen haben. Hätte sie mir gleich das Geld gegeben, mit einer größeren Summe in der Hand hätte ich für mich etwas beginnen können. Aber, wie gesagt, ihr Geiz, ihre Habsucht hat meine Pläne vereitelt und mich um meine besten Arbeitsjahre gebracht.“

Er hielt inne und goß hastig den Inhalt seines Bechers hinab.

Rafael erhob sich. Wenn Horst auf dieses Thema gebracht wurde, verfiel er leicht in Weitschweifigkeiten. Um alle weiteren Erörterungen abzuschneiden, schlug Rafael vor, ein wenig Musik zu machen. Ohne die Antwort seiner Gäste abzuwarten, ging er in's Musikzimmer nebenan und setzte sich an die Orgel, deren machtvolle Töne bald den Raum durchrauschten.

Die beiden Anderen waren auf ihren Plätzen verblieben.

„Weshalb bist Du nicht wirklich endlich klug, Nielsen, und nimmst Dir eine Frau, die Dir etwas Geld in's Haus bringt. Siehst Du, ich habe ja die Bedürfnisse eines griechischen Weisen, aber Du mit Deinem heißen Durst nach Sorgenlosigkeit, Pracht, Luxus! Was ist denn mit diesem Fräulein von Ilsen? Die Baronesse erzählte mir jüngst, daß man Euch Beide in nahe Verbindung brächte. Steckt da etwas Ernsteres dahinter?“

„Ach Gott, was die Leute nicht Alles wissen wollen! Die Ilsen ist eine Freundin meiner Mutter, tugendhaft wie eine römische Matrone, äußerlich: Brunhildentypus, dunkelhaarig, gerade all das, was ich an einer

Frau nicht leiden mag. Uebrigens hat sie gerade so viel Einkommen, um selbst davon leben zu können."

„Ah, das ist etwas Anderes. Das wußte ich nicht."

Aus dem Nebenraum brauste der Siegesmarsch des „Propheten". Horst verzog das Gesicht.

„Bist Du mit Deinen Chancen bei der Baronesse zufrieden? Wie hast Du das nur fertig gebracht? Diese vertrockneten alten Aristokraten. Und sie ist wirklich schön, voll verstecktem Feuer."

„Sprechen wir nicht davon, augenblicklich bin ich ganz hingenommen von ihr. Solch herrlichen Stolz hab' ich noch nie kennen gelernt."

Horst sah ihn von der Seite an. Bald darauf erhob er sich und drückte ihm die Hand.

„Grüß den Orgelspieler von mir, ich will gehen, ich bin unruhig. Die Rosen da und Euer silbernes Licht paßt nicht zu meiner Stimmung. Adieu."

Er warf draußen den Mantel um sich und eilte in die Nacht. Diese beiden vom Schicksal mehr als er Begünstigten ärgerten ihn.

Er war eines echten rechten Neides, der bittersten Mißgunst fähig, obgleich er „Olympier" war. Seine Natur war wenig complicirt. Für raffinirte Genüsse war er unempfänglich. Er wünschte sich nur Reichthum, viel Reichthum. Er gab auch gern, wenn er hatte, und war dann nicht geizig. Er konnte im Stande sein, seine alte Mutter förmlich zur Arbeit zu peitschen, Frau Birkenau bis auf's Blut um ihr letztes Geldstück zu quälen, um einem Freund, der ihn darum ersucht hatte, ein Darlehen zu geben. Er war ein Kind, egoistisch, unbedacht in seinen Forderungen, derb in allen Aeußerungen. Sein robust gesunder Magen verdaute Alles mit der gleichen Vortrefflichkeit. Er hätte besser zum Bauer als zum Künstler gepaßt. Er fand auch nicht besondere Lust daran, ein Stück Leinwand zu bemalen, er hätte lieber Bäume abgesägt, Pferde gebändigt, mit Waldmenschen sich herumgetrieben. Er paßte nicht im Geringsten zu den verfeinerten Lebensvirtuosen Rafael und Alphons, die er durch Zufall kennen gelernt hatte. Nur Eines verband ihn gemeinsam mit ihnen: er verachtete wie sie jedes Band, jede Fessel, jede ethische Anforderung, jede Einschränkung der persönlichen Freiheit, jedes Anerkennen irgend einer Autorität. Sonst war er, wie gesagt, ein Kind, ein Wilder. Und deshalb mußte sie, die wie selten eine Frau Mutterinstincte besaß, ihm gut sein. Das Cyklopenhafte in seinem Wesen zu bändigen, war Berthas Jugendtraum gewesen. Es war die stille Hoffnung ihrer reiferen Jahre.

Sie hoffte auch für seine Kunst davon Gewinn.

Die öden trostlosen Vorwürfe: sonnenarme Landschaften, in die er irgend eine empörte Gestalt stellte, etwa einen Arbeiter, der die Faust gen Himmel ballte, oder ein Proletarierkind, das einer vorüberrollenden Equipage nachspottet, würden lichteren Schöpfungen weichen.

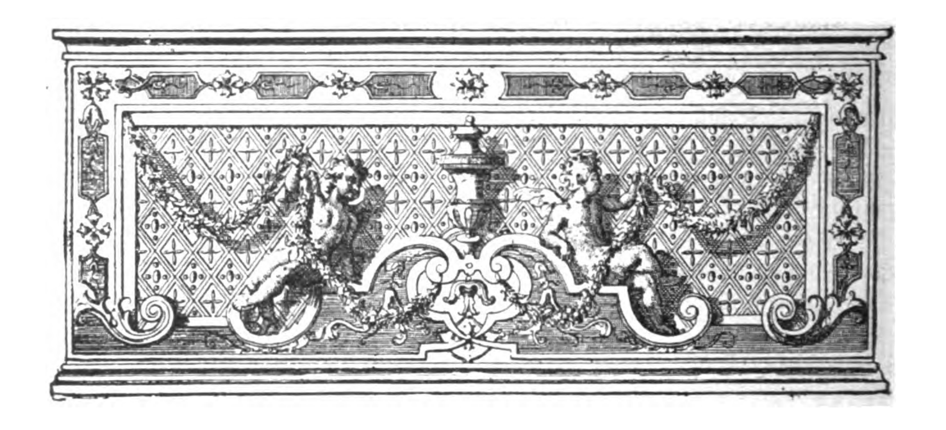
Obzwar sie im selben Alter mit ihm stand, fühlte sie sich ihm weit überlegen. Selbst die letzte Erfahrung hatte an ihren Gefühlen für ihn nichts geändert. Sie fand es zwar höchst thöricht, aber sie konnte nicht anders, sie liebte Alles, was mit ihm im Zusammenhang stand, um seinetwillen.

Ueber die nähere Natur dieses Zusammenhangs mit jener Frau würde sie wohl bald Aufklärung erhalten. —

Zuvor kam Inge daran.

(Schluß folgt.)





Moltke.

Von

Alfred Semerau.

— Charlottenburg. —

Am 26. October 1900 wird man das Andenken Moltkes festlich zu begehen haben; es ist der hundertste Geburtstag des großen Strategen, den wir vor neun Jahren verloren. Bis an die äußerste Grenze des menschlichen Lebens ist Moltke geschritten, ehe nach einem unendlich reichen Dasein ihn der Tod rasch und schmerzlos fortnahm.

In einem Alter, da die Kräfte und die Wirksamkeit bei Anderen schon sich mindern, hat er den Ruhm gewonnen, der seinen Namen erhalten wird in der Geschichte, der ihm das, was wir Unsterblichkeit nennen, gebracht hat.

Als die Schlacht von Königgrätz geschlagen war, sagte er dankbaren Herzens den Segen anerkennend, der sein Thun begleitete: „Es ist schön, wenn der Herr einem den Lebensabend so erhellt, wie er es dem König und vielen seiner Generale gethan; auch ich bin jetzt 66 Jahre alt, und für mein Wirken in diesem Leben habe ich einen so herrlichen Lohn erhalten, wie wenige Menschen. Wir haben einen Feldzug geführt, der für Preußen, für Deutschland, für die Welt eine unermeßliche Bedeutung hat. Gottes Gnade hat unser redliches und thatkräftiges Streben mit glorreichen Siegen belohnt. Wir alten Leute aus dem böhmischen Feldzug können uns rühmen, welche harten Kämpfe wir auch in unserem früheren Leben durchgekämpft haben, dennoch des Glückes Schoßkinder zu sein."

Des Glückes Schoßkind mochte Moltke sich später nennen, da er sich nicht erinnerte oder erinnern wollte, wie streng und rauh ihm die Jahre dahingegangen waren, und daß der Inhalt dieser langen Zeit nur Arbeit, den Körper und den Geist anstrengende, ermüdende Arbeit gewesen. Des

Glückes Schoßkind mochte er sich nennen, wenn er, bescheiden seine Verdienste vergessend, nicht daran dachte, daß das Glück doch nicht allein zum Erfolge verhilft, daß doch nur ein mühseliger, beschwerlicher Weg auf den Gipfel führt.

Ein Zufall nur, aber doch immerhin merkwürdig ist es, daß Blücher sowohl als Moltke in Mecklenburg geboren wurden, der tapfere kühne Draufgänger und der still wägende und weise wagende Lenker der Schlacht; daß Beide, die sich in verschiedener Hinsicht so große Verdienste um Deutschland erwarben, schon als Knaben ihre enge Heimat verließen; daß Beide, da die kleinen Verhältnisse daheim sie drückten und ihrem Weiterstreben keinen Spielraum zu gewähren vermochten, in fremden Dienst traten; daß Beide dann noch in jungen Jahren, Blücher aus dem schwedischen, Moltke aus dem dänischen Heere in das preußische übertraten, das sie später von Sieg zu Sieg führten. Was Blücher im Anfange des Jahrhunderts begonnen, das brachte am Ende des Jahrhunderts Moltke zum glücklichen Abschluß. Wenn der Eine das deutsche Land von den Franzosen säuberte und sie mit blutigen Köpfen heim über den Rhein sandte, so gewann der Andere im Verein mit Bismarck wieder, was der Erbfeind vor zwei Jahrhunderten mit Gewalt und Hinterlist geraubt, und erfüllte, was der Traum und die trügerische Hoffnung so vieler Jahre und so vieler Herzen war: die Einigung Deutschlands. Der kräftige Arm Blüchers, der kluge Kopf Moltkes, Beide leisteten das Höchste für Deutschlands Ehre und Macht.

Moltkes Vater war auch Militär, er starb als dänischer Generallieutenant. Er ist ein thatkräftiger und gescheiter Mann gewesen, dessen Lebhaftigkeit oft zur Unruhe wurde. Bis in's hohe Alter hinauf blieb er eine stattliche Erscheinung, behielt er sein volles, weißes Haar, seinen martialischen Schnurrbart, sein munteres joviales Wesen. Wie sein Sohn, der spätere Feldmarschall, hatte er große Vorliebe für's Reisen, das damals noch mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft war. Seine Reisen machte er im offenen sogenannten Holsteiner Wagen, von einem Schimmel gezogen, von ihm selbst gefahren, und von einem Diener begleitet. So fuhr er einmal von Kiel nach Salzbrunn, sogar nach Paris und dem südlichen Frankreich. Eine Sorglosigkeit, welche alle Dinge des äußeren Lebens betraf, welche seinen Umgang zu einem angenehmen machte, beherrschte ihn so sehr, daß seine materiellen Verhältnisse sich dauernd verschlechterten. Er hatte, wie er selbst sagte, nicht die Kraft, sich nach der Decke zu strecken; aber er erfreute sich einer blühenden Gesundheit, eines frohen Herzens, so daß es ihm, dem Mittellosen, gelang, eine glänzende Partie zu machen: er heirathete Henriette Paschen, eine Lübecker Patriciertochter. Stolz, unnahbar, schön, war sie von mittelgroßer Figur; durch das lockige, weiß gepuderte Haar, den festgeschlossenen Mund, die gebogene Nase, die ernsten geistvollen Augen wurde ihr Gesicht sehr charakteristisch. Ernst, fast streng, nach außen hin verschlossen, war sie doch im Grunde sehr leidenschaftlich;

sie liebte Musik und die Dichtung, was sich auf ihren Sohn Hellmuth forterbte; sie war eine kluge Frau, die mehrere Sprachen gewandt beherrschte. Die Ehe war keine glückliche, obwohl es eine Neigungsheirath gewesen war. Einer allmählichen inneren Entfremdung folgte später die äußerliche Trennung.

Acht Kinder entsprangen dieser Ehe, sechs Söhne, zwei Töchter. Hellmuth, der berühmteste aus der weitverzweigten altmecklenburgischen Familie der Moltke, war der dritte Sohn, der alle seine Geschwister mit Ausnahme seiner Schwester Magdalena überlebte.

Schon als Kind kam Moltke aus dem väterlichen Haus, nachdem er vorher bereits das unstete Leben seines Vaters theilend, in wenigen Jahren an vier verschiedenen Orten geweilt hatte. Das Schicksal schien ihm die Wohlthat eines behaglichen Heimes nicht gönnen zu wollen. Der elfjährige Knabe kam in das Landkadettenhaus nach Kopenhagen zusammen mit seinem älteren Bruder Fritz und blieb hier sieben Jahre lang. Ohne Verwandte und Bekannte in einer fremden Stadt verbrachten sie dort eine freudlose Jugend. Die Behandlung war streng, selbst hart, die Erziehung eine wahrhaft spartanische; von Liebe und Theilnahme merkte man keine Spur, von einer sorgsamen Erziehung in moralischer Richtung war keine Rede; ein oft zu Tage tretendes Mißtrauen wirkte außerordentlich schädlich; wenn auch die Absichten, die es hervorriefen, vielleicht gut sein mochten, die Wirkungen waren schädlich. Wieder und wieder nach vielen Jahren klagt Moltke bitter in seinen Briefen über diese unverwischbaren traurigen Eindrücke seiner Jugend, die ihn verschlossen und einsam gemacht, sein Selbstbewußtsein gemindert hätten. „Das einzig Gute, was diese Behandlung mit sich brachte, war, daß wir uns früh an Entbehrungen aller Art gewöhnen mußten.“ „Die wahre Höflichkeit und der feinste Weltton ist die angeborene Freundlichkeit eines wohlwollenden Herzens. Bei mir hat eine schlechte Erziehung und eine Jugend voller Entbehrungen dieses Gefühl oft erstickt, öfter auch die Aeußerung desselben zurückgedrängt, und so stehe ich da mit der angelernten kalten hochmüthigen Höflichkeit, die selten Jemand für sich gewinnt,“ schreibt er als Zweiundvierzigjähriger an seine Braut.

Der Landkadett Moltke soll nach der Schilderung eines Jugendgenossen ein schlanker junger Mensch gewesen sein mit vollem blonden Haar und gutmüthigen blauen Augen, von stillem, aber freundlich entgegenkommendem Wesen und treuherzigen offenen Antlitzes, über dessen ernste Mienen in unbewachten Augenblicken zuweilen ein Zug von verhaltener Wehmuth flog. Sein eiserner Fleiß und energischer Wille schreckten vor keiner Aufgabe zurück und wußten sie mit sicherer Hand zu erreichen. Bei seinen Kameraden stand er in einem gewissen Respecte; er wußte dies auch; niemals aber machte er von seinem Uebergewicht und Ansehen den geringsten Gebrauch. Gesprächig und mittheilsam im Verkehr, ernst zurückhaltend im Dienst und bei der Arbeit, beseelten ihn vorzugsweise ein unermüdlicher

Pflichteifer, eine fast beispiellose Gewissenhaftigkeit. So bestand er das Offiziersexamen glänzend. Bald mußte er jedoch einsehen, daß in Dänemark, dessen Hauptmacht doch in der Flotte bestand, seines Bleibens nicht lange sein werde, daß er hier keine Gelegenheit finden würde, seine Gaben zu entfalten. Sein Entschluß wurde fest, als sein Gesuch, in die Garde zu treten, abschlägig beschieden wurde.

Er trat in preußische Dienste. Auch hier that er sich durch Fleiß und Begabung so hervor, daß er zu der von Clausewitz geleiteten Allgemeinen Kriegsschule in Berlin commandirt wurde, die er bis zum Jahre 1826 besuchte; besonders interessirten ihn die Vorträge des berühmten Geographen Carl Ritter über Erdkunde und Geschichte. Moltke lebte für sich, eingezogen, er war gezwungen dazu als armer Lieutenant ohne einen Pfennig Zulage, denn das Vermögen der Eltern war bis auf ein kleines Capital, das der Mutter zu einem bescheidenen Unterhalt diente, verloren. Trotzdem erübrigte Moltke noch Geld, um Privatunterricht in den neueren Sprachen nehmen, eine Reise nach Salzbrunn antreten zu können. Verkehr mit den Kameraden hatte der junge, für stolz geltende, wenig zugängliche Lieutenant nicht, der so viel las. Es nimmt nicht Wunder, daß die Gesundheit Moltkes in jener Zeit in Folge der geistigen und körperlichen Ueberanstrengung litt. Von der Kriegsschule wurde er, als man seine bedeutenden Fähigkeiten erkannt, nach Frankfurt geschickt, um eine etwas verwilderte Divisionsschule in Ordnung zu bringen, und als er sich dieser Aufgabe gut entledigt, ward er im Jahre 1828 in die Abtheilung des Generalstabes berufen, die geographische Vermessungen in Posen und Schlesien zu machen hatte. Diese Feldmesserthätigkeit brachte ihm die mannigfaltigsten Vortheile. Seine Gesundheit besserte sich in Folge der täglichen vielstündigen Bewegung in der freien Luft, die behaglichen Quartiere bei dem reichen Landadel trugen ebenfalls das ihre dazu bei, erhebliche Zulagen ermöglichten ihm, der in engen Verhältnissen gelebt hatte, nun den Seinigen hin und wieder Unterstützungen zukommen zu lassen. Vor Allem aber war diese Feldmesserthätigkeit eine ausgezeichnete Vorübung für die zukünftigen wichtigen Arbeiten in der Türkei und der römischen Campagna, hier gewann er jenen raschen und scharfen Blick für die Bodenverhältnisse ausgedehnter Schlachtfelder, der ihm dann in den späteren Kriegen so förderlich war.

So vergingen die Jahre ziemlich eintönig und geräuschlos unter anstrengenden dienstlichen Arbeiten und gründlichen Studien. Im Jahre 1833 wurde Moltke Premierlieutenant und zugleich in den großen Generalstab einrangirt, zwei Jahre später wurde er Hauptmann. So wäre er wohl zweifellos die militärische Stufenleiter langsam höher geklommen, wenn nicht ein Ereigniß eingetreten wäre, welches, wenn auch nicht entscheidend für sein Leben, so doch einschneidend genug gewesen ist. Im Jahre 1835 führte Moltke sein sogenannter „Königsurlaub“ auf seiner Reise nach dem

Osten nach Constantinopel, wo er sich dem Oberbefehlshaber der osmanischen Heere, dem allgewaltigen Mehmet Chosref Pascha, vorstellte, der ihn munter und ungezwungen durch einen Dolmetscher nach dem preußischen Landwehrsystem befragte und die Vortrefflichkeit der preußischen Heereseinrichtungen sehr rühmte. Nicht lange danach trat Moltke, ohne aus dem Verbande des preußischen Heeres auszuscheiden, mit Erlaubniß Friedrich Wilhelms III. in den Dienst der Pforte auf unbestimmte Zeit.

Er hatte, als er nach Constantinopel kam, nur die Absicht, ungefähr drei Wochen hier zu verbringen, er wußte nicht, daß er vor vier Jahren die Heimat nicht wiedersehen würde. Diesen Aufenthalt im Orient hat uns Moltke geschildert in seinen Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus dem Jahre 1835—1839," dem Besten, was uns Moltke, der Schriftsteller, hinterlassen hat.

Länger als zwei Jahre verweilte er, kürzere und ausgedehntere Ausflüge abgerechnet, in der Hauptstadt des großen türkischen Reiches. Die herrliche Lage Constantinopels preist er begeistert, des vielgewundenen Bosporus malerische Bergreihen, die großen cypressenbewachsenen Todtenäcker rings um die Stadt in ihrer großartig schönen Einsamkeit, das Sitzen bei Kaffee und Tschibuk in Bujukdere unter den breiten Platanen, die Rosengärten der türkischen Großen, von denen man so weit über das Meer blicken kann; er schildert uns die engen vielgewundenen Straßen, das bunte Leben in den Bazaren, auf dem Fisch- und Gemüsemarkt, die Moscheen und Wasserleitungen, die Häuser der Türken und Armenier, die Lage der Frauen und Sklaven, die damals in Constantinopel wüthende Pest, die schlechte türkische Verwaltung. Es entgeht ihm nichts, scharf beobachtet er das Volksleben, die Verhältnisse des Landes, er vertieft sich in das Denken und Empfinden einer gänzlich anders gearteten, den Geboten des Koran eifrig nachstrebenden Bevölkerung, er hebt lobend hervor die Thierliebe des Türken, seine aus dem Glauben an das unabwendbare Schicksal hervorgehende Furchtlosigkeit vor dem Tode.

Chosref Pascha hatte Moltke die Aufgabe übertragen, eine ausführliche Denkschrift über die Neuordnung des türkischen Heerwesens, über die Einführung der preußischen Landwehrordnung abzufassen, Arbeiten, welche zur völligen Zufriedenheit des strengen Ministers ausfielen. Danach nahm er den Plan der Festungswerke der Dardanellenstraße und ihre Ufer auf und besichtigte zusammen mit dem Großmeister der Artillerie, Hafiz Pascha, die neuerbauten Festungswerke von Varna am Schwarzen Meer. Er hatte von der Hauptstadt selbst einen Plan aufzunehmen, Vorschläge zur Wiederherstellung ihrer Befestigungen, zu einer reichlicheren Versorgung mit Trinkwasser zu machen. Acht bis neun Stunden täglich kosteten diese Arbeiten.

Der Sultan Mahmud II. schenkte dem preußischen Hauptmann großes Vertrauen und erwies ihm viele Gunst; auf einer Reise nach der am meisten gefährdeten Donau- und Balkangrenze begleitete Moltke den Groß-

herrn. Während dieser ganzen Zeit bewies er eine rastlose Thätigkeit, eine eiserne Ausdauer, strenge Pflichttreue, die vor keiner seine Gesundheit gefährdenden oder sein Leben bedrohenden Gefahr zurückschreckte. Moltke durchstreifte Vorderasien bis zum Euphrat und Tigris und machte endlich den für die Türkei so unglücklichen Feldzug gegen Mehemed Ali von Aegypten mit. Als er dann im August 1839 wieder in Constantinopel eintraf, war sein gnädiger Gönner Mahmud todt; er besuchte, bevor er aus dem Morgenlande nach der Heimat aufbrach, das Grab dieses Herrschers, seinem Andenken die treffenden Worte widmend: „Ruhe und Frieden sei mit seiner Asche! Sultan Mahmud hat ein tiefes Leid durch's Leben getragen: die Wiedergeburt seines Volkes war die große Aufgabe seines Daseins, und das Mißlingen dieses Planes sein Tod."

Der Nachfolger Abdul-Medschid empfing Moltke huldreich, beschenkte und entließ ihn ehrenvoll. Der plötzliche Wechsel des Klimas, vor Allem aber die ungeheuren Anstrengungen des letzten Jahres übten nun ihre verderbliche Wirkung, ein gefährliches Fieber befiel ihn, langsam nur genas er. Als Anerkennung seiner Dienste erhielt er von Friedrich Wilhelm III. den Orden pour le mérite; er wurde zum Generalstab des vierten Armeecorps versetzt.

Viele Erfahrungen hatte er im Orient gesammelt, in allen Aufgaben sich bewährt. Was er am Euphrat lernte, hat er lange später im Dienst seines Vaterlandes an der Ostsee, der Elbe, Mosel und Maas verwerthen können. Seine Lehr- und Wanderjahre lagen jetzt zurück. Er hatte nun ein reiches Leben hinter sich, er war ein gereifter Mann, dessen Augen an fremden Verhältnissen sich geschärft hatten, dessen strategische Kenntnisse am Euphrat wohl verwerthet waren. Mehr noch als bisher auf seinen Wanderungen durch die asiatische und europäische Türkei hatte er selbstständig auftreten, rasch und sicher einen Entschluß fassen, richtig das Terrain bezüglich taktischer und strategischer Verhältnisse beurtheilen gelernt bei jenen Recognoscirungen, die ihn über den Taurus, Antitaurus, Euphrat und Tigris führten, bei denen er nach seiner eigenen Angabe etwa tausend Meilen zu Pferde zurücklegte, bei jenen kriegerischen Ereignissen, bei denen er das, was die Nachlässigkeit und Unkenntniß der Paschas verdorben, durch die Improvisation einer Stunde wieder zu einem guten Ende führen sollte. Noch in späten Jahren sprach Moltke gern von seinen orientalischen Erinnerungen und betonte mit berechtigter Genugthuung, daß vor ihm kein europäischer Reisender in jenen Gegenden der mesopotamischen Wüste gewesen, daß in der Beobachtung des Durchbruchs des Euphrat durch das kurdische Gebirge Xenophon sein nächster Vorgänger sei. Um seine Nerven wieder zu kräftigen, um sich von den Anstrengungen und Entbehrungen, welche er im Orient erlitten, zu erholen, ging er im Sommer 1841 nach Helgoland, wo Adolf Stahr ihn traf, dem die hohe hagere Gestalt, die scharfgezeichneten Gesichtszüge des mageren wettergebräunten Antlitzes, der schmallippige, fest geschlossene Mund, der schweigsame Ernst

auffielen. „Wohl sah man ihm an, daß er wirklich die oft unglaublichen Strapazen durchgemacht haben mußte, von denen er in seinen Briefen spricht, und die nur ein stählerner Wille und eine von Jugend auf gesparte Gesundheit zu ertragen ihn befähigt haben konnten. Er war damals erst vierzig Jahre alt, aber sein Aussehen ließ ihn um nahezu zehn Jahre älter erscheinen. Was an ihm besonders auffiel, war die Einfachheit und schlichte Natürlichkeit seines ganzen Wesens, dessen Zurückhaltung eben nur als eine gewisse angeborene Schweigsamkeit erschien."

Die nun folgenden Dienstjahre sind ganz und gar in Anspruch genommen durch militärische Pflichten und ernste Arbeiten, hin und wieder gönnte sich Moltke eine Reise zur Erholung, zur Stärkung seiner Gesundheit, die er allein oder mit seiner Frau oder einem seiner Brüder oder Neffen machte. Als Adjutant begleitete er den Prinzen Heinrich nach Italien, nach dessen frühem Tode besuchte er, in derselben Eigenschaft bei dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm thätig, den englischen, französischen und russischen Hof. Allmählich klomm er auf der Leiter der militärischen Ehren höher: im Jahre 1858 wurde er Chef des Generalstabs. Jetzt also war er an die Stelle getreten, in der er so bedeutsam in die Geschicke der Völker eingreifen sollte. Vorerst war er freilich nur ein in Preußen als sehr befähigt und verdienstvoll angesehener Militär, der streng und gewissenhaft seine Pflicht that und dasselbe auch von seinen Untergebenen verlangte. Die Weltgeschichte wußte noch nichts von ihm. Bis dahin vergingen noch Jahre. Als der Krieg gegen Dänemark ausbrach, in dem es recht wenig Gelegenheit gab, besondere strategische Fähigkeiten zu entfalten, nahm Moltke erst bedeutenden Antheil nach der Eroberung der Düppeler Schanzen; sein Plan war der Uebergang nach Alsen. Aber außerhalb der militärischen Kreise war sein Name kaum bekannt und genannt. In dem Feldzug gegen Oesterreich gewann er dann den Ruhm, ein großer Feldherr, in dem gegen Frankreich den Ruhm, der größte Feldherr seiner Zeit zu sein.

Zum ersten Male nach fünfundzwanzig Jahren — so lange Zeit war vergangen seit der für die Türken so unglücklichen Schlacht von Nisib — war es Moltke vergönnt, zu zeigen, was er am Euphrat gelernt. Der glückliche Ausgang des schleswig-holsteinischen Feldzuges war doch vorzugsweise zuzuschreiben den klug getroffenen Vorbereitungen des Hauptes des preußischen Generalstabes, dem wohl überlegten Plane des Ueberganges nach Alsen besonders, der Besetzung Jütlands, dem für den Fall, daß Dänemark hartnäckig einen Frieden verweigert, beabsichtigten Versuch, nach Fünen überzusetzen. Diese bedeutende Theilnahme Moltkes an dem guten Ausgang des Krieges wurde nicht allgemein bekannt, er mußte sich mit der glänzenden Anerkennung seines Königs begnügen. Er trug sich sogar mit dem Gedanken, im kommenden Frühjahr seinen Abschied zu nehmen, „wenn nicht neue Verwickelungen eintreten". Doch bald schrieb er an seinen Bruder Adolf: „Es ist eine ernste Zeit. Der Krieg ist unvermeidlich.

Ich glaube nicht, daß es in eines Menschen Hand liegt, ihn zu vermeiden. Die Geschicke Deutschlands werden sich jetzt vollziehen. Der Sonderungstrieb, welchen seit Tacitus die Deutschen bewahrt haben, führt zur Entscheidung durch das Schwert . . . Der Kampf wird furchtbar werden. Oesterreich hat gerüstet wie nie zuvor, und auch wir stellen unsere ganze Macht in's Feld . . . Möge Gott uns den Sieg verleihen, denn mit Preußen fällt Deutschland."

Der ebenso gewaltige wie kurze Krieg von 1866 zeigte die Feldherrnbegabung Moltkes in ihrer ganzen Größe. Der geistige Lenker der zweihundertfünfzigtausend Mann, die damals in den Kampf gegen Oesterreich zogen, war ein schon betagter Mann, dessen großer Feldherrngeist die überraschend schnelle Besitzergreifung von ganz Norddeutschland plante, um dann, die verschiedenen Theile des Hauptheeres in einen gewaltigen Strom zusammen fließen lassend, diesen in seiner ganzen Wucht gegen den Feind seinen vernichtenden Lauf nehmen zu lassen. Zwei Rücksichten vor Allem sind nach Moltkes eigenen Worten für den Ausgang entscheidend geworden, die ursprüngliche Vertheilung der diesseitigen Streitkräfte auf den verschiedenen Kriegstheatern und ihre Versammlung auf dem Schlachtfelde. In den bedeutendsten Momenten zeigte Moltke die größte Kühnheit bei aller Vorsicht, eine Kühnheit, die besonders auf die Kenntniß der Heeresleistungen sich gründete und auf das Vertrauen, daß diese Leistungen im gegebenen Fall mit der Größe der Anforderung wüchsen. Schon Gneisenau hatte gesagt: „Das Kühnste ist auch das Sicherste." Mit verhältnißmäßig geringer Mühe war die schwere Aufgabe gelöst, angesichts der großen feindlichen Armee von zwei Seiten aus in's Gebiet des Feindes einzufallen und in das Innere des Landes vorzudringen. Das „Vereinte Schlagen" folgte dem „Getrennt Marschiren" sogleich nach. Moltkes Zuversicht bewährte sich vollständig. Daß die Obercommandos der drei Armeen und ihre Truppen stets bereit waren, den Anforderungen, welche der Generalstab an sie stellte, dem Vertrauen, das er in sie setzte, zu entsprechen, daß die Idee, welche dem ganzen Feldzugsplan zu Grunde lag, nicht nur eine geistreiche Theorie, sondern auch praktisch durchzuführen, hatte deutlich der Sieg von Königgrätz bewiesen. In der Hauptschlacht dieses Feldzugs, die lange unentschieden hin und her wogte, brachte keine Schwierigkeit, keine Gefahr, keine augenblickliche Aussichtslosigkeit Moltke aus seiner unzerstörbaren Ruhe. Er weilte meist in der Nähe des Königs, sprengte nur hin und wieder vor zu einem günstigeren Aussichtspunkt, wo er dem Verlaufe eines besonders hitzigen Kampfes besser folgen konnte, ließ sich durch die in nächster Nähe einschlagenden Granaten nicht im Geringsten stören und verlor keinen Moment die Hoffnung auf endlichen Sieg; auf eine besorgte Frage des Königs antwortete er kurz und ruhig: „Eure Majestät gewinnen heute nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug." Wenn es auch bei dem bis in's Einzelne ausgearbeiteten Kriegsplan Moltke sofort klar war,

wo die Entscheidung läge, wo demgemäß die Truppen zur Vorbereitung ihres strategischen Aufmarsches sich aufzustellen, in welcher Vertheilung sie aufzumarschiren, und wo sie ihren Vereinigungspunkt zu finden hätten, trifft man doch nirgends in den Befehlen des Generalstabshauptes an die Commandanten je eine kleinliche Bevormundung, eine ganz genaue Vorschrift für den zu machenden Marsch; Moltke giebt nur die allgemeine Directive, es der Thatkraft und Einsicht der Commandanten überlassend, wie sie, die an Ort und Stelle die ihnen vom Terrain, vom Feinde entgegengestellten Schwierigkeiten kennen zu lernen und zu überwinden hatten, das Ziel am schnellsten und leichtesten erreichten. Ueberall, bei Königgrätz, wie dann später bei Gravelotte und Sedan und dem Zuge gegen Bourbaki, begegnet man diesen allgemein und knapp gehaltenen Befehlen. Als der kurze Feldzug so glänzend beendet worden, schrieb Moltke, das Ergebniß desselben kurz zusammenfassend: „Jetzt kennt Preußen sich. Das ist das größte Resultat des Krieges." Von sich aber sagte er nur: „Ich habe meine Pflicht gethan — weiter nichts."

Auf den Lorbeeren dieser großen Erfolge auszuruhen, sollte Moltke nicht vergönnt sein. Das Werk, das mit der Niederwerfung Oesterreichs begonnen, wurde erst mit der Zurückweisung der Franzosen vollendet; dann erst durfte man hoffen, Deutschland unter einem Kaiser zu einen. Bereits im Winter 1868—1869 war der genaue Kriegsplan Moltkes fertig, der als nächstes Ziel der Heeresbewegungen feststellte, die Hauptmacht des Feindes aufzusuchen und anzugreifen, wo man sie fände, der von den ersten Bewegungen an als leitenden Gedanken das Bestreben erkennen ließ, die feindliche Hauptmacht von ihrer Verbindung mit Paris in nördlicher Richtung abzudrängen. Die Vorarbeiten für den Transport und Marsch der zur Verfügung stehenden vierhundertvierundachtzigtausend Mann waren bis in's Einzelste ausgeführt, so daß, wenn der Krieg losbrach und die gesammte deutsche Macht aufgeboten wurde, nichts weiter nöthig war, als „das Datum des ersten Mobilmachungstags in die von der Eisenbahnabtheilung im Generalstab für jeden einzelnen Truppentheil ausgearbeiteten Marsch- und Fahrtableaux einzufügen und so den Transport beginnen zu lassen." Der Grundgedanke von Moltkes Kriegsplan gegen Frankreich war der schon im Feldzugsplan gegen Oesterreich zu Tage getretene, daß es nämlich vor Allem darauf ankomme, so rasch und geordnet als möglich die einzelnen Heerestheile nach dem Kriegsschauplatz zu bewegen, die Armee auf nicht allzu ausgedehnter Linie in bedeutender Stärke aufmarschiren zu lassen. Wenn im Jahre 1860 Oberschlesien ungedeckt geblieben war, da nach Moltkes sicherer Ueberzeugung ein etwa eingedrungener Feind durch einen entscheidenden Schlag in Böhmen alsbald zum Weichen genöthigt wurde, so ließ er nun die ganze Schwarzwaldlinie ohne Schutz, da ein Einfall der Franzosen in Süddeutschland ohne jeden Erfolg bleiben mußte, wenn die in der Pfalz stehende Hauptarmee einmal erst einen entscheiden-

den Sieg erfochten. Infolge der ausgezeichneten Maßregeln Moltkes standen vierzehn Tage nach der Mobilmachung drei große Heere am Rhein, in der bairischen Pfalz, am Südende der preußischen Rheinprovinz; und bald wurden — ein guter Anfang — in drei Tagen drei siegreiche Schlachten von ihnen geschlagen. Was bei den Deutschen in so hohem Maße vorhanden und schließlich den glücklichen Ausgang des Krieges bedingte, die Sicherheit, Festigkeit, Ruhe, das völlige Zielbewußtsein der deutschen Heeresleitung, fehlte den Franzosen gänzlich, wie denn auch keiner ihrer Feldherren Moltke gewachsen war, dessen scharfer Verstand nicht eher ruhte, bis er alle Möglichkeiten und Folgen einer gegebenen Lage durchdacht hatte und mit sich vollständig im Reinen war, dessen „Vorher-Durchdenken" so umfassend und vorhersehend war, daß ihn nichts im Kriege überraschte, in dessen Combinationen die Fehler des Feindes bereits vorher vollste Beachtung fanden.

In diesem Kriege zeigte es sich, daß Moltke der größte Stratege seiner Zeit war. Keine der Eigenschaften, die man bei einem bedeutenden Feldherrn als ihm zukommend und eigenthümlich nennt, wird man bei ihm vermissen: Vorsicht, Scharfblick, seltene Urtheilskraft, persönlichen Muth und Muth, die Verantwortung zu übernehmen, Ehrgeiz im besten Sinn; dazu kommt das sich stets Gleichbleiben. Die Erregung der Schlacht muß sich an seiner Ruhe wie die Wogen am Felsen brechen; dazu kommt das Talent, seinen Willen während des ganzen Lebens frisch und stark zu erhalten; dazu kommt die Zurückhaltung, die Eigenschaft, seine Absichten verbergen zu können, seine Ziele in undurchdringliches Dunkel zu hüllen. Diese letzte Fähigkeit Moltkes kennt Jeder, der sonst auch noch so wenig von ihm weiß. Man pflegte in Berlin zu sagen: „Reden ist Lasker, Schweigen ist Moltke." Einen außerordentlichen Sinn für die Verhältnisse des Terrains hat Moltke allseitig zu entwickeln gewußt, und in diesem Localsinn sind auch seine besonderen Interessen und Anlagen enthalten. Diese Begabung machte ihn zum Geometer und Geographen, zu einem leidenschaftlichen Kartenzeichner, der frühere Forscher berichtigt und die werthlose, fehlerhafte Arbeit seiner Vorgänger auf diesem Gebiete durch eine streng wissenschaftliche und wissenschaftlich genaue ersetzt. Aber Moltke ist zugleich auch Topograph und Geologe. Er studirt die klimatischen Verhältnisse, untersucht, was gegen die Krankheiten sich thun ließe, welche diese Gegenden heimsuchen, wie die Pest die Türkei, das Sumpffieber die Umgebungen Roms. Sein so hervorragend entwickelter Localsinn läßt ihn ein bedeutendes beschreibendes Talent entfalten: so scharf und klar, wie er sieht, giebt er das Gesehene wieder, gleichviel ob er griechische Ruinen oder einen Petersburger Palast schildert. Er stellt aber oftmals dar als Fachmann d. h. als Taktiker: er fragt sich wohl, ob die Beschaffenheit und Dicke der Mauern eines Schlosses Kanonenschüssen würden widerstehen können, ob eine Brücke Bedeutung als Rückzugslinie habe. Sein Localsinn macht ihn zum Historiker, zum Archäo-

logen. Mit dem tiefsten Eindruck, den die Naturumgebungen auf ihn ausüben, verbindet sich bei ihm der Eindruck ihrer Unveränderlichkeit während der rollenden Jahrhunderte. Er sagt in seinen „Wanderungen um Rom“: „Von manchen Gegenden kann man behaupten, daß sie während der Jahrhunderte wirklich unverändert geblieben sind. Das Meer mit dem steten Wechsel seiner Wellen stellt sich uns mit derselben großartigen Einfachheit dar, wie früher den Argonauten. Die Beduinen tränken noch ihre Pferde und Kameele an denselben Quellen, und ihre Heerden weiden auf denselben grünen Wiesen, wie diejenigen Abrahams und Muhameds. Die Ebenen am mittleren Euphrat bieten, so besäet mit Basaltblöcken, wie sie sind, dem Wanderer noch heute dasselbe trostlose Schauspiel, wie sie früher den Grenzwächtern des römischen Reiches sich zeigten, und viele Thäler um Jerusalem zeigen sich sicherlich gerade so dem Auge, wie der Erlöser sie sah, als er auf der Erde wandelte.“ An einer anderen Stelle schreibt er einem Freund: „In einer sternklaren Nacht stand ich kürzlich auf den Ruinen des alten Römerschlosses Zeugma. Der Euphrat funkelte tief unter mir in einer Bergkluft, und dessen Brausen erfüllte die Stille des Abends. Da schritten Cyrus und Alexander, Xenophon, Cäsar und Julianus im Mondschein vorüber; gerade von diesem Punkte hatten sie es ganz so gesehen; denn die Natur ist hier von Stein und verändert sich nicht.“ Sein Talent, die Beschreibungen der Vergangenheit mit den wirklichen Oertlichkeiten zu vergleichen, läßt ihn sicherer als einen den Text kritisirenden Philologen z. B. die Lage eines alten Schlachtfeldes bestimmen. Seine Fähigkeit, sich dem Eindruck einer Landschaft hinzugeben, sie völlig in sich aufzunehmen, ist ungemein groß; er besitzt die Kunst, in ein paar Zeilen ohne ein malendes Beiwort, allein durch die treffende Wahl jedes Ausdrucks ein Naturgemälde zu skizziren, das sich uns so einprägt, als ob wir es gesehen. Er besaß ein bedeutendes schriftstellerisches Talent, das er Anfangs bethätigte, um seine materiellen Verhältnisse aufzubessern — freilich mit keinem besonderen Erfolg. Es war ihm Bedürfniß, über seine Gedanken, über das, was ihn bewegte, in’s Klare zu kommen. Aus diesem Grunde schrieb er, langsam und sorgfältig an dem Niedergelegten feilend, es immer in eine vollendetere Gestalt hüllend. Seine Sprache ist einfach, kurz, gedankenvoll, schön.

Das Beste, was er uns in seiner Eigenschaft als Schriftsteller hinterließ, sind die „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835—1839“, welche er als Hauptmann veröffentlichte, welche damals trotz der so lobenden Vorrede des berühmten Geographen Ritter, der von der in Wahrheit glänzenden Erweiterung der geographischen Kenntnisse sprach, fast unbemerkt vorübergingen. Es sind zwanglose Briefe, an deren Veröffentlichung Moltke, als er sie schrieb, gar nicht gedacht hatte, und doch oder vielleicht gerade deshalb sind sie zu vollendeten Kunstwerken geworden. Ein fesselnder Stoff ist hier einfach und groß behandelt. Ein vielseitig gebildeter Mann voller Scharfsichtigkeit für die ihn umgebenden

Verhältnisse schildert in klarer Prosa, die an Goethe'sche Anmuth oftmals erinnert, seine Reisen im Morgenlande; aus dem Ganzen aber leuchtet und wärmt uns ein milder Humor, der wie ein froher Nachglanz über diesen Erinnerungen liegt.

Es ist nicht so sehr wunderbar, daß dieser Künstler mit der Feder auch den Zeichenstift zur Hand nahm noch in seinen alten Tagen, da er kurzsichtig geworden. Sein Leben lang hat er gern das scharf Geschaute mit dem Stift festzuhalten sich bemüht, gleichviel, ob es eine Landschaft oder ein Porträt war. Auch mit Wasserfarben und Oel hat er sich versucht.

Nicht alle bedeutenden Schriftsteller sind bedeutende Redner gewesen. Vor der Oeffentlichkeit hat Moltke selten gesprochen, seine Trinksprüche zeichneten sich durch eine fast fragmentarische Kürze aus. Die wenigen Reden im Reichstag behandelten, wie man begreift, meistens militärische Fragen. Seine ganze Energie, den Reichthum seines vielumfassenden Wissens nahm er zu Hilfe, wenn es für die Organisation, für den festen Bestand des Heeres einzutreten galt. Durch die Klarheit der Darstellung, vollkommene Beherrschung des Stoffes, leichte und elegante Form zeichnen sich diese Reden aus, ebenso wie durch den Mangel jeder Phrase. Da ist nichts überflüssig, alles gehört zu einander.

Er war aber nicht nur ein großer Feldherr, Schriftsteller und Redner, er war auch ein großer Mensch. Einfach und bescheiden, wie er war, hat ihn das Glück nie eitel gemacht. Im Jahre 1871 verherrlichte Oskar von Redwitz ihn und verglich ihn mit den großen Männern des Alterthums. Das wies Moltke zurück: „Diese waren auch groß im Unglück, wir dagegen haben nur lauter glückliche Ereignisse aufzuweisen gehabt. Man mag das Zufall, Glück oder Gottesschickung nennen — die Menschen allein thaten es nicht, und so unendliche Resultate gehen im Wesentlichen aus Verhältnissen hervor, über die wir nicht Herr sind.“ Er war bedürfnißlos und frei von Leidenschaft im üblen Sinn; er gab sich ganz der Sache, der er diente, hin, er trat hinter sie völlig zurück und ging in ihr auf. Er haßte den Schein und die Unnatur, er war ohne Neid, voller Anerkennung für fremdes Verdienst. Streng gegen sich war er, nachsichtig gegen Andere, hilfsbereit, ein stiller Wohlthäter. Sein Name wird bleiben. Er steht in der Geschichte neben Bismarck.





Clara Tschudi.

Eine kritische Studie.

Von

Adolph Kohut.

— Südende b. Berlin. —

Norwegen, das Land der Fjords und des Realismus à la Ibsen und Björnstjerne Björnson, ist kein günstiger Boden für biographische und geschichtliche Forschungen. Die Zeit mit ihren politischen Kämpfen, namentlich die Frage um die staatsrechtliche Stellung zu Schweden, und das mächtige Ringen der neuen realistischen Schule, welche von der Vergangenheit nichts wissen will, die sich vielmehr mit allen Fasern ihres Fühlens und Denkens an die unmittelbare Gegenwart anklammert, beschäftigen die meisten ringenden und strebenden Geister. So sehen wir denn, daß die norwegischen Dichter und Schriftsteller ihre Stoffe selten aus der Geschichte schöpfen, sondern resolut in's volle Menschenleben hineingreifen und gesellschaftliche Fragen und Räthsel fast ausschließlich zum Gegenstand ihrer Darstellung wählen. Die Psychologie des Weibes ist es, welche sie in erster Linie interessirt, und die Zergliederung des Seelenlebens mit seinen vielen unerklärlichen und unbewußten Vorgängen hat für sie den höchsten Reiz.

Um so interessanter ist es, daß es gerade eine norwegische Dame sein mußte, welche diese fühlbare Lücke in der modernen nordischen Litteratur auszufüllen berufen war, aber auch sie ist augenscheinlich von jenem psychologischen Fluidum, das in den führenden geistigen Kreisen ihres Vaterlandes vorherrscht, vorwiegend beeinflußt worden; denn sie beschäftigt sich mit der Biographie und Geschichte nur insofern, als ihr dadurch Gelegenheit geboten wird, die Schicksale der Märtyrerinnen auf dem Throne, der

Heldinnen im Entsagen und Leiden, der problematischen Naturen, welche mehr oder weniger durch ihr Thun und Lassen ihre Zeit aufgeregt haben, seelisch zu erklären und in sittliche Abgründe mit der Fackel ihrer Kritik hineinzuleuchten.

Ich rede hier von Clara Tschudi, einer hochbegabten norwegischen Schriftstellerin, welche durch zahlreiche Werke, von denen manche auch in's Deutsche übersetzt wurden, die Aufmerksameit der Zeitgenossen vielfach in Anspruch genommen hat, und die eine solche Eigenart in der skandinavischen Gelehrtenwelt bildet, daß sie es wohl verdient, daß wir uns mit ihr eingehender befassen.

Clara Tschudi besitzt etwas von Macaulay und zugleich — wie paradox dies auch klingen mag — von Johannes Scherr. In der Zusammenstellung und Anordnung des Stoffes, der Untersuchung der Ursachen und Folgen der Handlungen, der Beleuchtung der Zeitumstände und der Schilderung der ausschlaggebenden Factoren hat sie etwas ruhiges, klares, kalt abwägendes, wenn sie aber das Unbewußte, das Ueberraschende und Grausige uns vor die Seele führen will, liebt sie es, seltene und packende Redewendungen zu gebrauchen, Antithesen auf einander zu häufen und mit anekdotenhaftem Material zu arbeiten und zu verblüffen. Darin freilich unterscheidet sie sich sehr zu ihrem Vortheil von dem schweizerischen Culturhistoriker, daß sie nie aufhört Weib zu sein, d. h. stets ihre Aufgaben mit großem Takt und erstaunlicher Geschicklichkeit zu lösen weiß. Sie gleicht einem Chirurgen, der mit keiner Wimper zuckt, und dessen Hand nicht zittert, wenn es sich um eine noch so peinliche Operation handelt. Ihr sittlicher Ernst, ihre unentwegte Ruhe und der höhere Gesichtspunkt, aus dem sie die „Narrenkomödie“ der Welt betrachtet, verleihen ihren Darstellungen einen ganz eigenartigen, wir möchten beinahe sagen pikanten Reiz. In Bezug auf die Macht der Sprache, den barocken Stil und die gepfefferte Redeweise steht sie freilich hinter Johannes Scherr weit zurück; auch macht sich bei ihr die Tendenz des Letzteren, „mittels Zerstörung aller Dummheitsschranken und aller Götzentempel für die Entwickelung freien Raum und offene Bahn“ zu schaffen, nicht in so aufdringlicher Weise bemerkbar.

Vor etwa anderthalb Jahrzehnten begann sie ihre litterarische Laufbahn, indem sie im Jahre 1884 in der „Nordisk Musiktidende“ in Kristiania eine Lebensbeschreibung der in ihrem Vaterland sehr gefeierten norwegischen Sängerin Amanda Kolderup, deren Leben und Wirken so manches bemerkenswerthe Problem bot, veröffentlichte. Ein Jahr darauf verfaßte sie ihr erstes Werk: „Kvindebevaegelsen, dens udvikling og nuvaerende standpunkt“ („Die Frauenbewegung, ihre Entwicklung und ihr gegenwärtiger Standpunkt,“ Kristiania, Albert Cammermeyer), eine höchst anziehend geschriebene Geschichte der Frauenbewegung auf Grund der Benutzung sehr reichhaltigen Materials. Zwei Jahre später erschien aus ihrer

Feder: „Tre nutids kvinder" („Drei Frauen der Gegenwart", — København, Andr. Schou), enthaltend die Biographieen der im Vordergrund der Frauenemancipation gestandenen Damen Camilla Collet, Lina Morgenstern und Gertrud Guillaume-Schack, worin sich ihre Begabung für biographische Darstellung bereits entschieden kundgab. Einen lebhaften Erfolg hatte auch ihr Werk: „Silhuetter" (Silhouetten), in dem sie einigen hervorragenden und interessanten Frauengestalten, wie Elise Patterson-Bonaparte, Hanna Ouchterlong, Emma Dahl, Magdalena Thoresen und Dronning Sophie (gleichfalls bei Albert Cammermeyer erschienen), reizvolle Schilderungen angedeihen ließ. Schon hier offenbarte sich innerhalb eines festen historischen Rahmens ihr scharfer Blick für alles Charakteristische und ihr liebevolles Eingehen auf belebende Details. Besonders interessant ist die Silhouette, womit sie ihre Schwester in Apollo, Camilla Collet, eine Schwester Henrik Wergelands, zeichnet, welche Schriftstellerin gleich ihr vom König Oscar II. von Schweden und Norwegen, der in seinem Civilverhältniß bekanntlich auch ein begabter Dichter ist, mit der goldenen Medaille „litteris et artibus" ausgezeichnet wurde.

Allgemeine Beachtung fand sie aber erst, als sie sich mit den Biographieen „tragischer Königinnen" befaßte und zum ersten Male mit muthiger Hand den Ballast der zahlreichen Vorurtheile, welche Gehässigkeit, Parteileidenschaft, Neid und Klatschsucht zusammengetragen, zu beseitigen bestrebt war. Den Versuch, welchen Adolf Stahr in Deutschland machte, als er die römischen Caesarinnen von den vielen Verbrechen und Schandthaten, die man ihnen zugeschrieben, zu reinigen bestrebt war, hat die Verfasserin in Bezug auf moderne Caesarinnen unternommen, ohne jedoch bei diesen Rettungsexperimenten der Geschichte Gewalt anzuthun und durch geistreiche und schillernde Hypothesen die Wahrheit zu trüben. Der barmherzige Sinn des Weibes, der Adel der Gesinnung und die Weichheit der Empfindung waren und sind die Hauptmotive, welche unsere Schriftstellerin leiteten und leiten, womit nicht behauptet werden soll, daß ihre Auffassung immer die richtige und der Standpunkt, den sie einnimmt, der allein berechtigte und ein durchaus einwandsfreier ist.

Merkwürdigerweise war es eine noch lebende Caesarin, der sie zuerst ihre Aufmerksamkeit zuwandte, nämlich die Exkaiserin der Franzosen, Eugenie, welche der moderne Plutarch im Unterrock zum Gegenstand einer erschöpfenden Lebensbeschreibung machte. Das Werk erschien im Jahre 1889 unter dem Titel: „Eugenie, Keiserinde af Frankrige, en populaer fremstilling" — Kjöbenhavn, Gyldendal, 329 S*) („Eugenie, Kaiserin der Franzosen, eine populäre Darstellung"), mit dem Bildnisse der Kaiserin Eugenie.

---

*) Eine autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen erschien in der so verdienstvollen Universalbibliothek von Ph. Reclam jr. in Leipzig (Nr. 2984 u. 2985) von Erich Holm, pseudonym für Frau Mathilde Prager.

Clara Tschudi hat die unglückselige und schicksalsvolle Kaiserin Eugenie nicht etwa deshalb aus der Galerie der Märtyrerinnen auf dem Throne herausgegriffen, um Gelegenheit zu haben, den widerwärtigen politischen Hof- und sonstigen Klatsch, der den Dunstkreis des zweiten Kaiserreichs vergiftete, aufzuwärmen und breitzutreten; ihr Augenmerk war vielmehr darauf gerichtet, gewissenhaft die Wahrheit zu erforschen und, soweit es in der Macht des Menschen liegt, der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen. Wer sich an geschichtlicher Detailmalerei zu erquicken vermag, wird sich an dem sicheren Zug, womit die Handlung in dem Buche geführt wird, und an den zahllosen feinen Einzelheiten erfreuen, woraus sich das vorwiegend von der rein menschlichen Seite erfaßte Bild der Exkaiserin zusammensetzt. Das sehr umfangreiche, in unzähligen Geschichtswerken, Zeitungen, Zeitschriften und Archiven niedergelegte, zerstreute und zum Theil schwer zugängliche Material hat sie mit großer Sorgfalt und Umsicht gesammelt und mit Geschick und Geschmack zu einem ebenso lebensvollen als farbenprächtigen Gesammtbild ihrer Heldin zu vereinigen verstanden. Was sie hier bietet, ist mehr als ein bloßes biographisches Denkmal der Gräfin von Montijo und der Urheberin des deutsch-französischen Krieges, es ist zugleich auch ein werthvoller Beitrag zur Geschichte des zweiten französischen Kaiserreiches und der Napoleoniden überhaupt.

Louis Napoleon erscheint der norwegischen Verfasserin nicht so sehr als ein Popanz, vor dem die getäuschte Welt Jahrzehnte hindurch zitterte, als vielmehr als ein kühner Abenteurer, dessen waghalsige Versuche unglücklich enden mußten. Schon bei seinen Werbungen um die Gunst der schönen und feurigen Andalusierin zeigten sich seine Verstandeskräfte nicht gerade in glänzendem Lichte. Vergebens riethen ihm seine Verwandten und besten Freunde von einer Verbindung mit der Tochter einer anrüchigen Weltdame ab, vergebens bat ihn auch die Prinzessin Mathilde, die sonst großen Einfluß auf ihn zu üben pflegte, fußfällig, die unpassende Partie aufzugeben und in Ermangelung einer Fürstin sich wenigstens mit einer französischen Dame, von altem, dem Volke theurem Namen zu vermählen — seine Sinnlichkeit siegte über sein gesundes Urtheil, und diese Heirath barg zugleich den Keim all' der späteren unheilvollen Giftsaat in sich, welche in Frankreich so üppig emporschoß und eine Corruption ohne Gleichen entstehen ließ. Sein schwankender und wankender Charakter, der sich während seiner ganzen Regierungszeit geltend machte, zeigte sich schon bei der Entscheidung der Frage, ob er die berückende Abenteurerin oder aber die polnische Fürstin Czartoryska heirathen sollte. Um den quälenden Zweifeln ein Ende zu machen, fragte er nämlich die Fürstin Lieven, eine dem napoleonischen Hofkreise angehörige, geistvolle Dame, wer von den Beiden vorzuziehen sei, die Fürstin Czartoryska oder Fräulein Montijo. Sie entschied die Frage zu Gunsten der Letzteren, indem sie in espritvoller Weise erwiderte: „Sire, wenn man mir die Wahl überläßt, so ziehe ich die

Cachucha (bekanntlich ein spanischer Tanz) der Mazurka vor", und Napoleon betrachtete diese Antwort als einen Fingerzeig des Schicksals. Auf diese Weise sah Eugenie ihre ehrgeizigsten Pläne verwirklicht; aus einem zweideutigen Halbdunkel stieg sie zum hellsten Glanze, zur höchsten Höhe empor. Die Welt lag nun zu ihren Füßen. Doch war es nicht die hochgestimmte Empfindung des befriedigten Ehrgeizes und des Selbstgefühls des Emporkömmlings, wie bei Napoleon, welches ihre Seele erfüllte, sie beherrschte viel mehr ein ganz anderer Gedanke; auf den Zinnen des Glücks, mitten in all' den Festlichkeiten, unter dem Jubel des Volkes und dem Glanze, der sie umgab, befiel sie, wie Clara Tschudi erzählt, die Ahnung ihres kommenden Sturzes. Als sie aus der Kirche fuhr, wo sie sich mit dem Kaiser der Franzosen vermählt hatte, schien es ihr, als sähe sie unter der Menge das gramdurchfurchte und verzerrte Antlitz Maria Antoinettens. Wohin sie sich auch wendete, erblickte sie dieses furchtbare Gesicht, und es überkam sie ein angstvolles Gefühl, daß alle diese Pracht und Herrlichkeit schließlich ein Ende mit Schrecken nehmen werde.

Gegen Eugenie übt die Verfasserin Gerechtigkeit. Sie kann der Enkelin des schottischen Kaufmanns Kirkpatrik eine gewisse Bewunderung nicht versagen, und sie zieht das Facit des Lebens und Treibens dieser Frau, welche weder leben noch sterben kann, mit den Worten: „Als das Kaiserdiadem an ihrer Stirne strahlte, beneidete und verfolgte man sie, die Dornenkrone, die sie nunmehr trägt, verleiht ihr selbst in Feindesaugen Größe. Man hat vergessen, daß das Geschrei, welches sich über ihre Verschwendungssucht erhob, im Grunde berechtigt war, daß sie Allen voran der Ueppigkeit und dem Luxus Vorschub geleistet, hat es vergessen, daß ihr Eifer für die Kirche sie fanatisch gemacht, und die kleinen Unterschiede der christlichen Glaubenslehre sie jene große Gleichheit übersehen ließen, daß deren Anhänger doch insgesammt Christen seien. Der Geschichtsschreiber der Zukunft, dessen Blick weder von dem märchenhaften Glanze des zweiten Kaiserreiches geblendet, noch vom Mitgefühl für das Unglück der Wittwe und Mutter getrübt sein wird, dürfte sie kaum so milde wie die heutige Zeit beurtheilen, doch sicherlich auch gerechter als jene Verleumder, welche einst in ihrem Lande Gerüchte über sie ausstreuten. Er wird Entschuldigungen für ihre Fehler finden, nicht so sehr weil sie eine Folge ihrer Erziehung und Herkunft, als weil sie ihre besseren Eigenschaften, vor Allem ihre Barmherzigkeit und ihren unerschrockenen Muth, nicht zu überwuchern vermochten. Er wird ferner erkennen, daß ihre Stellung als die Gemahlin des Usurpators Anforderungen im Gefolge hatte, die an eine geborene Fürstin nicht gestellt werden, und sie ihren Platz unter schwierigen Verhältnissen ausfüllte."

In sehr anziehender Weise schildert die Autorin die Methode, wie Madame Eugenie das Scepter auch im Reiche der Mode schwang, und wie sie der ganzen civilisirten Frauenwelt falsches Haar und falsche Zähne, lange

Schleppen, Herrenkragen und Herrenmanchetten, türkische Shawls und Crinolinen, Garibaldiblousen und bunte Unterröcke, den praktischen „en-tout-cas“ und das unsichtbare Haarnetz im Handumdrehen aufdrängte. Wie ein spannendes, nervenerschütterndes Drama liest sich das culturgeschichtliche Zeitgemälde, welches Clara Tschudi entwirft, als die Katastrophe über die Napoleoniden hereinbrach. Mit Grauen bemerken wir die Kluft zwischen den letzten Triumphen des Kaiserpaares und dem bodenlosen Abgrund, in welchem die Glorie des französischen Kaiserreiches und mit ihr Alles untergegangen ist, dessen Verlust die Exkaiserin, der einst die ganze Welt zu Füßen lag, später als bettelarm erscheinen läßt.

Die sittliche Fäulniß, welche die Regierung Napoleons III. zerfressen, kennzeichnet unsere Schriftstellerin mit geradezu Taciteischem Stift. Als Probe dieser ihrer Auffassung lese man nur das 13. Capitel des Buches, worin Eugenie als Beherrscherin der Mode uns vorgeführt wird. Dort heißt es u. A.: „Die Macht, die sie als Königin der Mode ausübte, der Taumel der Putzsucht, der nach ihrem Vorbilde die niedersten so gut wie die höchsten Klassen erfaßte, wurde gefährlich und verhängnißvoll für das Volk. Die Prahlsucht, der leere Schein und die hohle Größe, die im Palaste der Tuilerien daheim waren, trugen ihren Ansteckungsstoff in jedes Haus in Frankreich. Eugenie konnte die Unthätigkeit, zu der ihr Platz auf dem Throne und ihr Geschlecht sie verurtheilten, nicht ertragen; ihr Herz fand nicht genügende Nahrung, ihr Geist nicht genügende Beschäftigung mit großen Aufgaben. So suchte sie denn in Geringerem Ersatz. Die Befriedigung ihrer Eitelkeit wurde ihr eigentlicher Lebensgenuß, Luxus, Putz ihr Element. Geselligkeit, tausenderlei Modethorheiten zersplitterten ihre Kräfte. Sie wechselte sozusagen ihre besten Seelengaben in Scheidemünzen um. Wenn sie jedoch an der Art und Weise, wie das sociale Leben sich gestaltete, keineswegs ohne Schuld ist, so fällt ein Theil der Verantwortung doch auch auf die Zeit und die Verhältnisse, in denen sie lebte . . . Rasch Carrière zu machen, um sich über die Stellung, in der man geboren war, emporzuschwingen, galt den Meisten als ihre höchste Lebensaufgabe. Früher hatten andere Bedingungen obgewaltet. Der Klassengeist hatte Jeden innerhalb des umfriedeten eigenen Gebiets, dessen Grenzen zu überschreiten ungemein schwer war, festgehalten. In der Kaiserzeit hingegen sah sich jede kräftige Begabung, so sie sich nur Napoleon anschloß, zu den ehrgeizigsten Hoffnungen berechtigt, und nur die Unbedeutendheit schloß vom Erfolge aus . . . Hätten die unteren Klassen, die thöricht genug waren, der Kaiserin, wie dem Hofe, im Großen und Kleinen Alles nachzuäffen, nicht mehr sein wollen, als sie wirklich waren, sie hätten nicht nur ihre Selbstachtung, ihre Würde besser gewahrt, die Mode würde auch viel von ihrer Macht eingebüßt haben. Wie jedoch die Verhältnisse sich gestaltet hatten, gaben die von Eugenie ausgestreuten Millionen mehr Anlaß zur Vergeudung, als sie Segen im Gefolge hatten. Der Hof, der nicht

eben sonderlich auf seine Würde hielt, zog den Leichtsinn im Volke groß, und das gedankenlose Tändeln mit Bagatellen schwächte Frankreichs Kraft."

Köstlich sind manche humoristische Momente, welche man als den „Treppenwitz der Weltgeschichte" bezeichnen könnte. Hier nur Einiges davon: Einen der gesellschaftlichen Triumphe der Kaiserin bildete die „révérence circulaire", nämlich ihre einzige Verbeugung und ihr einziger lächelnder Blick, mit dem sie sämmtliche Anwesende zugleich grüßte. Der ehemalige amerikanische Gesandte der Vereinigten Staaten in Madrid schildert diesen Tric der koketten Frau in folgender drastischer Weise: „Die Königin Isabella setzte den ganzen Körper in Bewegung und nickte hierauf freundlich mit dem Kopfe, wie die erstbeste Bürgersfrau, ihr folgte Eugenie. Sie kehrte sich mit der größten Anmuth zurück, stemmte die Füße gegen den Boden und stand wie festgenagelt, den Oberkörper zurückbiegend, um ihn sodann mit der leichtesten zierlichsten Bewegung von der Seite nach vorn zu kehren, gleich einem Schwan, der seinen Hals neigt. Ohne sich umzuwenden, zog sie sich hierauf langsam durch die Thüre zurück. Sie brachte bei dieser Gelegenheit jene eigenartige Schwenkung mit dem Oberkörper, in welcher die andalusischen Tänzerinnen ganz unnachahmlich sind, mit vollendeter Meisterschaft zur Ausführung."

Außer dem wundervollen Haar Eugenies galt namentlich ihr Lächeln, das den halbgeöffneten Mund umspielte, für ungemein reizend. So wurde denn der offene Mund Mode. Da aber die wenigsten Pariserinnen eine Dentüre besaßen, welche sich mit der doppelten Perlenreihe messen konnte, die zum Vorschein kam, wenn Eugenie lächelte, leider hingegen umgekehrt die Damen nicht selten eine Zahnreihe, die einen Stich in's Gelbliche ja Schwarzbraune hatte, offenbaren mußten, kleidete das Lächeln nicht immer so gut, als man's vorausgesetzt hatte. Dem mußte abgeholfen werden, und die Zeit der künstlichen Zähne war gekommen.

Das schöne, glänzende Auge der Monarchin erregte nicht minder große Bewunderung, ebenso ihre helle, wunderbar frische Hautfarbe. Um ihrem Götzen zu ähneln, trachteten vorerst die Damen des Hofes, sodann diejenigen des Mittelstandes, der Schönheit des Teints durch Schminke nachzuhelfen, die Augenbrauen mit kosmetischen Mitteln dunkel zu färben, und den Augen durch den Gebrauch der giftigen Belladonna übernatürlichen Glanz zu verleihen; und da die Spanierin nach der Sitte ihrer Landsmänninnen mit einem Pinsel den Rand der Lider schwärzte, waren die französischen Damen bestrebt, alsbald das Gleiche zu thun.

Namentlich war die Crinoline epochemachend in der Geschichte der Modetollheiten; sie war nicht allein ungraziös und unpraktisch, sondern auch gefährlich. Ein unvorsichtiges Verfangen in das Rad der Crinoline verursachte gar manchen verhängnißvollen Sturz, und gar manche Ballettänzerin hat dank ihr Brandwunden, ja den Tod davongetragen. Erfunden für Fürstinnen, vor denen Diener die Flügelthüren öffnen, denen Pagen und

Cavaliere den Sitz hinschieben, hätte sie nie in bescheidenere Sphären bringen sollen.

Der ersten Kaiserinbiographie reihte sich nach drei Jahren eine zweite mit gleichem Erfolge an: „Kaiserinde Augusta, skildringer fra hoflivet i Berlin“ („Kaiserin Augusta, Schilderungen aus dem Hofleben in Berlin“), worin das Leben und Wirken der ersten deutschen Kaiserin aus eigener Anschauung mit liebevollem Verständniß für die Persönlichkeit und Eigenarten der hohen Frau dargestellt wird. Wir erfahren da so manche reizvolle Intimitäten, die wir vergebens in den officiellen Geschichtswerken suchen würden, denn ganz anders als in den Menschenköpfen der Hofhistoriographen und der officiellen und officiösen Chroniqueure malt sich in dem Kopfe dieser geistvollen Norwegerin die Welt des deutschen Kaiserhofes, deren Mittelpunkt Kaiserin Augusta so lange gewesen.

In noch erhöhtem Grade fand man die Vorzüge, die man an der Verfasserin des Buches über Eugenie schätzen gelernt, in deren 1894 erschienenem Werk: „Marie Antoinettes ungdom“ („Marie Antoinettens Jugend *“) wieder. Hier schildert sie die Triumphe, die Fehler und Irrthümer, welche die in strahlender Schönheit und Jugend erscheinende Tochter Maria Theresias, die man aus politischen Gründen mit dem Dauphin und späteren König Ludwig XVI. von Frankreich vermählt hatte, mit einem fünfjährigen Martyrium büßen mußte. Die Gestalt Maria Antoinettens sowohl wie ihre Schicksale, welche fast einzig in der französischen Geschichte dastehen, mußten begreiflicher Weise das psychologische Interesse Clara Tschudis in hervorragendem Maße erwecken. Gerade diese unglückliche österreichische Kaisertochter, die schon als fünfzehnjähriges Kind dem Boden ihres Vaterlandes entrückt wurde, um den Mittelpunkt des verdorbenen französischen Hofes zu bilden, war wie geschaffen, ihr schriftstellerisches und kritisches Talent zu reizen. Hier zeigt sie sich als eine durchaus berufene und auserwählte Geschichtsschreiberin, deren Grundsatz das Wort ist: „sine ira et studio“. Indem sie einerseits die Schattenseiten dieser Fürstin hervorhebt, läßt sie andererseits aber auch deren Lichtseiten zur Geltung kommen. Sie vertuscht nicht deren Putz- und Spielsucht, deren Leichtlebigkeit und Verschwendungsluft, deren anstößige Freundschaften mit unwürdigen Frauen und deren vertrauten Umgang mit ebenso unwürdigen Männern, aber sie hebt auch die glänzenden Eigenschaften der Märtyrerin hervor, die ihre Leiden mit beispiellosem Heldenmuth trug, die in den kritischesten Lebenslagen unerschrockene Kühnheit bewies, ihre Kinder mit rührendster Zärtlichkeit liebte und nie aufhörte, schön, anmuthig und begehrenswerth zu sein.

Sie berührt die politischen Begebenheiten nur in so weit, als dies nothwendig ist, um nicht den Gang der Erzählung zu unterbrechen; nicht

---

*) In deutscher Uebersetzung von Dr. Heinrich von Lenk. (Ph. Reclams Universalbibliothek 3487/88 in Leipzig.)

trockene politische Daten und historische Bemerkungen bietet sie uns, sondern sie führt uns in großen Zügen ein ergreifendes Stück Menschenleben voll von Veränderungen, Lachen und Weinen, Freuden und Leiden vor. Es ist wohl eines der lehrreichsten Bücher, welche je geschrieben wurden, dieses Buch über Maria Antoinettens Jugend, denn diese tragische Herrscherin ist eine erschütternde Zeugin dafür, wohin eine fehlerhafte Erziehung, angeborene Leichtlebigkeit und die Verleumdungssucht führen können. Clara Tschudi hat ebensowenig gesucht, die Unvorsichtigkeiten und Sünden der Oesterreicherin zu beschönigen, als ihre guten, zum Theil ausgezeichneten Eigenschaften zu unterschätzen. Es muß der Verfasserin zum Ruhme angerechnet werden, daß sie trotz der vorhandenen ungeheuren biographischen und geschichtlichen Memoirenlitteratur über Marie Antoinette dennoch manches Neue zu Tage gefördert hat, wodurch das überlieferte Bild von der jugendlichen Kaisertochter vielfache Ergänzung und Correctur findet, und verschiedene Begebenheiten an's Tageslicht gefördert wurden, welche den Schlüssel zu mehr als einer ihrer Handlungen abgeben und dazu beitragen, das leidende Weib hinter der Königin von Frankreich zu erkennen. Ein lebendiges, farbenreiches und anschauliches Gemälde ihrer Heldin in den Jahren ihres verhältnißmäßigen Glückes, in anziehender und fesselnder Sprache von der ersten bis zur letzten Seite geschrieben, ist „Marie Antoinettens Jugend".

Die Verfasserin ist eine unbedingte Verehrerin der Kaiserin Maria Theresia. Sie zollt ihrer Tugend, ihrer Thatkraft und ihrer politischen Bedeutung volle Anerkennung, aber sie bricht den Stab über alle Ueberlieferungen, welche von einem großen Einfluß der Kaiserin auf die Erziehung ihrer Kinder erzählen.

Auch Maria Antoinette wuchs, obwohl sich Männer wie Gluck und Metastasio in ihren Unterricht theilten, in Unwissenheit heran. Zwar pflegten die Töchter der Kaiserin bei feierlichen Anlässen lateinische Reden vorzulesen, aber die Leute wußten nur zu genau, daß die jungen Erzherzoginnen nicht ein Wort von dem verstanden, was sie lasen. Die Kaiserin war eben mit Staatsgeschäften so überhäuft, daß sie sich mit der Kindererziehung nicht befassen konnte, aber sie verschmähte es doch nicht, der Welt gegenüber als eine sorgsame Mutter zu gelten. Kamen hervorragende Personen nach Wien, lud sie Maria Theresia in's Schloß, und bei solchen Gelegenheiten zeigte sie sich im Schoße ihrer zahlreichen Familie. Sie legte Werth darauf, daß die Zeitungen von Zeit zu Zeit Berichte brachten, die auf die Begabung der Prinzen und Prinzessinnen hinwiesen, und daß das Publicum an die Güte und den Verstand der kaiserlichen Kinder glaubte und davon sprach. Den Mangel an Bildung schien die Natur durch die vollendete Schönheit, welche sie der Prinzessin verlieh, wettmachen zu wollen. Ihre Anmuth versetzte anfänglich die Franzosen in einen Taumel der Begeisterung, als sie als blutjunges Mädchen nach Frankreich kam, um dem Dauphin Ludwig die Hand zum Ehebund zu reichen. Einige Meilen von

Châlons z. B. kam ein Landpfarrer mit seinen Pfarrkindern, um die Erzherzogin zu begrüßen. Er hatte das hohe Lied Salomonis als Text für seine beabsichtigte Rede gewählt, als er sie aber erblickte, überwältigte ihn ihre Schönheit so sehr, daß er nicht weiter als zu den ersten Worten kam. Sie merkte dies und unterdrückte ein Lachen, das hervorbrechen wollte. Um der Verlegenheit des armen Mannes ein Ende zu bereiten, ergriff sie ihn bei der Hand und nahm mit dem nieblichsten, dankbarsten Lächeln das Bouquet entgegen, das er ihr hinhielt. Jetzt fand der Geistliche wohl nicht seine Rede, aber seine Geistesgegenwart wieder:

„Madame," sagte er begeistert, „wundern Sie sich darüber nicht, wenn mir mein Gedächtniß untreu wird. Beim Anblick von so viel Reiz und Schönheit würde selbst Salomon sein hohes Lied vergessen und aufgehört haben, an seine hübsche Aegypterin zu denken."

Nur der Bräutigam, der Kronprinz, blieb kühl bei ihrem Empfange. Kaum daß er, wie das Hofceremoniell es verlangte, einen Kuß auf ihre rechte Wange hauchte. Thatsächlich verschmähte er es bis zu Kaiser Josefs II. denkwürdigem Besuch in Paris, von seinen Gattenrechten Gebrauch zu machen. Die Dauphine war sieben lange Jahre hindurch nur dem Namen nach Frau.

Als sich das Brautpaar nach der Hochzeitstafel zurückzog, geleitete Ludwig seine junge Frau bis zur Thüre des Brautgemachs. Dort wünschte er ihr eine gute Nacht und verschwand.

„Ich hoffe, Sie haben gut geschlafen?" sagte er ihr am nächsten Morgen.

„Sehr gut," erwiderte diese, „kein Mensch ist gekommen und hat mich gestört."

Kein Wunder also, daß Ludwig XVI. Zeit seines Lebens als Ehemann unter dem Fluche der Lächerlichkeit litt, wiewohl er später der zärtlichste Gatte und Vater wurde.

Sehr reizvoll und interessant ist die Erzählung der Intriguen, welche am schlüpfrigen Hofe Ludwigs XV. gegen die junge Erzherzogin gesponnen wurden, die, ein heiteres Naturkind, die lächerliche Etikette des „ancien régime" mit Füßen tretend, sich unter den Hofschranzen und bezopften Verehrern gleich vom ersten Augenblick an, als sie französische Luft athmete, viele Feinde verschaffte. Sie begann sich über die Schranken des Hofceremoniells hinwegzusetzen, das wirkte abkühlend auf die Menge; sie goß die Lauge ihres Spottes über die Hüter und Hüterinnen der Etikette aus, und das erbitterte den Adel. Unbekannt mit den Sitten des Lasterlebens, wie es Ludwig XV. und seine schändlichen Genossen führten, vermochte sie es lange nicht, die mächtige Courtisane Gräfin Dubarry nur eines Wortes zu würdigen. Dieser zweifellos sympathische Zug der Erzherzogin hatte jedoch den unausbleiblichen Conflict mit der Geliebten des alten Königs zur Folge. Sie stand dadurch sofort mitten im Partei-

getriebe und vermochte sich nie mehr auf dem von Ränken umsponnenen Boden ihrer neuen Heimat sicher zu fühlen. Von Kabalen umringt, von ihrem Gatten verschmäht, von ihrer Mutter fortwährend gehofmeistert, suchte ihr liebebedürftiges Herz Zuflucht bei Freundinnen, in deren Wahl jedoch sie eine sehr unglückliche Hand bewies. Besonders verhängnißvoll für sie wurde ihre Freundschaft mit der beutegierigen Gräfin Polignac, welche, von der öffentlichen Meinung als Genossin der Laster und Leidenschaften ihrer königlichen Freundin in den Koth gezerrt, durch Caricaturen, Spottlieder und Schmähschriften verhöhnt wurde.

Für den Culturhistoriker ist es ungemein amüsant, an der Hand der Tschudi'schen Darstellung zu constatiren, daß die Modenarrheiten der Spanierin Montijo und die der Oesterreicherin Marie Antoinette etwa ein Jahrhundert früher ungefähr dieselben waren. Es gab Zeiten, wo man die Kronprinzessin und Königin zu keinem anderen Gespräch als über Putz und Kleider bringen konnte. Sie und ihre Damen trugen ganze Thürme von Flor, Blumen, Federn mit gekraustem Haar und dazwischen einzelne Locken und Flechten. Frisuren, die oft 30—40 Zoll hoch waren, wurden arrangirt, um ganze Biographieen, einen botanischen Garten, lebende Bilder, Idyllen, kurz, die unglaublichsten Dinge darzustellen. In dem Haar der einen Dame sah man eine Wiese mit 2 kleinen Lämmern, einen Hirten und einen Bach, Windmühlen u. v. A., die andere Dame zeigte sich mit einem Kopfputz, welcher die fünf Welttheile nebst Sonne, Mond und Sternen darstellte, bei der dritten war ein Sonnenschirm angebracht, der sich öffnete oder schloß, je nachdem es Sonne oder Schatten gab. Eine vierte Dame trug einen Vogel von Diamanten, der mit den Flügeln über einer aufgesprungenen Rose flatterte, im Haar. Man erfand Coiffüren von allen Namen und zu allen Anlässen. Die Herzogin von Chartres zeigte sich bei einem Hoffeste mit einem Kriegsschiffe sammt Masten und Segeln; an einem anderen Abend hatte der Friseur ihren kleinen Sohn Ludwig Philipp, wie er auf den Knieen der Amme schlief, in ihrem Haare allegorisch dargestellt. Der Hoffriseur Leonard ließ sich „Académicien des coiffures et des modes“ nennen. Da alle vornehmen Damen jedoch diesen Künstler für sich haben wollten, mußten sie sich schon frühzeitig am Morgen oder am Abend vor einem solchen festlichen Tage frisiren lassen und waren gezwungen, die ganze Nacht auf einem Stuhle zu sitzen, um nicht das herrliche Kunstwerk zu verderben.

Die Stellagen, die man trug, hatten zur Folge, daß man die Thüren höher machen mußte, damit die Damen durch dieselben gelangen konnten. Auch die Wagen waren nicht hoch genug, man sah Mädchen und Frauen gekrümmt in ihren Equipagen sitzen; die Einen konnten nur so fahren, indem sie den Kopf aus dem Wagenfenster heraussteckten, während die Anderen in den Kutschen knieten, um ihren Kopfputz zu schonen. Ging man zu Fuß, so blieb man an Gebüschen und Baumzweigen hängen.

Als die Schriftstellerin Frau von Genlis bei Voltaire in Ferney einen Besuch machte, ging es ihr wie Absalom: ihr Haar blieb an den Bäumen im Park hängen, als sie dem großen Manne entgegeneilen und ihn begrüßen wollte. Befand man sich auf dem Balle, so konnte man kaum einen Schritt machen, ohne an Lampen und Kronleuchter anzustoßen.

Das Beispiel, welches von Marie Antoinette gegeben wurde, wirkte auf alle Stände schädlich ein. Die Damen der verschiedenartigsten Gesellschaftsklassen ahmten ihr nach; sie Alle wollten denselben Kopfputz, dieselben Federn und dieselben Blumenkränze haben. Die Auslagen der Damen wurden dadurch ungeheuer erhöht. Die Ehemänner und Väter klagten, und Viele stürzten sich in Schulden. Unangenehme Familienscenen entstanden. Zwist und Uneinigkeit brach bei Eheleuten aus, die bisher in gutem Einverständniß gelebt hatten, aber jetzt ihre Scheidung beschlossen, und die öffentliche Meinung wies immer und immer auf die Königin von Frankreich als auf diejenige hin, welche ihr Geschlecht durch ihr übles Beispiel verdarb.

Noch unglücklicher war die Königin in der Wahl der Männer, welche sie ihres Vertrauens würdigte. Unter ihnen hat der Graf von Artois, ein Bruder des Königs, ihr am meisten geschadet.

Als sie eines Nachts mit ihm allein vom Hoftheater nach dem Schlosse fuhr, wurde ihr auf ausdrücklichen Befehl des Königs die Einfahrt in das Thor verweigert. Sie mußte wieder nach dem Theater zurückkehren und gelangte erst nach vielen Widerwärtigkeiten in ihre Gemächer. Als sie sich deshalb bei ihrem Gatten beschwerte, meinte er achselzuckend:

„Ich verlange, daß alle Bewohner meines Hauses da sein sollen, wenn ich zu Bette gehe.“

Kein Wunder also, wenn der Graf von Provence, bei der Taufe der ältesten Tochter des Herrscherpaares, die Frage des Cardinals, welchen Namen man dem Kind zu geben wünsche, auf den Grafen von Artois abzielend, mit der schamlosen Bemerkung beantwortete:

„Darum handelt es sich zunächst noch nicht; vor Allem muß man wissen, wer Vater und Mutter des Kindes sind.“

Die Verschwendungssucht der Herrscherin, die sie Hunderttausende von Francs auf Brillanten vergeuden ließ, während das Volk hungerte, und ihre Spielleidenschaft, welche ungeheure Opfer forderte, nahmen sie so in Beschlag, daß sie darüber das Wohl und Wehe der Franzosen und die wichtigsten Fragen der Politik, Kunst und Litteratur aus dem Auge verlor. Clara Tschudi weist nach, daß die Bibliotheken der Königin in Versailles und Trianon fast ausschließlich aus Büchern unsittlichen Inhalts bestanden haben, aber Voltaire, den Abgott der Franzosen, weigerte sie sich, zu sehen, ja, als die Nation ihn im Théâtre Français fast unter Rosen erstickte, saß sie in der nahen Oper und dachte nicht daran, das Schauspielhaus zu besuchen. Auch der zweite Liebling der Franzosen, Jean Jacques Rousseau, war ihr ebenso

gleichgiltig wie der Fürst der Satire. Nur für Musik hegte sie Interesse. Es war die einzige Kunst, welche sie in Schutz nahm. Für Meister Gluck, den der Director der Großen Oper von Paris nach der französischen Hauptstadt kommen ließ, um dort die Vorstellungen zu leiten, hegte sie lebhafte Sympathieen, denn er war für sie nicht blos der große Componist, sondern auch eine Erinnerung an ihr Vaterland und an ihre Kindheit. Als seine „Iphigenie in Aulis“ einstudirt und aufgeführt wurde, saß sie in der Hofloge, rief „Bravo“ und applaudirte aus Leibeskräften. Aber auch in diesem Punkte hatte sie Unglück, denn das Pariser Publicum theilte nicht ihren Geschmack und nahm Glucks Meisterwerk kalt auf. Allenfalls interessirte sie sich noch für einen anderen Künstler, den berühmten Tänzer August Vestris, den „Gott des Tanzes“, wie man ihn zu nennen beliebte.

Die Verfasserin sucht den Beweis zu führen, daß das unglückliche Eheleben, welches die Königin Jahre hindurch mit ihrem sie völlig vernachlässigenden Gatten zu führen gezwungen war, nicht unwesentlich dazu beigetragen hat, ihren Charakter ungünstig zu beeinflussen, und daß, als sie Mutter wurde und endlich in sich gegangen war, es zu spät gewesen sei. Sie hatte damals bereits längst alles Vertrauen eingebüßt. Sie stand auf einem Pulverfasse, als die berüchtigte „Halsbandgeschichte“ über sie hereinbrach. Dieser glühende Funke führte zur Explosion, obschon sie an diesem ganzen unerhörten Scandal unschuldig war, aber Niemand glaubte mehr an ihre Reinheit. Von nun an war sie völlig vereinsamt. Ueberall sah sie sich von Haß verfolgt. In schrecklichen Krämpfen fühlte sie ihr Schicksal mit Riesenschritten herannahen. Glück und Jugend hatten sie verlassen. Die drohenden Wolken und den zunehmenden Haß des Volkes führt uns Clara Tschudi mit plastischer Anschaulichkeit vor Augen, indem sie u. A. sagt: „Keine Mauer ist so hoch, daß die Verleumdung dieselbe nicht überspringen, kein Raum so verborgen, daß sie darin nicht eindringen, kein Schloß so fest, daß der Tratsch es nicht öffnen könnte. Verleumdung und Tratsch halten ihren Siegeszug durch die Welt; sie tanzen über die Teppiche des Schlosses hin, sie trippeln der armen Frau auf der Straße nach und schleichen sich überall ein. Sie nisten sich in Grabgewölbe ein, trotzen Goldkronen und rostigen Schwertern, welche auf dem Sarkophage ruhen. Die Zeit hat die Worte auf den goldbemalten Leichensteinen verwischt, die Spinne ihr Netz darüber gesponnen. Nur die Verleumdung, welche über das Andenken des Schlummernden saust, scheint ein ewiges Leben zu haben.“

Jahrelang hatte der Klatsch ruhelos die Königin von Frankreich umkreist. Er hatte tausend Gestalten angenommen. Bald hatte er sich als satirisches Lied gezeigt, bald war er in Zeitschriften oder als Flugschrift feigen und schändlichen Inhalts aufgetaucht. Marie Antoinettens Leben war nicht nur in Frankreich, sondern auch bei allen fremden Höfen zu einem Roman geworden. Alles Mögliche wurde als Waffe wider sie gebraucht: Ihr Heimat-

fand, ihre Abkunft, ihre Familie, ihre Schönheit, ihre Freundschaften und ihr Geschmack. Die Erde war vorbereitet, der Augenblick war gekommen, sie von tausend Seiten her zu besudeln ... Alle ungesunden Gerüchte beschäftigten sich mit ihr. Sie wurde durchgehechelt, wie es nur jemals eine schöne und beneidete Frau geworden. Sie wurde verfolgt, wie nur jemals eine verhaßte Königin verfolgt worden ist. Satirische Flugschriften über sie wurden sogar dem Könige unter die Serviette gesteckt. Er hörte seine Familie und Hofleute Beschuldigungen wider sie murmeln. Er sah es an ihren Mienen, daß man ihn als Ehemann bedauerte. Die Verleumdung fand bei allen Ständen Eingang. Vom Fuße des Thrones, wo sie ihren Ursprung hatte, nahm sie ihren Weg zu den adeligen Schlössern, den literarischen Salons, dem Straßenvolk; wie eine ansteckende Krankheit zog sie durch das Land, sichtbar, wo sie sich früher verborgen gehalten hatte.

Als Choiseul seiner Zeit Marie Antoinette zur Gemahlin des französischen Kronprinzen gemacht, hatte er gemeint, ein Band des Friedens zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon zu schlingen. Seine Erwartungen wurden jedoch schmerzlich getäuscht. Das Mißtrauen herrschte fort: Marie Antoinette wurde lediglich als ein Spion in Frankreich zum Vortheil ihrer Familie betrachtet. Die Fehler der Regierung wurden ihrem Einfluß zugeschrieben. Man machte sie für das Steigen des Einen, die Verirrungen des Anderen, den Geldmangel im Staate, den Steuerdruck verantwortlich. Die ganze Bitterkeit, welche sich Luft machen wollte, ergoß sich über ihr Haupt. Bald sollte sie von der Stätte hinweggeführt werden, die sie vor Allen geliebt hatte. Das Laub fiel, der Sommer war vorbei; sie wanderte zwischen welken Blättern; auch der Sommer ihres Lebens war vorüber; die Tage ihres Glücks waren zu Ende.

Dies war die Lage der Dinge, an welche Clara Tschudi mit ihrem umfangreichsten Werk: „Marie Antoinette og revolutionen" („Marie Antoinette und die Revolution") (Köbenhavn, Gyldendal 1895, 337 S.*) anknüpft. Die Schilderungen der Ereignisse, welche den Sturz des französischen Königsthrones begleiteten, beginnt mit der Eröffnung der Nationalversammlung; aber die politischen Vorgänge werden auch hier wieder nur soweit berührt, als dies zum Verständniß der grausigen Tragödie, worin Marie Antoinette die ergreifendste Rolle spielt, erforderlich ist. Selbstverständlich ist die Verfasserin auch diesmal hervorragend in der Darstellung packender Episoden, wie z. B. der Ermordung der Prinzessin Lamballe und des Abschieds Ludwigs XVI. von den Seinigen. Wie ein rother Faden zieht sich durch das Buch der Gedanke hin, daß die Furcht vor einem gewaltsamen Tode, von der die unglückliche Tochter Maria Theresias seit dem 5. October 1789 bis zu ihrem entsetzlichen Ende mehr als vier Jahre lang gequält wurde, nichts zu be-

*) Erschien gleichfalls in deutscher Uebersetzung von Dr. Heinrich von Lenk bei Ph. Reclam jr., Leipzig, Univ-Bibl. Nr. 3733—3736.

deuten hatte gegenüber den niedrigen Beschimpfungen, womit die Franzosen die an Vergötterung gewöhnte Frau ununterbrochen verfolgten, gegenüber ihrer Trennung von ihrem Gatten, dem planmäßigen Verderben, dem man ihren Sohn preisgab, und den zahllosen Demüthigungen, womit die ruchlosen Revolutionsmänner an der verhaßten Ausländerin für jeden ihrer noch so kleinen Irrthümer sich rächten, und welche in dem furchtbaren Gange, den Marie Antoinette am Mittag des 16. October 1793 zum Schaffot unternahm, ihren würdigen Abschluß fand.

Clara Tschudi hat mit feinem psychologischen Verständniß das Räthsel der Wandlung der in Lebenslust und Lebensfreude bis zum Uebermuth schwelgenden Königin Frankreichs, welche wir in „Marie Antoinettes Jugend“ kennen gelernt, zu dem vom Unglück geläuterten heldenhaften Weib und der hingebenden liebevollen Gattin und Mutter in glücklichster Weise gelöst. Gründliche Quellenkenntniß, namentlich des außerordentlich werthvollen Briefwechsels der Königin, geschickte und klare Disposition des überreichen Stoffes, Frische und Lebendigkeit der Darstellung zeichnen auch dieses Buch aus. Dasselbe liest sich wie ein geschichtlicher Roman, ohne natürlich ein solcher zu sein.

Ungemein wohlthuend berührt es, daß die Verfasserin des genannten Werkes uns die Mutter und Gattin in besserem Lichte zeigt und so manche früheren Irrthümer, die sich in den Biographien und Geschichtsbüchern wie eine ewige Krankheit fortpflanzen, berichtigt. Je unglücklicher sich die Königin fühlte, je mehr sie feindlichen Angriffen und Schmähungen ausgesetzt war, desto inniger hing sie an ihren Kindern. Die Mutterliebe war ihre Freude und gleichzeitig ihr Kummer. Sie erinnerte sich, wie ihre Mutter in Wien die kaiserlichen Kinder zu den Verlassenen und Kranken mitgenommen hatte; jetzt that sie dasselbe mit ihren Kindern. Sie nahm sie mit in die Spitäler und lehrte sie mit freundlichen und tröstenden Worten Gaben austheilen.

Der kleine Kronprinz, so erzählt Clara Tschudi, war ein hübsches Kind mit seinen blauen Augen, seinem langen gekrausten Haar, seinen frischen, rothen Wangen und seinem heiteren Lächeln, welches das Unglück in einen allzu zeitigen Ernst verwandeln sollte. Niemand kannte ihn besser als seine Mutter. Niemand hatte seine Fehler mit größerer Aufmerksamkeit, aber auch Niemand seine anziehenden Eigenschaften besser als sie studirt. Ausgerüstet mit einer angeborenen Empfänglichkeit für das Gute, welche Nachsicht empfahl, hatte er in seiner Heftigkeit und in seiner Neigung zum Ungehorsam schwache Seiten, die mit Strenge behandelt werden mußten. Einige reizende Züge von diesem Kinde erzählt die Autorin:

Eines Tages hatte Carl Ludwig Lust, ein Spielzeug zu kaufen, man hatte es ihm aber wegen des hohen Preises verweigert.

„Wenn ich mein Abendgebet bete,“ sagte er, „dann will ich ein kleines Wort an den lieben Gott hinzufügen, ob er nicht so gütig sein wolle, mir Reichthum zu schenken.“

Der alte Diener, der ihn entkleidete, fühlte sich bemüßigt, ihm eine Zurechtweisung zu ertheilen.

„Nicht Reichthum ist es, um welchen Eure Königliche Hoheit Gott bitten müssen, sondern Weisheit,“ sagt er.

„Mein lieber Josef,“ entgegnete der Prinz, „wenn ich schon einmal im Begriff bin, zu Gott zu beten, so kann ich ihn schon ganz gut um Beides bitten.“

Eines Tages überraschte der König seinen Sohn, während dieser beschäftigt war, Goldstücke in einem kleinen Koffer zu ordnen, den ihm seine Tante Elisabeth geschenkt hatte.

„Wie, Carl,“ sagte der Vater mißvergnügt, „scharrst Du Geld zusammen wie die Geizhälse?“

Der Kronprinz erröthete, antwortete aber schnell:

„Ja, Vater, ich scharre Geld zusammen, aber nur für die armen Kinder. Wenn Du sie sähest, würdest Du auch Mitleid mit ihnen haben.“

Der König umarmte ihn:

„Wenn es sich so verhält, mein Kind, daß Du für die Armen sparst, dann will ich Dir helfen, Deinen Koffer zu füllen.“

Sehr anziehend ist das Capitel, worin die Beziehungen der Königin zu dem „Volksgrafen“ Mirabeau beleuchtet werden. Sie übte durch die Macht ihrer Persönlichkeit, den Zauber ihres Wesens und ihr heldenhaftes Märtyrerthum tiefen Eindruck auf den blatternarbigen Marquis mit den leuchtenden Augen und dem kraftvollen Kopf aus, der unter der unermeßlichen Haarfülle, welche an eine Löwenmähne erinnerte, fast unnatürlich groß erschien. Dabei weiß die Verfasserin auch so manche kleinen intimen Züge zu erzählen, welche in der ernsten und düsteren Darstellung eine angenehme Abwechslung bilden. Hier nur ein Beispiel.

Nach der ersten Unterredung zwischen Marie Antoinette und Mirabeau sagte dieser, als er sich zurückzog: „Wenn die Kaiserin, Ihre erhabene Mutter, einem ihrer Unterthanen die Ehre ihrer Gegenwart erwies, verabschiedete sie ihn nie, ohne ihm ihre Hand zum Kusse zu reichen.“ Die Königin zog ihren Handschuh aus und reichte ihrem Gast die Hand. Der Mann der Revolution küßte sie und brach in die Worte aus: „Dieser Kuß rettet das Königthum.“ Als er zu seinem Neffen, der vor dem Königsschloß ihn erwartete, zurückkam, sagte er zu ihm: „Sie ist ein sehr großes, sehr edles und sehr unglückliches Weib, Victor, aber ich werde sie retten.“ Zu dem Grafen Lamarque sagte er: „Der König hat nur einen einzigen Mann in seiner Nähe, und das ist die Königin.“

Keine hinterlassenen Papiere geben Aufschluß über die Gefühle der Märtyrerin auf dem Throne beim Hinscheiden des Volksführers. Leider hat auch Clara Tschudi in dieser Beziehung nichts Neues beigebracht. Aber gewiß haben die Glocken, die Mirabeau in der Vollkraft seines Lebens und auf der Höhe seines Einflusses zu Grabe läuteten, im Zimmer der Königin wehmuths-

voll widergehallt. Ahnungsvoll hatte sie einige Monate vorher geäußert: „Ich bin dessen gewiß, daß ich erst nach Mirabeau untergehen werde."

Besondere Glanzpunkte des Tschudi'schen Werkes bilden die beiden Capitel: „Marie Antoinette vor Gericht" und „Der letzte Tag der zum Tode Verurtheilten." Hier zeigt sie die unglückliche Herrscherin in ihrer ganzen Hoheit und Würde als Fürstin und Frau, die trotz der entsetzlichen Beleidigungen und Beschimpfungen sich aufrecht erhält und durch ihre stolze und vornehme Haltung ihre blutgierigen Widersacher, die ihr nach dem Leben und nach ihrer Ehre trachten, moralisch zerschmettert.

Marie Antoinette hatte die Anklage gehört, die der Staatsanwalt der Revolution, Fouquier-Tinville, gegen sie schleuderte, aber sie gab kein Zeichen von Bewegung, wie Jemand, der an Haß gewöhnt ist, und für den die Verleumdung ihre Bitterkeit verloren hat. Selbst als der Ankläger sie auf gleiche Linie mit Neros Mutter stellte und sie der namenlosen Abscheulichkeit beschuldigte, ihr eigenes unmündiges Kind verführt zu haben, verblieb sie ruhig, und nur ein Ausdruck der tiefsten Verachtung kräuselte ihre Lippen.

Marie Antoinette stand auf, als Tinville die Stimme erhob, um sie zu zwingen, sich gegenüber der Anklage, daß sie ihren Sohn im Gefängniß zu unnatürlichen Ausschweifungen verleitet hätte, zu rechtfertigen; mit der Majestät der Unschuld wandte sie sich an die im Gerichtssaal Anwesenden:

„Wenn ich diese Anklage nicht beantwortet habe," so brach sie aus, „so geschah dies, weil die Natur sich weigert, eine solche Anschuldigung gegen eine Mutter zu widerlegen. Ich berufe mich auf alle Mütter, die hier zugegen sind!" Der edle Zorn in ihrem Blicke, die Röthe des verletzten Schamgefühls, die ihre Wangen färbte, welche noch einen Augenblick vorher die Farbe des Todes gezeigt hatte, elektrisirte das Auditorium. Der Aufschrei ihres Herzens wurde verstanden, und jene Stunde wurde der Triumph ihrer langen Demüthigung. Man hörte herzzerreißendes Weinen seitens Jener, die sie noch vor Kurzem gehöhnt hatten. Es wurden Drohungen wider das Tribunal ausgestoßen. Die Richter erbebten, nicht einer war unter ihnen, der nicht die Bewegung der Zuhörer wie einen Schlag in's Gesicht empfand.

Als auf ihrem letzten Gange sich der Geistliche an ihrer Seite auf das ungehobelte Holzbrett setzte, sagte er: „Madame, jetzt ist der Augenblick gekommen, sich mit Muth zu bewaffnen."

„Muth," erwiderte Marie Antoinette, „ich habe mich schon seit Langem damit bewaffnet, es ist nicht wahrscheinlich, daß er mich heute verlassen wird."

Der Geist der Königin schwebte hoch über den Verhöhnungen der Menge, ihr Blick glitt über die haßerfüllten Menschen hin. Doch lassen wir Clara Tschudi selbst das Wort:

„Neben der Säule der Freiheit stand das Schafott. Die Königin sammelte ihre Kräfte. Sie ging das Blutgerüst hinan mit einer Fassung,

die noch größer war als die, womit sie ihr Gefängniß verlassen, mit einer Majestät, die nicht geringer war als die, womit sie im Glanz ihrer Vergangenheit vom Throne herab ihre Unterthanen begrüßt hatte. Indem sie die oberste Stufe des Schaffots betrat, geschah es, daß sie unversehens dem Scharfrichter auf den Fuß trat. Der Mann stieß einen Schmerzensruf aus, die Königin wandte sich um. Mit ausgesuchter Höflichkeit sagte sie zu ihm: „Ich bitte Sie um Entschuldigung, mein Herr." Indem sie strauchelte, hatte sie einen ihrer Schuhe verloren. Derselbe war auffallend klein. Ein Mann aus dem Volke hob ihn auf und verwahrte ihn als Reliquie. Der Blick der zum Tode Verurtheilten suchte noch einmal den Tempel, dann kniete sie nieder und sprach ein letztes Gebet. Getrost ging sie dem Tode entgegen. Der Scharfrichter zitterte, als er das Beil fallen lassen sollte. Vier Minuten später hatte er sein Werk gethan, das Haupt der Königin fiel."

Von den Märtyrerinnen der Bourbons wandte sich Clara Tschudi zu den Frauengestalten aus der Napoleonischen Zeit. Aus der Revolution erhob sich eine Riesengestalt: der große Corse, der Besieger Europas; wenn nun auch keine der Frauen jene einflußreiche Stellung an seinem Hofe besessen, welche Ludwig XVI. seiner Gemahlin eingeräumt hatte, so hat doch das Ewig-Weibliche im Leben Napoleons eine weit größere Rolle gespielt, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist; ich erinnere nur an seine zahlreichen Geliebten, sowie an die vielen geistvollen Frauen, die, wie z. B. Frau von Staël, ihm Opposition machten, namentlich aber an die diversen Mitglieder seiner Familie, an seine Mutter, Lätitia Ramolino Buonaparte, seine erste Gemahlin Josephine und seine zweite, Marie Louise, die zwar als Persönlichkeit wenig hervorragend war, aber als Mutter des Königs von Rom und ihre Treulosigkeit gegen den gefallenen Herrscher Bedeutung gewann, an seine schöne, aber leichtsinnige Schwester Pauline, an Elisa, an die ränkevolle Caroline und an seine Stieftochter und Schwägerin, Königin Hortense. Ueber alle diese Frauen hat unsere Schriftstellerin höchst bemerkenswerthe biographische Studien veröffentlicht; die werthvollste ist jedenfalls diejenige über „Napoleons Mutter Lätitia"*).

Die meisten Werke, welche über den großen Napoleon geschrieben worden sind, handeln nur wenig von seiner Mutter, obschon sie keineswegs eine gewöhnliche Frau war. In zahlreichen Büchern, welche sich mit dem Consulat und Kaiserthum beschäftigen, wird ihr Name kaum genannt. Selbst in Thiers' berühmtem Buch über Napoleon I. in 20 Bänden findet man im Ganzen nicht mehr als eine Druckseite über Lätitia. Der Glanz des Kaisers war kaum hinreichend, ihren Namen in einigen Memoiren festzuhalten. Um so mehr gebührt der norwegischen Forscherin Anerkennung, daß sie in einer eingehenden und erschöpfenden Schrift ein Lebens- und

*) Deutsch von Heinrich von Lenk. Leipzig, Ph. Reclam jr. Universal-Bibliothek.

Charakterbild jener Frau, welche so frei von Heuchelei und Humbug war, uns entworfen hat. In zahlreichen französischen Archiven hat sie fleißig nachgeforscht und so manches werthvolle Document zu Tage gefördert und dadurch die Geschichtsschreibung wesentlich bereichert. Liest man dieses Buch, so begreift man das Interesse, welches die Heldin bei unserer Verfasserin erwecken mußte, denn wir lernen eine Frau kennen, die im Glück wie im Unglück gleich erhaben und fast unerreicht dasteht und die durch ihren persönlichen Muth, ihre häuslichen Tugenden, ihre Liebe zur Insel ihrer Väter, ihre Aufopferung für ihre Kinder, ihre Bescheidenheit im Glanze und ihre unerschütterliche Resignation während der harten Prüfungen der Vorsehung einen Ehrenplatz unter den Frauen der damaligen Zeit verdient. Man wird gewiß das Wort ihrer Hofdame, der Herzogin von Abrantès, unterschreiben: Madame Bonaparte ist in meinen Augen die merkwürdigste Frau, die ich gekannt habe, vermöge ihrer Seelenstärke und ihres Muthes im Unglück und vermöge ihrer würdigen und tactvollen Zurückhaltung während des Kummers, von dem sie beinahe 20 Jahre niedergedrückt dasaß.

Die norwegische Presse nahm diese Schrift über die Stammmutter der Napoleoniden mit großem Beifall auf. So brachte z. B. die hervorragendste litterarhistorisch-kritische Zeitschrift Skandinaviens, die „Nordisk Tidskrift" (5. Heft, Jahrg. 1899), aus der Feder des bekannten norwegischen Litterarhistoriker Rygh einen eingehenden Essay über das Buch, dem wir deshalb die nachstehende Stelle entnehmen, weil dadurch ersichtlich ist, daß der Ausspruch: „Nemo propheta in patria" hier nicht zutrifft: „Wohl hat Lätitia Bonaparte wesentlich nur eine geschichtliche Bedeutung als Mutter des großen Napoleon und seiner unruhigen Geschwister, aber durch dieses Verhältniß zu einigen der Hauptpersonen in jenem bedeutungsvollen geschichtlichen Schauspiel wurde ihr eigenes Schicksal von den vielen Umwälzungen jener Zeit mächtig beeinflußt. In höchstem Maße gespannt und interessirt folgt man vom Anfang bis an's Ende des Buches der durchgeistigten Schilderung. Sehr bezeichnend tritt gleich die Individualität der Mutter Napoleons in ihrer ersten kampf- und mühevollen Periode zu Tage. Ebenso angenehm berührt die Schilderung der Besonnenheit und ruhigen Würde Lätitias, als Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht und Herrlichkeit stand. Mit wärmster Antheilnahme und Bewunderung folgen wir ihrem Geschick, als das Unglück über sie hereinbricht und sie, viele Jahre in Einsamkeit in Rom lebend, als eine wahre Heldin die zahlreichen Schicksalsschläge erträgt, bis der Tod sie endlich von ihren seelischen Qualen erlöst. In einer Schilderung von Napoleons Mutter mußte selbstverständlich dieser selbst einen hervorragenden Platz finden. So erkennen wir ihn in seinem ganzen Wesen und Handeln als Sohn und Bruder. Die Verfasserin hat es meisterhaft verstanden, gewisse Seiten seines Charakters, die bisher weniger beobachtet wurden, uns von einer neuen Seite zu zeigen . . . Mit ihrer wohlbekannten, festgezeichneten Planmäßigkeit beherrscht Clara Tschudi auch

diesmal den gewaltigen Stoff. Die Personenzeichnung ist sicher fundamentirt durch ein eingehendes Studium der Zeit, in welcher die handelnden Gestalten auftreten. Was die Kraft und Wärme der Schilderung betrifft, so ist es sicher, daß ihre Figuren leben, was der höchste Triumph für jede Biographie ist. Die Sprache ist ruhig, natürlich und elegant. Es muß ihr zum Verdienst angerechnet werden, daß sie durch ihre Bücher den Sinn für geschichtliche Lectüre beim Publicum erweckt, und zwar zu einer Zeit, wo die ästhetische Litteratur, die heute gelesen wird, morgen schon vergessen ist, und die dennoch die geistige Hauptnahrung des modernen Geschlechts bildet. Ich kann nur das Urtheil eines hervorragenden Schriftstellers und Kritikers, des beliebten Pastors in Christiania und Redacteurs von „For Kirhe og Kultur", Theodor Klaveneß, unterschreiben, welcher von Clara Tschudi behauptet hat, daß sie „geprüfte und gesicherte Realität in vollendet künstlerischer Form" uns biete.

Die Verfasserin von „Napoleons Mutter" hat so manches Neue oder doch wenigstens Unbekannte aus dem Staube der Archive hervorgeholt, was allgemeines Interesse beanspruchen dürfte. Namentlich war sie glücklich im Auffinden des Materials, welches sich auf die Mutter bezieht, wie sie ihren gestürzten großen Sohn vor seinen mächtigen Verfolgern in Schutz nimmt. So schrieb z. B. die „Mutter aller Schmerzen", wie sie sich in einem Briefe an den Cardinal Consalvi selbst bezeichnet, am 27. August 1818 an die in Aachen versammelten Kaiser und Könige einen tiefempfundenen Brief, worin sie an das Gerechtigkeitsgefühl und das Erbarmen der Großen dieser Erde appellirt. Dort ruft die bekümmerte Mutter wehmüthig aus: „Können Sie ihn (den Kaiser Napoleon) in einer qualvollen Verbannung umkommen lassen, diesen ehemaligen Herrscher, welcher, indem er der Großmuth seines Freundes vertraute, sich in seine Arme warf? Mein Sohn hätte den Kaiser von Oesterreich, seinen Schwiegervater, um eine Zufluchtsstätte bitten können. Er hätte sich dem Kaiser von Rußland überantworten können, der einmal sein Freund war. Er hätte zum preußischen König fliehen können, welcher dem Bittenden gegenüber des früheren Bündnisses sich ohne Zweifel erinnert haben würde. Soll England das Recht bekommen, ihn für das Vertrauen zu strafen, welches er diesem Land erwiesen hat?

Kaiser Napoleon ist nicht mehr zu fürchten. Er ist krank. Wenn er auch gesund, wenn er noch im Besitze der Hilfsmittel wäre, welche die Vorsehung s. Zt. in seine Hände legte, so würde er doch den Bürgerkrieg verabscheuen.

Ich bin Mutter, und das Leben meines Sohnes ist mir theurer als mein eigenes . . . Lassen Sie eine Mutter nicht vergebens flehen, wenn sie Sie gegen die Grausamkeit, welche man so lange gegen ihren Sohn geübt hat, anruft. Im Namen dessen, der die Barmherzigkeit ist, helfen Sie, daß die Qualen meines Sohnes aufhören, helfen Sie, daß er seine Freiheit wiederbekomme. Ich flehe Gott darum an und Sie, die Sie seine Stellvertreter auf Erden sind!

Die Staatsinteressen haben ihre Grenzen; die Nachwelt, welche die Unsterblichkeit verleiht, bewundert mehr als alles Andere den Edelmuth des Siegers."

Mit Ausnahme des Lords und der Lady Holland, welche die Gefangenschaft Napoleons milderten, öffnete sie niemals einem Engländer oder einem anderen Vertreter der Mächte, welche dem Bündnisse gegen ihn angehörten, ihr Haus. Sie hegte einen unaustilgbaren Haß gegen die Verfolger ihres Sohnes. Der spätere Napoleon III. dachte einen Augenblick daran, sich in Rußland zum Kriegsdienste zu melden. Er stellte sich seiner Großmutter vor, um ihren Rath zu vernehmen.

„Heißt Du nicht Napoleon?" fragte sie.

„Ja," antwortete ihr Enkel.

„So mußt Du wissen, was Du zu thun hast!" erwiderte die Großmutter streng.

Als sie eines Tages am Corso in Rom theilnahm, wogten so viele Menschen auf und nieder, daß der Kutscher genöthigt war, die Pferde im Schritt gehen zu lassen. Zwei österreichische Offiziere in Uniform erkannten das kaiserliche Wappen am Wagen. Sie näherten sich demselben, um hineinzugucken. Lätitia bemerkte dies. Sie ihrerseits hatte die ihr verhaßte österreichische Uniform wiedererkannt. Sie ließ das Fenster nieder und sagte: „Meine Herren, was wollen Sie von der Mutter Napoleons?" Die Offiziere waren verblüfft und grüßten ehrerbietigst.

Im Laufe des Jahres 1819 machte Oesterreichs Herrscher einen Besuch in Rom. Der Palazzo Bonaparte war das einzige Haus, das ihm zu Ehren nicht beleuchtet wurde. Kalt und finster stand das hohe Gebäude am Ende des Corsos, und Napoleons Mutter hatte die Jalousien aller Fenster herunterzulassen befohlen. Ihre pflichtvergessene Schwiegertochter Marie Louise hatte ihren Vater auf seiner Reise begleitet. Als man sich den Staaten des Papstes näherte, machte ein Kammerherr die Exkaiserin darauf aufmerksam, daß sie, falls sie mit nach Rom folgte, wo Lätitia lebte, anfragen lassen solle, ob ihrer Schwiegermutter der Besuch der zweiten Gattin Napoleons angenehm wäre. Der österreichische Gesandte bekam den Auftrag, sich zu der alten Dame zu begeben, um ihre Stimmung zu erforschen.

„Ihr Besuch, sowie das, was Sie mir mittheilen, überrascht mich in der That," sagte Frau Lätitia in strengem Ton zu ihm. „Sie beleidigen meine Schwiegertochter, wenn Sie sagen, daß sie auf den Landstraßen Italiens herumfährt, statt sich bei ihrem Gatten aufzuhalten, dem Märtyrer von St. Helena. Die Frau, von der Sie sprechen, kann nicht meine Schwiegertochter sein. Das muß irgend eine Schwindlerin sein, die sich ohne Berechtigung den Napoleonischen Namen beilegt."

Die Verfasserin schließt ihre Charakteristik der merkwürdigen Frau mit den Worten: „Mit ihrem italienischen Auge, das an das Schöne so gewöhnt war, und das nichts blenden konnte, hatte sie ihren Sohn bis zum höchsten

Rang emporsteigen sehen, und sie fand das selbstverständlich. Selbst sein Genie erweckte ihre Verwunderung nicht, denn sie fühlte, daß es aus ihr selbst entspringe. Wie zurückgezogen die Mutter Napoleons auch in Frankreich lebte, war sie nichtsdestoweniger eine Frau von überlegenem Geiste und von erhabenem Charakter . . . Sie trug ihr Unglück mit ebensolcher Ruhe und Würde, als sie in ihrer Jugend die Drohungen Paolis ertragen hatte. In ihrer Größe hatte sie niemals Eitelkeit gezeigt; im Unglück hörte man niemals ihre Klagen. Diese stolze Seele enthielt sich sogar, die Namen ihrer Feinde zu nennen . . ."

Clara Tschudi arbeitet gegenwärtig an einem umfassenden Buche über die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, auch eine Märtyrerin auf dem Thron, wozu ihr von hoher Stelle sehr viel neues Material zur Verfügung gestellt wurde.

Die Werke der Verfasserin wurden nicht allein in's Deutsche, sondern auch in's Schwedische, Französische und Englische übersetzt und erfreuen sich in dem eigenen Vaterlande der Forscherin größter Verbreitung. Geboren wurde sie am 9. September 1856, als jüngste Tochter des Ende März 1900 verstorbenen Schiffsrheders und Gutsbesitzers Peter Tschudi in Tönsberg, von wo ihre Eltern 1862 nach Vallö neben Christiana, ihrem gegenwärtigen Aufenthaltsort, übersiedelten. Ursprünglich wollte sie sich für die Oper ausbilden, zu welchem Zwecke sie bei hervorragenden Lehrkräften, wie bei Professor Gustav Engel in Berlin, Gesangsunterricht nahm. Ausgedehnte Reisen nach Deutschland, Frankreich und Italien, durch die Schweiz, das Stammland des mit ihr verwandten alten Adelsgeschlechts derer von Tschudi, durch Polen und Finnland erweckten in ihr lebhaftes Interesse für Biographie- und Geschichtsforschung, dessen Bethätigung wir ihre vortrefflichen Bücher zu verdanken haben. Mehrmals war sie auf den Meeren großen Stürmen und Gefahren ausgesetzt. Eine begeisterte Freundin der Natur, hat sie die meisten Berge Norwegens erklommen und auch in der Schweiz mehrere hohe Felsen oft mitten im Winter bestiegen. Ebenso eifrig huldigt sie dem Sport des Schwimmens, und es erregte oft in Vallö großes Aufsehen, als sie es wagte, bei hochgehender See sich den Wellen anzuvertrauen.

In Norwegen hat sich unsere Schriftstellerin als Vortragsmeisterin gleichfalls einen Namen gemacht, indem sie in zahlreichen Städten litterarhistorische und culturgeschichtliche Vorträge mit großem Erfolge gehalten hat.

Wir hoffen, der Verfasserin noch oft auf dem Gebiete der Litteratur, bezw. einer Specialität derselben, der biographischen Geschichtsschreibung, zu begegnen.



Friedrich Nietzsche als Theologe und Antichrist.

Von

Fr. von Oppeln-Bronikowski.

— Berlin. —

Vor Kurzem erschien wieder einmal ein neues Buch über „Die Philosophie Friedrich Nietzsches"*), das indessen nicht zu den Viel-zu-Vielen gehört, die für und wider den so heiß geliebten wie gehaßten Philosophen zu Felde ziehen, sondern zu den Viel-zu-Wenigen, die wirklich über Nietzsche handeln. Es stammt von einem französischen Professor, der mit deutscher Sprache und Sitte jedoch so gründlich vertraut ist, daß er uns neben diesem Buche über Nietzsche auch ein solches, freilich noch ein weit umfangreicheres und gründlicheres, über Richard Wagner beschert hat**). Da ich direct oder indirect der Uebersetzer beider Bücher bin, so wird man mir eine „buchstäbliche" Kenntniß ihres Inhaltes nicht absprechen dürfen; ich werde mich freilich durch diese intime Kenntniß am wenigsten zu Anpreisungen beider Bücher verleiten lassen, vielmehr nehme ich das erstere nur zum Ausgangspunkt meiner Betrachtung und möchte blos darauf hingewiesen haben, daß beide Werke in hohem Maße objectiv und wissenschaftlich vorurtheilslos, aber auch wiederum nicht kalt geschrieben sind und durch die bequeme Uebersichtlichkeit des souverain beherrschten Stoffes, sowie durch die ausdrückliche Tendenz, nur das Große, Allgemeine, Hauptsächliche zu behandeln, sich als populäre Werke im guten

---

*) Henri Lichtenberger, „Die Philosophie Fr[illegible]. Nietzsches". Mit einer Einleitung von Elisabeth Förster-Nietzsche. Dresden und Leipzig, Carl Reißner, 1899.

**) „Richard Wagner, der Dichter und Denker." Ein Handbuch seines Lebens und Schaffens. Deutsch von Fr. von Oppeln-Bronikowski. Ebenda.

Sinne des Wortes kennzeichnen. Ich kann sie jedem Kenner dieser beiden jüngsten deutschen Geisteshelden als Handbücher, Nachschlagebücher, und jedem Nichtkenner als bequeme Einführung in die Geistes- und Schaffenswelt beider Männer empfehlen und bitte auch, an der Thatsache, daß ihr Verfasser kein Deutscher ist, keinen Anstoß zu nehmen. „Wir Deutschen," sagt Frau Förster-Nietzsche in der Vorrede des über ihren Bruder handelnden Buches treffend, „stehen der Beurtheilung meines Bruders zu nahe. Ueber die Vorgebirge der Schriften seiner Kritiker oder s. g. Verehrer und Ausdeuter wird uns zuweilen der Blick auf die Firnenhöhe seines Geistes genommen"; — während der ferner Stehende die schiefe Perspective der Vordergründe nicht hat; er wird immer nur die großen Linien des Bergzuges sehen und wiedergeben. Natürlich kann ein so zusammenfassendes Buch wenig „Neues" geben, da es ja nicht die Kraft eines Mikroskopes, sondern die einer Sammellinse hat; gleichwohl hat Professor Lichtenberger im „Anhang" auf eine eigenartige Erscheinung aufmerksam gemacht: daß zur gleichen Zeit wie Nietzsche zwei französische Denker den Gedanken der ewigen Wiederkehr des Gleichen in genau derselben Weise gefaßt, wenn auch nicht zu der moralischen und poetischen Höhe erhoben haben, wie es durch Nietzsche geschehen ist, und daß es sicher ist, daß keiner der drei Denker von dem Anderen gewußt hat, daß also diese Idee gleichsam in der Luft gelegen hat. Außerordentlich sicher und fein ist nach meinem Gefühl auch die Seelen-Analyse des jungen Nietzsche und die Behandlung der Frage, wie der gläubige Protestant und Pfarrersohn zum unentwegten Atheisten wurde. Ein paar Proben hiervon möchte ich Ihnen, ehe ich medias in res gehe, doch noch geben.

„Der gläubige Protestant, der jener liberalen Richtung des Protestantismus angehörte," sagt Professor Lichtenberger, „ordnet die Wissenschaft in keiner Weise dem Glauben unter, sondern glaubt an eine (prästabilirte) Harmonie zwischen der Religion und der unabhängigen Wissenschaft. Als er (Nietzsche) an das Studium der Natur, der Geschichte und Philosophie herantritt, ist es ihm also erlaubt und selbst geboten, völlig unparteiisch nach der Wahrheit zu trachten, ohne den Willen von vornherein dazu anzuhalten, die Vertheidigung der Religion in der Wissenschaft zu suchen — und zu finden. Die freie Forschung, verbunden mit der Ueberzeugung, daß diese freie Forschung von selbst zur Religion führen muß, ist eines der charakteristischesten Merkmale des Protestantismus, in Sonderheit des deutschen Protestantismus von heute*) . . Derart stellt sich Nietzsche uns während seiner Schuljahre dar; er verspürt ein „außerordentliches Verlangen, das Wissen, eine Universalbildung zu erwerben"; er stellt sich eine

*) Verf. denkt natürlich an die sechziger Jahre, die einen David Strauß zu den Lebenden zählten, und um die es sich hier handelt, nicht an den Obscurantismus, der heute wieder gepredigt wird.

lange Liste der verschiedenen Wissenschaften auf, die er sich aneignen möchte, aber er fügt zuletzt hinzu: „Doch über Alles Religion, die Grundveste des Wissens.“ Nach und nach jedoch geräth dieser Glaube an die Harmonie zwischen Religion und Wissenschaft in's Schwanken. Im Jahre 1862, ein Jahr nach seiner Confirmation, schreibt er einen sonderbaren philosophischen Essay über „Fatum und Geschichte“ .. Er sieht darin ein, „daß das ganze Christenthum sich auf Annahmen gründet. Die Existenz Gottes, Unsterblichkeit, Bibelautorität u. a. werden immer problematisch bleiben“ u. s. w. Sein Christenthum wird bald zum reinen Symbolismus. „Die Hauptlehren des Christenthums sprechen nur die Grundwahrheiten des menschlichen Herzens aus; sie sind Symbole .. Unter schweren Zweifeln und Kämpfen wird die Menschheit männlich; sie erkennt in sich den Anfang, die Mitte und das Ende der Religion.“ Nach etwas mehr als drei Jahren hat Nietzsche den entscheidenden Schritt gethan; er hat erkannt, daß der Mensch zwischen zwei Entschlüssen zu wählen hat: entweder er wählt den Glauben, den ihm seine Vorfahren vermacht haben, er sucht und findet in dem *subjectiven* Phänomen des Glaubens den Frieden und die Ruhe der Seele, oder er wählt im Gegentheil den einsamen und schmerzenreichen Pfad des Forschens, der nicht Glück und Frieden will, sondern Wahrheit um jeden Preis. Für Nietzsche war die so gestellte Frage von vornherein gelöst: er wäre seinen stärksten Instincten untreu geworden, wenn er nicht auf den leichten Weg des Glaubens verzichtet hätte, um den „heroischen“ Weg der Forschung einzuschlagen.

Er war sich der übermenschlichen Bedeutung dieses Schrittes voll bewußt. Aber trotzdem geschah seine Loslösung ohne gewaltsame Erschütterung. Der Bruch war bei ihm keine That der Zerstörung, denn das traditionelle Christenthnm war seinen Instincten völlig angepaßt ... Und andererseits hatte sein Verstand nie den geringsten Druck auf seinen Instinct auszuüben, um ihn zum Verzicht auf seinen Glauben zu zwingen. Wenn er das Christenthum aufgab, so geschah dies nicht allein, weil Gott ihm logisch widerlegt schien, sondern vor Allem, weil sein religiöser Instinct ihm untersagte, bei einem Glauben stehen zu bleiben, der ihm illusorisch vorkam. Er *ward buchstäblich Atheist aus Religion*, und darum ward er es auch ohne Verzweiflung und Herzensangst.“

Lange Jahre hindurch hat diese religiöse Grundstimmung sich freilich rein negativ geäußert; in der Zeit vom „Menschlichen Allzumenschlichen“ bis zur „Morgenröthe“ war Nietzsche geradezu nihilistisch gestimmt; damals hat er sich über die „metaphysischen Gefühle“ der Menschen lustig gemacht, ja, von allen Gemüthsbedürfnissen in eisigem Hohne entfrembet. Aber indem er sich so schmerzhaft gewaltsam von allen „schönen Gefühlen“ freimachte, indem er sich aus dem Banne des Glaubens — des Glaubens seiner theologischen Vorfahren, der ihm so tief im Blute steckte, — von Grund

aus frei dachte, indem er sich immer tiefer in die Verneinung einbohrte, erkannte er immer deutlicher das positive individuelle Ziel, dem er zustreben müßte und dem er sich schon instinctiv zugewandt hatte, als er die Schiffe hinter sich verbrannte. Er wollte nicht, wie Schopenhauer, mit dem absoluten Pessimismus endigen, sondern dieser sollte ihm als Sprungbrett zu einem neuem Optimismus dienen. Bereits die „Fröhliche Wissenschaft" trägt jenes wundervolle Motto, das die Enteisung seiner Seele kundgiebt*), ein Motto, das den Leser nicht nur des gleichen Metrums wegen an die brausende Inbrunst des Chorals „Gott des Himmels und der Erden" gemahnt, — und ein Flor von duftigen, sonnigen Gedichten, der dieses Buch umblüht, legt am besten für den neuen Herzensfrühling Zeugniß ab. Das vierte Buch der F. W. schließt bereits mit der Andeutung der Lehre von der Ewigen Wiederkunft, jenem naturwissenschaftlich-mathematischen Mysticismus, der, aus Kopf und Seele zugleich hervorgegangen, die Krone seines „Zarathustra" bilden sollte.

Die Lehre wird erst jetzt, wo die Nachlaß-Bände erschienen sind, in ihrer vollen Bedeutung klar (Nietzsche hatte die wissenschaftliche Darlegung der Wiederkunft des Gleichen zwar seit 1882 geplant, jedoch nie ausgeführt, da er sie naturwissenschaftlich fundiren und auf die Atomenlehre stützen wollte, was jedoch zum Theil in Folge seiner Krankheit, theils aus innerer Unmöglichkeit unterblieb —) und wirft immer mehr unerwartetes Licht auf die philosophischen Aeußerungen der letzten Zeit; ja, sie ist der spiritus rector derselben und nimmt vielen eingestreuten Absonderlichkeiten den Charakter des Ungewachsenen, Launenhaften, so daß diese nun als vereinzelte leuchtende Wolken erscheinen, an denen sich eine große Sonne verräth, die selbst noch unter dem Horizonte steht. Sie wird zum unsichtbaren Angelpunkte seines ganzen Systems, von dem aus er glaubte, die ganze abendländische Philosophie aus den Angeln heben zu können, ja selbst die ganze abendländische Welt. An sie und ihre Verkündung denkend — wie wir jetzt aus den Bruchstücken zum „letzten Zarathustra" wissen — schrieb er jene als Irrsinns-Symptom ausgelegten Worte an Brandes: „Ich schwöre Ihnen zu, daß wir in zwei Jahren die Welt in Convulsionen haben werden. Ich bin ein Verhängniß." — Worte, die sich aus seinem System durchaus logisch und nicht pathologisch verstehen lassen. Und doch schüttelt gerade Brandes, sein erster großer Kritiker, dessen dänischer Invasion („Friedrich Nietzsche, eine Abhandlung über aristokratischen Radicalismus", 1888) wir Deutschen überhaupt erst die Bekanntschaft weiterer Kreise mit Nietzsche verdanken, — um uns wieder einmal zu beweisen, daß wir Alles „Made in

---

*) „Der Du mit dem Flammenspeere
Meiner Seele Eis zertheilt,
Daß sie brausend nun zum Meere
Ihrer höchsten Hoffnung eilt:

Freier stets und stets gesunder,
Frei im liebevollsten Muß:
Also preis' ich Deine Wunder,
Schönster Januarius!"

Germany" erst dann für voll anerkennen, wenn ihm der Stempel des Auslands aufgedrückt ist, — selbst Brandes, sage ich, schüttelt das Haupt über Zarathustras „wenig überzeugende Mystik". Auch sonst findet diese Lehre nichts als eisige Ablehnung, sei es, daß die Anhänger Nietzsches sie als priesterliches Rudiment „erklären", sei es, daß sie gar an seiner intellectuellen Rechtschaffenheit irre werden und der Meinung sind, hier wäre sein unerbittliches Wissen und Gewissen doch von seinem Gefühle „überschwemmt" worden. Kurz, die „Intellectuellen", die nach ihres Meisters Lehre die Sauberkeit des Gewissens hochhalten, beobachten in diesem Punkte ein nur zu beredtes Schweigen, was wenigstens soviel beweist, als daß sie hier ein religiöses Problem wittern, mit dem der Intellect noch nichts anzufangen weiß. Erklärlich ist ja diese Abneigung, selbst der Zweifel an Nietzsches eigener Gewissenhaftigkeit, da er selbst immer das Ziel verfolgte, seine Religion bezw. Moral lediglich auf Empirie zu bauen und alles Incommensurable, alle „Stimmungslogik" — „dies ist so schön oder so groß, daß es wahr sein muß" — respectvoll auf Eis zu legen. Und nun hat er selbst eine supranaturalistische Theorie, die vor dem reinen Verstande schwerlich Stand halten wird, zum Schlußstein seines Lebenszweckes gemacht, sei es, daß er die gegenwärtige Empirie der Menschheit für unzureichend hielt, um sein Ziel zu erfüllen, und somit, da die Welt doch leben will und der moralischen Orientirung nicht entrathen kann, bis die endgiltige, allgemeine, Alles durchdringende und bestimmende Wahrkeit gefunden ist, die dem Positivismus als höchstes Ziel der Menschheit vorschwebt, — ein provisorisches Noth-Ideal aufzustellen für nöthig hielt, so lange bis das Ideal der Ideale auf rein empirischem Wege gefunden oder doch wenigstens bewahrheitet sein wird; sei es, daß er, in der Erkenntniß, daß alle bisherigen Religionen und Moralen nicht auf Vernunftschluß, sondern auf Intuition, nicht auf Weltbegriff, sondern auf Weltstimmung beruht haben, zu der Ansicht neigte, daß die Lehre von den ersten und letzten Dingen und die Consequenzen, die sich daraus für unser Handeln ergeben, auch in Zukunft nicht vom Verstande, sondern vom Willen ihre Festsetzung erfahren würde, woraus er für seinen Fall dann die Nutzanwendung gemacht hätte. Im Grund leben ja auch die Intellectuellen im Banne einer metaphysischen Ueberzeugung, in sofern sie die Wahrheit als höchstes Gut ansehen und ihr ungescheut ihre Gefühle, die mit ihr nicht in Einklang stehen, zum Opfer bringen. Auch sie haben eine moralische Orientirung über sich, auch sie leben nicht in der horizontlosen, objectiven Realität, sondern in den „fruchtbaren Horizonten" einiger „Grundirrthümer". Sie sind also im Grunde auch religiöse Geister, und es würde sich folglich nur um die Frage handeln, ob der religiöse Instinct, der sich bei ihnen im Ideale der Wahrheit documentirt, — und die Consequenz daraus, die Ableitung aller Moral aus dem Herzen, und nicht aus dem Verstande, — nur als Rudiment einer den Aufstrebenden noch nachschleppenden früheren Entwickelungsstufe zu be-

trachten, oder im Gegentheil eine conditio sine qua non, und das positivistische Ideal somit nur ein Ideal unter Idealen, d. h. ein neuer metaphysischer Ausdruck des ewig menschlichen Instinctes ist. Dann freilich bedeutete die Ablehnung der Wiederkunftsidee von Seiten der „Intellectuellen“ keinen principiellen, sondern nur einen graduellen Gegensatz zu Nietzsche, etwa wie der zwischen Protestanten und Katholiken, die sich im Grunde ja doch einig sind, und nur im Rahmen einer gleichen Voraussetzung habern. Sie bildeten dann mit ihm zusammen eine neue Entwickelungsstufe im Vergleich zu den Christen aller Confessionen.

Die Erde erreicht immer wieder denselben Punkt ihrer Bahn, aber es ist nicht derselbe im Weltall. So könnte man auch von verschiedenen Entwickelungsreihen sagen: sie haben alle etwas Gemeinsames, und doch wieder Grundverschiedenes. Der Stifter des Christenthums litt am Elend der Menschheit, der Prophet der Ewigen Wiederkunft an der Entartung des Menschen. Man hat Beide als Bösewichter und Verbrecher verschrieen, und wenn man den Letzteren nicht physisch kreuzigte (man konnte es nicht), so doch moralisch. Man hat Beide als Todfeinde des Guten gehaßt, weil man vermeinte, das Gute zu haben, wie man seinen Erbfeind wegen seiner anderen Sitten haßt, als ob er gar keine Sitten hätte. Nur daß sich in diesem Falle Masse gegen Masse wendet und die Kraft, d. h. die Trägerin des zukunftsreicheren Ideals, siegt, während in unserem Falle die Brutalität einer zurückgebliebenen Masse sich an dem fortgeschrittenen zukunftbringenden Einzelnen vergreift, eine Brutalität, die ihr Opfer erst zum Verbrecher machen muß, um sich selbst zu legalisiren. Der Vergleich geht weiter. Dort ist es die Ueberwindung des Judenthums durch das Christenthum, eine Ueberwindung, die just in dem Ueberwundenen ihren Schlüssel, ihre tiefste Wurzel hat, d. h. dasselbe voraussetzt; hier die Ueberwindung des Christenthums — ganz theoretisch gesprochen, und ohne irgend eine blasphemische Absicht — die wiederum nur aus dem Christenthum heraus verständlich wird. „Man sieht,“ sagt Nietzsche einmal, „was eigentlich über den christlichen Gott gesiegt hat: die christliche Moralität selbst, der immer strenger genommene Begriff der Wahrhaftigkeit, die Beichtväter-Feinheit des christlichen Gewissens, übersetzt und sublimirt zum wissenschaftlichen Gewissen, zur intellectuellen Sauberkeit um jeden Preis.“ Und, können wir hinzufügen, die Lehre vom Uebermenschen und der Ewigen Wiederkunft, das „Todt sind alle Götter, nun wollen wir, daß der Uebermensch lebe,“ konnten nur von einem Sprößling des Christenthums gelehrt werden. Wie Nietzsche sich die Entstehung des Uebermenschen durch Selbstaufhebung und Selbstüberwindung des Menschen denkt, so konnte seine Lehre nur aus der Selbstüberwindung und Selbstaufhebung des Christenthums hervorgehen.

Ein besonders typischer Zug dieser (wie jeder) Ueberwindung, der sich unseren Vergleichungen noch anreihen will, ist der, daß die überwundene

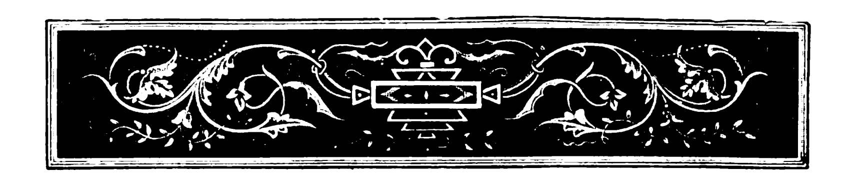
Phase immer die negative Kehrseite der über sie siegenden positiven ist. Wie aus dem jüdischen Haß, einer negirenden Eigenschaft, die christliche, active Liebe wurde, ebenso verhält es sich mit der Stellung des Menschen zu Gott, zum Schicksal, zum Unvermeidlichen (oder wie man die Nothwendigkeit sonst taufen will) im Christenthum und in der neuen Morallehre. Das Christenthum ist selbst in seinem höchsten Vertreter, d. h. seinem Stifter — da die Höhe ja nie am Ende, sondern stets in der Mitte oder gar am Anfang liegt — nie über das stumme, passive Dulden hinaus gekommen; darin liegt seine Kraft und seine Schwäche. („Wir wissen, daß Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.") Diesem amor dei in Golgatha steht das amor fati des an Vereinsamung, Haß und Auflösung — dieser furchtbaren, sich gegenseitig bedingenden Dreiheit — leidenden Philosophen gegenüber, aber mit dem Unterschiede, daß dieser sich selbst für ein Stück Verhängniß hielt („Zarathustra kochte sich noch jeden Zufall in *seinem* Topfe") und just in seinem Leiden die Quelle neuer Thaten fand. Der große Fortschritt des Christenthums war unstreitig *der*, daß es die Feindesliebe lehrte und die Rache verbot. Es negirte somit eine bei der älteren Menschheit vorhandene Reihe von Instincten, es machte den Menschen an Affecten *ärmer*. Auch Zarathustra verbietet sich die Rache; („Daß der Mensch erlöst werde von der Rache, das ist mir die Brücke zur höchsten Hoffnung"), aber für ihn ist dieses Nicht-Thun keine Ueberwindung, kein Sich-unfruchtbar-Machen mehr, sondern eine erreichte Plattform und Grundlage, auf der der Mensch zu höheren, minder unfruchtbaren Thaten, als denen des Ressentiments, frei wird. Aehnlich steht es mit der Stellung zu Kirche und Staat. Christus, dessen Lehre der Staat heute so gern für sich beschlagnahmen möchte, indem er sich für den „Schutz", den er ihr gewährt, das Recht anmaßt, sie seinen Zwecken dienstbar zu machen, stand dem theokratischen Judenthume ebenso feindlich gegenüber, wie Nietzsche der Staatskirche. Christus wollte von der irdischen Gerechtigkeit nichts wissen, weil wir ja doch alle Sünder sind („Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet"); er wollte, daß eine so sündige Institution wie der Staat *aufhörte*; während Nietzsche den „neuen Götzen" nur als Bollwerk der Rückständigkeit angreift, als „Drachen", der mit den Zähnen brutaler Macht den jetzigen status quo erhält, damit keine höheren Daseinsformen entstehen können. Er will also die Verneinung einer Verneinung, er will die Menschen zu höherer Activität frei machen. So kommt es auch, daß Schopenhauer und Wagner die leidende Gestalt Christi als höchsten Ausdruck der Menschlichkeit und das Mitleid als erste Tugend ansahen; sie selbst waren über die imitatio Christi, über das Leiden ohne Rachsucht noch lange nicht hinaus, und das Höchste für sie war, Böses mit Gutem zu vergelten, (freilich auch nur dem Nächsten, nicht aber der „Welt", der Natur, die sie, weil sie ihnen Leid verursachte, frischweg als böse, als Jammerthal verlästerten) — also auch nur eine Modification der Rachsucht, ein nobles

Ressentiment, das immer noch negativ ist, weil es von einem Thäter (Uebelthäter) abhängt. (Nietzsches im „Zarathustra" besonders hervortretende Neigung, „diese Welt" durchweg gut zu heißen, zu bejahen, ist, von diesem Gesichtspunkte aus gesehen, nur eine letzte Consequenz und Verallgemeinerung dieser christlichen Ueberwindung des Bösen durch Gutes.) Wogegen Nietzsche nothgedrungen bei einem so negativen Ideal nicht stehen bleibt, vielmehr zu dem positiven Ideale des activen, schöpferischen Uebermenschen, des „aus sich rollenden Rades" übergeht. Jene kamen in der Befreiung des Geistes nicht weiter als bis zum „freien Geiste" und „freien Willen", der sich **von** den Instincten freigemacht hat und **nicht** zu thun braucht, was sie wollen, — eine negative, unfruchtbare Tugend, deren äußerste Consequenz Schopenhauer ganz logisch zieht, wenn er die absolute Verneinung des Willens, den baren Nihilismus predigt. Und die Tugend, die ihm allein noch bleibt, ist das instinctive Mitleiden, die Aufopferung, das vivre pour autrui, also wiederum eine Negation, eine Vermehrung der Lust-verneinenden Affecte, der Selbstverleugnung, der zielbewußten systematischen Selbstverarmung und Selbstflucht. Nietzsche hingegen, weit entfernt, ein Rückfall auf die Seite des unfreien Willens, des „Untermenschen" zu sein, der „diesseits von Gut und Böse" steht, wie die bornirte Gehässigkeit einiger seiner Gegner behauptet hat, fragt uns im Gegentheil: **wozu** ist der Wille, der Geist frei geworden? Welche positiven Ziele können ihm nun gesetzt werden? Wiederum die Verneinung einer Verneinung, die Nutzbarmachung des Nihilismus zu Gunsten der Menschheits-Erhöhung, die absolute Bejahung des Lebens in der Lehre der Ewigen Wiederkunft, der höchsten Formel eines weltfreudigen Optimismus. Und statt der Religion des menschlichen Leidens, statt des Altruismus, predigt er den Individualismus, das Ausleben der Persönlichkeit, wobei ich wieder darauf hinweise, daß auch dieser Individualismus die Verneinung einer Verneinung, die „Selbstaufhebung des Altruismus" ist. Unter dem vielen Unsinn, den man auch heute noch über Nietzsche liest, nimmt der Vorwurf des Egoismus, der Lieblosigkeit, wohl die erste Stelle ein. Einige, wie Max Nordau, reden sogar von einem Zurückwollen Nietzsches zum Stadium der „Blonden Bestie", — womit sie freilich nur das Eine beweisen, daß **sie** für das Ideal der Uebersittlichkeit noch nicht reif sind, da sie ja fürchten, in die Unsittlichkeit zurückzufallen, wenn die der Gesittung noch bedürftige, noch nicht gezähmte Bestie freigelassen wird. — Nietzsche, das muß immer wiederholt werden, solange es taube Ohren giebt, ist das Gegentheil eines „bornirten Egoisten", der nur an sich denkt. Ein Mensch, den solche Liebe zur Zukunft, zum „Kinderland" erfüllt, der den Menschen so groß, stark und mächtig will, daß er das Prädicat „Uebermensch" verdient, ist gewiß kein Selbstsüchtling. Und wenn er Gut und Böse zerbrach, so geschah dies nur, um neue Werthe auf neue Tafeln zu schreiben. Er wollte gewiß nicht das brutale Ausleben des Halbthiers Mensch, sondern die Zusammenfassung

aller Kräfte, den Uebergang der blinden passio zur zielbewußten actio. Was ihn von den Altruisten scheidet, ist nur das Haushalten mit seiner Liebe; statt sie planlos an „den Nächsten“ zu verschleudern und Perlen vor die Säue zu werfen, lehrt er die Fernstenliebe, wie sein parador poetischer Ausdruck lautet. Weit entfernt, Aufopferung und Altruismus zu negiren, weist er ihnen im Gegentheil höhere Ziele an, die biologischen Sinn haben, beansprucht er die Menschenliebe für Genie und Weib, für jenes, weil es die „Brücke“ zum Uebermenschen ist, für dieses, weil es den Menschen der Zukunft gebiert. Insofern macht er etwas Aehnliches aus der Krankenwärter-Religion des Altruismus, welche die natürliche Auslese kreuzt und das Elend auf Erden erhält und mehrt, wie der Katholicismus des Mittelalters aus dem nicht weniger gesundheitsgefährlichen Urchristenthum: dieser erhob nicht den Krüppel und Aussätzigen, sondern die Mutter mit dem Sohne, Maria mit dem Kinde, auf den Thron, convertirte also den die Selection in Frage stellenden Instinct in Art-erhaltendem Sinne. Wenn es nebenher lehrte, der Starke sollte auch dem Schwachen und Unrecht leidenden seinen ritterlichen Schutz nicht versagen, so war dieser Imperativ mehr im moralischen, als im social-humanitären Sinne gedacht. Gesetzt, daß es für den Starken schmachvoll (und ein Zeichen von Feigheit!) ist, sich an Schwachen zu vergreifen, so muß er, schon um seine Noblesse zu beweisen, die Partei des Schwächeren ergreifen; denn wenn er dem Unrecht gemüthsfroh zusähe, bestätigte er es im Grunde seines Herzens und könnte selbst so handeln, wogegen das probateste Mittel das ist, ihm ein für alle Mal das Gegentheil anzubefehlen. In diesem Sinne würde auch Nietzsche, wie aus so vielen seiner Aeußerungen hervorgeht, die Partei der Schwächeren ergreifen, also unter Umständen die Selection kreuzen, wie er ja auch von der rein körperlich gedachten Selection mit Verachtung gesagt hat, sie consequent durchführen, wäre eine Moral für Fleischerburschen. Zarathustra nennt das Mitleid seine „letzte Sünde“, denn er weiß sehr wohl, daß seine seelische Noblesse ihn leicht zu antidarwinischen Thorheiten verleiten könnte; und Gott ist nach seiner Meinung an seinem Mitleiden mit den Menschen erstickt. Wenn im Uebrigen das Mittelalter der Sünde des Mitleids auch sonst noch gefröhnt hat, so war ein kleiner Aderlaß der Selbstsucht einer so übervollblütigen Zeit ein heilsames Regulativ; bei unserem blutarmen Geschlechte jedoch würde die gegentheilige Wirkung eintreten; eben deshalb müssen sich von Grund aus mitleidige, altruistische Seelen am meisten vor Mitleid und Altruismus in Acht nehmen, wenn der Schopenhauerische Nihilismus bei ihnen nicht zum Ereigniß werden soll. Diese Zeitgefahr rechtfertigt vollauf Nietzsches manchmal schroffes, sarkastisches Abrathen von der Nächstenliebe; was aber soll man dazu sagen, wenn blindwüthige Gegner einer neuen Weltoffenbarung so tief in den Schlamm des Hasses hinabgerathen, daß sie die Behauptung in Umlauf setzen, Nietzsche beantragte die Abschaffung aller anständigen Gefühle?

Daß Nietzsche andererseits das Ich zur Achse der moralischen Welt macht, wird Jedem verständlich sein, der vom alten und mittelalterlichen Christenthum — nicht von dem modernen Christenthum, das nur eine langsame Agonie dessen ist, was man einst darunter verstand, — einen kleinen Begriff hat. Dieses alte Christenthum sah im Individuum gleichfalls die Achse der Welt; es züchtete in dem Seligkeitsglauben einen transscendentalen Egoismus, der zwar keine Menschenopfer mehr im Sinne der Wilden, wohl aber innere „Menschenopfer unerhört" brachte, der Gut, Ehre, Kind und Weib dahinfahren ließ, damit das Reich Gottes ihm sicher wäre, der seine natürlichen Instincte opferte, um einem himmlischen zu fröhnen. „Endlich," sagt Nietzsche, „was blieb noch übrig zu opfern? Mußte man nicht einmal alles Tröstliche, Heilige, Heilende, alle Hoffnung, allen Glauben an zukünftige Seligkeiten und Gerechtigkeit opfern? Mußte man nicht Gott selbst opfern und, aus Grausamkeit gegen sich, das Nichts anbeten? Für das Nichts Gott opfern — dieses paradoxe Mysterium der letzten Grausamkeit blieb dem Geschlecht, das jetzt eben heraufkommt, aufgespart." Und nach dieser letzten „religiösen Grausamkeit", nachdem alle außermenschlichen Ziele vernichtet waren, mußte der transscendentale Egoismus des Christenthums auf sich selbst zurückfallen, den einst gebrochenen und geschändeten Willen erheben wollen und den idealen Menschen, den Uebermenschen, als Ziel seiner Sehnsucht ansehen. Glaubt man indessen, ein kalter, niedriger Egoismus — und in der landläufigen Vorstellung versteht man unter Egoismus nur diesen — würde so inbrünstig über sich hinausstreben wie Nietzsche? Dies vermag nur die transscendentale Selbstsucht des Christenthums, die, nun sie ihr unmögliches Jenseits hat fallen sehen, „dieser Welt" wieder gut wurde und sich das mögliche Ziel des Uebermenschen setzte. Gewöhnt, in Gottes Willen sich zu schicken, hat sie sich auch in „Gottes Tod" gefügt; der religiöse Grundtrieb ist geblieben, aber die Ziele haben gewechselt. Die „Umwerthung" ist der leitende Gedanke in Nietzsches ganzem Leben, namentlich in seinem Lebenswerk, dem Zarathustra, und noch mehr in dessen philosophischem Schlußstein, der Lehre von der Ewigen Wiederkunft. „Erst am Eingange zu dieser letzten Philosophie wird es völlig klar, bis zu welchem Grade es der religiöse Grundinstinct war, der sein Wesen und Erkennen stets beherrschte. Seine verschiedenen Philosophieen sind ihm eben so viele Gott-Surrogate" (Lou Andreas-Salomé).





Wetterleuchten.

Dem Andenken Nietzsches.

Von

Johanna Wolff.

— Hamburg. —

I.

Singen wollte ich einen Weltensang, da kamen die Irrlichter und störten mir die Gedanken, das Lied ward Stammeln. Wer wird es verstehen?

Fanget mir die Irrlichter, lieben Leute, so werde ich singen ein besseres Lied. —

Ich habe ein Gesicht gesehen, aus dem Meere kam es heraufgestiegen, aus dem Ur-Meere der Gedanken —

Das Gesicht hieß Nietzsche.

Und es bekam Töne, rollende, grollende Töne, wie nahendes Weltengewitter.

Auf den Sümpfen zitterten die Irrlichter und nannten diese Töne — Wahnsinn!

Ich aber sage Euch: es war das gesunde Lachen des schaffenden Geistes; er hatte ausgeschlafen und ward sich einer neuen, unerhörten Zeugungskraft bewußt —

Da ward Nietzsche!

Siehe, das Morgenroth steigt über die Berge, schafft, daß die Sonne aufgehe, so werden die Irrlichter von selber verlöschen.

— Warum soll ich allein singen? — dahin sank der Gedanken-Gebärer, doch hat er Samen gelassen der Menschheit.

Neue Barden werden kommen und singen auf Erden den Hochgesang:

Das Lied der Zukunft.

II.

Hochfluth! Sturmfluth!

Weite, wogende, offene See!

Hinaus, Geliebter, schau, wie die Möwen fliegen, hörst Du ihr Lachen? Sie tauchen die Brust in die Wogen, wieder und wieder und lachen.

Laß uns fortfliegen, wie die Möwen, Du Lieber, denn siehe, groß ist das Meer, und uferlos ward unsere Freiheit.

Laß uns lachen und laß uns fliegen fernab in das Weite, wo ungeahnte Schöpfungskräfte noch des Gottes harren, der ihnen Odem geben soll und sie führen in den Reigen der Dinge, das Leben zu tanzen — wohlan, wohlauf!

Die Irrlichter kichern und zischen, aber lachen können sie nicht.

Und auch nicht über die Meere fliegen — der Geruch reiner Wasser ist ihnen zuwider.

— Hinaus, Geliebter! —

Der Sturm hat seinen besten Gesellen verloren, nun fährt er über die Meere und brauset über die Berge, ob er solche Seele des Lebens wieder gewinne, die mit ihm tanze zu Kampf und Lust, die mit ihm fege durch Moder und Sumpf, ein Gift und Sterben allen schleichenden Wichten!

Es sprang ein Tropfen auf aus der Ur-Tiefe der Ewigkeit, hell und golden sprang er in's Leben, da ward eine Hochfluth des Geistes geboren aus Kraft und Jauchzen.

Seht wohl zu, daß keine Sündfluth daraus hervorgehe — wehe den guten Leuten, die keine Größe gewonnen — sie haben sich selbst gerichtet. —

Wie bist Du so bald vergangen, Du Goldtropfen, der voll Leben hing! — War die Erde so durstig? Oder die Ewigkeit eifersüchtig? — Sie haben Deine Kräfte zu eilends getrunken, und Du selbst hast ihnen noch zugerufen: „Wohl bekomm's Euch, Ihr Lieben!"

Wir aber wollen hinausfliegen auf die Meere und das Gold suchen, das Du verschwendet hast und verschüttet in alle heimlichen, stillen Abgründe und in alle brausenden Tiefen des Lebens.

Und wenn unser Becher voll geworden, dann wollen wir Dir zutrinken und noch im Vergehen jauchzen:

„Wohl bekomm's Dir, o Leben, o Sein, o Ewigkeit!"

Wohl bekomm's Dir!

III.

Am Strande saßen wir, Du und ich, wir saßen auf dem Trocknen, wo alle verständigen Leute sitzen.

Warum bist Du eingeschlafen, Geliebter, Du hattest den Kopf in meinen Schooß gelegt, ich sah in Dein Angesicht und wollte Dich nicht stören, denn der Schlaf ist heilig —

Die große Stille auf ruhenden Tiefen.

In mir aber schrieen die Möwen: Hinaus, hinaus! Und ich folgte ihnen auf das bewegte Meer. Wohin? — ich wußte es nicht — wie lange — das hatt' ich vergessen.

Uferlose Freiheit, unermeßliche Tiefen, Wogen, ungezählte Wogen, mein Element.

Denken!

Gedanke! Was bist Du?

Ueberrest gesunkener Gottähnlichkeit, oder gewordenes Gott-Gleichsein? — Göttlich aber bist Du, o Gedanke, der Welten entstehen — vergehen läßt. —

Finde die Pfade zu den Eilanden der Zukunft, denn die Irrlichter sind kein Nütze, sie wohnen auf den Sümpfen, aber den Nebel können sie nimmer durchdringen.

Finde die Pfade zu den Eilanden der Zukunft — ich sah es durch den Nebel schimmern, doch fürchtete meine Seele das Fremde, Ungeheure, denn ich bin ein Weib! Warum bist Du eingeschlafen, Geliebter, ich hätte Dir das werdende Land gezeigt.

Du aber ließest mich allein fliegen, siehe, da wurde meinem Herzen bange vor Einsamkeit. —

Das ist die „Natur" im Menschen, die ewig fortzeugende: der Gedanke!

Doch muß er „höher hinauf" zeugen, sonst wird seine Schöpferkraft stinkend und ein Sumpf, da die Irrlichter wohnen und brüten. —

Finde die Pfade zu den Eilanden der Zukunft und säe Lebenskeime ungeahnten Werdens.

Schäme Dich auch nicht, weil Deine Werkstatt so enge ist, noch hast Du immer Luft und Raum geschaffen auf Erden.

— Aus kleiner Wolke fährt zuweilen ein großer Blitz! Laß die Blitze dem Himmel und die Irrlichter dem Sumpfe.

— Wach auf, Geliebter!

Aus der Nacht steigt das Morgenroth, aus der Wolke nahet der Blitz!

Es soll etwas geboren werden, aber nicht vom Weibe. Die Natur gehet schwanger, die Gedanken verkünden große Wehen —

noch aber sah ich den Mann nicht, den ein unerhörtes Wunder fruchtbar machte.

„Ohne Weib?" fragen die Irrlichter — mein Lachen könnte eine Welt ergötzen — Ihr Narren!

Das geboren werden soll, heißet:

„Das Lied der Zukunft"

aber das Weib ist des Liedes lebendige Seele!

IV.

Lange verstand ich das Lachen nicht, nun aber sage ich: wer das Lachen nicht kennt, versteht nicht zu leben!

Willst Du es lernen, Geliebter?

Hinter buschigen Brauen hieß er es wohnen und hervorblitzen auf die Sümpfe in goldener Lust!

Gesegnet sei'st Du, Nietzsche, göttlicher Bote! Dein Evangelium ist die Offenbarung himmlischer Weltfreude, sonst wäre die Erde in verschämter und unverschämter Erbärmlichkeit zum andern Mal ertrunken, wie ein Vieh ertrinkt.

Siehe, die Welt war ein Sumpf großer Trübsal geworden, da ist Deine Sonne aufgestiegen aus den Tiefen, und das Leben erwachte und schüttelte sich und lachte den Himmel an mit Kinderaugen und griff die neuen, glänzenden Wunder und Geheimnisse der Welt und spielte mit ihnen, als wären es Kieselsteine, vom Bache genommen.

Und das Leben küßte die Ewigkeit und sagte: Sind wir nicht Eines? — Du gehörst mir, und ich bin Dein Eigen — da lächelte der Vater im Himmel und sprach seinen Segen, denn es war nach seinem Herzen geschehen.

— „Noch ist das Weib nicht der Freundschaft fähig" — sagst Du, o Nietzsche; hast Du das Lachen gehört? Das Weib lernte lachen, sollte das Weib nicht auch Freundschaft lernen? Wohlan, wohlauf!

Wo sind die Männer, die im Weibe das Weib erlösen?

Wie kann das Weib mit Freundschaft nahen denen, die selber nicht der Freundschaft fähig sind?

Weißt Du die Antwort, so lehre mich, — wo nicht, so erlaube, daß man Dich auslache, denn auch Du hattest Deine Irrlichter!

Sieh, das Weib hat Theil gewonnen am Uebermenschen; laß die Peitsche zu Hause, wenn Du zum Weibe gehst, sage ich Dir, — denn das Weib will die Bitterniß seiner Liebe selber trinken, und die Peitsche bewahrt es im eignen Gewand!

Mich hat der Liebste nie geschlagen, doch hat er mich in Freiheit gezogen und nennt mich seiner Seele Freund.

Das Weib ist wie ein edles Roß, doch die Herren sind rar geworden! — Waghalsigen Knechten aber gehört die Peitsche, von rechtswegen der Tod. — Mögen denn der Weiber Knechte den Hals brechen, ihre Thaten müssen ihr Lohn sein!

— Auch Du hattest Deine Irrlichter, o Nietzsche, meine Seele ist voll Leid darüber und muß doch lachen trotz des Leides.

Seit Deinen Worten dürfte der Uebermensch um einen Strich gewachsen sein, denn die Kuh kann den Adler berichtigen!

Siehe, das Weib gehört zum Manne, und Verständniß für den Mann hat allein das Weib — wenn aber an den Männern nichts zu verstehen ist, wie soll das Weib seine Aufgabe lösen?

Wie soll das Weib Männer gebären, wenn keine Männer da sind?

Wahrlich, Zeichen und Wunder müssen geschehen. — Ein Mann muß erst Männer gebären, sonst werden statt der Weiber Kühe wachsen, die Kälbern das Leben geben, deren die Erde genug hat.

Zürne mir nicht, Du Großer, Du warst dennoch des Weibes Freund. Mit dem Kopfe kann ich Dir nicht begegnen, nur mit dem Gemüthe vermag ich Dich zu erfassen — Du wirst mich verstehen, der Du Menschen nach den Kräften des Herzens zu schätzen verstanden hast.

V.

Wollt Ihr einen Garten sehen, lieben Leute?

Wohlan, seht unseren Garten, ob er nicht schön ist!

Es ist ein köstlich Ding, immer zu Zweien sein, das aber ward uns nicht gegeben. —

Die Irrlichter tanzen ihren Reigen auf dem Sumpfe: zeiget mir Eure Gärten, so will ich Eure Freude mit Namen nennen.

Seht, ich gehorche ihm ohne Sporn und Peitsche, darum, daß er so gütig und sein Zürnen so edel ist — doch sein Zürnen fürchte ich!

Er faßt meine Seele und stellet sie neben sich, er bewahret meine Seele in dem Heiligthum seines Willens, was könnte bei ihm mich anfechten?

Er heißt mich nicht laufen, wenn ich müde bin, mein Nacken trug nie eine Last bei ihm.

Er reicht mir zu trinken, wenn ich ihm einschenke; wenn er ißt, giebt er mir gern das beste Theil.

Er weiset mir die Geheimnisse seines Wesens und thut mir kund die Tiefen seines Willens und lehrt mich schweigen — wie aber soll ich stille bleiben, wenn das Herz voll Jauchzen ist — Du Hochgeliebter!

Unser Garten soll blühen, wie die Insel der Seligen; wir fangen unsere eignen Teufel, und die Schlangen finden keine Stätte zu wohnen; sie fürchten unsere Augen, die einander nicht vorlügen.

Warum lügen, wenn man sich gut ist? Laßt das Licht des Einen die Schatten des Anderen verkürzen, so wird der Dunkelheit nicht zu viel werden im Garten.

Lernt ein Kleines, nämlich groß sein, immerdar werdend.

Die „Großen" sind dünn gesäet auf der Erde, das merkt man am besten in dem Garten der Ehe.

Laß uns essen von den Bäumen des Lebens in unserem Garten; es ist viel Lebendiges auf Erden, aber das Leben fehlt ihm.

Laß uns essen von den Bäumen des Lebens in unserem Garten, da keine Schlangen schleichen:

Unsere Früchte sind ihrem Gaumen herbe, darum mögen sie nicht daselbst wohnen.

Sie versuchten unsere Früchte, aber sie bekamen Leibgrimmen, ihre Jungen starben, nun sind sie aus unserem Garten geflohen.

Die Irrlichter und Schlangen und alle kleinen Teufel sind uns gram geworden, weil wir so herbe Früchte bauen. — Wir aber lachen des Ungeziefers und essen unsre Früchte selber. Wir haben einen Honig, den sie nicht kennen, der liegt heimlich bewahrt in unserem Garten.

— Auch ich sündigte im Herzen gegen die Keuschheit Gottes, und Gott segnete mich: „Nie soll ich in Deinen Armen schlafen" — das lernte ich mit Schmerzen.

Bitterniß war der Segen, die Morgenröthe meines Lebens war Trauer, alle Irrlichter freuten sich meines Herzeleids.

Kurz war Eure Freude, Ihr kleinen Wichte — in Bitterniß lernte ich lachen und das Leben umfangen, wie man den Geliebten umfängt. Immer noch werden Kinder geboren, wie der Thau aus der Morgenröthe. Die Ewigkeit wirft Sprößlinge an's Ufer in wilde Gärten und erzieht sich Könige aus Moder und Unkraut. — Ob ich bleibe oder davon muß. Immer werde ich der Odem sein Deiner Schöpferkräfte — Du Hochgeliebter!

Es ist ein köstlich Ding, immer zu Zweien sein, und wird denen gegeben, die Gott sich schafften nach ihrem Bilde. —

VI.

Du bist . . . gestorben, o Nietzsche!

Die Leuchtkraft Deines Geistes ist erloschen, das Eine weiß ich.

Auf dem Meere liegt eine große Finsterniß, die Schiffer stoßen einander und wissen den Ort nicht, da sie landen sollen, denn die Feuersäule ward hinweggenommen vor ihrem Unverstande. — Du stiegest auf gleichwie eine Schamröthe in dem Angesichte der Menschheit; ihre Seele schämte sich nicht, darum vergingst Du.

O daß sie sich schämen lernten!

Ihr Angesicht müßte brennen, wie die Gluth der Hölle, so würden sie doch Licht haben, Deine Schönheit zu sehen, — nun aber empfinden sie Dich als Schmach und Schande.

Du hast ihnen das Gesicht geblendet, so schelten sie auch die Sonne „Finsterniß".

Du bist gestorben, o Nietsche!

Sie werfen mit Steinen nach dem Horste des Adlers, mit Steinen, die sie aus der Luft greifen — wenn er lebte, würden sie sich wohl hüten.

Gesegnet sei Dein Name, Du Fürst und Herr im Lichtreiche der Gedanken, den Purpurmantel alter Königsbarden werfen wir über Dich — Deinen Namen wollen

wir unseren Kindern lehren — wir wollen Deinen Namen tragen in das Land, das Du von herrlichen Bergen geschaut hast, das Land der Zukunft!

Ueber dem Meere liegt eine große Stille. Der Zorn schläft in den Gründen, die Stürme ruhen auf den Bergen, aber es schiffen Kinder am Rande und machen einen starken Lärm. — Die Kinder werden den Sturm aufwecken — wenn er von den Höhen herabfährt, werden die Wogen brüllen und die Kinder hinausreißen auf das Meer, daselbst können sie nicht gründen.

Sie werden schreien und ertrinken, wer kann ihnen helfen? — Warum lernten sie nicht schwimmen und große Schiffe bauen, die solchen Sturm aushalten!

Ich mag nicht wohnen am Rande wie die Irrlichter — laß uns hinausfliegen auf die Tiefe — auf der Tiefe wohnt das Schweigen.

Das Kleine macht viel Lärm, der wohl verstanden wird, aber das Große redet mit fremden Zungen. — Du hast geredet zu ihnen mit fremden Zungen, so nennen sie Dich mit Recht einen Narren!

Wer hieß Dich Weisheit verkünden im Tollhause?

Siehe, nun schicken sie Dich selbst zu den Irren!

Du kamst zu ihnen als ein Heilender, Du hattest die Wurzel der Gesundheit in Händen, sie aber mochten nicht davon essen.

Ach, warum mußtest Du also vergehen! — Die Irrlichter zischen vor Wonne, daß Du so häßlich geworden; sie können die Natur nicht begreifen.

Freuet Euch nicht zu früh, meine Lieben, — Schwangerschaft ist nie eine Schönheit gewesen, dennoch hält sie ein Wunder verborgen, — lasset uns dessen warten.

Du mußtest vergehen, wie ein Mutterkorn vergeht, doch sehe ich schon den Halm emporsprießen, an dem Männer der Zukunft reifen.

Als Körnlein des Lebens hatte Dich die Menschheit empfangen in ihrem Schooße, sie wird sich noch der Aehren freuen und das Körnlein preisen.

Die Ewigkeit warf Dich an's Ufer in einen wilden Garten, Dornen und Disteln waren Dein Lager, Deine Gespielen waren schleichende Irrwische — Du Sohn der Sonne! — Du aber hast sie auf Rosen der Freude gebettet, Du hast alle Schätze des Daseins um Dich gebreitet und hast Deine Größe verschwendet —

Ein Licht, das sich selbst verzehrt.

VII.

Habe ich Dich falsch verstanden, o Nietzsche, so schilt mich, denn ich bin ein Weib, und Verstand ist mir wenig geworden.

Einen Mann habe ich gesehen anbeten, wie Lebendiges noch nie gebetet — und der Mann hieß Nietzsche.

Auf den Bergen wandelte er, auf den hohen Bergen, da keine Sümpfe sind, er breitete seine Hände der Sonne entgegen.

Er schritt durch die Abgründe, wie ein Sieger schreitet, sein Jauchzen erschreckte die Finsterniß — alle Irrlichter wollten vor Grauen vergehen. —

Ich aber folgte ihm über die Berge und wanderte ihm nach über die Abgründe, denn ich wollte seine Seele belauschen!

Ich wartete, daß er beten solle, aber er betete nicht, —

sein Leben war Anbetung,

seine Handlungen flehten brünstiger, denn Psalmen flehen, alle seine Gedanken waren ein Lied in höherem Chor.

„Kannst Du Gott danken?“ also sprach Zarathustra — gewiß, Du Schelm, denn ich danke ja Nietzsche! Siehe, Gott mußte sein, weil sein Bildniß geworden.

An der Größe dieses Irdischen freue ich mich der unaussprechlichen Herrlichkeit des Ewigen.

Es war die Offenbarung der Schönheit des Ewigen, daß die Menschen wieder Lust haben sollten zur Ewigkeit!

Gott hat die Menschen für die Höhe geschaffen; Er wölbte so hoch den Himmel, sie sollten zu ihm hinauf wachsen!

Wie sollten wir uns nicht freuen, daß er so hoch gekommen; auf, lasset uns ihm nachfolgen!

Er reicht seine Hand allen Werdenden; in seiner Hand liegen Gewalt-Magnete, die uns zu ihm empor reißen.

Erkennet Ihr nun Eure Armuth, Ihr Irrlichter?

Ihr schöpfet den tiefsten Brunnen aus, doch Euer Sumpf will nimmer zum Meere werden.

Wir aber schöpfen und haben die Fülle für eine Ewigkeit voll Werdens, Wachsens, Aufsteigens — ob wir kommen oder gehen, hell klingt unser Jauchzen: „Wohlan, noch Ein Mal!“

VIII.

Als das Wetterleuchten also gesungen, kamen die Irrlichter aus den Sümpfen und kicherten: „Welch' artiges Lied! Ei ja, wir kennen die Töne, die Nietzsche gepfiffen hat.“ —

Recht sollt Ihr haben, Ihr klugen Wichte, — gute Hörer fürwahr sind die Irrlichter.

Nietzsche hat gepfiffen, und ich habe gesungen, es fehlt nur ein Kleines, so lernte ich dazu tanzen — das aber ward mir nicht gegeben. —

Es giebt allzeit Vögel, welche Liebhaber sind rother Beeren, die in fremden Gärten wachsen — Dein Garten ist der schönste — Deine Beeren leuchten wie Purpur, alle Vögel kommen geflogen und wetzen ihren Schnabel; sie werden aber auf Feuer beißen und sich die Schnäbel verbrennen.

Aber sag' mir, Du Wissender, wie willst Du den Mann zur Höhe erziehen, wenn das Weib am Boden liegt — sind sie nicht Eines?

Sie beschmutzen das Erdreich, das mit Heilanden schwanger geht — erhebe sie Beide und lehre sie leben!

Lehre sie leben, daß unsere Heilande geboren werden, denn wir brauchen Erlösung!

Wir dürsten nach Göttern, die wir selber uns schaffen, aus langen Ueberwindungen bauen wir Heiligthümer — also lernen wir leben.

Noch hängt viel alter Koth am Manne, noch liebt er die Sümpfe — da ist nichts zu leugnen.

Zeige mir den Mann, der über sich selbst hinaus liebt und den größern Mann, der über das Weib hinaus liebt, so sollst Du auch das Weib schauen, das über den Mann hinaus liebt in die Ewigkeit und wieder von Anfang — das Werdende.

Sie treten den Boden des Lebens mit Füßen, doch hält er die Kräfte des Kommenden und den mannigfachen Geschmack des Wachsenden beschlossen in seinem Schooße.

O welch geduldiger Boden! aber zuletzt wird er unfruchtbar und speit Giftpflanzen und Unkraut.

Giftpflanzen und alles Böse müssen speien die Weiber, die getretener Boden sind, — über Felsen schleifen sollten sie den Tyrannen, der sie zum Lieblings-Roß macht — sie aber können sich dessen noch freuen! —

Wie hat man Dich getreten, Du Werde-Boden, wie hat man alle Deine Giftpflanzen aufgeweckt! Der böseste Samen war ihnen nicht schlimm genug, sie säten ihn in Deinen Schooß mit Jauchzen.

Basilisken und allerlei kleine Teufel säten sie und warten nun, daß ihnen junge Götter geboren werden!

O, diese Herren, die zur Höhe erkoren sind, noch hängt ein Gewicht an ihnen, das soll sie wohl im Niedren halten.

Wenn sie hinauf wollen, müssen sie auf ihren Armen das Weib heben — wehe, noch fürchten diese Herren des Weibes Licht-Augen und seine Licht-Seele; die Finsterniß ist ihnen bequemer.

Daß sie sich nicht schämen, zu schelten, die Wissenden, wann werden sie schweigen und solche Schmach theilen, die Ungerechten!

Es ist kein Wunder, wenn der Mann das Weib liebt, denn Ein Weib ist das Würdigste dem Schaffenden — wie aber mag das Weib den Mann lieben und sich verschwenden, denn untergehen will es, damit er lebe und wieder da sei —

Ist das nicht Liebe?

Wahrlich, zum Lachen ist es, Ihr Kuckucksvögel, wie fein singt Ihr das eigne Lob — leider stinkt es und nicht wenig, das sagen Alle, die bei Euch gewesen.

Warum legt Ihr die Eier in fremde Nester? — Lernt sie doch selber ausbrüten, Ihr Klugen, die Ihr das Nest schmäht, das Euch Herberge gegeben — doch Ihr seid feige. —

Lernet einen Horst bauen mit feinen und reinen Händen, einen Horst im Lichte, wo die Adler hausen und Sonne trinken, — laßt die Sümpfe!

Das Weib ist krank vom Hauch der Sümpfe — es will die Hände küssen, die bereit sind zum Heben, aber wo ist der Königs-Wille, der über sich und das Weib hinaus lieben möchte?! — Noch schläft Eure Sehnsucht! —

Auch das Weib kennt die große Sehnsucht! — Warum lachtest Du eben, Du großer Lacher?

Soll ich Dir ein Geheimniß künden:

In Keuschheit Götter gebären, das ist des Weibes seligste Sehnsucht!

In Keuschheit Götter gebären, das ist der Same für das neue Land und der neue Ton für das neue Lied. —

Wach auf, Geliebter!

Ueber stille Meere kommt es geflogen, wie Möwen fliegen. — Das Leben ist aufgewacht und sucht eine Heimstätte — laß uns ihm folgen! —

Der Mann soll im Weib das Weib erlösen —

Wohlan! Wohlauf!

— ich habe mir den Liebsten wach geküßt aus tiefem Traum.





Schubart und seine Tochter Julie.

Mit ungedruckten Briefen und Versen.

Von

Rudolf Krauß.

— Stuttgart. —

Noch selten ist bei einem Menschen das Gute und Böse, das Große und Kleine, das Edle und Gemeine, das Geistige und Sinnliche so dicht bei einander gelegen, so schwer zu scheiden gewesen, wie bei Schubart. Wie in allen seinen Lebensbeziehungen, so hat er auch als Familienoberhaupt die widersprechendsten Eigenschaften gezeigt. Er hat durch seinen Leichtsinn die Seinigen an den Rand des Verderbens gebracht, er hat oft genug unerlaubte Vergnügungen außer dem Hause gesucht, und doch ist er zugleich ein treu besorgter, ein zärtlich liebender Gatte und Vater gewesen. Und zwar handelt es sich dabei nicht blos um ein zeitliches Nacheinander, sondern um ein Nebeneinander. Die Periode auf dem Asperg bezeichnet allerdings einen gewissen Umschwung: in seinem Elende und in dem dadurch hervorgerufenen Zustande der Zerknirschung hat er seine Sünden eingesehen und bereut, die Trennung, die Entbehrung hat ihm den Besitz von Weib und Kind besonders werthvoll erscheinen lassen. Aber trotzdem hat er weder auf seinem „Jammerberge" noch nach seiner Befreiung dem Schwärmen ganz entsagen mögen, und umgekehrt haben auch in seinem früheren Leben alle Ab- und Ausschweifungen den Sinn für Familie und Familienglück niemals ganz in ihm zu ersticken vermocht.

Von 5 Kindern, 3 Söhnen und 2 Töchtern, mit denen Helene Schubart im Laufe der Jahre ihren Gatten beschenkte, kamen nur zwei zu Jahren: der Sohn Ludwig und die Tochter Juliane, gewöhnlich Julie genannt. Diese, am 16. Juli 1767 zu Geislingen geboren, wurde im Jahre 1777 nach der Einkerkerung ihres Vaters vom Herzog Karl von

Württemberg zur unentgeltlichen Erziehung in die Stuttgarter Ecole des demoiselles berufen und für die Bühnenlaufbahn bestimmt. Die Eltern, die anfangs davon wenig erbaut waren, mußten gute Miene zum bösen Spiele machen. Es fehlte dem Mädchen weder an gesanglichen noch an mimischen Talenten; nur ihre unscheinbare Gestalt beeinträchtigte später ihre Theatererfolge. Außerdem wurde sie durch ihre Mitschülerin und vertraute Freundin Rosina Balletti, die nach ihrer Flucht aus Stuttgart als Operndiva die Pariser bis zu ihrer Vermählung mit einem Grafen entzücken sollte, in Schatten gestellt. Nach Vollendung ihrer Studien erhielt Julie sofort Anstellung am Stuttgarter Hoftheater als Sängerin und Schauspielerin mit einem Jahresgehalte von 460 fl. Später erlebte sie die Freude, daß ihr Vater als artistischer Director an die Spitze des Instituts trat, dem sie angehörte. Am 11. August 1788 verheirathete sich Julie Schubart mit dem in der Karlsschule erzogenen und beim Stuttgarter Hoforchester angestellten Hofmusikus und Cellisten Johannes Kaufmann (1760—1834). Sie hatte zuerst den Antrag des Bewerbers ausgeschlagen, gab ihm aber schließlich doch das Jawort. Es war wohl mehr eine Vernunftheirath. Schubart selbst nahm an der niedrigen Herkunft seines Schwiegersohnes Anstoß und hielt auch auf dessen Kunst nicht eben große Stücke. In einem Briefe an seinen Sohn heißt er ihn einmal einen „nur mechanischen Baßgeiger". Aber Kaufmann war ein braver Mensch von tadelloser Aufführung, ein sparsamer Haushalter, dem Schubart die Fähigkeit zutraute, Capitalist zu werden. Letzterer wußte solche Eigenschaften vielleicht gerade deshalb doppelt zu schätzen, weil er selbst wenig genug davon besaß. So lag Juliens Geschick in guten Händen. Schubart freute sich noch besonders über die schöne Handschrift seines Schwiegersohns, der ihm darum häufig als Privatsecretär dienen mußte. Am 10. October 1791 drückte Julie dem theueren Vater die Augen zu. Sie überlebte ihn nur um 10 Jahre. Am 17. März 1801 verschied sie im 34. Lebensjahre zu Stuttgart. Ihr Gatte Kaufmann beschloß seine Tage als Speisemeister und Musiklehrer am Seminar Maulbronn. Er hinterließ eine einzige Tochter, die eine Zeit lang mit der erst 1819 heimgegangenen Großmutter Helene Schubart in Tübingen hauste und dann im Jahre 1817 Friedrich Heinrich Kern (1790—1842), Professor am Seminar Blaubeuren, heirathete. Hier traf sie infolge einer merkwürdigen Schicksalsfügung denselben Klosteroberamtmann Scholl noch am Leben, der einst als fürstlicher Scherge ihren Großvater unter der Maske der Freundschaft auf württembergisches Gebiet gelockt und so in's Unglück gestürzt hatte; von den Fenstern ihrer Wohnung aus sah die Enkelin in die Fenster des Hauses hinein, wo Schubart einst verhaftet worden war. Kern kam nachmals als theologischer Universitätsprofessor nach Tübingen, wo er Ansehen und die Verehrung seiner Schüler genoß. Der Ehe Kerns mit der Tochter Juliens entstammten ein Sohn und zwei Töchter, durch die der Schubart'sche Stamm in weiblicher Linie fortgepflanzt

wird, nachdem er in männlicher schon mit dem Tode von Schubarts unvermählt gebliebenem Sohne Ludwig 1811 ausgestorben ist.

Kehren wir nun zu Julie zurück! Sie war der erklärte Liebling ihres Vaters, der in ihr die Züge seiner eignen Natur wiederfand. Er hat dies selbst wiederholt ausgesprochen, in Briefen, in Versen. In einem Schreiben an seine Frau vom 30. Mai 1783 sagt er einmal von ihr: „Der Engel! so, dacht' ich, wird sie werden, und so ist sie geworden. Ströme männliches Feuer in sie, so steht das Bild Deines Mannes leibhaftig in Deiner Tochter da." Und bekannt ist das an sie gerichtete Gedicht, das also beginnt:

> O Julie, mein Ebenbild,
> Nur sanfter noch und nicht so wild,
> An jeder Engelanmuth reich,
> An Großgefühl dem Vater gleich!

Julie glich Schubart namentlich in der für ihn besonders charakteristischen Offenheit des ganzen Wesens. Sie war erst 9 1/2 Jahre alt, als sie durch Herzog Carls Gewaltstreich des Vaters beraubt wurde. Welchen Kummer muß es dem unglücklichen Gefangenen bereitet haben, den heranwachsenden Kindern, an denen sein Herz so zärtlich hing, in den Jahren, da sich Geist und Charakter am entschiedensten entwickeln, nicht oder doch nur mangelhaft aus der Ferne Erzieher und Bildner, Leiter und Berather sein zu können! Fast drei Jahre lang sollten Schubarts Angehörige nichts direct von ihm hören: erst gegen Ende 1780 durfte er an Frau und Kinder schreiben, während es ihm dem Anschein nach von Anfang an gestattet war, Briefe der Seinigen zu empfangen. Nach 8 1/2 jähriger grausamer Trennung sah Schubart endlich am 4. Juli 1785 Weib und Kinder wieder. Damals erst erhielten sie die oft und heiß erflehte Erlaubniß, ihn auf dem Asperg zu besuchen, und die freilich nur vorübergehend wieder vereinigte Familie verbrachte 6 selige Tage; Julie war inzwischen zur 18jährigen Jungfrau herangewachsen. In den zwei Jahren, die Schubart noch auf der Festung verbringen mußte, durfte sie ihren Besuch beim Vater von Zeit zu Zeit wiederholen.

In der ungemein lebhaften Correspondenz, die Schubart seit Ende 1780 vom Asperg aus mit seiner Gattin geführt hat, zeigt er sich für sein Julchen stets zärtlich besorgt. Er freut sich, daß ihre trefflichen Gaben, die er gelegentlich auch überschätzt, von Jedermann gelobt werden, er will schon von Kind an „große musikalische und theatralische Talente" an ihr entdeckt haben und bedauert nur, daß er sie nicht selbst in ihrem Fache ausbilden und vor welscher Verweichlichung bewahren kann. Er ist darauf bedacht, ihr ein eignes Clavier zu verschaffen; er möchte die Theaterprologe, die er zur Verherrlichung seines herzoglichen Peinigers anfertigte, gern von ihr declamirt wissen. Zugleich aber macht ihre Bühnenlaufbahn ihm, der die Gefahren dieses Standes genau kennt, ernste Sorgen. Ebenso unzufrieden ist Frau Schubart damit, daß die Tochter bei diesem Berufe bleibe und vielleicht auch „einen Mann von dieser brotlosen Kunst" bekomme. Im

September 1783 scheint sich ein Ausweg zu eröffnen. Ein reicher Schweizer, ein Herr Bidermann aus Winterthur, wollte Julie in sein Haus nehmen, wie eine Tochter halten und für dauerhafte Gründung ihres Glückes sorgen. Er kam zu Schubart auf den Asperg, zu Frau Schubart nach Stuttgart: die Verhandlungen führten jedoch nicht zu dem gewünschten Ziel. Die Eltern mußten dies um so mehr bedauern, als die gefürchtete Gefahr in der Gestalt des Hoftänzers Schlotterbeck bereits näher getreten war. Er lief dem Mädchen nach, und sie ließ es sich gefallen. Als Schubart davon hörte, war er außer sich. Lieber solle sie einen lahmen Schneider, als einen geflügelten Tänzer nehmen; lieber wolle er seine eigne Tochter morden, als sie mit einem nichtswürdigen Luftspringer für Zeit und Ewigkeit unglücklich machen. Aber allmählich lenkte er ein — aus Mitleid mit der „liebewüthigen" Tochter, deren Schmerz der weichherzige und inconsequente Mann nicht ertragen konnte. „Das arme Julchen ist am Herzen krank. Wenn sie nur ihr liebes Herz nicht an einen solchen Schlingel gehängt hätte!" läßt er sich am 21. October 1784 der Frau gegenüber vernehmen. Jahrs darauf giebt er zu der Verbindung seinen feierlichen Segen, obgleich ihre Wahl nicht zum Besten ausgefallen sei und er nichts an Schlotterbeck finden könne, was ihn ihrer Liebe würdig mache; aber er wolle sie nicht zwingen, nicht an dem Herzen des guten Kindes rütteln, und schließlich sei es doch keine Mißheirath, wenn die Actrice den Tänzer nehme. Später räumt Schubart sogar ein, daß Juliens Liebhaber „ein allgemeines gutes Zeugniß" habe; ein mittelmäßiger Kopf mache oft ein Weib glücklicher, als ein Mann von den feurigsten Gaben — eine Behauptung, deren Richtigkeit Helene Schubart allerdings an sich selbst sattsam erfahren hatte. Bruder Ludwig konnte sich dagegen mit der Wahl seiner Schwester durchaus nicht befreunden. Er goß, wie sich Schubart ausdrückt, „beständig Shakespeare'sche Sarkasmen über den armen Schlotterbeck aus". Schließlich kam Julie doch noch zur Einsicht, und das Verhältniß wurde aufgelöst. Die Eltern mochten erleichtert aufathmen, als sich in der Person des biederen Kaufmann ein soliderer Freier zeigte.

Auch mit Julie selbst hat Schubart vom Asperg aus regen Briefwechsel gepflogen. Davon sind bis jetzt nur einige wenige Stücke an diesem oder jenem Orte veröffentlicht worden*). Und doch lohnt es wohl der Mühe,

---

*) Nämlich folgende Briefe Schubarts an Julie: 1. vom 2. September 1783 (in Schnorrs Archiv für Litteraturgesch. VI. S. 391 und XV. S. 156 f.); 2. vom 15. Juli 1785 (in H. u. J. Harts Deutschen Monatsblättern I. S. 675); 3. vom 30 Juli 1785 (in Schnorrs Archiv für Litteraturgesch. VI. S. 389 f.); 4. vom 1. October 1785 (in Strauß' Gesammelten Schriften 9 S. 158 f.); 5. vom Frühjahr 1787 (ebenda S. 210 f.). Von den Briefen Juliens an den Vater ist nur einer gedruckt, und zwar der vom 14. April 1781 (bei Strauß S. 15). Die hier zum ersten Male mitgetheilten Briefe und Gedichte hat Strauß für seine bekannte Schubart-Biographie nicht zur Verfügung gehabt. Sie sind erst vor Kurzem aus dem Besitze der Schubart'schen Nachkommen in den der K. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart übergegangen und so zugänglich geworden.

diese Correspondenz in größerem Maßstabe und Zusammenhange kennen zu lernen. Schubart selbst hat bekanntlich zu den Naturen gezählt, welche ihr Bestes im persönlichen und mündlichen Verkehre geben. Diesem kommt aber von allen schriftlichen Aeußerungen der Brief am nächsten. Darum ist Schubart ein so ungemein lebendiger, anregender, fesselnder Briefschreiber. In seinem umfangreichen Briefwechsel finden sich nur wenige Stücke aus seiner Feder, die man nicht ihrer inhaltlichen oder formalen Vorzüge wegen gerne liest. Auch seine Briefe an die Tochter, aus denen zärtliche Vaterliebe und rührende Vatersorge sprechen, genießt man nicht ohne Vergnügen und herzliche Theilnahme. Er hat dazu meist Schreibpapier kleinsten Formats verwendet und seine ohnehin zierliche Hand zur feinsten Miniaturschrift gezwungen, so daß sich diese Briefe auch äußerlich als kleine Kunstwerke darstellen. Juliens Mittheilungen und Ergießungen erwecken natürlich nicht dasselbe Interesse, zumal da sie inhaltlich ziemlich einförmig und bedeutungslos sind. Immerhin erscheinen einige kurze Proben lesenswerth, weil sie eine gewandte Feder geführt hat, und weil sich auch in ihrem schwungvollen Stile die besprochene Wesensähnlichkeit mit ihrem Vater offenbart.

Wir beginnen mit einem Scherzgedichte, das Schubart an Julie gerichtet haben muß, als sie noch halb Kind war.

1. Julchen, meine
Liebe Kleine,
Väterlich
Grüß' ich Dich.

Auch viel süße
Seelenküsse
Schickt Dir fein
's Mütterlein.

Ihre Spindel
Hat schon Bündel
Garn gedreht
Früh und spät.

Der Ameise
Gleicht im Fleisse
's Mütterlein.
O wie fein!

Ihr auf Erden
Gleich zu werden,
Strebe Du
Ohne Ruh'!

Spindeln drehen,
Stricken, nähen,
Stehn am Herd
Ist was werth.

Du kannst singen,
Scherzen, springen.
Doch ist's nicht
Weiberpflicht.

Das Haushalten
Treu verwalten
Schickt für Dich
Besser sich.

In den October des Jahres 1783 fällt folgender, „Meinem Julchen“ überschriebener Brief, zu dessen Erklärung nur gesagt zu werden braucht, daß Abeille herzoglicher Concertmeister und Juliens Lehrer war.

2. Wie mich Dein Briefchen erfreute, liebs Julchen, wie ich die Spuren von Tränen küßte, womit Du ihn benezteſt, wie ich unterm Lesen für Dich zu Gott seufzte; das begreift nur der — der lieben kann. Ach, Du bist eben noch immer mein liebs Julchen — naif und gut. Fahre nur so fort, und Du wirst auswachsen zu einer herrlichen Pflanze im Garten meines Gottes. Ob ich mich auch freute, wenn ich Dich wieder sähe? —

Das frägst Du? — Ach, hangen würd' ich an Deinem Halse und weinen und schweigen. Engel würden den schnelleren Schlägen unsrer Pulse lauschen und verstummen würden ihre Harfen — biß des Vaters erster Laut, biß der Tochter erster Laut ihre Harfen aufs neue beflügelte und unser Stammeln zu einem Wonnegesang erhöbe. — Doch ich will Dich nicht viel angreifen mit so zarten Empfindungen. Genug — im Himmel sehen wir uns.

Daß Du gerne etwas zu meiner Rettung beitrügest, das glaub ich Dir. Und o wie gerne wollt ichs meinem Julchen zu danken haben. Doch hat Gott den Kerkertod über mich beschlossen: wer will es hindern? — Indessen vertrau und bete fort. Gott wirds wohl machen. Ist doch ein besseres Leben und wer weiß, wie bald wir da zusammenkommen! —

Wenn die Sache in der Schweiz, wovon Dir die liebe Mutter gesagt hat, reif ist; so folge. Du wirst viele ächte Freunde von Deinem Vater daselbst antreffen. An Lavater, Tobler, Heß — lauter große und fromme Männer will ich Dich empfehlen. Studiere nur braf

1) Deklamation — und liß deßwegen Deinen Freundinnen gute Bücher oft laut vor.

2) Französische Sprache im Sprechen, Lesen und Schreiben, ohne Dein vaterländisches Gefühl damit zu verwischen. Schubarts Tochter muß deutsch bleiben.

3) Gesang. Solfeggir fleißig. Sing nichts, wovon Du nicht den Text verstehst. Einfalt und Reimigkeit laß Dir empfohlen seyn.

4) Klavier. Abeille kann Dich hier allein leiten. Spiel alles mit Ausdruck und Anmuth. Gewöhn Dir reinen Fingersaz an. Lern nicht lauter Modefrazen, sondern auch Bach's Stücke vortragen. Gewöhne Dich endlich, Dir selbst akkompagniren zu können — ach, warum bist Du nicht bei mir! — Warum kann ich mein liebes Julchen nicht selbst bilden!! —

5) Liß und studir eine gut geschriebene Weltgeschichte, Lebensbeschreibungen zc. und nicht immer Romane, wo Du von der wirklichen Welt auf Ideale — auf Hirngespinnster abschweifst.

6) Zeichn' auch zuweilen.

7) Ueber alles empfehl ich Dir die Bibel zur täglichen Lektür. Sie wird Dich leiten auf der Bahn des Lebens und der Geist Jesu wird Dir's auslegen.

Folge Deiner Mutter — sie ist eine vortreffliche Mutter und laß Dich von ihr in ökonomischer Weisheit leiten.

Sorge nicht, mein Kind, es wird Dir wohl gehen. Gott wird Dich seegnen! Elternseegen hast Du schon.

Wie ich mich so ungern von Dir losreisse! O, Julchen, Julchen, so bete, so ringe und kämpfe dann fort auf Deinem Nachtlager, in Deinen einsamen Stunden, daß sich mein eiserner Jammer ende — mit Freiheit oder Tod.

Du weißt's, meine Tochter, mit welcher Inbrunst ich Dich liebe — Also ohne Versicherung, mit dem Schimmerblick des Vatergefühls und voll von glühenden Seegnungen für Dich bin ich Dein

liebender Vater
Schubart.

Schreibe mir bald wieder.

Der nächste Brief an die „Jungfer Schubart", der hier mitgetheilt werden soll, ist am 29. Juli 1784 geschrieben. Der darin erwähnte Herr von Hobe war Lieutenant bei der herzoglichen Noblegarde, das Fräulein von Hügel eine Tochter des Generals von Hügel, damaligen Commandanten auf Hohenasperg.

3. Liebs Julchen,

Der Herr von Hobe hat die Gnade gehabt, mir ein Briefchen von Dir zu überreichen. Freuts mich doch immer tief in der Seele, wenn ich höre, daß Du gesund bist und in der Musik und der Aktion gute Fortschritte machst.

Diese Woche schick ich Dir ein ganz neues Klavier, so gut ich Dir's in meinen armseeligen Umständen machen lassen konnte. Bei dieser Gelegenheit schreib ich Dir wieder und schik Dir etwann ein musikalisches und dramaturgisches Universalpulver, morgens und abends 3 Messerspizen voll einzunehmen. Erwarte gute Würkung.

Von mir sag ich nichts. Meine Hoffnung hängt wie ein Schwerd an einer Haarspize und ich zittre darunter.

Bete fleißig für mich

Deinen

Dich so unaussprechlich liebenden Vater

Schubart.

Schreib zuweilen an die gnädige Fräulein Wilhelmine von Hügel. Gruß und Kuß an Deine Mutter und den Ludwig.

Nach dem oben geschilderten ersten Besuch, den Julie mit Mutter und Bruder dem Vater auf dem Asperg hatte abstatten dürfen, schrieb sie, nach Stuttgart heimgekehrt, am 11. Juli 1785:

4. Bester, zärtlich geliebtester Vater!

Wir sind Gottlob! recht wohl hier angekommen, würden aber freilich, wenn uns die gewisse Hoffnung, Sie recht bald wieder bei uns zu sehen, nicht erhielte, sehr traurig sein. Nun aber sind wir ganz getrost, denn der liebe Gott hat soweit geholfen, er wird auch weiter helfen. Wir werden Sie gewiß so unvermutet bei uns sehen, als wir zu Ihnen kamen. O, nie will ich das Entzüken vergessen, welches ich immer fühlte, so lang ich bei Ihnen war, und jezt mache ich mir, indem ich die seligen Stunden, die ich bei Ihnen zubrachte, wieder überdenke, ein neues Vergnügen. Immer, immer denk' ich an Sie und an die unaussprechliche Gnade, die ich auf dem Asperg genossen habe. O mein lieber Vater, alles, alles in Stuttgart freut sich unaussprechlich auf Sie, besonders meine lieben Freundinnen in der Ecole. Die guten Mädchen empfingen mich mit einer Freude, wie wenn ich schon ein Jahr ausgewesen wäre . . .

In den folgenden Monaten war die Correspondenz zwischen Vater und Tochter besonders lebhaft. Ersterer konnte gar nicht genug Briefe von seinem Liebling bekommen, wie das nächste Stück beweist. Von den darin genannten Personen garnisonirten Leutnant von Scharfenstein, der bekannte Freund Schillers und der Maler Schubarts, Leutnant Ringler und der gleichfalls aus Schillers Jugendgeschichte bekannte Leutnant Kapf auf dem Asperg, während Herr von Scheidlin (schwäbisch ausgesprochen Scheidle) Schubarts Mitgefangener und einstiger Kerkernachbar war, dem dieser seine Autobiographie durch eine Oeffnung unter dem Ofen dictirt hatte.

5. Liebes Julchen! Hohenasperg, den 5. August 1785.

Warum schreibst Du mir so lange nicht? — Hast Du den Vaterkuß empfangen? — Ach, ich habe Dich so lieb, daß es mir unausstehlich ist, wenn ich lange nichts von Dir höre und lese. Unsre so süß geträumten Hofnungen des baldigen Wiedersehens scheinen ohnehin verschwunden zu seyn. Wir haben also nichts, als den armseeligen Trost — des Briefschreibens. O, Julchen, Julchen, die beständige Entfernung von Euch kostet mich entsezlich viel. Wenn mein Herz ein Felsenstein wäre, so könnt' ich's ertragen; aber so ists ein Stück Menschenfleisch voll Reizbarkeit und durch die Adern sprizt Blut, von heißer Sehnsucht gejagt.

Aber was ist zu thun? Ach, ich muß schon ausharren, biß Gottes Hülfsstunde erscheint. Mir ist nur bange um Deine Mutter, daß sie unter den unaufhörlichen Täuschungen ihrer sehnsuchtsvollen Liebe erliegt. Das brafe, herrliche Weib! Die ich so innig liebe und doch nicht mit ihr leben soll.

Meine Gesundheit ist seit einigen Tagen unerträglich. Ich gebrauche jezt den Deinacher Sauerbrunnen. — Gott gebe, mit Erfolg. Ach, wenn ich nur eine bessere Pflege hätte. — Dabei hab ich so viel lastende Geschäfte, daß ich fast drunter erliege. — Der liebe Ludwig, dieser köstliche Junge, erleichtert mir auch in der Ferne meine Mühen; das ihm Gott lohne!

Die Fräulen wird das Buch behalten. Aber Du solltest nichts wegschenken, was Dir andre geschenkt haben. Und zu dem ist diß just ein vortrefliches Buch. Doch es scheint, das Lesen sei Deine Sache nicht.

In der Musik bin ich wohl mit Dir zufrieden; nur solltest Du Dir selber akkompagniren können, Dein allzu häufiges Aechzen und Seufzen im Singen magst Du auch einschränken; es ist ganz und gar welsche Unart. Wenn Du doch nur Ein Jahr um mich wärest. — Vergeblicher Seufzer, mit Miriaden andrer verhaucht!! —

Hast Du nicht ein paar Arien aus Romeo und Julie für die Fräulen?

Dich grüßt eine Schaar Menschen: Das vortreffliche Hügelsche Hauß, Scharfenstein, der Mahler Deines Vaters, Kapf, den Du zum förmlichen Atheisten umschufst und der braf ist.

Ringler — Herr v. Scheidle — auch die Mädgen alle auf meiner Erdwarze.

An Deine Baletti einen deutschen Bidergruß!

Mit glühender Liebe umarmt Dich der Genius

Deines leidenden Vaters

Schubart.

Wie stehts um Dein Herz? Ueber dießen großen Artikel ein andresmal.

Die letzte Seite des Bogens nehmen die bis jetzt gleichfalls noch nicht gedruckten Verse ein:

6. Bete!

Julchen, bete mit gefaltnen Händen,
Mit der Andacht stürmenden Gewalt!
Gott, Du kannst des Vaters Jammer enden:
Ach, so end ihn bald!

Julchen, bete für der Mutter Leben,
Um den Bruder, Deiner Liebe werth!
Alles wird der fromme Gott Dir geben,
Der Dich beten hört.

Julchen, bete auf zu Gottes Höhen,
Frage den, der gerne Antwort giebt!
„Werd ich bald den Vater wieder sehen,
Der mich glühend liebt?“

Julchen, bete mit besonnten Wangen
Ach, um unsrer künft'gen Tage Ruh!
Bald wird dann an meinem Halse hangen
Mutter, Bruder, Du.

Als Antwort auf Brief und Gedicht Schubarts darf ein undatirtes Schreiben Juliens gelten, worin es unter Anderem heißt:

7. . . . Auch heute ist wieder Oper, ich kann Ihnen aber doch, weil unsre Probe etwas früh geendigt ist, ein paar Zeilen schreiben. O möchte ich so glücklich sein, durch selbige ihren Gram in etwas zu zerstreuen! Aber ich armes Mädchen! Ich bin freilich nicht im stand, meinen Worten eine solche Kraft beizulegen. O wär' ich nur bei Ihnen! Ich wollte Sie solange küssen, Ihnen vortrillern und schmeicheln, bis jede trübe Wolke von Ihrer Stirne verscheucht wäre. Aber, mein Vater, warum wollen Sie auch gerade jetzt die Hoffnung sinken lassen, zu einer Zeit, wo wir mehr Grund zu hoffen haben als noch nie? O gewiß, gewiß werden wir bald das Entzücken des Wiedersehens fühlen, der liebe Gott, gerührt durch unser Flehen und unsre Thränen, wird das Herz unsres Fürsten erweichen, und wir werden unsern lieben Vater wieder umarmen . . . .

Am 3. September 1785 sandte Schubart wiederum einen Brief an Julie; die darin vorkommende Friderike von Hügel ist die älteste Tochter des Generals.

8. Sei nicht böse, Herzensiulchen, daß ich Dir so lange nicht schrieb. Ach, wenn jeder Gedanke an Dich ein Brief wäre; so würdest Du in tausendfachen Formen meine Liebe zu Dir abgestaltet finden! Aber ich bin oft so trübsinnig, daß ich meine Schwermut nicht an Dein junges Herz — wie die Schwalbe den Mist an einen Pallast — hinklecken mag. O, liebe Tochter, das ewige Wiederkäuen eines einzigen zähen Grams thut wehe, stürzt in bittere Schwermut, wischt alle Farben vom An[t]liz der Natur und löscht die Sterne aus.

Doch ich will iezt nicht in den Dissonanzen des Kummers wühlen, um Dein zum Wollaut der Freude gewöhntes [Gemüt] zu verstimmen. Lieber will ich Dir sagen, daß goldne Hofnung mich noch zuweilen umschwebt und daß sie mich öfters vom Abgrunde herauslächelt, in den ich versinken will.

Wenn Du, wie mir alle Welt sagt, die L'Ecole bald verlassen solltest; so will ich Dir ein Memorial an den Herzog aufsezen, drinn Du um meine Freiheit bitten sollst, um meinen Unterricht genießen zu können. O wie seelig wollen wir da leben! Bitte nur um meine Gesundheit — den lieben Gott, ach, den Geber des Lebens, der Freiheit und der Freude. Dann bleibst Du einige Zeit bei mir und wählst sodann den Jüngling für Dein Herz geschaffen, ohne daß ich Deinem lieben Herzen jemals Zwang anthun werde. Indessen bitt ich Dich doch, mich in Deinen geheimsten Anliegen zum Vertrauten zu machen; denn gewiß hab ich dieß Zutrauen längst um Dich verdient.

Zum ledigen Stande hast Du keine Anlage. Ich und Deine liebe Mutter werden also bedacht seyn, Dich bald einem rechtschaffenen Manne anzutrauen. Ach, wenn Du nur nicht unglücklich wirst im Ehestande. In Tod legt ich mich, wenns meinem Julchen übel gienge. Vom Ehestand hängt alles Glük des Lebens — oft der Ewigkeit ab. Ein ruchloser Gatte vergiftet sein Weib und schlachtet seine eigenen Kinder mit dem Mordmesser ab. Die weibliche Natur ist so epheuartig, daß, wenn sie keine Rebe finden kann, sie traulich zu umschlingen — sich im dicksten Erdschlamme fortwindet. Wer also nicht tugendhaft ist, nicht Gottes Freund, nicht Christus Freund, den wähle nicht. Er schleppt Dich an den Haaren, durch tausend Mistpfüzen in den Abgrund.

Verzeih mir, liebes Julchen, daß ich ins Moralisiren kam. Mein Herz ist so voll Liebe zu Dir, daß es Dich eben glücklich wissen möchte.

Hier, als Weib, Mutter, geschickte Weltbürgerin, Christin!

Dort, als Gespielinn des Lammes, die ihm nachfolgt, wo er hingeht!!

Der Fräulein Frid[erike] habe die Noten gegeben. Sie wird sich selbst bedanken. Ist gar ein herrliches, gutes, tief fühlendes, anlagenvolles Fräulein!

Und nun, Julchen, was leierst Du auf dem Flügel? was glukst Du mit Deiner tonvollen Kehle? was liesest Du? was fühlst Du tief in der Seele? was hast Du seithero für Rollen gespielt? Mit welchem Erfolge?

Der Baletti schreib ich selbst. Jedermann gibt ihr den Vorrang für Dir im Singen. Daß Du sie nicht drum beneidest, das ist gut, Julchen, o das ist schön.

Und nun seegne Dich Gott im Himmel, Jesus der Hochgebenedeite und der Schöpfergeist jeder guten Gabe, die wie Wetterstral vom Himmel niederstürzt, Menschenseelen trift und wie Opferfeuer himmelan zükt. — Mit Liebe, Sehnsucht, unaussprechlicher Warheit bin ich

Dein treuer Vater
Schubart.

Auf das Schreiben folgte — gleichfalls noch im September 1785 — abermals ein Gedicht, auf einem Miniaturbogen mit überaus zierlichen

Buchstaben hingemalt und in ein Couvert kleinsten Formates gesteckt, das die Aufschrift trägt: „Gruß an mein Julchen.“ Die Verse, denen eine besondere Composition Schubarts mit der Vorschrift „naiv“ angehängt ist, lauten:

9. Julchen, klein, wie Du,
Fliegt ein Brief Dir zu.
Wäre dieser Brief
Auch, wie Du, naiv!

Immer schwebst Du mir,
Liebes Julchen, für;
Doch Dein Bild aus Duft
Schwindet in der Luft.

Sitz' ich am Klavier,
Ach, so ruf' ich Dir:
„Julchen, kleines Ding,
Komm doch her und sing!“

Aber fürchterlich
Ist es still um mich,
Und nur Sehnsuchtsqual
Hallt im öden Saal.

Doch die lichte Zeit,
Ist vielleicht nicht weit,
Wo Du neben mir
Singst in's Goldklavier.

Lauschend sitzt Mama
Bei der Arbeit da;
Doch ihr Mutterblick
Sieht nicht auf's Gestrick.

Was ihr Angstgebet
Weinend oft erfleht,
Sieht sie nun erfüllt:
Mich und Dich, mein Bild.

Ludwig, froh und bang,
Horcht auf Spiel und Sang,
Leiser atmet er,
Von Empfindung schwer.

Manchen Abend stumm
Sitzen wir herum,
Drücken uns die Hand
Himmelhingewandt.

Ach, Du goldne Zeit,
Wärst Du nimmer weit,
Wo mein Julchen mich
Küßte wonniglich!

Ein Schreiben Juliens an Schubart vom 5. November 1785 beginnt also:

10. Bester, teuerster Vater!

Nehmen Sie mir's doch ja nicht übel, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe; ich dachte immer, ich würde ein Briefgen von Ihnen bekommen, und wollte es also abwarten; aber ich sehe freilich, daß es bei Ihren vielen Geschäften unmöglich ist. Gestern feierten wir unseres Fürsten Namens-Tag; ich betete recht herzlich für ihn, und ach wie viel herzlicher wollte ich für ihn beten, wenn er mir meinen lieben Vater wieder schenkte! Ich hatte gestern nebst dem Herrn Haller und der Madame Poli einen Prolog zu rekkamieren; er war von dem Herrn Professor Lamotte, aber nach allgemeiner Sage nicht sehr schön. Ich habe nichts davon als meine Rolle, sonst wollte ich ihn Ihnen schicken. Wie sehr es mich letzthin betrübte, von dem Entzücken, meinen lieben Vater wieder zu umarmen, allein ausgeschlossen zu sein, werde ich Ihnen gewiß nicht erst sagen dürfen, zumal da ich immer ein wenig Hoffnung hatte. Deswegen mocht' ich Ihnen auch nicht schreiben, so lange meine Mutter und Bruder bei Ihnen waren; denn ich kann mich unmöglich verstellen, ich hätte Ihnen meine Betrübnis schildern müssen und hätte dadurch nur Ihre Freude gestört ....

Zur Erklärung der drei folgenden Briefe Schubarts an seine Tochter sei bemerkt, daß ein Herr von Forstner damals Leutnant in dem auf dem Asperg garnisonirenden Infanterieregiment und der erwähnte Haug Hofinstrumentenmacher in Stuttgart war.

11. Hohenasperg den 26. Nov. 1785.

Herzigs Julchen,

Mein Geist küßt Dich jeden Augenblik und wenn Du zuweilen auffährst, weil's Dich im Herzen küzelt und Du Nähe von Gott nach ahmender Liebe ahndest, so denke: ha, meines Vaters Geist weht um mich.

Deine Mutter — ach, Deine mir so unaussprechlich theure Mutter ist sehr mit Dir zufrieden — und dann bin ich's auch! — Und Gott schaut vom Himmel herab, hebt die allschattende Rechte über Dein Haupt und seegnet Dich.

Julchen, was liesst Du? was spielst Du? was singst Du? — was lispelt der leiseste Gedanke Deines Herzens?? — Ach, gegen mich sei keine Heuchlerin. Hab ich Dich doch so unaussprechlich lieb.

Grüß mir die Balletti und sag ihr, daß mich die Nachricht von ihr Thränen gekostet habe. Schreib mir, wie alles gegangen ist. — Warum nehmen eure Seelen — ihr L'ecole Mädgen — all so einen romantischen Schwung? — Ihr träumt euch Welten und wachend findet ihr sie nicht.

Forstner geht gleich ab.

Mit geflügelter Feder sag ich Dir also nun — Herzensjulchen, nächst Gott kann Dich nichts mehr lieben, als Dein Vater

Schubart.

Oh! — Miriaden Grüß' an Deine liebe — liebe — tausendliebe Mutter! —

12. Hohenasperg den 14ten Febr. 86.

Mein Kind,

Herr Leutnant Hofmann wird Dir diesen Brief überbringen. Wenn Deine liebe Mutter noch in Stuttgardt ist, so könnte sie biß Samstag mit gedachtem Herrn Leutnant hieher fahren und, wo möglich, Dich mitbringen. Deine Mutter aber schreibt, Du könntest vor lauter Geschäften kaum athmen. Was habt ihr dann zu thun? — Bringt ihr doch wenig neue Stüke aufs Theater und eure Singstüke sind immer das alte Lyrum Larum. Doch Pflicht und Amt geht über Alles. Thu also immer Deine Schuldigkeit; nur schone mir Deine Gesundheit.

Deine Brust ist gar nicht die beste; Du singst immer so heisser, daß Dir oft die schönsten Thöne verspriзen. Ach, wenn ich Dich doch unterrichten dürfte, Du gutes Kind, es fehlt Dir noch manches, das ich Dir geben könnte. Da Du mir so unaussprechlich lieb bist: so darf ich Dich nicht erst bitten, so viel Zeit bei mir zuzubringen, als es Dir möglich ist.

Deiner lieben Balletti meinen deutschen, herzentflossnen Gruß. Bring sie bald hieher. Mein Geist umschlingt den Deinen, Du Goldkäfer.

Dein treuer Vater

Schubart.

Unserm Herzensludwig Gruß, Kuß und Vatersseegen. Vivat Ostern!!

13. Den 27. Merz 86.

Liebs Julchen,

Nun wend ich mich wieder zu Dir. Geschäfte haben mich in etwas von Dir weg gedrängt. Du liegst mir sehr am Herzen. Noch hab ich kein Klavier für Dich und das ist doch nöthiger, als mancher Schnikschnak, womit Du Dich verbrämst.

Will nächstens an den Haug Deinethalben schreiben. Du mußt ein Fortepiano haben. Von meinem Verdienste will ich Dir's ja gerne bezahlen.

O wie freue ich mich, wenn Du bald — wie ein Täublein flatterst — in den kosenden Arm Deines

treuen Vaters

Schubart.

Hofmann, Ringler und Scharfenstein grüßen Dich.

Du liebes, kleines Dinglein,
wenn ich es sagen darf,
Geschwäzig ist Dein Zünglein
und Deine Feder scharf.

In diesem Thone möcht' ich wohl länger mit Dir sprechen, denn ich muß Dir nur sagen, daß mir Deine Briefe — troz ihrer Naseweisheit — gar wohl gefallen. Auch ist mir's lieb, daß Du Dein Amt mit Freuden und nicht mit Seufzen thust. O, wenn Du nur öfters zu mir kämest! — Hätte noch manches an Dir zu schnizen und zu bilden. Doch hoff' ich [bald ganz und] gar — mit Haut und Haar — bei Dir zu seyn.

Juhe! Da wollen wir fidel seyn!! —

Dein treuer Vater.
Schubart.

Aus der Zeit, da Ludwig Schubart nach Berlin abgereist war, um in die Kanzlei des preußischen Ministers Grafen von Hertzberg einzutreten, stammt ein undatirter Brief Juliens:

14. Bester, teuerster Vater!

Könnte ich Ihnen doch sagen, wie mich Ihre Zufriedenheit, die Zufriedenheit meiner lieben Mutter mit Wonne erfüllt! Möchte ich sie immer verdienen! Möchte nie ein Kummer meinetwegen in Ihre Seele dringen! O nur zu viel hab' ich Sie, teuerste Eltern, schon bekümmert, nur zu viel Seufzer ausgepreßt! Aber ich weiß, daß kein Schatten mehr davon in Ihrer Seele zurückgeblieben, daß Sie mir längst verziehen, da schon verziehen, da ich meine Irrung noch nicht einzusehen vermochte, daß Sie mich mit einer Zärtlichkeit lieben, die nur wenige zu empfinden fähig sind. Aber auch ich (lieber Gott! Du weißt's), auch ich liebe Sie über alles, wünsche nichts so sehnlich, als Ihnen, beste Eltern, recht viel Freude zu machen, und die Abwesenheit meines lieben Bruders in etwas zu versüßen. Gott wird meinen Vorsatz segnen, ganz gewiß. — Meinen heißesten Wunsch wissen Sie, bester Vater; es ist unser gemeinschaftlicher: Ihre Freiheit. Mein anderer, sich fest an diesen ankettend, ist: es recht weit in meiner Kunst zu bringen. Den ersten hoffe ich nächstens erfüllt zu sehen, aber zu dem andern sehe ich nur wenig Wahrscheinlichkeit. Denn hier, wo ich nie etwas anders als uns höre, nie etwas, woraus ich Geschmack sammeln und den Unterschied zwischen unsrem und andrem Gesang einsehen lernte, hier, wo so ganz alle Aufmunterung fehlt, wie will ich da weiter kommen? All' mein Fleiß (der gewiß ernstlich ist) kann mir weiter nichts nützen, als daß ich wenigstens das erhalte, was ich schon weiß, und das ist leider nicht gar zu viel . . .

Das letzte, wiederum mit keinem Datum versehene Schriftstück, das hier mitgetheilt werden soll, ist ein Schreiben Juliens an die Eltern, worin sie ihrem Entzücken über die endlich ihrem Vater geschenkte Freiheit beredten Ausdruck verleiht. Es muß am 11. Mai 1787 — dem Tage der Befreiung — oder unmittelbar darauf abgefaßt sein. Frau Schubart weilte gerade zum Besuch des Gatten auf dem Asperg.

15. Beste, teuerste Eltern!

Kaum vermag ich's, nur ein paar zusammenhängende Worte hinzuschreiben: die Freude macht mich sprachlos, macht mich zittern. Ich soll in wenig Tagen meinen lieben Vater umarmen! In Freiheit umarmen! O der Wonne! Gütiger, lieber Gott, wie dank' ich Dir! Zwar kann ich's nicht mit Worten, aber mein in Freudenthränen schwimmender Blick muß Dir mehr sagen, als mein schwacher Mund es könnte. Ich erfuhr die göttliche Nachricht gestern just in der Komödie. Ich wußte gar nicht mehr, was ich that, ich konnte nichts mehr fast vorbringen, ich hätte laut dem Publikum zurufen mögen: Mein Vater ist frei! Jedermann nickte mir seinen Glückwunsch von den

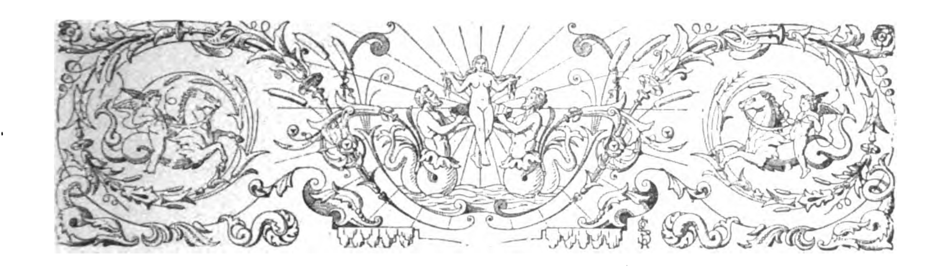
Lippen zu, ich glaubte in Wonne zu vergehen. Auch heute schickt alle Augenblicke jemand her, mir Glück wünschen zu lassen. O auf der ganzen Welt giebt's keinen glücklicheren Menschen als mich! — Wenn's nur der gute Ludwig schon wüßte! Gütiger Gott! wie wird er sich freuen! Wo möglich, beste Mutter, soll alles in Stand kommen, was Sie wünschen. Aber machen Sie nur, daß Sie bald kommen! Ich kann's — Gott weiß — fast nicht erwarten. O kommen Sie, kommen Sie doch bald in die Arme

Ihrer

entzückten Julie.

Mit diesem harmonischen Klange endet die Correspondenz zwischen Vater und Tochter. Da Beide fortan für Schubarts kärglichen Lebensrest räumlich nicht mehr getrennt wurden, lag zu schriftlichem Verkehr kein weiterer Anlaß vor.





John Ruskin.

Von

A. Wilmersdoerffer.

— London. —

John Ruskin ist am 20. Januar im Alter von einundachtzig Jahren gestorben, und England betrauert seinen vornehmsten Geist, seinen kühnsten Kämpfer auf ästhetischem und ethischem Gebiet. Für die Außenwelt war er freilich längst schon todt, die greise, gebeugte Prophetengestalt mit dem wallenden weißen Haar und Bart, die bis vor Kürzem in dem einsam schönen Coniston ihr stilles Wesen trieb, war kaum mehr als die äußere Schale des Mannes, der über vierzig Jahre lang unter seinen Landsleuten eine geistige Oberherrschaft ausgeübt.

Außerhalb Englands ahnt man nicht, was Ruskin für sein Vaterland bedeutet; man hat wohl überall von dem feinsinnigen Aesthetiker gehört, der neue Gesetze des Schönen aufgestellt hat, aber von dem prophetischen Verkünder socialer Ideale weiß man im Auslande verhältnißmäßig wenig, und doch kann nur Derjenige einen annähernden Begriff von seiner Wirksamkeit erlangen, der ihn in seiner doppelten Bedeutung kennt. Wie seine einzigartigen Kunstkritiken die Kraft besaßen, englische Kunst und englisches Kunsthandwerk neu zu beleben, so gelang es seinen social-reformatorischen Schriften, die Gewissen zu erwecken und den mächtigen Umschwung herbeiführen zu helfen, der sich in den letzten vierzig Jahren in dem socialen Leben und Denken Englands geltend gemacht hat.

Er war ein moralisches Genie, wie die moderne Welt kein zweites kennt, und wie Carlyle, dessen Jünger er sich nannte, fühlte er sich zur Erziehung der Zeitgenossen berufen; aber während jener seine Botschaft in mächtig rauhen Worten vorbrachte, erschloß sich Ruskin mit seiner krystallklaren, herzenswarmen und hinreißend schönen Sprache die Gemüther.

Und diese Sprache war nur der Schlüssel zu seinem Wesen. Er wirkte nicht durch das geschriebene und gesprochene Wort allein, sondern mehr noch durch die Macht seiner Persönlichkeit, die ebenso originell und groß, wie edel und liebenswürdig war. Diese reiche Persönlichkeit setzte er ganz und voll für seine Ideale ein; rückhaltslos und ohne Schonung gab er sich, und das gute Princip, das er so beredt in allen seinen Vorträgen und Schriften predigte, trat durch ihn in die Erscheinung. Er widmete sein ganzes ererbtes Vermögen von 200000 Pfund Sterling den idealen Zwecken, die er zu fördern strebte, und verzehrte seine Körperkräfte in dem heißen Bemühen, Anderen mitzutheilen, was er selbst an geistigen Schätzen besaß. Jener echte Arbeiter, von dem er oftmals spricht, der schafft, was er liebt, und erstrebt, wozu sein Herz ihn treibt, der seinen eignen Eingebungen, aber keinen Conventionen folgt, weil er nicht leere Bewunderung, sondern Theilnahme erwecken will, das war er selbst. Seine Natur war frei von eitler Selbstgefälligkeit und eitlem Ehrgeiz, er war ein naiver, sittlich reiner Mensch, der an Verstandesschärfe und analytischem Geist den besten Denkern gleichkommt und an Tiefe der Empfindung, an Kraft der Leidenschaft von keinem Menschheitsführer übertroffen wird.

Unsere glaubensarme Zeit will im Allgemeinen nichts mehr vom Prophetengeiste wissen; die moderne Menschheit wird, in dem Gefühl ihrer Mündigkeit, den lehrhaften Schriftstellern gegenüber leicht ungeduldig; wenn aber Einer aufsteht, der zu lehren weiß wie John Ruskin, dann erzwingt er sich dennoch Gehör und sichert sich die Nachfolge.

Sein neuer Glaube war so schön, so voll geheimnißvoll erhabener Möglichkeiten, daß die Herzen aller Hoffenden sich ihm zuwandten und Stillung ihrer Sehnsucht bei ihm suchten.

Wo Andere eingerissen, da baut er wieder auf, und das Material zu seinem Neubau trägt er aus Natur und Kunst, aus Gottes und Menschenwerk zusammen. Wo immer er die Schönheit findet, wo er den Geist der Wahrheit spürt, da greift er zu; sein ordnender Verstand fügt Eins in's Andere, sein ästhetischer Sinn schmückt alle Theile köstlich aus, und das Ganze ruht auf festgefügtem, einheitlichem Fundament. Dieses Fundament ist die Erkenntniß von dem inneren Werth der Menschen und der Dinge, von der ethischen Bedeutung aller Kunst und alles Lebens. An sich ist diese Erkenntniß freilich uralt, neu aber ist Ruskins Art sie zu begründen, deshalb wirkt sie wunderbar, wie jede Erstlingsfrucht des Menschengeistes. Er hat eine Neuwerthung aller Werthe nach seinen ästhetisch ethischen Grundsätzen, zuerst auf dem Gebiet der Kunst, dann aber auf dem des ganzen nationalen Lebens vorgenommen und ist dabei mit einer Directheit, einem Muthe vorgegangen, wie nur Derjenige es vermag, der sein Ziel stets klar vor Augen sieht.

Tolstoi sagt in seiner Schrift „Was ist Kunst": „Um den Sinn und die Bedeutung einer gewissen menschlichen Thätigkeit zu erfassen, muß man

vor allen Dingen diese Thätigkeit in sich selber, in ihrer Abhängigkeit von Ursachen und Folgen, und nicht nur hinsichtlich des Genusses, den wir von ihr empfangen, betrachten." Von dieser Anschauung war auch Ruskin bei seinen Kunstbetrachtungen ausgegangen, und wie Tolstoi war er zu dem Schluß gelangt, daß Kunst überhaupt die Sprache des menschlichen Gemüthes sei. Es ist deshalb merkwürdig genug, daß der große russische Moralist, der Ruskin kennt, in der erwähnten Schrift, die so viele Citate aus den Werken der Aesthetiker enthält, des englischen Gesinnungsgenossen mit keinem Wort erwähnt.

Ruskin war, durch das Bestreben, sich über Sinn und Bedeutung der Kunstthätigkeit im vollen Umfange klar zu werden, dahin gelangt, im kleinsten Theile selbst das Ganze zu erkennen, die große Lebenseinheit zu erfassen. In seinem Werke über Architectur „Seven Lamps of Architecture", das er schon im Jahre 1849 veröffentlichte, schrieb er: „Es giebt keinen Zweig menschlicher Arbeit, dessen dauernde Gesetze nicht eng verwandt wären mit denjenigen, welche jede andere Art menschlicher Thätigkeit beherrschen. Ja, noch weiter, je mehr wir irgend eine Gruppe dieser praktischen Gesetze vereinfachen und feststellen, desto mehr werden wir finden, daß sie die Linie bloßer Verwandtschaft oder Analogie überschreitet und zum thatsächlichen Ausdruck eines endgiltigen Nervs der mächtigen Gesetze wird, welche die Welt der Moral beherrschen. Wie gering und unbedeutend eine Handlung an sich auch immer sein möge, wenn sie gut vollbracht wird, so liegt etwas in der Art, wie sie geschieht, das sie mit den edelsten Formen männlicher Tugend in Gemeinschaft bringt, und die Wahrheit, Festigkeit und Mäßigkeit, die wir ehrfurchtsvoll als würdige Eigenschaften der Seele ansehen, haben einen vertretenden oder übertragenen Einfluß auf die Arbeiten der Hand, die Bewegungen des Körpers und die Aeußerungen des Intellects." Die mächtigen Gesetze, welche die Welt der Moral beherrschen, sie waren ihm die Gesetze des Lebens; diejenige Kunst, welche sie verleugnet, ist im Verfall begriffen; jene Völker, in deren nationalem Leben sie unberücksichtigt bleiben, sind dem Untergang geweiht. In seinen kunstkritischen, sowie in seinen nationalökonomischen und erzieherischen Werken sucht er diesen seinen Standpunkt auf den verschiedensten Gebieten an der Hand der Thatsachen zu erläutern und zu erklären, und er bringt zu seinem gigantischen Unternehmen eine so umfassende Kenntniß der Fächer, die er berührt, und dabei eine so seherhafte Einsicht in den Geist fast alles Schaffens und Wirkens mit, daß ihm selbst Diejenigen ihre Bewunderung nicht versagen können, deren Grundanschauungen mit den seinigen im directen Widerspruch stehen.

Fest und unerschütterlich steht seine ideale Weltanschauung auf dem Boden der Wirklichkeit. Zu Beginn seiner Laufbahn, in seinem zweiten Bande Modern Painters, neigt er sich wohl der Metaphysik zu und tritt dogmatisch auf, aber schon in seinem nächsten Werke, den Seven Lamps

of Architecture, hat er diese Bahn verlassen, um sie nie wieder zu betreten. Fernerhin sucht er Wahrheit und Schönheit nicht mehr abstract zu definiren, sondern er zeigt, wie und wo er sie gefunden und was sie ihn gelehrt. Und ebenso macht er es auf wirthschaftlichem Gebiete; hier giebt er sich von allem Anfang an nicht mit Hypothesen und Systemen ab, er greift hinein in das reale Leben; die falschen Werthe kennt er an ihrer todbringenden, die echten an ihrer Leben fördernden Wirkung, denn, wie er in seinem herrlichen Buche Unto This Last schreibt: „Es giebt keinen Reichthum als das Leben; das Leben mit all' seinen Schätzen der Liebe, der Freude und der Bewunderung, und dasjenige Land ist das reichste, das die größte Anzahl edler und glücklicher Menschenkinder ernährt.“ In diesem Satze liegt der Kern all' seiner Lehren.

Wordsworths Worte „We live by admiration, love and hope,“ die Ruskin so oft anführte, daß Viele glauben, er habe sie zuerst geäußert, erschienen ihm als die Quintessenz der Wahrheit; für ihn waren sie es zweifellos; wer seine Werke kennt, der weiß, daß er aus diesen Quellen seine geistige Nahrung sog, daß all' sein Schaffen hier entsprang. Mit seinen feinen, durch Hand- und Gedankenarbeit geschärften Sinnen schaut und beobachtet er die Natur im Großen und im Kleinen, studiert und prüft er Malerei und Architectur in Vergangenheit und Gegenwart. Die Natur wird ihm die große Lehrmeisterin des Schönen, in allem Kunstschaffen findet er das ethische Gesetz, und in ihren Werken offenbart sich ihm die Seele der Individuen wie der Völker. Daß er zu sehen und das Gesehene mitzutheilen verstand wie kein Anderer, darin liegt sein unbestrittenstes Verdienst. Er thut dem Leser in seinen Büchern eine neue Welt der Schönheit auf; seine Selbstvergessenheit, seine kindlich reine Freude reißen fort, man sieht mit seinen verklärenden und doch so scharfen Augen und fühlt mit seinem ungestümen Dichterherzen. Ob er die erhabene Großartigkeit einer Alpenlandschaft, oder die zarte Lieblichkeit einer Pflanze schildert, ob er über Wolkenbildungen oder Krystall-Formationen schreibt, ob er gotische Ornamentik oder ein Bild von Turner bespricht, stets findet er einen neuen Gesichtspunkt, entdeckt er einen neuen Schatz, der nicht nur seinem augenblicklichen Gegenstand ungeahnte Bedeutung verleiht, sondern den Gesammtwerth des Lebens steigert.

Seine Fähigkeit, sich in die Seele des schaffenden Künstlers hineinzuleben, seine größten Zwecke und seine kleinsten Absichten zu errathen, war einzigartig. Er besaß eine umfassende Kenntniß künstlerischer Technik, die er sich nicht allein durch Anschauen, sondern durch jahrelange, unendlich geduldige praktische Studien angeeignet hatte. Seine klare Selbsterkenntniß sagte ihm, daß ihm die Gabe, die er am höchsten schätzte, versagt war, daß er selbst nicht dazu bestimmt war, die Welt durch große Bildwerke zu bereichern; so beschied er sich denn, den Werken Anderer Anerkennung zu verschaffen und die großen Schöpfungen der Vergangenheit, die zum Theil der

Zerstörung anheimgefallen, nach besten Kräften für die Gegenwart zu retten. In seinem Buche Mornings in Florence, das der getreue Begleiter der Engländer geworden ist, die Florenz besuchen, mindert er den Schaden, den die Hand des pietätlosen Restaurirers an den Fresken der mittelalterlichen Florentiner angerichtet, indem er ihn jedem liebevollen Beschauer kenntlich macht und diesem gleichzeitig die Mittel an die Hand giebt, die naive Kunst jener frühen Meister zu verstehen, sich selbstständig in ihren reinen Geist, in ihre heilige Einfalt zu vertiefen. In seinen Stones of Venice aber, die Carlyle eine Predigt in Steinen genannt, thut er noch unendlich mehr, denn noch wunderbarer als sein Erfassen der Künstlerseele, ist sein Vermögen, aus den architectonischen Schöpfungen der Nationen ihren Charakter, die Stufe ihrer ethischen Entwicklung zu entziffern. Er beschreibt hier nicht nur die mannigfaltige Schönheit reiner Gotik in einer Weise, die sie Allen sichtbar macht, er läßt nicht nur die Pracht früh gotischer Paläste und Kirchen in glänzenden Wortbildern neu erstehen, sondern er enthüllt auch die ethische Bedeutung dieser Bauwerke einer andern Zeit und eines Volkes, das eine nationale Kunst im echten Sinne besaß, und liefert in den Stones of Venice ein ebenso originelles wie tief bedeutungsvolles Stück ethischer Culturgeschichte.

So erhob er die Kunstkritik zu einer eigenen Kunst, die er allein beherrschte, und es ist kein Wunder, daß es ihm nicht nur gelungen ist, beim englischen Publicum warmes Interesse und ein tieferes Verständniß für alle Kunst zu erwecken, sondern daß sein Einfluß auf die Künstler ein so mächtiger war, wie er noch nie von einem Kunsttheoretiker ausgegangen. Sein Geschmack wurde tonangebend, sein Urtheil Gesetz. Er hat die Bedeutung Turners für die Landschaftsmalerei erwiesen und die Sache der anfangs schwer verkannten jungen englischen Prä-Raphaeliten erfolgreich zu der seinen gemacht. Die architektonische Kunst, die in England einem rettungslosen Siechthum verfallen schien, hat er aus ihrem starren Schlaf gerüttelt, indem er in seiner fulminanten Weise die blinde, geschmacklose Nachahmung verderbter Renaissance verdammte und seine Liebe und Bewunderung für die Gotik der ganzen Nation allmählich einzuflößen wußte; und das Kunsthandwerk, das zur Zeit seines ersten Auftretens in ganz England völlig brach lag, blühte unter dem Einfluß seiner Lehren nicht allein in seinem Vaterlande, wo das Universalgenie William Morris seine Worte in die That umsetzte, lebenskräftig und spontan empor; auch in anderen Ländern, vornehmlich in Deutschland und in Belgien, wo man im großen Publicum noch heute kaum Ruskins Namen kennt, ging der Same auf, den er so reichlich ausgestreut.

Es ist bezeichnend für Ruskins Bedeutung, daß er, der Sohn eines reich gewordenen Weinhändlers, dessen Name in keiner Weise zu den privilegirten der Litteratur- und Kunstwelt gehörte, sich seine Ausnahmestellung unter den Kunstkritikern schon mit seinem Erstlingswerke, dem ersten Bande von

Modern Painters schuf, den er im Alter von vierundzwanzig Jahren veröffentlichte.

Seine glühende Bewunderung für den Landschaftsmaler Turner, der vom Publicum mit kühler Gleichgiltigkeit uud von der Tageskritik mit kleinlicher Gehässigkeit behandelt wurde, hatte ihm den eigentlichen Anlaß zu diesem Buche gegeben. Seine anfängliche Absicht war gewesen, eine kurze Entgegnung auf einen gegen Turner gerichteten Angriff zu schreiben, der in einer einflußreichen englischen Zeitschrift gemacht worden war. Als er aber an die Ausführung dieses Vorhabens ging, da wurde ihm die volle Bedeutung seines Unternehmens klar; er fühlte, daß er den Unterschied zwischen guter und schlechter Kunst erst feststellen, daß er den Geschmack des Publicums erst läutern mußte, ehe er hoffen durfte, für Turners große Schöpfungen Verständniß erwecken zu können. So wurde aus seiner Vertheidigungsschrift mit der Zeit ein sechsbändiges Werk, in dessen erstem Bande er die Grundprincipien alles Künstlerschaffens niederlegt und die englische Kunst der damaligen Zeit einer eingehenden Kritik unterwirft. Das Suchen nach Wahrheit, die Liebe zur Natur stellt er als erste Bedingungen auf.

„Wenn irgend ein modernes Kunstwerk nachweislich die Natur und die ewigen Wahrheiten zur Basis hat, so spricht es nur um so mehr zu seinen Gunsten, ist ein um so sichrerer Beweis seiner Kraft, wenn es total verschieden ist von Allem, was vorher gesehen worden," sagt er in seiner Einleitung, um jene Kritiker zu entwaffnen, die Turners Verdammungsurtheil zu sprechen glaubten, indem sie den Beweis beibrachten, daß seine Mal- und Auffassungsweise sich von aller früheren unterschied. Dann fügt er bei:

„Originalität darf aber nie um ihrer selbst willen gesucht werden, soll sie nicht zur Verirrung führen; sie muß vielmehr das natürliche Ergebniß eines eifrigen, unabhängigen Naturstudiums sein." Diese Originalität, die auf dem eifrigsten, liebevollsten Naturstudium fußt, fand er bei Turner, den er für den größten Landschaftsmaler erklärte, welchen die Welt bis zu jener Zeit hervorgebracht, eine Ansicht, die heute von vielen Sachverständigen getheilt wird; und an Turners Werken, für den er sein Leben lang eine hingebende Verehrung an den Tag legte, erläuterte er vornehmlich seine Kunstgesetze, die er selbst in erster Linie der Natur abgelauscht. Aber schon in diesem ersten Buche weist er deutlich darauf hin, daß derjenige in seinen Augen noch kein Künstler in des Wortes voller Bedeutung ist, der die malerische Technik beherrscht.

„Wenn Einer gelernt hat," schreibt er, „was man im Allgemeinen unter der ganzen Kunst der Malerei versteht, das heißt, die Kunst, irgend einen natürlichen Gegenstand getreulich wiederzugeben, dann hat er erst die Sprache gelernt, in welcher er seine Gedanken auszudrücken gedenkt. Er

hat ebenso viel dazu gethan, ein großer Maler zu werden, wie derjenige, der gelernt hat, sich grammatikalisch und melodisch auszudrücken, dazu gethan hat, ein großer Dichter zu werden."

Und während seiner ganzen ferneren kunstkritischen Laufbahn vertritt er diese seine Anschauung, daß große Kunst zwar unbedingt auf Naturwahrheit beruhen, sich aber zu gedankentiefer, erhabener Schönheit erheben muß, daß nur derjenige ein echter Künstler genannt zu werden verdient, der mit dem Auge und der Hand des Malers die Dichterseele vereinigt, oder, wie er selbst es ausdrückt: „Der Werth eines Kunstwerkes hängt von der Größe der Seele ab, die daraus spricht."

In den Annalen der Litteraturgeschichte dürften sich nur wenig Beispiele dafür finden, daß das Erstlingswerk eines jungen Schriftstellers über einen derartigen Gegenstand sofort einen mächtigen Eindruck hervorbringt, der dauernd wirkt, wie hier der Fall war. Modern Painters wurde sehr bald nach seinem Erscheinen in allen intellectuellen Kreisen gelesen, überall besprochen, und man war nicht weniger überrascht von dem, was hier gesagt, als von der Art, wie es gesagt wurde. Ruskin ist der größte Meister der englischen Prosa geworden, und die durchsichtige Klarheit, die Kraft und der Schwung, sowie der Wohllaut und die Wärme, die seine späteren reifsten Werke zu vollendeten Mustern des Stils machen, zeichneten auch schon die Schreibweise des ersten Bandes von Modern Painters aus; und der Form entsprechend war der Inhalt. Wer ihn las, dem wurde klar, daß hier Einer sprach, der die Autorität des Genies besaß, das sein Urtheil kühn dem der ganzen Welt entgegenstellt, weil ihm nicht nur die tiefere Einsicht gegeben ist, sondern auch jene unendliche Fähigkeit zur Concentration und zur Beobachtung, der es allein gelingen kann, das Neue zu finden und darzulegen. Daß er auch von allem Anfang an den vollen Muth seiner Ueberzeugung besaß, bewies die schonungslose Kritik, die er an anerkannten früheren Meistern aller Schulen übte, deren Einfluß nach seiner Meinung verderblich gewirkt hatte. So erklärte er kühn, daß die besten unter den englischen Landschaftsmalern seiner Zeit der Natur näher kämen, als irgend ein berühmter Meister älterer Zeit, und brachte sprechende Belege für seine Behauptung bei, indem er das Alte mit dem Neuen und Beides mit der Natur verglich.

Er hatte sich an Locke gebildet und hatte von ihm, den auch Schopenhauer als seinen Lehrmeister bekannte, die Verachtung der Schulweisheit, die Klarheit des Gedankens und der Ausdrucksweise gelernt. Stets suchte er nach Wahrheit, und was er als wahr erkannt, das sprach er furchtlos aus. Daß Ruskins Wahrheit damals weit davon entfernt war, vollgiltige Wahrheit zu sein, daß sein Gesichtskreis zu eng, seine Erfahrung lückenhaft waren, und er die Dinge noch zu sehr von dem beschränkten Standpunkt schottischen Presbyterianerthums aus sah, in dem ihn seine fromme Mutter streng erzogen, hat er selbst in späteren Jahren so deutlich

empfunden, daß er jahrelang seine Einwilligung zu einer Neuausgabe seiner ersten Bücher verweigerte, obgleich die Verleger ihn dazu drängten, weil das Publicum unablässig danach verlangte. Daß aber die Schwächen dieser ersten Bücher reichlich aufgewogen werden durch das, was sie an origineller Denkweise und rationeller Urtheilskraft zu bieten haben, dafür spricht eben am deutlichsten die gute Wirkung, die von ihnen ausgegangen. Bedauerlich ist nur, daß man selbst in England von Leuten, deren Worte ein gewisses Gewicht haben, oftmals Ruskins vorschnelle Jugendurtheile als seine endgiltigen anführen und lächerlich machen hört, wodurch sie dem Wissenden allerdings nur den Beweis geben, daß sie sich nicht die Mühe genommen haben, diejenigen seiner Werke zu lesen, in denen er seinen werthvollsten Beitrag zur Kunstkritik geliefert.

Seine „Lectures on Architecture and Painting“, seine „Lectures on Art“, die Sammlungen von Vorträgen über Sculptur, die er „Aratra Pentelici“ und jene über Holzschnitt und Kupferstich, die er „Ariadne Florentina“ genannt, sowie diejenigen über Kunsthandwerk und architectonische Ornamentik, denen er den Namen „The Two Paths“ beigelegt, entstammen der Zeit, da er sich auf der Höhe seiner geistigen Kraft befand, und in diesen Büchern, in denen glänzende Originalität sich auf umfassendstes Wissen stützt, werden Kunstliebhaber, Kunsthandwerker und Künstler die reichste Anregung finden.

Andererseits ist freilich nicht zu leugnen, daß durch das Anlegen des ethischen Maßstabes sein Urtheil sich niemals zu reiner Objectivität erhoben hat; er ließ den Kunsterzeugnissen jener Nationen, in deren Schaffensgeist er eingedrungen, zwar volle Gerechtigkeit widerfahren, wo ihm aber das richtige Verständniß für den Volkscharakter fehlte, da verstand er auch nicht genügend zu würdigen. So kam es, daß er die Bedeutung holländischer Kunst sein Leben lang unterschätzt hat.

Wie vollständig er jedoch auch auf ethischem Gebiete seinen anfänglichen, beschränkt religiösen Standpunkt gegen einen freien, rein menschlichen vertauscht hatte, beweist schlagend sein Buch „Queen of the Air“, in dessen Einleitung er sagt: „Es ist die Aufgabe des Theologen, die Irrthümer des Alterthums zu verdammen, und diejenige des Philologen, Erklärungen dafür abzugeben: Ich möchte Sie nur bitten, sich mit Geduld und Sympathie in die Gedankenwelt von Menschen zu versenken, die ohne Tadel in einem Dunkel lebten, das sie nicht durchdringen konnten, und möchte Sie daran erinnern, daß, wie groß auch immer die Thorheit sein möge, die in den Worten liegt: ‚es giebt keinen Gott‘, jene stolzere und tiefer liegende Thorheit doch noch unverzeihlicher ist, die uns sagen macht: ‚es giebt keinen Gott als für mich‘. Das Buch ist eine Sammlung von Vorträgen, wie die meisten seiner späteren Werke; er bespricht darin die Bedeutung der Athene und der griechischen Mythen von Luft und Wolken und erläutert seine Anschauung, daß der griechischen Religion nicht An-

betung der Schönheit, sondern Anbetung der Weisheit und der Kraft zu Grunde lag, daß während ihrer wahren Blüthezeit nicht Venus, sondern Athene und Apollo die Hauptgötter der Griechen waren. Seine Idee von der Bedeutung der Mythen hat er in folgenden inhaltsschweren Worten ausgedrückt: „Der Grad der Intelligenz eines Menschen bedingt die Tiefe der Bedeutung seiner Fabel, und die Mythe einer einfältigen und unwissenden Rasse kann naturgemäß nur wenig Inhalt haben. Deshalb ist die große Frage beim Lesen einer mythischen Erzählung stets, nicht welcher wilde Waidmann sie zuerst geträumt, oder welche kindische Rasse sie zuerst gefürchtet, sondern welcher Weise sie zuerst vollkommen zu erzählen, welches starke Volk zuerst vollkommen danach zu leben gewußt. Und die wahre Bedeutung einer Mythe ist diejenige, welche ihr die Nation, die daran glaubt, in ihrer besten Blüthezeit beilegt. Je weiter wir zurückgehen, desto weniger Bedeutung werden wir finden, bis wir zu dem ersten Gedankenkörnchen kommen, das allerdings schon den Keim der Ueberlieferung in ihrer vollendetsten Form enthält; aber nur so wie der Samen die Blüthe einschließt. Während Intelligenz und Leidenschaft sich bei einer Rasse entwickeln, umklammern sie die geliebte, heilige Legende und führen ihr stets neue Nahrung zu, bis diese allmählich herrlich sich entfaltet unter dem Hauch der reineren Gefühle, der reiferen Phantasie."

Seine hierauf folgenden Auslegungen griechischer Mythen sind von wunderbarer Schönheit und Tiefe und zeigen, wie Ruskin es einzig verstand, das ethische Bewußtsein der Gegenwart mit den edelsten Früchten der Vergangenheit zu speisen. Wer das Buch liest, der wird begreifen können, daß er auch auf diesem Felde in seinem Vaterlande Schule gemacht und dort ein besseres, rein menschliches Verständniß für die Religionen der Vergangenheit gezeitigt hat, als irgend welche wissenschaftlich trockene Auslegungen vermocht hätten.

Zur Zeit, da er jene Vorträge hielt, begnügte er sich längst nicht mehr damit, die Kunst in neue Bahnen zu weisen, sondern er mühte sich schon Jahre lang, seinen socialen Lehren Anerkennung zu verschaffen; und dieses Mühen schaffte ihm so schweres Leiden, daß man ihn zu Jenen zählen muß, die zur Freude geboren waren und dennoch den Kelch der Bitterkeit bis zur Neige geleert haben, weil sie sich nicht entschließen konnten, ihr eigenes Leben zu leben, sondern die Sache der Menschheit zu der ihren machten.

In dem Capitel „Von der Nichtigkeit und dem Leiden des Lebens" glaubt unser großer Schopenhauer den schlagenden Beweis für seine Anschauung zu liefern, daß das Leben nicht des Lebens werth ist. Der Gedanke, daß all' dem Leiden, das er grausam schildert, nicht abzuhelfen, verschafft ihm eine gewisse traurige Genugthuung, und da er, der Unverheirathete, dem Schicksal keinerlei Geißeln gegeben, ist er, in den Isolirmantel seines Pessimismus eingehüllt, nicht so übel im Stande, diese jammervolle Welt philosophisch zu genießen. Ruskin, dem großen Optimisten,

erging es gerade umgekehrt. Ihm erschien das Leben durchaus nicht nichtig, er fand es schön, bedeutungsvoll und deshalb lebenswerth. Wohl sah auch er den Kampf und das Leiden, aber ersterer schien ihm, wenn er der Ueberwindung der Naturkräfte oder der gerechten Sache galt, das beste Mittel zur Stählung der Kraft, und letzteres, wenn es unvermeidlich war und standhaft ertragen wurde, die Vorschule zu Heldenmuth und Seelengröße. Der ungerechte Kampf, die Unterdrückung der Schwachen durch die Starken und das Auferlegen überflüssiger Leiden waren ihm dagegen nicht unabänderliche Beweise von der unverbesserlichen Schlechtigkeit menschlicher Natur, er sah darin vielmehr die Zeichen momentaner Verirrung, den Mangel eines führenden Geistes. Diese Anschauungsweise raubte ihm, dem im reichsten Maße die Kraft verliehen war, sich an jeder reinen Freude mitzufreuen und jedes echte Leid mit zu empfinden, nach und nach alle persönliche Ruhe, allen Seelenfrieden. Das Gefühl der Verantwortlichkeit, die reife Frucht unseres moralischen Bewußtseins, war bei ihm zur höchsten Entwickelung gelangt zu einer Zeit, da man in seinem Vaterlande den Selbstzweck zur Tugend und das Laissez faire zum Regierungsprincip erhoben hatte. Aus diesem Zwiespalt erwuchs ihm der tragische Conflict.

Er war genußfähig, wie nur solche Menschen sind, deren fein ausgebildete Sinne und hervorragende Verstandeskräfte ihnen das unendliche Reich alles Empfindens und Wissens erschlossen; deshalb konnte er, trotzdem seine schottische Familiengeschichte Spuren historischen Puritanerthums aufzuweisen hat und seine eigene Mutter eine Puritanerin vom reinsten Wasser war, sich mit den Jahren, allerdings nicht ohne heiße Seelenkämpfe, von den letzten Schlacken jener düsteren Weltanschauung befreien, der die Freude sündhaft erscheint. Die Ueberzeugung war mehr und mehr in ihm gereift, daß die Kunst der Askese gegenüber stehe, daß sie der spontane Ausdruck der Freude, besonders der Freude an der Arbeit, somit das Erzeugniß des besten menschlichen Glückes sei. So konnte er sagen: „Wenig Dinge außer der Kunst sind moralisch, denn wenn Leben ohne Arbeit Schuld ist, so ist Arbeit ohne Kunst Brutalität.“ Die Arbeit galt ihm als die große Erziehrrin des Menschengeschlechtes, in der Freude an der Arbeit sah er den Ursprung aller höheren nationalen Kunst, in dieser die Stufenleiter zur Volksveredelung. In dem Umstande, daß die Arbeit in unserem Maschinenzeitalter entwürdigt, daß unter der Herrschaft des Materialismus und dem Joche der Massenproduction dem größten Theile der arbeitenden Menschheit der reine Freudenquell selbstständigen Schaffens verschlossen worden, glaubte er den Beweis zu finden, daß die vielgerühmte wirthschaftliche Entwickelung des neunzehnten Jahrhunderts keinen Fortschritt, sondern den Verfall ankündigte. Denn, wie ihm die getreue Wiedergabe eines edlen Menschen als höchste Kunstleistung erschien, so sah er in der Vervollkommnung, der körperlichen, geistigen und gemüthlichen Kräftigung sowohl des Einzelnen wie der Gesammtheit Zweck und Ziel aller Civilisation;

und er folgte der Stimme seines mahnenden Gewissens, das ihm die schwer verantwortliche Führerrolle aufdrängte, ihn wegtrieb von seinen friedlichen, beglückenden Beschäftigungen mit Natur und Kunst und ihn zwang, seine warnende Prophetenstimme auf dem Marktplatz des Lebens zu erheben, wo Jeder hastend seinen momentanen Vortheil suchte, und wo man den sonderbaren Schwärmer, dem man willig zugehört, als er so hübsch von Kunst zu erzählen gewußt, höhnend zu verstehen gab, daß er jetzt sich hoffnungslos verirrt. Er aber ließ sich nicht mehr von dem eingeschlagenen Wege weisen. Sein optimistischer Glaube an das Gute im Menschen war so groß wie seine Liebe, und ohne Zögern setzte er Alles daran, was sein war, um dieses Gute zu wecken. Er sah die Verirrungen seiner Zeit mit immer fürchterlicherer Klarheit, und manche Phasen der Vergangenheit, die er aus den Ueberresten der Kunst und den Werken der Weisen kannte, erschienen ihm im Vergleich zur Gegenwart so schön, daß er sie zurückzurufen strebte. So warf er sich schließlich, eine tragische Heroengestalt, dem Strom der Zeit entgegen, und wenn er auch nicht vermocht hat, diesen Strom zurückzutreiben, so hat er ihn doch mit Hilfe der drängenden Noth gezwungen, sein Bett zu erweitern.

Ruskin und Carlyle, die in ihren reifen Jahren eine herzliche Freundschaft verband, haben sich ein unvergängliches Verdienst um ihr Vaterland allein schon dadurch erworben, daß sie die heillose Verwirrung lichteten, die die Satzungen der sogenannten klassischen Nationalökonomen in den Köpfen der Engländer angerichtet. Man muß sich zurückversetzen in jene Zeit, da sie, die Praktiker unter den Nationen, und des abstracten Denkens ungewohnt, die Hypothesen eines Ricardo direct in das wirthschaftliche Leben zu übertragen gesucht, will man sich einen Begriff davon machen, wie dringend sie der Männer vom Schlage Carlyles und Ruskins bedurften, die erlösend gewirkt, der Eine, indem er den Geist befreite, der Andere, indem er das Gemüth befruchtete.

Die Waaren wurden nur mehr vom Standpunkt des Tauschwerthes betrachtet, und buy in the cheapest market, sell in the dearest war das oberste Moralgesetz des Handels. Der Arbeiter galt kaum noch als menschliches Wesen, so sehr hatte man sich daran gewöhnt, ihn als „Hand", das heißt, als bloße Arbeitskraft und Erzeuger des Reichthums anzusehen; und der Reichthum selbst bestand für jene blinden Nachbeter mißverstandener Glaubenssatzungen in dem Anhäufen von Gütern. Da war es denn freilich an der Zeit, daran zu erinnern, daß die Waaren einen Gebrauchswerth und der Arbeiter eine Seele haben, daß der Reichthum von nationaler Bedeutung, und daß die Art seines Verbrauches deshalb wichtiger, als seine Ansammlung ist. All' das hat Ruskin in seinem Buche Unto This Last so eindringlich gethan, daß man schließlich auf ihn hören mußte, so sehr man sich auch anfangs dagegen sträubte. Die Satzungen der klassischen Nationalökonomen werden hier von ihm mit logischer Schärfe und tödtlichem

Sarkasmus besprochen und widerlegt; er läutert alle Werthbegriffe, indem er, wie er in seiner Einleitung schreibt, eine Definition des Reichthums im Sinne von Plato und Xenophon, Cicero und Horaz giebt, und diese Definition ist für unser modernes Leben ebenso bedeutungsvoll, wie die Werke jener Weisen für die alte Welt gewesen. Er verlangt von den Besitzenden Gerechtigkeit in allem Denken, allem Thun; er spricht von einem Heldenthum des Handels, das den Fabrikanten und den Kaufmann, durch den Adel uneigennütziger Gesinnung, in der Werthschätzung der Welt hoch emporheben würde; und er zeigt, wie sie, deren Beruf es ist, für die Bedürfnisse der Menschheit zu sorgen, weshalb sie unentbehrlicher sind als alle Anderen, ihre wahre Bedeutung erst dadurch erlangen könnten, daß sie zu segenspendenden Befehlshabern der Arbeit, zu Feldherren des Friedens würden. Das Buch, in dem Ruskin dem Denken und Empfinden der Gegenwart unabsehbar weit vorausgeeilt, gehört zu jenen kostbarsten Besitzthümern der Menschheit, die sie allmählich auf den Gipfel leiten, der jetzt nur ihren auserlesensten Vertretern in Augenblicken der Erleuchtung sichtbar wird.

Er schrieb es fern vom Weltgetriebe, in der Einsamkeit des Alpenwinters. Dorthin hatte er sein todestrauriges Herz geflüchtet, dem die furchtbare Enttäuschung in seinem persönlichen Leben, die ihm gleichzeitig die Frau und den Freund geraubt, blutende Wunden geschlagen. Diese schmerzlichste Erfahrung, die in jeder kleineren Seele bittere Frucht gezeitigt hätte, führte ihn zu größerer Selbstvergessenheit. Statt über die Kränkung nachzugrübeln, die er selbst erfahren, suchte er von nun an mehr denn je, Anderen Gerechtigkeit zu verschaffen. Aber, so groß er war, er war ein Mensch, und wer vermöchte zu sagen, ob die Heftigkeit, die rastlose Ungeduld, die ihn im späteren Verlaufe seiner reformatorischen Thätigkeit verzehrten, die seine Wirkung abschwächten und ihn dem temporären Wahnsinn in die Arme trieben, nicht doch mit dem, was ihm persönlich widerfahren, in gewisser Verbindung stehen.

In seinem Unto This Last ist jedoch von alledem noch keine Spur zu finden. Er selbst hat das Buch, das Denjenigen, die es nicht im Original zu lesen vermögen, in der schönen und gewissenhaften Uebersetzung*) von J. Feis zugänglich ist, sein bestes genannt, und es giebt in England Leute, die im Innersten überzeugt sind, daß nur in der Bibel Worte ewiger Weisheit und Güte zu finden sind, ähnlich denen, die hier geäußert werden. Ruskin hatte die vier Essays, die das Buch in seiner jetzigen Form ausmachen, im Jahre 1860 an seinen Freund Thackeray, den Verfasser von Vanity Fair und damaligen Herausgeber des Cornhill Magazine, geschickt, mit der Bitte, er möchte sie in seiner Zeitschrift veröffentlichen.

*) „Wie wir wirthschaften und arbeiten müssen." Verlag Heitz, Straßburg. Im gleichen Verlag vom selben Uebersetzer „Was wir lieben und pflegen müssen", „Wege zur Kunst", „Aphorismen zur Lebensweisheit".

Aber schon die ersten Essays erregten bei den Lesern einen solchen Sturm der Entrüstung, daß Ruskin, der bisherige Liebling des gebildeten englischen Publicums, es sich gefallen lassen mußte, die letzten Essays ungedruckt zurück zu erhalten. Die Welt nannte ihn von nun an einen Schreier, Fanatiker und Ketzer; selbst seine Eltern, denen er ein selten pflichttreuer, liebevoller Sohn gewesen, und die sein Ruhm beglückt hatte, verstanden ihn nicht mehr und trauerten um ihn, wie um einen Verlorenen; — so stand er in der stürmischsten Periode seines Lebens ganz allein.

Heute gehört Unto This Last in England zu den gelesensten Büchern der ganzen Litteratur; und wie sein erster Band Modern Painters das Brevier der begabten jungen Künstler seiner Zeit ward, in dem Holman Hunt, Millais und Burne-Jones ihre erste Anregung fanden; wie sein Capitel On the Nature of Gothic, das im zweiten Bande seiner Stones of Venice enthalten ist, zum Textbuch Jener geworden ist, die in England die Möglichkeit zu einer nationalen Kunst anbahnten, indem sie den Kunsthandwerker heranbildeten; so ist Unto This Last das heilige Buch Derjenigen unter den Gebildeten geworden, die mit Ruskin an das Herrscherthum glauben, von dem er in Sesame und Lilies, seinem prächtigen Erziehungsbuche für die männliche und weibliche Jugend der oberen Klassen, in folgenden Worten spricht: „Es giebt nur ein Herrscherthum, ein unvermeidliches und ewiges, das Herrscherthum, das auf dem stärkeren moralischen Bewußtsein, auf dem klareren, gedankentieferen Geisteszustand beruht, und das die Macht verleiht, zu führen und zu heben." Erziehen oder herrschen, die beiden Worte waren ihm gleichbedeutend, und er sagte: „erziehen heißt nicht, die Leute lehren, was sie nicht wissen, es heißt, sie sich betragen lehren, es heißt, sie lehren, ihren Körper und ihre Seele zu gebrauchen und zu beherrschen". Und nicht nur die Männer sollten in der von ihm angedeuteten Weise herrschen, sondern auch die Frauen; die Ersteren durch ihre Werke, die Letzteren durch ihr Wirken. Deshalb sollte die Erziehung der Mädchen ebenso ernst genommen werden, wie die der Knaben, und wie der Mann nicht nur Sorge um den eignen Herd tragen, sondern die Sache seines Landes, seines Volkes zu der seinen machen sollte, so war es auch die Pflicht der Frau, danach zu sehen, daß Ordnung und gute Sitte im Staate herrschten, daß dem Volk die Möglichkeit zu einem reineren, schöneren Leben gegeben wurde. Aber gerade, weil er so durchdrungen davon war, daß es in dieser ungleichen Welt Herrscher und Beherrschte geben mußte, war ihm nichts so sehr verhaßt, als eitles Streberthum, das sein besseres Ich der „Religion des Vorwärtskommens" opfert und Rechte beansprucht, ohne die damit verbundenen Pflichten erfüllen zu wollen. Sagt er doch zu Eingang seiner Autobiographie, daß er von jeher die größte Liebe für die Könige gehabt und eine Abneigung gegen Alle empfunden habe, die ihnen den Gehorsam zu verweigern suchten; aber, fährt er fort, die geliebten Lehrmeister seiner Kindheit, Homer und Walter Scott hatten

ihm merkwürdige Ideen über Könige beigebracht, die außer Mode gekommen sind. Sie hatten ihn gelehrt, daß die Könige und die Königsliebhaber stets die härteste Arbeit thaten und den geringsten Lohn dafür nahmen, ja, daß die Besten unter ihnen sogar bereit waren, umsonst zu herrschen und zu dienen und es ihrem Gefolge überließen, Beute und Nutzen zu theilen.

Wie er selbst seine Mission geistigen und moralischen Herrscherthums auffaßte, geht aus seinem Opfermuthe, aus den übermenschlichen Anstrengungen hervor, die er machte, um seine Lehren über Kunst und Leben zu verbreiten. Ohne seine aufreibenden litterarischen Arbeiten, seine eingehenden Kunst- und Naturstudien aufzugeben, führte er nun noch nebenbei das Leben eines Wanderpredigers und versäumte keine Gelegenheit, sich überall dort vernehmen zu lassen, wo er nur die geringste Hoffnung hegen durfte, daß seine Worte fruchten könnten. Selbst durch die Correspondenz suchte er sich Eingang in die Herzen zu verschaffen, und die Anzahl von Briefen, welche er an Leute aus allen Ständen richtete, die ihn um Rath angingen, ist so groß, daß man denken sollte, sie allein hätte fast genügt, seine Arbeitszeit zu füllen. Er ertheilte auch viele Jahre lang in dem von Maurice und seinen Christian Socialists begründeten Working Men's College mit seinem Freunde, dem Maler und Dichter Rossetti zusammen, den Zeichenunterricht, trotzdem die Ideen der Führer dieser Bewegung meilenweit von den seinen lagen; er that es aber, um der Handwerkerklasse persönlich nahe zu treten, um dem Volke direct seine Kunstprincipien zu übermitteln. Hier führte er zuerst, an Stelle der schematisirten Vorlagen, gleich zu Beginn des Unterrichtes das Abzeichnen natürlicher Pflanzenformen ein, eine Methode, die jetzt in England in allen Volksschulen Eingang gefunden hat und dem Aufblühen des Kunsthandwerks zu Grunde liegt.

Was er für Oxford gewesen, wo man ihn, trotz seiner ketzerischen Ansichten auf wirthschaftlichem Gebiete — politisch verhielt er sich sein Leben lang neutral — im Jahre 1870 zum Kunstprofessor ernannt hatte, das geht aus den Berichten derer, die ihn dort gekannt und geliebt, und aus den Folgen seiner dortigen Thätigkeit hervor. Die sonst so kühlen englischen Studenten strömten in solcher Menge zu seinen Vorträgen, daß er dieselben schließlich in dem Sheldonian Theatre, dem größten Raume, den Oxford aufzuweisen hat, halten mußte, und bereiteten ihm, gegen alle Sitte, bei seinem Erscheinen stets einen stürmischen Empfang. Seine Vortragsweise war immer überzeugend, weil, was er sprach, vom Herzen kam und, vom Feuer seiner eigenen Begeisterung berauscht, wußte er mit einer Beredsamkeit zu sprechen, die auf junge Menschenherzen unwiderstehlich wirkte. Seine Macht über jugendliche Gemüther war denn auch eine unbegrenzte, und diese Macht benutzte er dazu, die männlichen und weiblichen Studenten Oxfords für seine socialen Ideale zu gewinnen; denn er beschränkte sich auch hier nicht auf das Kunstfach. Dieses lehrte er jedoch

anfangs auf's Gewissenhafteste, wie es seine Stellung vorschrieb, sodaß seine ersten, später unter dem Titel Lectures on Art in Buchform herausgegebenen Oxforder Vorträge als seine besten kunstkritischen Arbeiten zu bezeichnen sind. Das Ende seiner Professoren-Laufbahn fällt dagegen mit der Zeit zusammen, da sein Geist einer temporären Trübung unterlag, und seine letzten Vorträge trugen unverkennbare Spuren der Verwirrung an sich. Die Art aber, wie er zuerst seine Lehren von Kunst und Leben zu verbinden wußte, gab ihm eine Stellung unter der studirenden Jugend, wie sie vielleicht noch nie ein Lehrer besessen. Er versuchte hier nicht mehr und nicht weniger als das Herrscherthum, das er den Gebildeten zusprach, das er von ihnen verlangte, heranzubilden, und dieser Versuch ist ihm bis zu einem gewissen Grade gelungen. Arnold Toynbee, der geistige Urheber der im Osten von London befindlichen Volksuniversität Toynbee Hall, war dort sein Schüler, und die ganze mächtige Bewegung, die die gebildete englische Jugend antrieb, im Osten von London, wo sich vorher eines der trostlosesten und fürchterlichsten Armenviertel der Welt befand, den arbeitenden Klassen die Quellen der Bildung zu erschließen und den Armen Berather und Helfer zu werden, ist in erster Linie auf Ruskins Thätigkeit in Oxford zurückzuführen.

Wie blind ergeben ihm die jungen Leute dort waren, erhellt aus dem Umstand, daß er die verwöhnten Studenten, die nichts fürchten als die Lächerlichkeit, vermochte, unter seiner Leitung die nothwendig gewordene Ausbesserung einer Landstraße, die zum Schaden der Pferde und Menschen von der Gemeinde hinausgeschoben worden war, vorzunehmen. Wie mit allen anderen Dingen, die er unternahm, war es ihm auch mit seiner Straßen-Ausbesserung vollkommen ernst; er lernte dazu erst tüchtig Steine klopfen und lehrte es dann die Studenten. Diesem ganzen, anscheinend grillenhaften Einfall, der so häufig mitleidig belächelt wird, lag eine durchaus gesunde Idee zu Grunde; Ruskin wollte die englische Jugend praktisch lehren, was er gepredigt hatte; daß ein Theil der jugendlichen Kraft, die jetzt in Sports vergeudet wird, segensreich zu nutzbringender Arbeit verwendet werden könnte.

Um den Kaufleuten zu beweisen, daß man ohne Reclame und bei absolut redlichem Geschäftsverfahren dennoch gute Waare mit Nutzen verkaufen könnte, machte er sogar in London einen Thee- und Kaffeeladen auf, der auch wirklich rentirte; und mit Hilfe von Miß Octavia Hill suchte er den Hausbesitzern der Armenviertel ein Vorbild zu sein, indem er seinen an Unbemittelte vermietheten Grundbesitz nach besten Kräften verbesserte und seinen Miethern die Zahlung des Hauszinses erleichterte.

So wenig Nachahmer er hier im Allgemeinen fand, so gering war verhältnißmäßig auch der Erfolg, den er mit seiner St. George's Company hatte. In seinem schönen Buche Time and Tide, das aus seiner Correspondenz mit einem intelligenten Handwerker hervorgegangen ist, legte

er seine Gedanken über Arbeit und Verkehr, Erziehung und Rangunterschiede, Vergnügungen und Volksfeste, kurz, über Staatsweisheit im platonischen Sinne nieder, und diese Gedanken, deren Verwirklichung er von der Begründung der sogenannten St. Georges Company erhoffte, versuchte er dann in den Fors Clavigera Briefen, welche nominell an die Arbeiterschaft Englands gerichtet waren, weiter auszuführen.

Es ist nicht möglich, hier auf die Zwecke und Ziele der St. Georges Company näher einzugehen, die in ihren Umrissen den Utopien anderer Schwärmer von Plato bis auf unsere Tage gleichen. Nur kurz erwähnt soll werden, daß Ruskin durch die Mitglieder dieser Company seine Religion der Arbeit, die er sein Leben lang gepredigt, zum thatkräftigen Princip erhoben sehen wollte. Er forderte deshalb Alle, die vorgaben, seinen Lehren Glauben zu schenken, auf, die überfüllten Städte zu verlassen, wo der Rauch der Fabriken den Himmel trübt und die menschlichen Behausungen schwärzt, und draußen auf dem Lande, im Anblick der Natur, die Seele rein zu baden, durch der Hände Arbeit Körper und Geist zu stählen.

In diesen Colonieen seiner Jünger sollte die Anwendung der Dampfkraft, deren unheilschwere Folgen Arbeitstheilung und Degeneration gewesen, auf das geringste Maß reducirt werden, und die zielbewußte Schaffenskraft, die ihre Arbeit froh beginnt und gut zu Ende führt, sollte zur Wiedergeburt der Künste, der Verjüngung der Menschheit führen.

Die St. George's Company, später St. George's Guild genannt, ist wirklich gegründet worden und besteht noch heute fort. Aus fremden Mitteln sind ungefähr 700 Pfund Sterling zu den Fonds derselben bezahlt worden; Ruskin selbst hat aus eigenen Mitteln in der Nähe von Sheffield das sogenannte Guild Museum errichtet, das er mit Schätzen aller Art ausgestattet, und hat überhaupt mit vollen Händen Geld und Arbeitskraft dafür gegeben. Daß die Mitgliedschaft trotzdem eine geringe, und der Erfolg kein nennenswerther war, hat ihn auf's Schmerzlichste enttäuscht. Aus seinen Fors Clavigera Briefen sprechen immer deutlicher sein Zorn und seine Trauer über diesen Mißerfolg, bis schließlich die hoffnungslose Schwermuth eines Geisteskranken darin zum Ausdruck kommt, der Glückseligkeit genug für eine Welt gesät zu haben glaubte und die todbringende Saat der Verzweiflung für sich emporwachsen sieht.

Die Fors Clavigera Briefe liegen heute gesammelt in acht Bänden vor und gehören zu dem Großartigsten, dem Ergreifendsten, was die englische Prosa-Litteratur besitzt. Mit gewaltigen Geistesblitzen werden hier alle Verhältnisse und Dinge beleuchtet. Alle Schleier und Masken durchdringend liest der trauernde Seher hier in der Seele seines Volkes; er findet Bilder und Gleichnisse, die seinen Worten überwältigende Kraft verleihen und alle Grenzen des Begrifflichen erweitern. Die Herz- und Gedankenlosigkeit, das leere Scheinleben der oberen Klassen, das erdrückende Elend

und die Verkommenheit der unteren flößen ihm Grauen ein, aber trotzdem glaubt und hofft er bis zuletzt — bis Wahnsinn ihm die Blicke trübt. —

Später, als er wieder genesen, beschenkte er die Welt mit noch einem Werk, von dem der dritte Band, zwar schon längst geschrieben, aber erst kürzlich veröffentlicht worden ist; es heißt Präterita und ist die Geschichte seines Lebens. Er hat mit diesem Buche seinen Lesern eine letzte Ueberraschung bereitet; der leichte Erzählerton, in dem es geschrieben, ist von unnachahmlicher Grazie, und die Art, wie der gewaltige, schwergebeugte Weltverbesserer hier mit heiter lächelndem Humor, mit feiner Selbstironie von den Erlebnissen seiner Kindheit, den Gefühlen und Erfahrungen seiner Jugend erzählt, wirkt ergreifend und bringt ihn Allen, die ihn vorher nur aus seinen Werken kannten, menschlich nahe; er erschließt hier seine herzgewinnende Persönlichkeit. Man sieht ihn, wie er, das einzige Kind einer alternden Mutter, die in ihrer Puritanerweise ihre heiße Liebe unter gerechtsamer Strenge verbirgt, herzenseinsam seine Kindheit verträumt; wie er ohne Spielzeug, ohne Altersgenossen seine Tage am Fenster des düsteren Londoner Hauses verbringt, wo er Alles sieht, Alles beobachtet, weil sein Geist früh rege ist und überall Nahrung sucht. Man glaubt ihm, wenn er, seinem dankbaren Herzen folgend, andeutet, daß er die Ausbildung seines vielgerühmten Stiles und seine eminente Fähigkeit zu schauen den Maßregeln seiner strengen Mutter verdankt, die ihn, sobald er richtig lesen konnte, allmählich die ganze Bibel auswendig lernen ließ und ihn zwang, sich seine Beschäftigungen selbst zu suchen. Er nimmt den Leser mit, wenn er als Knabe mit seinen Eltern Wagenreisen durch ganz England macht, und lehrt ihn seinen Vater kennen, auf dessen Grabstein er als höchstes Lob die Worte schrieb: „Er war ein durchaus redlicher Kaufmann.“ Die Wagenreisen waren eigentlich Geschäftsreisen dieses Vaters, auf welchen er für seinen Sherry-Wein, den reinsten und besten, der im vereinigten Königreich zu haben war, in den Provinzstädten und auf den Schlössern der Großen des Landes Kunden anwarb; aber sie werden gleichzeitig für den kunstverständigen und feinsinnigen Mann zu willkommenen Gelegenheiten, das Verständniß des Sohnes für alles Schöne zu wecken, und Ruskin zeigt, wie dieser Sohn erst im Vaterlande und dann in der Schweiz und in Italien, wo er später oft viele Monate verbringt, alles Schöne mit durstigen Sinnen und erkenntlicher Seele aufnimmt.

Dann erzählt er launig von der großen Liebe, die ihn mit siebzehn Jahren für die schöne fünfzehnjährige Tochter von seines Vaters französischem Theilhaber erfaßte, die sich einige Jahre darauf mit einem französischen Offizier verheirathete, deren lustiges Spötterlächeln aber, mit dem sie all' sein etwas pedantisch ernstes Mühen um ihre Gunst aufnahm, ihm vorher fast das Herz gebrochen hätte. Er berichtet über seine Oxforder Studententage, wo er im Verkehr mit Kameraden die Selbstzufriedenheit abstreifte, die bewundernde Elternliebe in ihm gezüchtet hatte, und er schont weder

seine eigenen Schwächen, noch diejenigen seiner Eltern; aber von den letzteren spricht er mit jener Alles verstehenden Liebe, die er bei seiner Beurtheilung Anderer stets bewies.

Im weiteren Verlaufe gestattet er dem Leser noch manchen tiefen Einblick in die Entwickelungsgeschichte seines Geistes und Gemüthes. Ein jeder Satz, den er sein Leben lang geschrieben, bezeugt, daß Religiosität die Grundlage seines ganzen Wesens war, und aus dieser Autobiographie geht hervor, wie er sich stufenweise über den engen Kirchenglauben erhoben hat, bis die Religion der reinsten Menschenliebe sein Herz erfüllte und er in der redlichen Arbeit, im selbstvergessenen Menschendienst den einzig wahren Gottesdienst erkannte. Im letzten Bande von Präterita schreibt er: „Ich überzeuge mich täglich mehr, daß Gottes Frieden in den pflichtgetreuen und milden Herzen der arbeitenden Armen ruht, und daß die einzige unveränderliche Form reiner Religion in nützlicher Arbeit, treuer Liebe und unbeschränkter Geberfreude besteht." Und weiterhin sagt er, diese Seite seines Wesens gewissermaßen abschließend, der alte Glaubenssatz der jüdischen Religion, der erklärt, daß die Dinge, welche freudig und rechtlich gethan, stets mit der Hilfe und im Geiste Gottes gethan werden, habe mehr und mehr sein Herz beherrscht. Je mehr er sich aber in seinen Berichten seiner Reisezeit nähert, desto weniger spricht er von sich; hat er doch sein Bestes aus jener Zeit der Welt schon längst gegeben. Er gedenkt dagegen aller guten und gerechten Menschen, denen er auf seinem Lebensweg begegnete, und er versteht es, ihnen hier ein Denkmal zu setzen, das ihnen die Sympathie der Nachwelt sichert. Das Buch klingt aus in dankbarer Anerkennung dessen, was er in seinem Leben Gutes erfahren, und wie man ihn aus seinen früheren Büchern verehren und bewundern gelernt, so muß dieses, sein Vermächtniß, Liebe wecken.

„Offenbarung ist Enthüllung der Seele," sagt Emerson; Ruskin hat in seinen Werken und Thaten seine reine, große Seele enthüllt, die voll göttlicher Weisheit, voll göttlicher Liebe war, und nicht in dem, was er erreicht, sondern in seinem Beispiel, in der Anregung, die er gegeben, liegt seine Bedeutung. Er hat es selbst in den Worten ausgesprochen: „Kein echter Schüler von mir wird je ein Ruskinianer sein; er wird nicht mir, sondern den Instincten seiner Seele und der Leitung seines Schöpfers folgen."

Im Februar des vorigen Jahres, als Ruskin seinen achtzigsten Geburtstag feierte, brachte ihm die ganze englische Nation, brachten ihm seine zahlreichen Bewunderer im Auslande, zu denen auch die verwittwete Königin von Italien gehört, ihre Huldigungen dar; und es erhob sich keine Stimme, die nicht seines Ruhmes, seines Lobes voll gewesen wäre. Aber deutlicher als alle Ehrenbezeigungen, alle bloßen Lobesworte spricht die Thatsache, daß in England für seine Bücher jährlich die Summe von 4000 Pfund Sterling ausgegeben wird, daß sie außerdem in den Volksbibliotheken, an die

er sie großentheils verschenkt hat, fortwährend in den Händen der Leser sind. Er hat seine Bücher in den letzten fünfundzwanzig Jahren selbst verlegt; zur Zeit, da er sein ererbtes Vermögen für öffentliche Zwecke hingab, konnte er aber noch nicht ahnen, daß er sich in ihnen ein so großes Einkommen gesichert hatte, denn sein Leserkreis hat sich stetig erweitert. Als er neulich starb, wollte man ihm in der Westminster-Abtei ein nationales Begräbniß geben; er aber hatte gewünscht, einsam, wie er zuletzt gelebt, in seinem Coniston zu ruhen, wo ihm die hingebende Liebe theurer Angehöriger den Lebensabend sanft verschönt hatte, wo der Himmel und die Lüfte, von denen er zu sagen wußte wie kein Anderer, über seinen Grabeshügel ziehen. Im Tode ward ihm noch eine letzte Genugthuung zu Theil, das Bahrtuch, das seinen Sarg bedeckte, war in der Handweberei der St. Georges Guild zu Keswick gewebt worden.

Von den Praktikern des Lebens hört man allerorten sagen: Ruskins Idee vom Leben war ein Traum. Ist denn aber unser Leben selbst nicht auch ein Traum, der uns schön oder wüst, erhaben oder gemein erscheint, je nachdem wir ihn auszulegen vermögen? Wann aber wird die Menschheit einen Zweiten finden, der ihr den Traum des Lebens zu deuten weiß wie John Ruskin?





Gedichte.

Von

Julia A. Daudet.

Deutsch von Elisabeth Landmann.

— Breslau. —

Fern.

Für Alphonse D.

Von einem alten großen Haus ich träume,
In dessen Winkeln tiefes Schweigen wohnt;
Ein luftig Dach beschirmt die weiten Räume,
Auf düstern Mauern dichter Ephen thront.

's ist Sommer. In der Fensterläden Spalten
Liegt mancher Halm vom Nestbau hin verirrt;
Im weiten Felde, zwischen Tannen halten
Die Bienen Ernte, und die Taube girrt.

Im alten Laubgang sich die Düfte mischen
Aus reifem Obst und dichtem Thymian;
Wie Nebel wallt Erinnerung dazwischen
Und sieht aus jeder Ecke traut mich an.

Hier spielt' ich auf dem Grasplatz zwischen Blüthen
Und pflückte dann des Flieders Doldenzier.
Hier meiner Jugend erste Träume glühten,
An langen Tagen lernt' ich schauen hier.

O Sommerabende voll zarter Töne,
Voll Wasserrauschen, süßem Vogellied,
Ich sehe Euren Glanz und Eure Schöne
Im Teich sich spiegeln zwischen hohem Ried.

Mehr als den Strom, der auf den hohen Wogen
Des Lebens Lärm laut rauschend mit sich führt,
Lieb' ich den stillen Quell, von Moos umzogen,
Und welkes Laub, vom Sonnenstrahl berührt,
— — — — — — — — — — — —
Ein Boot umgebend, dessen Ruder ruhen.



Herbstgedanken.

Was in uns schläft, will Alles einst erwachen
In Tagen heiter oder schwerbedrückt.
Ob es im Schatten sang, ob's glänzt im Sonnenlachen,
Verscheuchte Vögel — Blumen ungepflückt.

Doch ob die Tage einer nach dem andern
Auslöschen ihren ros'gen Dämmerschein —
Nicht Klang noch Duft verloren weiter wandern;
Der stumme Mund, die Seele, schließt sie ein.

Gar mancher Lebenstraum kam nicht zur Blüthe,
Weil zu viel Sonne seinen Keim erstickt;
Wie oft in einem hoffenden Gemüthe
Hat Frosteshauch die gold'ne Saat geknickt.

Dann, wenn die Jugend und der Lenz vergangen,
In solchen Seelen Duft und Klang ersteht.
Zu spät, zu spät für wahres Frühlingsprangen:
Ein klagend Lied durch welke Blätter weht.





Albert Roffhack.

Proben und Anmerkungen.

Von

Hans Lindau.

— Constantinopel. —

Was mir zunächst in Roffhacks Gedichten auffiel und den auffassenden Sinnen schmeichelte, war der liebliche Wohlklang seiner Verse. Das strömt und rauscht dahin wie die plätschernde Wasserbahn einer klaren Gebirgsquelle, Musik in die Seele spielend ohne Unterlaß.

Das sinnliche Behagen der guten Reime wird durch die wunderbare Fülle gesteigert, und so leicht gleiten sie über die Schwelle unseres Bewußtseins, weil der zarteste Rhythmus sie hineinträgt in unser geistiges Erleben und Erfassen. Der Reim, diese alte schöne Erfindung singender Seelen, wird hier auf's Tiefste ausgekostet. Das glockenreine Entsprechen am Ende der Strophen, das sich ganz ungekünstelt, melodisch einstellt im Flusse der fortgesetzten dichterischen Rede, erscheint so hold und gerundet, so entrückt aller Erdenschwere. Wie ein Küssen, davon schon die ehrwürdige Bibel spricht, berührt uns wohl eine gute Antwort. — Die guten — zumal die vielen guten Reime besitzen denselben Zauber; nur ist es hier nicht ein verstandesmäßiges Begrüßen der Congruenz, das uns erfreut, sondern eine unterhalb der Ueberlegung wurzelnde Befriedigung, welche durch den Wechsel von Spannung und Lösung unterhalten wird.

Ballade vom Reiter*).

Die Frühe schlägt die Augen auf.
Der Reiter trabt in munterm Lauf.
In buntem Zug begleiten
Ihn tausend Möglichkeiten,
Geschmückt mit seidnen Bändern
Und schillernden Gewändern,
Und in den Mienen allen
Der Wunsch ihm zu gefallen.
So trägt sie Morgenwindes Hauch,
Verheißung lachen Mund und Aug.

Er reitet durch den grünen Plan.
Die Schönen um ihn fliehn und nahn.
Wie viel er auch mag zählen,
Nur eine kann er wählen.
Und als er sie gefunden,
Sind alle rings verschwunden,
Sind alle weggeblasen
Und leer der grüne Rasen.
Und nur die eine schwebt herzu,
Schwingt vor ihn sich auf's Pferd im Nu.

---

*) Die Gedichte von Albert Roffhack sind soeben in einer von Franz Hein sehr zartsinnig illustrirten Ausgabe erschienen.

Und wie sie seinen Hals umfaßt,
Hält er entzückt die warme Last
Und streichelt auf und nieder
Durch's Kleid die feinen Glieder
Und trinkt vom rothen Munde
Des Lebens süße Kunde.
Nichts Andres will er haben,
Läßt frisch sein Rößlein traben.
Das trägt sie weit in's Land hinein,
Den Weg weist ihm der Sonnenschein.

Und vorwärts geht es lange Frist,
Bis er die Andern doch vermißt.
Er staunt, daß die beim Reiten
Ihn nun nicht mehr begleiten,
Nicht lockend um ihn schweben
Und leichte Füße heben,
Daß nur die schöne Kleine
Von allen jetzt die Seine,
Die sein Umherspähn schon verdrießt,
Die küssend ihm die Augen schließt.

Von oben steil die Sonne sengt,
Er spürt, was lastend an ihm hängt.
Ihr Häuptlein mit den Händen
Will sanft er von sich wenden,
Die Glieder, die sich schmiegen,
Ganz sacht bei Seite biegen,
Den Armen sich entwinden,
Die gar zu fest ihn binden,
Und als ein froh befreiter Mann
Ergreifen, was er mag und kann.

Da sieh! Wie rascher Tauben Flug
Naht wieder sich der bunte Zug
Der tausend Möglichkeiten,
Die schnell vorübergleiten
Und, will er eine fassen,
Sich nicht mehr halten lassen.
An keinen Körper streift er,
In leere Lüfte greift er.
Fort sind sie! Nur auf seinem Schoß
Wird unterdeß die Kleine groß.

Der lange Ritt, die schwere Last
Macht schon sein Rößlein stolpern fast.
Da springt sie rasch vom Pferde,
Zieht ihn sich nach zur Erde.
Sie reichen sich die Hände
Und wandern durch's Gelände.
Dann ruht sie müd vom Gange
Mit ihm am Waldeshange —
Bis ihrer Wangen Glanz verbleicht,
Als Schemen blaß sie von ihm weicht.

Gleich einer rothen Scheibe schwand
Die Sonne hinter'm Bergesrand.
Nun sinken nächt'ge Schatten
Auf einen Lebenssatten.
Bis tausend mocht' er zählen,
Nur einmal konnt' er wählen,
Einmal zu Roß sich heben
Und auch nur einmal leben.
Die Nacht verdunkelt sein Gesicht;
Ob er gestorben, weiß ich nicht.

An die tanzenden Jungfrauen des Botticelli gemahnen mich die schwebenden Möglichkeiten in der Roffhack'schen Ballade. Die poetische Vision ist ganz wundersam lieblich. Es ist ein Lebensbild wie ein schicksalkündendes Daseinswappen. Der Reiter, das bist Du! Auch Du mußt wählen, und auch Du glaubst, daß die Dinge hätten anders kommen können, als sie gekommen sind. — Nun hast Du gehandelt, nun hast Du Dich entschlossen. Deine That ist unfrei gewordenes Geschehen, und Du reitest weiter, reitest auf einem einzigen Pfade. — Keine Moral mag Dir die Allegorie auf's Herz drücken. Sie ist leicht und luftig, ein Gedankending, das Dich umgaukeln darf und erfreuen, wenn Du mit reinem Gemüthe Freude trinken kannst. — Sehr harmlos ist dieser Genuß im Anblick zartgestalteter Gebilde. Den zutappenden Fingern wird er flugs entwischen. Es umspielt Dich der Reiz phantasievoller Verknüpfungen nur bei heiterer Laune, bei ungetrübtem wolkenlosem Himmel.

Einen andern Reiter hat uns Albrecht Dürer geschenkt, einen düsteren Ritter, der bergan zieht mit dem getreuen Hunde. In der Ferne ragt die Burg, und Tod und Teufel können ihm nichts anhaben. Dies herrliche Stimmungsbild Dürers, das der Kupferstich in saubérster Ausführung dem Auge anbot, möchte ich mit der Ballade vom Reiter vergleichen, und so vergleichen, daß ich nicht etwa dem einen oder dem andern den Vorzug gönnte, denn sonst wäre meinem Vergleiche besser ein Mühlstein um den Hals zu binden. — Beim Vergleichen soll doch nur Gutes herauskommen und nicht Negation oder Beeinträchtigung.

Das Bild von Dürer zeigt den Menschen als ritterlichen Kämpfer, nicht als Genießenden. Unbekümmert um Tod und Teufel, deren scheusäliger Begleitung er nicht entrathen kann, zieht er getrost seines Weges. Der Weg, das ist der Segen, das ist der Trost, die Pflichtenbahn! Es ist eine Straße vorhanden, auf der es vorwärts geht, ja aufwärts trotz Tod und Teufel. Der Weg ist alles, und überall sonst kein Heil zu erwarten. Stoische Weltanschauung, christliches Mittelalter!

Anders Roffhack. Eine völlig andere Meinung von der Welt und von den Dingen spiegelt sich in der Gegenwart, der auferstandene Antike, der Epikur den Odem eingiebt. Auch hier ein Reiter, auch er in Begleitung allegorischer Wesen, auch er auf einem gangbaren Sträßlein. Aber der Reiter greift nach einer der holden Jungfrauen, die ihm das Geleite geben, und er verschließt nicht sein Auge gegen die Anlockungen der himmlischen Umgebung. Er freut sich dieser liebreizenden Gesellschaft und

„trinkt vom rothen Munde
Des Lebens süße Kunde.
Nichts Andres will er haben,
Läßt frisch sein Rößlein traben."

Und nun, man bemerke den rhythmischen Umschwung im Versbau:

„Das trägt sie weit in's Land hinein,
Den Weg weist ihm der Sonnenschein."

Fürwahr, das klingt ein wenig anders als die Choralmusik, die man sich zu dem Dürer'schen Bilde vorstellen möchte. Da weist dem Ritter nicht der Sonnenschein den Weg, sondern trotziglich will er weiter unbehelligt von den üblen Verführern. Den Ritter Dürers treibt eiserne Gewalt des Willens vorwärts, aber unser Reiter ist mit seinem erwählten Glück traulich beschäftigt, und er schaut sich noch nach neuen Freuden um. Welch' sonnige Lebenslust und wie unsittlich nach mittelalterlicher Meinung!

Aber hier wie dort geschieht am Ende ein Gleiches. Nur muß man es anders ausdrücken. Bei den Glaubenshelden wird der treu beschrittene Weg zum stolzen Segensheile, für den Jünger Epikurs muß es auch eine Treue geben, eine leichtere Treue freilich, beinahe eine unfreiwillige Treue.

„Er staunt, daß die beim Reiten
Ihn nun nicht mehr begleiten,
Nicht lockend um ihn schweben
Und leichte Füße heben,
Daß nur die schöne Kleine
Von allen jetzt die Seine,
Die sein Umherspähn schon verdrießt,
Die küssend ihm die Augen schließt."

So oft ich die Verse citire, muß ich auf's Neue den Wohlklang bewundern. Und was für eine sinnlich lebendige Allegorie uns beschert ist!

„Die sein Umherspähn schon verdrießt,
Die küssend ihm die Augen schließt."

Jedes Wort ist köstlich und wie Medaillenprägung hingesetzt. Auch die Ausführung des Gemäldes in der formalen Behandlung scheint mir den Vergleich mit Dürers vollendeter Griffelkunst zu erlauben.

„Von oben steil die Sonne sengt.
Er spürt, was lastend an ihm hängt . . ."

Dieser Reiter empfängt in der Beschränkung nicht das Heil. Tausendarmig möchte er all die bunten Möglichkeiten rechts und links erhaschen, doch . . .

„An keinen Körper streift er,
In leere Lüfte greift er . . ."

Und dann naht das Ende. Es ist nicht von einem ewigen Leben die Rede, zu dem der Erdenwandel als Aufstieg diente, aber auch nicht von einem endgültigen Hinscheiden. Derlei bestimmte Worte widerstreiten dem Geiste hoher Cultur. Ganz leicht und luftig, wie sie begonnen, entschwindet und verklingt die Ballade vom Reiter.

„Gleich einer rothen Scheibe schwand
Die Sonne hinter'm Bergesrand.
Nun sinken nächt'ge Schatten
Auf einen Lebenssatten.
Bis tausend mocht' er zählen,
Nur einmal konnt' er wählen,
Einmal zu Roß sich heben
Und auch nur einmal leben.
Die Nacht verdunkelt sein Gesicht;
Ob er gestorben, weiß ich nicht."

So löst sich die Vision in Anmuth auf, und was zurückbleibt, ist nicht schmerzender Art, sondern wie es sich für das echte Kunstwerk geziemt, innerlich befreiend. Man hat in der Gefolgschaft der dichterischen Sprache das Spiel der eigenen Gedankenbewegung genossen, und das schwerflüssige Einerlei unserer sonstigen Denkgewohnheiten ist gelockert und gehoben worden durch eine gestaltende Meisterhand der Dichtkunst.

In ähnlicher Weise hat auch der Dürer'sche Stich auf uns gewirkt. Gerade die zurückbleibenden Bilder sind am ehesten miteinander zu vergleichen. Gleich einem kraftvollen Duraccord steht Albrecht Dürers Ritterstimmung vor der Seele, und er verklingt wunderzart in einem andersfarbigen Abschluß, dem Roffhack'schen Reitergebilde, das einem Mollaccorde ähnelt.

Dur und Moll! Stoicismus und Epikuräismus, jede der beiden Ausbeugungen unserer Gesinnungslaufbahn, scheinen in hoher Verklärung ihr Sinnbild gefunden zu haben. Die Thatsache, daß der Lebende einmal zur Persönlichkeit erstarrt, und ob er schon sich frei glaubt, doch angewiesen ist, zu thun, was er sittlich eindeutig in jedem Augenblicke vorgeschrieben findet, wird hüben wie drüben zugestanden. Aber das moralische Pathos des Christenmenschen dort sieht in der Abkehr von Tod und Teufel den einen festen Weg zum Seelenheile, während die zwanglose Liebesweisheit hier, nachdem einmal gewählt ist, den Weg als etwas Selbstverständliches und beinahe Betrübliches, aber ohne Furchtgedanken einschlägt, seufzend, daß der Weg eben doch bestimmt ist. So glücklich schön dünkt diesem Reitersmann die weite, freie Welt.

Der Vorhang.

Ich bin eine Straße gegangen
In's unbekannte Land;
Eine Decke sah ich da hangen
Quer über den Weg gespannt.
Einem Vorhang gleich war die Decke;
Ich lenkte fürder den Schritt,
Und immer voraus eine Strecke
Schwebte der Vorhang mit.

Der Vorhang mit goldschwerem Saume,
In farbigen Seiden gestickt,
Geheimnißvoll hing er im Raume:
Nie Schöneres hab' ich erblickt!
Die Farben, die glühend entbrennen,
Sie machten mir trunken den Sinn;
Doch bald auch mocht' ich erkennen
Figuren und Formen darin.

Nicht vermag ich die Wunder zu schildern,
Die den staunenden Augen gescheh'n,
Da bedeckt mit schimmernden Bildern
Sie den hängenden Teppich geseh'n.
Durch die oberen Felder im Blauen
Schritt goldner Gestirne Heer,
Und unten schnob um die grauen
Gesteine das schäumende Meer.

Inmitten sah heiter ich prangen
Ein menschenwimmelnd Gefild,
Doch nicht im Tode befangen
Wie sterblicher Meister Gebild:
In jeder Gestalt war Bewegung,
Sie strömten zum Reigen herbei.
Von warmer Liebeserregung
Erklang in den Lüften ihr Schrei.

Mit Trauerzeichen umschattet
Sah fern ein Gemäuer hervor.
Viel Tänzer trug man ermattet
Hinein durch das offene Thor.
Dort ergriffen im Dunkeln sie Hände,
Die bestatteten schnell sie zur Ruh'. —
Doch der Reigen nahm nimmer ein Ende,
Denn Neue stets eilten hinzu.

Mich aber betrübte der Reigen,
Mich schreckte der Tänzer Loos.
Wohl umfing sie das ewige Schweigen
In der Finsterniß eisigem Schooß!
Ob auch Andere wurden entboten,
In die Lücke zu treten für sie,
Was half es den schlummernden Todten,
Daß der Reigen nun endete nie?

Ich senkte die Blicke mit Grauen,
Des Reigens da hatt' ich genug. —
Nur, hinter den Vorhang zu schauen,
Die Seele Verlangen noch trug.
Ich rief: „Was zu seh'n er mir weigert,
Ist besser, als was er mir zeigt!" —
Und den Schritt zum Laufe gesteigert,
Hab' ich endlich den Vorhang erreicht.

Und gewagt war es gleich und geschehen:
Seinen Saum erhub ich geschwind.
O Augen, was habt Ihr gesehen?
Oder waret Ihr plötzlich blind?
Oder wart Ihr plötzlich geblendet
Vom Strahl eines reineren Lichts?
Zurück hab' ich starr mich gewendet,
Denn hinter dem Vorhang war — nichts!

Nichts hab' ich gesehen dahinter,
Nur in's Leere vermocht' ich zu schau'n!
Da befielen mir Frost und Winter
Des Lebens blühende Au'n.
Und es riß in Stürmen das Wetter
Von Stamm und Staude die Zier.
Vor dem Nordwind sausten die Blätter
Verwelkt im öden Revier.

Und ich lag in Kummer verloren,
Die Seele zum Tode bang.
Da vernahm ich nah meinen Ohren
Eine Stimme, die seltsam klang.
Die Stimme sprach ernst und erhaben,
Doch auch tröstend und väterlich mild:
„Was Du suchtest, das kannst Du nicht haben,
Vernimm denn, was einzig Dir gilt!

„So lange Dir Athem und Leben
Die sterblichen Augen umwehn,
Wird nie sich der Vorhang erheben,
Und außer ihm wirst Du nichts sehn!
Die Sterne wirst Du nicht streifen,
Wie hoch auch fliege Dein Pfeil.
Du wirst nicht das Ganze begreifen,
Wovon Du selber der Theil.

„Sei fromm drum in bösen Tagen,
Was sie bringen, ergieb Dich drein!
Sei dankbar in guten Tagen,
Denk' nicht, es müsse so sein!
Sei gut! Und keiner verliere
Durch Dich einen Lichtstrahl nur!
Laß Menschen segnen und Thiere
Deines Daseins flüchtige Spur!

„Sei wahr! Was im innersten Wesen
Nicht eigen und ganz Dir entspricht,
Das laß auch äußerlich lesen
In heuchelnden Mienen Du nicht!
Sei duldsam! Ein jedes Gemüthe
Versteht nur den eigenen Ton.
Entströmt ihm nur lautere Güte,
So laß Dir gefallen ihn schon!

„Hält heut Dich auch Trauer mit ihren
Schwarzwehenden Schleiern umspannt:
Nichts kann sich und Niemand verlieren,
Weil Alles in ewiger Hand.
Der Strom fließt ununterbrochen,
Nur die Welle zerrinnet sofort.
Viele Worte werden gesprochen,
Doch nie das letzte Wort!"

Der Vorhang, das ist die Welt, und das, was dahinter ist, das bleibt uns verborgen. Die ganze Welt, soweit wir ihrer gewahr werden, in Blicken und Tönen, in allen Sinneswahrnehmungen, in Gefühlen und in Gedanken, Alles ist der Vorhang, und außer ihm ist nichts in der Erscheinung gegeben. — Aber warum ein Vorhang? Das Bild ist überaus treffend. Gleich einem Vorhang, der, wie wir auch uns in Bewegung setzen, immer uns vorschwebt, begleitet unseren unbekannten Lebensweg eine Vorstellung von dem erblickten Zusammenhang der Dinge. Es ist die ewig anhaftende, nie abstreifbare Außenwelt, wie wir sie ahnen, fühlen und sehen, das gesammte Nicht-Ich. — Und wie wir hinter einem räumlichen Vorhange stets Raum voraussetzen, den wir wahrnehmen

würden, wenn wir die Aussicht frei hätten, wenn etwa der Vorhang aufgezogen würde, so haben die Menschen zu allen Zeiten hinter der Wirklichkeit, wie sie uns erscheint, eine geheimnißvolle Macht angenommen, von der sie meinten, daß sie hinter dem Sichtbaren unsichtbar gelegen sei. Und hatten sie nun einmal in kühnem Gedankensprunge die Wirklichkeit durch etwas ergänzt, von dem zu behaupten war, daß es nicht mit der sichtbaren Welt identisch, sondern irgendwie anders geartet, aber doch womöglich noch wesentlicher sei, als die wirkliche Erscheinungssphäre, dann war es ja ganz leicht möglich, dieses übersinnliche Wesen als Wesen schlechthin zu behandeln und es unter Umständen auch wohl gar zu leugnen, als ob man etwas zum Leugnen in Wahrheit vorfände. — Diesen Gedankengang oder diese Weltanschauung spiegelt Roffhack in seinem Gedichte, und er läßt den Vorhang lüften.

„O Augen, was habt ihr gesehen?
Oder waret ihr plötzlich blind?
Oder wart ihr plötzlich geblendet
Vom Strahl eines reineren Lichts?"

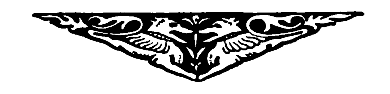
So wird die Möglichkeit offen gelassen, daß vielleicht doch etwas hinter dem Vorhang für anders geartete Augen erblickbar wäre. — Mit dieser schwankenden Stimmung kann sich der Mensch jedoch nicht auf die Dauer zufrieden geben. „Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm." Auf den Traueraccord der getäuschten Hoffnung, etwas hinter dem Vorhang zu erblicken, dessen charakteristische Eigenschaft es ja gerade sein soll, daß eben nichts außer ihm erblickt werden kann, folgt, wie zu erwarten war, der vernünftige Trost und der echte, der vorhangslose Glaube. Es ist ja im Grunde unangebracht, das Bild des Vorhangs, das für die geschilderte Weltmeinung paßte, noch länger zu behalten, sobald einmal erklärt ist, daß hinter dem Vorhang nichts sei. Ist nichts dahinter, so ist es eben auch kein Vorhang mehr; denn es fehlt das tertium comparationis. Der Vorhang verhüllt etwas Unsichtbares. Dies Unsichtbare bildete den Trost einer Reihe von Generationen; wird es angezweifelt oder geleugnet, so verliert sich auch das unzureichende Bild vom Schein und Wesen oder Kern und Schale oder was wir etwa sonst noch mit unphilosophischer Verallgemeinerung dem All für ein Gleichniß setzen mögen. — Es bleibt aber übrig die sittliche Welt in ihrer tiefsten Herrlichkeit und unergründlichen Harmonie.

Und nun ist der echte, bleibende Trost gefunden, der tiefer wurzelt, als die Menschenbilder wurzeln können, nun ist das Wort auszusprechen, „das sie sollen lassen stahn," das allein ausreicht, ganz allein, um die Edelsten zu stärken, das Wort und der Gedanke, der, wenn einmal vorhanden, alles Weitere ausschließt und ohne Unlauterkeit des Herzens auch nicht durch trübes Phantasiezeug verdrängt und verdunkelt werden kann — die Unendlichkeit der Welt, die Unendlichkeit, die, wie Goethe sagt, den Geistern, würdig tief zu schau'n, unbegrenztes Vertrauen einflößt.

Jetzt wird nicht mehr bänglich und zweifelnd gewimmert:

„Ihr Augen, was habt ihr gesehen?"

Der Vorhang verschwindet — dies Gleichniß genügt der reiferen Weltanschauung nicht mehr — und die vernehmende Aufmerksamkeit hört eine Stimme: Sei gut! Sei wahr! Sei duldsam! Nun wird die Weisheit zur Königin der Welt. Man lese die letzten drei Strophen des Roffhack'schen Gedichtes, sie enthalten ihre schlichten Lehren.





Die beiden Hamnetts.

Erzählung.

Von

S. Baring-Gould *).

— Lew Trenchard (N. Devon). —

Nach seinem Austritt aus dem Moor bei Cadover Brigde stürzt sich der Plym in jähem Falle durch eine Schlucht, deren felsige Wände mit Zwergeichen bestanden sind. Im Frühling mischt sich das lieblichste Goldgrün mit dem zartesten Silbergrau in harmonischer Weise. Aber bei dem regenbogenartigen Wechsel der Farben ist vielleicht die schönste Phase die des August, wenn das Marschland über den Bäumen voll vom blühenden Haidekraut bedeckt ist; dann ist es, als ob Himbeercrème über die Felsen gegossen wäre und die Hänge hinabströmte, jede Spalte durchfließend, jeden Felsblock bekleidend, über jede Abdachung sich ausbreitend, jede kahle Hügelstelle färbend, das Ganze überwölbt vom silbrigen blauen Himmel.

Hier und da schießt ein Busch Stechginster wie eine Flamme durch den blaßrothen Mantel, der so rein und zart wie eines Mädchens Wangenröthe ist. Dieselbe rosige Woge fließt hinunter und hinein in das Eichen-Unterholz und schiebt das üppige Farnkraut hinweg und hinab; und dieses, aus dem Schutz der dunkelgrünen Eichen an den Fluß gedrängt, ist bereits von Frost oder vorzeitigem Absterben ergriffen und schillert in allen Nüancen vom saftigen Grün bis zum alten Gold.

Unten braust der Plym schäumend über Felsen hin, hier mit seinem Sprühn die smaragdene Moosdecke eines Felsblockes tränkend, dort in einen Teich schäumend, den die schwarzleibige Forelle durchschießt, und die Wurzeln des großen Königsfarns kühlend, der hoch und üppig am Uferrande mit

*) Autorisirte Uebersetzung von Oscar Wilda-Breslau.

seiner jetzt voll entfalteten zimmetfarbenen Blüthe ragt. Auf einem Steine unter dem Farnkraut lauert der Königsfischer auf eine Forelle, die klein genug, um seine Beute zu werden, und die Bachstelze auf einem flachen Steine mitten im Flusse nimmt ein Bad, ohne sich um Nahrung zu bemühen, da die winzigen Mücken in dichten Schaaren in der Luft tanzen, wie Stäubchen in der Sonne.

Der mächtige Felsen, der steil aus dem Fluß emporschießt, ist der Dewer-Stein, und er bezeichnet die Vereinigung des Plym und des Meavy.

Auf der anderen Seite des Flusses ist der Abfall weniger jäh. Eine Brücke überquert die vereinigten Gewässer und erklimmt das Moorufer nach Shaugh zu, dessen kühn emporstrebender granitner Kirchthurm seine Spitze in den Himmel bohrt.

Gerade am Zusammenfluß der Gewässer stand eine Hütte, Grenofen genannt, und zu der Zeit, in der unsere Geschichte spielt, war sie von einem Ehepaar Namens Hammett bewohnt.

Job Hammett war ein Mann von über 70 Jahren; er trug den Kopf nach einer Seite geneigt und hatte eine spitze Nase, von deren Ende Stirn, Mund und Kinn in einem Winkel von 60 Grad zurückwichen, was ihm das Aussehen eines Vogels gab. Vogelartig war auch die Art und Weise, wie er umherhüpfte, den Kopf ruckartig von einer Seite zur anderen herumwarf und mit den Armen schlug. In seinen kleinen Aeuglein lag etwas Listiges; tiefe Linien zogen sich von den beiden Nasenflügeln herab und begegneten sich unter dem Kinn, was seinen Zügen einen sardonischen, bösartigen Ausdruck gab.

Sein Weib Bell Hammett war ein hübsches, rundliches, dabei kräftig gebautes Weib; ihre Gesichtsfarbe war frisch; Augenbrauen und Haupthaar von der Farbe des Gerstenzuckers; das stets glatt gestrichene Haar behielt auch im vorgerückteren Alter — übrigens war Bell 15 Jahre jünger als ihr Gatte — seinen Glanz bei — Alles in Allem war Bell Hammett ein nettes Weibchen. Sie war peinlich sauber in ihrer Kleidung und an ihrem Körper.

Es war der Kummer ihres Daseins, daß Job ein saumseliger und unordentlicher Mensch war. Er mußte sauber gemacht und zurecht gesetzt und mit Gewalt zur Ordnung angehalten werden. Und Bell war gerade die rechte Frau dazu, Job gehörig im Zuge zu halten. Sie scheute sich nicht, ihre Zunge kräftig und ausdauernd zu gebrauchen, und Job blieb die Antwort nicht schuldig. Er machte plötzliche scharfe Gegenstöße und verstand es mit ein paar wenigen Worten, die er zwischen ihre Sentenzen schoß, sein Weib zu treffen und zu verwunden, wo sie am empfindlichsten war. Diese Entgegnungen verschuldeten es allein, daß Bell immer böser, erregter, ausfälliger, exaltirter wurde; aber sie gewährten Job Erleichterung und befriedigten seine Bosheit. — Ein Lied war es, das Job zu singen

oder zu pfeifen oder mit den Fingern auf den Tisch zu trommeln liebte, womit er sie ganz besonders kränkte.

Bevor Isabella Hammett aus einem belebten und fröhlichen Nachbarsdorfe Job als sein Weib in die einsam im Walde am Fuße eines großen Felsens gelegene Hütte gefolgt, war sie eine liebliche, schmucke Dirne gewesen, die als Gevatterin zu Tauffeiern sehr begehrt war, und die eine Passion für Leichenbegängnisse hatte. Niemand in einer der umher liegenden Gemeinden konnte sterben, ohne daß Isabella Hammett zur Beerdigung ging und verschwenderisch über der Gruft und während der feierlichen Handlung, die Staub zum Staube und Asche zur Asche gesellte, Thränen vergoß.

Bei einer solchen Gelegenheit begleitete ein junger Schlächter Isabella nach Hause. Er war einer der Sargträger gewesen und prangte in seinen glänzendsten schwarzen Beinkleidern, mit seinem weißesten Taschentuch, mit seinem feierlichsten Trauergesicht und mit den blänksten Stiefeln. — Job hatte es sich in den Kopf gesetzt, eifersüchtig zu sein, und machte Andeutungen, daß Bell es weiter mit dem Schlächter halte. Er meinte, daß sie ihr Fleisch von ihm nur bezöge, um mit ihm jedesmal zu flirten, wenn der Fleischwagen an der Shaughbrücke hielt; daß das „Ho! ho!“ des Schlächters von der Brücke her weniger eine Aufforderung war, herauszukommen und eine Keule auszuwählen oder Kaldaunen einzukaufen, als vielmehr eine Einladung zu einem tête-à-tête.

Das war nun 30 Jahre her, und nun war der Schlächter verheirathet und hatte ein Dutzend Kinder, und Bell hatte bei einem halben Dutzend Pathen gestanden und an den Gräbern von dreien, die gestorben waren, Thränen vergossen. Der Schlächter kam nicht mehr mit seinem Wagen; jetzt that es sein Sohn.

Nichtsdestoweniger gab der Schlächter beständigen Anlaß zu Zank und Streit zwischen Job und seinem Weibe; und obwohl letzteres seit einigen Jahren sich von kleinen Familienfestlichkeiten fern hielt, hörte Job doch nicht auf, sie bei jeder Gelegenheit als ein vergnügungssüchtiges Frauenzimmer zu schmähen. Und als zarte Andeutung, daß er etwas gegen sie habe, pflegte Job, wenn er nicht sprechen und sie doch ärgern wollte, die Melodie des Liedes „Des Alten Weib bleibt nicht zu Haus“ zu summen, zu trommeln oder zu pfeifen. Und dieses Lied hatte in der That etwas Aufreizendes — wenigstens für Bell Hammett.

Das Lied wurde niemals vollständig in ihrer Gegenwart gesungen. Es kam bruchstückweise heraus und wurde mit Anspielungen auf den schwarzgekleideten Schlächter, die mit Reim und Metrum nicht übereinstimmten, interpolirt:

Des Alten Weib bleibt nicht zu Haus,
Sie sucht sich draußen Zeitvertreib;
Sie läßt dem Gemahl — die Knochen vom Mahl, —

(Hier wurde interpolirt:

„Bezogen vom trauernden Schlächter")

Das saftigste Fleisch nimmt das Weib.
Gut Essen mundet ihr
Und schäumend Honigbier,
So lebt sie froh dahin
Mit ewig heiterm Sinn.

Den Alten ließ sie im Bett allein
Und ging zum leckern Mittagbrod;
Gekleidet so fein, sie trank rothen Wein,
Ihr Antlitz glühte so roth.
Sie tanzte, und sie dreht' sich,
Und wie ein Pfau sie bläht sich
Und sang: „Frei lebt so gar und ganz
Das Weib allein des alten Manns.

Der Alte kroch aus dem Bette sacht,
Einen Stein legt er über die Thür
Und saß und hielt Wacht und lacht' und lacht'
Und lacht' sich zu Tode schier.
Als spät sie wiederkehrt,
Der Stein herniederfährt,
Ihr auf den Schädel schlug,
Da hatt' das Weib genug!

Und nun ließ Job, mit den Knöcheln auf den Tisch hämmernd und mit den Füßen trampelnd, ein wahres Rottenfeuer losbrechen, während er den Chor brüllte:

„Der Alte hat kein Weib im Haus,
Das draußen geht nach Zeitvertreib.
Juchheißa! hurrah! — Sie ist nicht mehr da,
Des Alten leichtfertiges Weib!"

In dieser traurigen Weise waren dreißig Jahre dahingegangen, während welcher die beiden Gatten es in der Fähigkeit, einander zu verwunden und in Wuth zu versetzen, zur Meisterschaft gebracht hatten. Schließlich konnten Beide es nicht mehr ertragen. Nach einem andauernden Gefecht, das ununterbrochen drei Tage und drei Nächte in Gang gewesen, — als Jeder von ihnen sich wund und matt, zermürbt und schmerzgefoltert fühlte — als die Stimmung auf beiden Seiten bis zur Weißglühhitze gesteigert war, — da kamen Beide zu gleicher Zeit zu dem Schluß, der das Ziel des blasirten Weltmannes ist: daß das Leben nicht werth ist, gelebt zu werden.

„Ich werde einen Selbstmord begehen," schrie Job.

„Das werde ich thun; es ist die einzige Möglichkeit, Dich los zu werden," kreischte Bell.

„Geh' zum Fleischer und leih' Dir seinen Stecher," höhnte Job.

„Geh' und ersticke im Schmutz," spottete Bell.

„Ich will nichts mehr von Dir hören," wüthete Job.

„Und ich nichts von Dir," gab Bell zurück.

„Ich werde mich zu Tode hungern."

„Das werde ich thun," sagte Job.

„Ich thue es aber nicht im Hause, damit Du Dich nicht an dem Anblick ergötzen kannst," sagte Bell.

„Thu' es, wo Du willst, aber thu' es," antwortete Job.

„Ich werde in den Wald über den Fluß gehen," sagte Bell, „und dort sterben."

„Nein, das wirst Du nicht; der Fleischer wird kommen und Dich speisen, wie die Raben den Eliah. Ich will dorthin."

„Dann klettere ich auf den Dewer-Stein."

„Meinetwegen — nur fort!"

So verließen die beiden Unglücklichen das Haus, der Eine diese, der Andere jene Richtung einschlagend, Jeder fest entschlossen zum Selbstmord durch Enthaltung von Nahrung. Frau Hammett kletterte auf den Gipfel des Dewer-Steines und warf sich dort, keuchend und erhitzt, in das Haidegras. Herr Hammett hüpfte wie ein Vogel in dem Flußbette des Plym von Stein zu Stein, bis er das andere Ufer erreicht, dann kroch er tief in das Unterholz hinein und bettete sich in das Farnkraut. Bell Hammett war sehr erschöpft; sie war so erhitzt und ihr Athem so kurz, daß es ihr ein wirklicher Genuß war, in dem Haidekraut zu liegen, in die Tiefe des Himmels zu schauen mit dem Gedanken, daß sie dort ihrem Gatten nimmer begegnen würde. Es war ein Platz, der für sie reservirt war.

Was war sie doch für ein geplagtes Geschöpf gewesen! Dreißig Jahre lang war sie das Weib des gemeinen, boshaften, elenden, alten Job gewesen; hatte für ihn gearbeitet, geflickt, gewaschen, gebacken und dafür nichts als Verwünschung und Schmähung geerntet.

Weshalb hatte sie ihn genommen?

Wie — wenn sie Hammett nicht geheirathet hätte? War es nicht möglich, daß der Fleischer — „O nur nicht an den Fleischer denken," sagte Bell. „Er ist mir so fern wie jener milde, liebliche Stern," und sie deutete auf die Venus, die sich eben über dem Horizont zeigte, denn der Tag ging zur Rüste. „Es ist eine Sünde, an den Fleischer zu denken," fuhr Bell fort, „ich stehe jetzt an der Schwelle der Ewigkeit."

Sie streckte die Hand aus, pflückte ein paar Heidelbeeren und steckte sie in den Mund.

„Was hat Job mir zugesetzt wegen des Fleischers die ganzen dreißig Jahre hindurch, und ich bin sicher, daß ich ihm keine Veranlassung dazu gab — das heißt, wenn man's nicht allzu genau nimmt; aber er hätte wohl darüber hinwegsehen können, in dreißig Jahren! Die Männer sind unvernünftig; die Frauen sind arme, duldende Märtyrerinnen."

Es begann zu dunkeln. Der Westen stand in goldiger Gluth, und scharf und klar hoben sich von ihr die Spitzen der Cornish-Moore ab.

„Wir bekommen morgen Regen," sagte Bell, „die Cornish-Spitzen sind so klar. . . . Du lieber Himmel! Wenn ich Hungers sterben soll, so möchte ich es doch lieber trocken thun. 's wird schrecklich unangenehm sein, wenn Regen kommt." —

Die Gluth wurde schwächer. Eine bernsteinfarbene Wolke dunkelte, verlor ihr Gold und wandelte sich in Blei.

„O jemineh!" sagte Frau Hammett, sich aufsetzend. „Jobs Sonntagshemd; da ist ja ein großes Stück ausgerissen; und es ist nicht ausgebessert." Sie legte sich wieder zurück. „Was kümmert's mich," sagte sie zu sich selbst. „Dort, wohin Job geht, braucht er wahrscheinlich dergleichen nicht." Für eine Weile beruhigte sie der Gedanke, aber nur für eine Weile. Sie setzte sich wieder auf. „Ich müßte mich aber schämen, wenn nach meinem Tode die Leute Jobs Hemd mit einem Loche finden — zerrissen und nicht ausgebessert. Und Job wird nicht aufhören, mich im Himmelreich wegen des zerrissenen Hemdes zu quälen, — das heißt, falls wir dort einander begegnen, wovor uns Gott bewahren möge!"

Sie warf sich zurück in's Haidekraut.

Die Dämmerung brach herein, die Sonne war untergegangen. Der Thau begann zu fallen, und Bell Hammett fröstelte. Eine Zeit lang lag sie ganz still da, hin und wieder seufzend und mit Bedauern daran denkend, daß sie diesen Nachmittag ihre gewohnte Tasse Thee nicht zu sich genommen und daher so gar nicht recht für den Hungertod vorbereitet war, — da fuhr ihr plötzlich ein Gedanke wie die Spitze eines Stilets durch das Hirn.

„Herrjeh!" sagte sie, indem sie sich jäh aufrichtete, „die Kaninchenpastete in der Speisekammer!"

Bell blieb einige Minuten halb aufgerichtet, vor Kälte und innerer Leere zitternd, und ihre Gedanken beschäftigten sich mit der köstlichen Kaninchenpastete.

„Was thun?" fragte Bell. „Es liegt ein Gewitter in der Luft, und sie hält sich ganz gewiß nicht bis zu unserem Begräbniß. Ich rechne drei Tage auf unseren Hungertod, mithin etwa fünf Tage, bis man uns beerdigt. Bis dahin hält sich die Kaninchenpastete auf keinen Fall."

Welche Aussicht! Sie verscheuchte ein Marienkäferchen, das über ihr Gesicht kroch, und schüttelte ein anderes aus ihrem Haar. —

„Ich mache eine gute Pastete — das darf ich sagen. Es wäre eine Schande und eine Sünde, wenn die Kaninchenpastete schlecht werden sollte. Und wenn ich aus der Welt gehe, so soll es nicht mit belastetem Gewissen geschehen — und belastet wäre es, wenn die Kaninchenpastete vor dem Begräbniß verderben sollte."

Sie zog sich in sich zusammen.

„Es ist bitter kalt — au! da habe ich ja Stechginster in die Hand bekommen! Thut nichts — aber — die Kaninchenpastete!"

Sie arbeitete sich auf die Kniee.

In ihrer Hütte war Licht! . . .

„Wer sind die Gottverdammten, die bei uns einbrechen, während wir uns für die Ewigkeit vorbereiten?" fragte Bell Hammett in größter Erregung. „Ich würde mich nicht wundern, wenn sie über die Kaninchenpastete herfielen. Na wartet, ich werde Euch das Vergnügen versalzen."

Schneller, als sie heraufgekommen, lief die Frau den Dewerstein hinab und hielt nicht an, bis sie die Hütte erreicht hatte. Sie riß die Thür auf, platzte in die Küche hinein — Niemand war drin — stürzte in die Speisekammer und — fand Job dort, der dabei war, die Kaninchenpastete ohne Messer, Gabel oder Löffel — nur mit den Fingern — zu verzehren.

„Du grauhaariger alter Schuft!" schrie sie. „Du schmutziger, gemeiner Kerl — wie kannst Du Dich unterstehen —!"

Und hier mag der Schleier fallen über die Scene gemeinschaftlicher gegenseitiger Anklagen und gemeinschaftlichen Vertilgens der Kaninchenpastete.

Eine Zeit lang gab — wie man sich denken kann — die Kaninchenpastete Stoff zu Sticheleien zwischen dem Ehepaar, sie trat an die Stelle des Schlächters von Shaugh. Die Folge war eine Uneinigkeit, die um nichts der früheren nachgab, und nach sechs Monaten war die gegenseitige Abneigung so stark und das Gefühl des Unglücks so heftig, daß Bell wieder die Absicht kundgab, sich selbst zu tödten, dies Mal nicht durch Hunger, sondern durch die sichere und schneller wirkende Methode des Erhängens. Sie konnte den Aerger über ihres Mannes Benehmen, seine Herzlosigkeit, seine spitzen Reden, seine Geringschätzung ihres Charakters, die völlige Aussichtslosigkeit auf Erlösung in dieser Welt nicht länger ertragen.

Hastig einen festen Strick ergreifend, flog sie aus dem Zimmer mit der Erklärung, daß sie sich an dem Apfelbaum hinter dem Schweinestall erhängen werde, und daß sie die Verantwortung für ihren Tod auf Job wälze, der ihrem Dasein Alles genommen, was es erträglich hätte machen können. Mit wild wogender Brust, mit stürmisch klopfendem Herzen und brennendem Hirn warf Bell die Thür hinter sich zu und schritt über den hinteren Hof.

Das Schwein, das sie kommen hörte, grunzte.

„Nein — kein Bad! Du hast es schon gehabt!" sagte Frau Hammett bitter. „Und wer Dir morgen Deinen Eimer geben wird — Gott allein weiß es." Sie stand einen Augenblick still. „Und was für Schmutz Dir Job in den Eimer thun mag, das weiß auch nur Gott."

In der stillen Abendluft machte sich der Duft des Schweinestalls stark bemerklich.

Bell trat hinein und dachte: „Zum letzten Mal riech' ich einen Schweinestall. Dort, wohin ich gehe, giebt es keine Schweine." Dann trat sie zurück, um noch einmal den Geruch einzuziehen, — nicht, daß der Duft eines Schweinestalles besonders angenehm wäre; aber der Mensch schätzt, was er verlieren soll und nimmer, nimmer, nimmer wiedersieht.

„Ich werde keine von Euren schwarzen Würsten mehr essen," sagte Frau Hammett, als das Schwein wieder grunzte. „Job wird sie alle haben und genießen — bis zum Ueberdruß."

Sie ging hinaus, zum Apfelbaum, und warf das Ende des Stricks über den einzigen brauchbaren Ast.

„Aber ich seh' nicht recht, wie ich es machen kann," sagte sie . . . „Ich brauche eine Tonne, auf die ich mich stelle . . . Ich habe es noch nie bisher gethan, und so geht es Einem nicht gleich von der Hand, wie es sollte."

Sie ging in einen Anbau, wo sich ein leeres Faß befand, befreite es nicht ohne Mühe von dem Plunder, der es belastete, und rollte es durch den Hof zum Apfelbaum.

„Ich bin doch neugierig, ob der Ast halten wird," sagte Bell. „Ich erinnere mich, daß es im vergangenen Jahre in manchen Obstgärten eine solche Menge von Aepfeln gab, daß die Zweige brachen."

Sie stellte das Faß auf — aber nun erwies es sich schwierig, es zu besteigen. Da das Faß leicht und sie schwer war, fiel es mit ihr um, als sie versuchte, hinauf zu klettern. Wie eine Katze auf den Boden des Fasses zu springen, ging über ihre Kräfte.

„Ich werde mir einen Stuhl holen," sagte sie. „Auf andere Weise komm' ich im Leben nicht hinauf."

Sie kehrte in's Haus zurück, den Strick um den Hals; und als ordentliches Weib hielt sie das Ende hoch und ließ es nicht schleppen.

Job saß mit brennender Pfeife, breitbeinig, die Hände ausgebreitet, um so viel als möglich von der Wärme aufzufangen, vor dem Feuer. Er hatte es nun ganz für sich.

Er schaute sich um, und ohne die Pfeife herauszunehmen, schob er sie mit der Zunge in den einen Mundwinkel und sagte durch den andern:

„Was — noch nicht gehängt?"

„Ich kann's nicht ohne den Schemel," erwiderte sie. „Und, Job, denke daran, das Schweinefleisch einzupökeln. Es liegt drei Wochen im Salz, und wenn Du es nicht jeden Tag wendest und mit Lake übergießt, so hält es sich nicht."

„Schon gut," sagte Job. „Geh' nur und hänge Dich. Ich werde schon an das Schwein denken."

„Du abgebrühter, fühlloser Hund!" schrie Bell wüthend und lief, den Schemel mitnehmend, aus dem Hause. Als sie den Apfelbaum erreicht, stellte sie den Schemel neben das Faß, und nach einigen erfolglosen Anstrengungen brachte sie es fertig, sich auf dem Faßboden im Gleichgewicht zu behaupten. Nun warf sie den Strick über den Ast, und das Ende des Stricks ergreifend, sprang sie ab.

Ihre Last riß ihr sofort das Tauende aus der Hand, und sie gerieth in sitzender Haltung, stark geschüttelt, unter das Faß.

Durchrüttelt, erschreckt, verletzt, keuchte sie nach Luft — und bemerkte über sich ihren Gatten, der dabei war, den Strick von ihrem Halse zu lösen.

Er rauchte noch.

„Du Gans!“ sagte er. „Weißt Du nicht, daß ich versprochen habe, das Kalb morgen zu Deinem Fleischer in Shaugh zu bringen? Dazu brauche ich den Strick.“

Frau Hammett sprang mit einem Schrei auf.

„Wie, Job! Du bist nicht herausgekommen, um mich vom Tode zu retten, sondern um den alten Strick für das Kalb zu nehmen? Ich werde Dich lehren, Dein Weib so wenig schätzen.“

In einem Nu hatte sie den Strick vom Halse, hatte Job mit der einen Hand ergriffen und bearbeitete mit der anderen ihn nachdrücklich mit dem Tau.

Sie war von Beiden der Stärkere, unstreitig der männlichere Theil.

Job sprang, wand sich, flehte, schwor — vergebens! Der Strick wirbelte und fiel.

Er duckte, wehrte sich und schrie:

„Laß ab, Bell!“

„Laß ab! wirklich! Also Du kamst nach dem Strick, nicht weil Du Dein Weib liebtest und schätztest, sondern weil Du ihn für das Kalb brauchtest. Ich werde Dich lehren, Dein Weib lieben und schätzen.“

„Ich will ja, ich will!“ schrie Job springend. „Ach, Bell, Du thust mir furchtbar weh. Ach, hör' auf. Ich bin schrecklich empfindlich um die Lenden.“

„Ich will — wenn Du erklärst, daß Du aus Liebe heraus kamst — aus Liebe — und nicht aus anderem Grunde.“

„Ach Gott ja! Aus Liebe — Liebe — aus keinem anderen Grunde. Schlage mich todt, wenn ich's nicht aus Liebe that.“

„Und wirst mich schätzen!“

„Und werde Dich schätzen höher denn echtes Gold.“

„Lieben und schätzen — Beides!“

„Lieben und schätzen!“ wiederholte Job.

„Und allezeit!“

„Bis zum Tode!“ sagte Job.

Er hielt sein Wort. Er konnte nicht anders.

Wenn er irgend einmal die Neigung zeigte, auf Abwege zu gerathen, auf den Schlächter anzuspielen, an eine gewisse Saite zu rühren, zu widersprechen, unsauber an seinem Leibe, unschicklich in seinem Verhalten, aufsätzig in Gedanken, Wort oder That zu sein, so schaute Bell nur auf einen Strick, der an einem Nagel hing — und Job kehrte sofort auf den Pfad des Gehorsams und der Liebenswürdigkeit zurück. So gestaltete sich der letzte Abschnitt dieses Ehelebens erfreulicher als sein Anfang und seine Mitte.



Illustrirte Bibliographie.



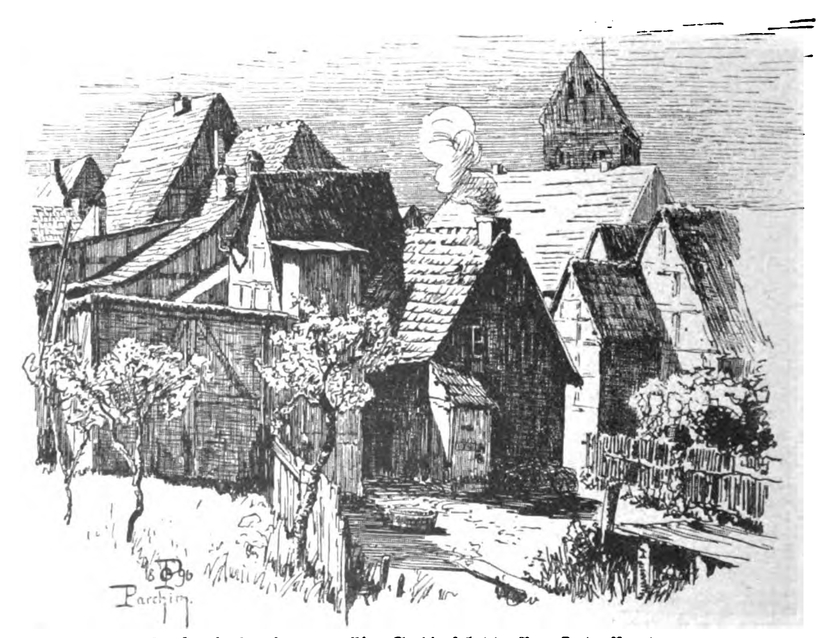
Eine Studienfahrt. Drei Monate im Ruderboot auf Deutschlands Gewässern von Otto Protzen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser. Dies kaiserliche Wort beginnt dem deutschen Volke mehr und mehr in Fleisch und Blut überzugehen. Das Weltmeer, früher uns so fern und fremd, wird uns nach und nach zu einer zweiten Heimat wie dem Engländer; und bis tief in's Binnenland hinein ist das Interesse für alles Maritime ein so intensives, daß nicht in zu ferner Zeit das Verständniß in nautischen Dingen in Deutschland nicht viel weniger verbreitet sein wird wie bei unseren angelsächsischen Vettern. An Werken, die diesem Interesse Rechnung tragen und erwünschte Belehrung bieten, ist gewiß kein Mangel; wenn auch vor der Hand nach dieser Richtung hin nicht zu viel geschehen kann; — das vorliegende Buch lenkt nun unsere Blicke nicht auf das große Weltmeer, es erzählt nicht von gewaltigen eisengepanzerten Kriegsschiffen, stolzen Kauffahrteifahrern und schwimmenden Riesenpalästen, nicht von überseeischen Ländern; — es schildert nur eine Fahrt in heimischen Gewässern in dem denkbar bescheidensten Fahrzeuge, einem einfachen Ruderboot. Dadurch wird dies Werk, das uns lehrt, über dem Blick auf das Große und Ferne nicht das Kleine und Naheliegende zu vergessen, eine werthvolle Ergänzung zu jener reich blühenden Litteratur, die wir um so freudiger begrüßen, als an derartigen Erscheinungen auf dem Büchermarkte gewiß kein Ueberfluß ist. Der Verfasser, Sportsman, Künstler und Schriftsteller, trat im Juni 1895 in seinem kleinen Boote von Stralau bei Berlin aus eine Fahrt an, die ihn spree-, havel-, elbabwärts über Hamburg-Brunsbüttel zum damals noch nicht officiell eröffneten Nord-Ostsee-Canal führte. Er



Illustrationsprobe aus: „Eine Studienfahrt". Von Otto Protzen.
Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

wohnte den Festlichkeiten der Canaleröffnung bei — auf deren Schilderung er, was wir nicht bedauern, verzichtet; er dringt in die Buchenwälder Ostholsteins ein; vertraut sich mit seiner Nußschale den Wogen der Ostsee an, besucht Lübeck, Ratzeburg, Wismar, befährt die Wasserläufe und Seen Mecklenburgs und kehrt mit reicher künstlerischer Ausbeute nach Hause zurück. Welche Fülle von landschaftlichen Reizen dieses nordische Flachland, welch wundervolle Motive dem Künstler diese idyllische Natur, diese Städte, Städtchen und weltfremden träumenden Flecken bieten, lernen wir entzückt aus den Federzeichnungen und



Illustrationsprobe aus: „Eine Studienfahrt". Von Otto Protzen.
Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Kohleskizzen dieses Buches kennen. Die diesen Zeilen beigegebenen Proben mögen davon und von der vortrefflichen Art, in welcher Otto Protzen, der Künstler, seine schöne Aufgabe gelöst hat, eine Vorstellung geben. Aber auch mit der Feder weiß der Zeichner gewandt umzugehen; und ein frischer Humor ist eine wohlthuende Würze seiner Reiseschilderung, die eine uns so nahe und reizvolle und doch so unbekannte Welt erschließt.



Illustrationsprobe aus: „Eine Studienfahrt". Von Otto Protzen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Allen Naturfreunden sei dieses schöne, auf's Gediegenste ausgestattete Werk, das besonders in den Kreisen der Freunde des Wassersports vielen Anklang finden dürfte, warm empfohlen. — l —

Zur modernen Dramaturgie.

Studien und Kritiken über das deutsche Theater. Von Eugen Zabel. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung, A. Schwartz.

Als reifes schönes Ergebniß langjähriger Beschäftigung mit dem Theater, seinen Dichtern und ausübenden Künstlern hat uns Eugen Zabel ein größeres Werk „Zur modernen Dramaturgie" beschert, dessen zweiter, das Ausland behandelnder Theil, bereits erschienen ist, während der erste Band über das deutsche Theater nunmehr vorliegt. Zabel ist, wie bekannt, seit mehreren Jahrzehnten als litterarischer Feuilletonist und Kritiker an der Berliner „Nationalzeitung" thätig und hat von dieser hervorragenden Stelle aus die Entwickelung der modernen Litteratur mit sorgfältig prüfendem Blick, ein-

gehendem Verständniß und treuer Hingabe an den Gegenstand beobachtet; er konnte seine Arbeiten auf der Grundlage einer umfassenden Bildung auferbauen und sie mit ungemein stilistischer Gewandtheit ausführen. Gerade die „Nationalzeitung“ legt Werth darauf, daß ihre Feuilletons auch vor dem Forum der Wissenschaft bestehen können; dort hat weniger die zierliche Plauderei, die leicht zur oberflächlichen und flüchtigen Behandlung des Stoffes verleitet, als der gründliche, auch dem Fachmann genügende Essay seine Stätte. Wenn Zabel nun jetzt seine zum großen Theil von der „Nationalzeitung“ veröffentlichten Kritiken und Charakteristiken sammelt, sichtet und bearbeitet, so kommt ihm für die Zusammenstellung dieser zerstreuten Arbeiten zu einem Buche eben die Thatsache zu gute, daß ihnen nicht das Wesen der Eintagskritik anhaftet; sondern daß sie schon in der Tageszeitung als gründliche, auch das Historische berücksichtigende dramaturgische Studien erschienen sind. Sie befriedigen das wissenschaftliche Bedürfniß des Lesers und erfreuen ihn gleichzeitig durch die Anmuth der Form, mit der Zabel seine Gaben darbietet. Diese Aufsätze sind mit einem warmen Gefühl für die Sache, der sie dienen, geschrieben; hier spricht ein Mann, der sich dem Studium des Theaters als eine Lebensaufgabe gewidmet hat, und dessen Anschauungen übrigens aus dem Grunde noch besondere Beachtung verdienen, weil Zabel auch praktisch dem Theater näher getreten ist; auch als dramatischer Schriftsteller hat er den Zauber des Lampenlichts an sich erproben können.

Der starke Band (544 S.) beginnt mit einem interessanten Aufsatz über die Kunst des Vortrages, die, wie Zabel mit Recht ausführt, auf dem modernen Theater so sehr vernachlässigt wird; und es beweist einen echt pädagogischen Blick, wenn der Verfasser anregt, daß die Kunst des guten Sprechens und gewandten Vortragens nicht allein vom Schauspieler, sondern von Jedermann, der im öffentlichen Leben steht, geübt werden sollte; ja, er legt die Pflege jener Künste auch den Schulen an's Herz, da eine wohlgebildete und schöne Sprache einer der wichtigsten Factoren auf dem Lebenswege sei. Mit großer Lebendigkeit und Anschaulichkeit weiß uns Zabel die bedeutenden Persönlichkeiten der Litteratur und Schauspielkunst in plastischer Kraft vor uns erstehen zu lassen, mag er nun bei Besprechung von Berthold Auerbachs Nachlaß die originelle Art schildern, in der sich der schwäbische Dichter gab, oder mag er uns in die Häuslichkeit Karl Werders führen, des feinsinnigen Aesthetikers, dem er mit besonderer Liebe und Verehrung zugethan ist und dessen Lebensarbeit er in großen klaren Zügen darstellt. Den hervorragenden Dramatikern unserer Zeit gegenüber nimmt Zabel eine ganz selbstständige Stellung ein: er würdigt Wildenbruch und Sudermann eingehend und mit starker Sympathie für ihre dichterischen Individualitäten, während er sich bei der umfangreichen Charakteristik Hauptmanns von einseitiger kritikloser Ueberschätzung ebenso freizuhalten sucht, wie von parteiischer Aburtheilung. Wer der modernen Dichtung als Kritiker näher tritt, der wird nicht umhin können, sich zugleich zum Kampfe zu rüsten, und gerade der Kritiker ist am wenigsten dazu auf der Welt, um Compromisse zu schließen; für ihn wie für jeden Streiter gilt der Mahnruf „Farbe bekennen“. Das thut Zabel ohne Scheu, auch wenn er sich im Gegensatze zu einer großen Zahl seiner Collegen weiß, und das ist immerhin der Anerkennung werth. — Wilbrandts tiefsinnigem, farbenreichem Schauspiel „Der Meister von Palmyra“ wird ein ganzes Capitel gewidmet, ebenso mehreren Dramen von Paul Lindau, Fulda und L'Arronge; in einem Capitel „Wiener Autoren“ werden einzelne Werke von Raimund, Nestroy, Anzengruber und der Neueren: Karlweis, Schnitzler, Burckhard, Bahr, David, Hofmannsthal und Ebermann behandelt. Immer strebt Zabel mit gutem Gelingen darnach, seinem Leser Bilder zu geben und ihm den Gegenstand anschaulich zu machen. Um uns von dem Wirken der Meininger zu erzählen, führt er uns in die Stadt des Herzogs Georg selbst, in das Theater und das Schloß, und er versäumt auch nicht, uns das Grabdenkmal Chronegks zu zeigen. Ein Lustspiel von Heinrich Lee „Das Examen“ hat Kant auf die Bühne gebracht, und Zabel benutzt diese Anregung sofort, um aus dem reichen Schatze seiner Studien und Erfahrungen eine interessante Arbeit „Kant auf der Bühne und im Leben“ zusammenzustellen. Besonders fesselnd ist die Reihe von Künstlerportraits, die Zabel in einem Capitel vereinigt; das sind mit zartem Stifte gezeichnete Cabinetsstückchen der Charakterisirungskunst, die alle Größen unseres deutschen Theaters, die Wolter, Mitterwurzer, Sonnenthal, Baumeister, Haase, Barnay, Engels, Vollmer, Matkowsky und Kainz in Lebensfülle vor uns erstehen läßt. So bietet Eugen Zabels dramaturgisches Werk, das nun in zwei Bänden vorliegt, ein reiches und nahezu vollständiges Material zur Geschichte des modernen Theaters, und es wird Jeden, der sich mit moderner Litteratur beschäftigt, auf das Lebhafteste interessiren müssen. ls.

Bibliographische Notizen.

Am Ende des Jahrhunderts. Rückschau auf hundert Jahre geistiger Entwickelung, herausgegeben von Dr. Paul Bornstein. Band III. Juden und Judenthum im 19. Jahrhundert. Von Dr. S. Bernfeld. Berlin, S. Cronbach.

Unwillkürlich regt das Ende des Jahrhunderts, zu dessen bedeutsamsten, allerdings auch unerfreulichsten Erscheinungen Theobald Ziegler in seinem Buche „Die geistigen und socialen Fragen des 19. Jahrhunderts" den Antisemitismus zählt, mehr denn je zu Betrachtungen über Juden und Judenthum an. Um so mehr, als das 19. Jahrhundert für das Judenthum von höchster Bedeutung geworden ist und den Juden nach langen Kämpfen die Emancipation gebracht hat. In dem vorliegenden Buche unternimmt es Dr. S. Bernfeld, ein Gesammtbild der Juden und der Entwicklung des Judenthums in Deutschland während des 19. Jahrhunderts zu bieten, womit selbstverständlich eine Betrachtung der Fortentwicklung der ausländischen Juden eng verknüpft ist. Der Verfasser weiß ein ganz besonders anschauliches Bild von dem Ringen der Juden nach Gleichberechtigung und von den Reformbestrebungen im Schoße des Judenthums zu geben; er berücksichtigt aber in seiner Darstellung, wenn auch nicht verkannt werden darf, daß der Schwerpunkt der Entwickelung des Judenthums früher zu suchen ist, die neue und neueste Zeit doch allzu wenig. Zu den wichtigsten Capiteln der Culturgeschichte der deutschen Juden im 19. Jahrhundert gehört unstreitig ihre thätige Antheilnahme und Mitwirkung an dem Ausbau der deutschen Wissenschaft, ihr Einfluß auf Kunst und Litteratur. Wollte der Verfasser diese rühmlichste Seite der Fortentwickelung des Judenthums, wie es thatsächlich geschehen ist, gänzlich ausschließen, und war es seine Absicht, das Judenthum im 19. Jahrhundert vom religiösen und politischen Standpunkte zu behandeln, so kann man die Aufgabe auch nicht als völlig gelöst betrachten. Männer wie Lazarus und der vor Kurzem verstorbene Steinthal, die Begründung der Völkerpsychologie, einer neuen Wissenschaft, die gerade für das Judenthum von Interesse ist, hätten unbedingt erwähnt werden müssen. Allerdings hinderte der allzu karg bemessene Raum eine weitere Ausgestaltung des Werkchens, aber trotzdem hätte der Verfasser die Mitwirkung der Juden an dem Aufbau und der Ausgestaltung des Deutschen Reiches, die parlamentarische Thätigkeit Bambergers und Laskers, die begeisterte Theilnahme der Juden an den deutschen Einheitskriegen, worüber statistisches Material vorliegt, und viele andere bedeutsame Erscheinungen gebührend hervorheben müssen. Andererseits hätte eine kurze Erwähnung auch der Zionismus verdient, eine Bewegung, mit der man rechnen muß, trotzdem ihr die überwiegende Mehrheit wie auch der Schreiber dieser Zeilen völlig fernsteht. Vielleicht nimmt Herr Dr. Bernfeld Gelegenheit, den überreichen Stoff, den gerade das Judenthum im 19. Jahrhundert bietet, in einem zweiten Bändchen möglichst zu erschöpfen und somit eine Ergänzung zu dem vorliegenden Buche zu geben, das in der Gegenwart von wirklich actuellem Interesse ist.

E. N.

Vor dreißig Jahren. Erinnerung an das Kriegsjahr 1870/71.

Moltke-Album: Bilder aus Moltkes Leben und seiner Zeit. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Es ist eine gewiß glückliche Idee der Verlagshandlung, jene große Zeit, die nun drei Jahrzehnte hinter uns liegt, und das Leben des großen Schlachtendenkers, dessen hundertjährigen Geburtstag wir in diesem Jahre feiern, lediglich im Bilde widerzuspiegeln. Diese Chroniken ohne Worte — an Text enthält — abgesehen von den Bilderunterschriften — das erst aufgeführten Album lediglich ein Gedicht von Oskar Wilda, das zweite eine kurze Einleitung in Prosa — rufen dem Beschauer auf die einfachste und schnellste Weise alle die bedeutsamen Ereignisse aus der Werdezeit des Deutschen Reiches und aus dem Lebensgang des großen Heerführers in's Gedächtniß, indem sie zugleich einen künstlerischen Genuß gewähren. Das Kriegsalbum enthält Bilder Kaiser Wilhelms, der deutschen Fürsten und Heerführer, Darstellungen von Schlachten und bedeutsamer militärischer und politischer Vorgänge während des Krieges, daneben manche Episode und manches Anekdoten- und Genrehafte. Die Namen hervorragender Militär- und Historienmaler sind hier vertreten, u. A. G. Bleibtreu, E. Crofts, E. Hünten, R. Knötel, G. Koch, Erich Mattschaß, A. de Neuville, Th. Rocholl, C. Röchling, S. Seymour-Thomas, A. von Werner.

Das Moltke-Album enthält außer zahlreichen Bildnissen Moltkes aus den verschiedensten Lebensaltern — darunter besonders interessant das ihn als dänischen Cadetten darstellende — Bilder seiner Eltern und seiner Gattin, Abbildungen der Stätten seiner Thätigkeit — besonders als Gutsherr von Creisau und damit verbunden in seinen rein menschlichen Eigenschaften lernen wir ihn in zahlreichen trefflichen Zeichnungen von L. Dettmann kennen. Die stattliche Reihe der Bilder führt uns von der Geburt des Helden — die Reproduction des dieselbe betreffenden Blattes aus dem Kirchenbuche von Parchim wird besonderes Interesse erregen — durch die verschiedenen Lebensphasen bis zu der großartigen Feier des 90. Geburtstages und zum Sterbebett Moltkes; und am Schlusse verweilt unser Blick bei der Betrachtung der Todtenmaske, die schärfer und reiner als die Bilder des Lebens die Cäsarenlinien dieses Antlitzes wiedergiebt.

Es ist zu erwarten, daß die beiden reichhaltigen Bilder-Chroniken bei ihrem mäßigen Preise viele Freunde finden werden. —a.

Gutenberg. Von K. G. Bockenheimer. Druck und Verlag der Mainzer Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. Mainz, 1900.

Aus Anlaß der glänzend verlaufenen Feier des fünfhundertjährigen Geburtstags Gutenbergs hat im Auftrage der Festleitung der rühmlichst bekannte Mainzer Landgerichtsdirector Dr. Bockenheimer eine für weitere Kreise bestimmte Schrift über den Erfinder der Buchdruckerkunst, sein Leben und sein Wirken veröffentlicht. Dieselbe ist mit einer Anzahl anderer Arbeiten von Mainzer Schriftstellern in einem vornehm ausgestatteten, der Bedeutung der Feier entsprechenden Band vereinigt und darf wohl als ein Volksbuch im besseren Sinne des Wortes bezeichnet werden. Wenn soeben gesagt wurde, daß Bockenheimers Arbeit für die weiteren Kreise bestimmt sei, so darf daraus nicht gefolgert werden, daß der Verfasser aus zweiter oder gar dritter Hand geschöpft habe und nicht zu den Quellen zurückgegangen sei. Das Gegentheil ist der Fall. Es ist eine der Hauptaufgaben des Verfassers gewesen, an die Quellen die scharfe kritische Sonde anzulegen. Die verschiedenen Urkunden, die sich auf Gutenberg beziehen, hat Bockenheimer einer juristischen Kritik unterzogen, die zu dem höchst merkwürdigen Ergebniß führt, daß man bislang auf diesem Gebiete mit dem kritischen Messer viel zu wenig gearbeitet hat. Es ist überaus interessant, daß die Echtheit von Urkunden, die mit Rücksicht auf die darin beurkundeten rechtlichen Verhältnisse unmöglich echt sein können, so lange überhaupt nicht angezweifelt wurde. Bockenheimer verbindet ein sehr umfassendes historisches Wissen mit juristischer Schärfe, und seine Arbeit über Gutenberg zeigt so recht, wie ungemein ersprießlich es für den Historiker ist, wenn er auch über umfangreiche juristische Kenntnisse verfügt. Auf die Einzelheiten der Schrift kann hier nicht eingegangen werden; dieselbe ist in frischer, daher lebendiger Darstellung verfaßt und wird auch von demjenigen gern gelesen werden, welchen die specifisch juristische Quellenkritik nicht besonders interessirt. Die Gutenbergforschung, die durch das Mainzer Fest eine neue Belebung erfahren hat, wird aber an der Bockenheimer'schen Arbeit und ihren Ergebnissen, vor Allem den negativen, nicht vorübergehen können, ein bleibender Werth ist derselben sicher, und der Verfasser hat sich aufrichtigen Dank dafür verdient, daß er den unechten Bestandtheil des Quellenmaterials mit geübter, sicherer Hand aufdeckte. F.

Pater Maternus. Roman aus dem sechszehnten Jahrhundert von Adolf Hausrath (George Taylor). Leipzig, S. Hirzel.

Es scheint, als ob Adolf Hausrath, der Professor für Kirchengeschichte in Heidelberg — als Romanschriftsteller bekannter unter dem Namen George Taylor — den Dichter immer mehr hinter den Gelehrten zurücktreten zu lassen beabsichtigt; wenigstens ist dies in seinem letzten Roman „Pater Maternus" offenbar der Fall. Von dem hohen dichterischen Schwunge, der des Autors erste belletristische Werke „Antinous" und „Klytia" auszeichnete, ist im „Pater Maternus" nur in einzelnen Scenen etwas zu spüren; sonst behält zumeist der hevorragende Kirchengeschichtslehrer das Wort, der uns die Verlodderung und Versumpftheit der katholischen Kirche, die tiefe sittliche Heruntergekommenheit des Klosterwesens im 16. Jahrhundert kennen lehrt und zur Beweisführung hierfür die Fabel zu seinem Roman ersonnen hat. Daß somit von einer eigentlichen epischen Spannung innerhalb der Fortführung der Handlung, von einer reinmenschlichen Antheilnahme für deren Gestalten nicht viel die Rede sein kann, ist leicht erklärlich. Der Held des Buches ist

Pater Maternus, ein junger Augustiner-Mönch, der einzieht in Rom, der ewigen Stadt, um, erfüllt von Glaubenseifer, hier Vergebung seiner Sünden zu erflehen — was er sieht, was er erlebt, steht in grellstem Widerspruch zu seiner echten Gottergebenheit und Frömmigkeit. Außer ihm steht in der Mitte der Handlung Nikodemus, ein Jude, der die Taufe hatte über sich ergehen lassen, um bei einer der vielen Judenverfolgungen das Leben zu retten, und seine Tochter Marietta, die im Herzen den alten Glauben an den Gott ihrer Väter und seine Gebote treu bewahrt. Mit dem Schicksal dieser Gestalten, die historisch treu in Charakter und Wesen, aber doch nur als Gebilde des Geschichtskundigen, nicht von der Schaffenskraft eines Dichters erzeugt, vor uns treten, hat die Fabel des Buches zumeist zu thun. Wohl erleben wir mit ihnen erschütternde Scenen, die unsere Antheilnahme wachrufen; aber bald hören wir doch nur wieder den Forscher sprechen; wir vergessen den Dichter und folgen mit lebhaftem Interesse dem künstlerischen Aufbau, durch den der Gelehrte uns bestimmte Zustände einer längst vergangenen Zeit erkennen lehrt. Adolf Hausrath hat uns mit seinem „Pater Maternus“ einen neuen Beweis seiner großen Gelehrsamkeit und seiner schriftstellerischen Kunst, aber nicht seines Dichterthums gegeben. A. W.

Steppenstürme. Bilder aus dem russischen Leben von Stanislaus Lucas. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Der Verfasser des vorliegenden Buches, der es in verhältnißmäßig kurzer Zeit verstanden hat, sich die ungetheilte Gunst des Lesepublicums zu erwerben, bietet uns hier eine litterarische Gabe, die wiederum, wie schon einige frühere, den großen Vorzug hat, daß sie Selbstgeschautes und Selbsterlebtes in poetischer Abklärung enthält und die Lebenswahrheit der Figuren ebenso wenig vermissen läßt, wie die decente und gefällige Form der Darstellung. Das will besagen, daß der Autor mit seinem gesunden Realismus gerade so weit geht, wie die strenge Censur der heutigen Lesewelt es ihm gestattet. Ein weiterer Vorzug, der vorweg Erwähnung verdient, ist die frische und überaus anschauliche Naturschilderung, mittelst deren uns der Verfasser in die Scenerie der russischen Steppenlandschaft zu versetzen weiß. Wir lernen die trotz ihrer Eintönigkeit überaus reizvolle Landschaft im Sommer und im Winter kennen, und wer nur über ein Fünkchen Phantasie verfügt, kann sich nach den Lucas'schen Schilderungen ein getreues Bild von den Steppengegenden des östlichen Rußlands machen. Besonders die grandiose Schönheit, die des Winters Herrschaft dieser endlosen Ebene verleiht, wird in fesselnder Weise geschildert.

Das russische Leben und die russische Gesellschaft kennt der Verfasser aus dem Grunde; seine feine Beobachtungsgabe, der die kleinsten Züge nicht entgehen, ist oft überraschend, und die Typen, die er uns vorführt, sind Fleisch und Blut, das er selbst geschaut hat, wenn er auch für die Gestaltung seiner Fabel ab und zu die Phantasie zu Hilfe genommen haben mag. Einen besonderen Reiz weiß er seinen Erzählungen dadurch zu verleihen, daß er durch geschickte Parallelen die Grundverschiedenheit der russischen und der deutschen Lebensanschauung dem Leser anschaulich macht.

Das Buch umfaßt vier Erzählungen: „Die verkaufte Frau“, „Duratschok“, „Lumpa, der Hase“ und „Zwei Mädchen“. Dieselben stehen nicht alle ganz auf gleicher Höhe. Die vollendetste ist zweifellos „Duratschok“, welche einen nur in der höheren russischen Gesellschaft möglichen weiblichen Charakter schildert. Sowohl die Hauptfigur als auch die zahlreichen Nebenfiguren sind mit großer Schärfe und Klarheit gezeichnet; auch versteht es der Verfasser, seine Erzählung mit einem köstlichen Humor zu würzen; an passenden Stellen fehlt sogar eine treffende Satire nicht. „Die verkaufte Frau“ enthält ähnliche, nicht minder fein gezeichnete Typen, während in „Lumpa, der Hase“ der Autor uns in die Kreise der russischen Bauern und Fabrikarbeiter führt, deren Leben und Treiben er ebenso gut beobachtet hat, als das der höheren Gesellschaft. Hier ist es, wo er besonders durch lebensvolle Schilderung der winterlichen Steppe überrascht und fesselt. „Zwei Mädchen“ scheint uns wegen seiner Breite und wegen des nicht recht befriedigenden Schlusses das am wenigsten gelungene Stück des Buches zu sein; doch fehlen auch hier die interessanten Züge nicht. Alles in Allem ist das Buch sehr lesenswerth, und wir empfehlen es angelegentlichst jedem Freunde einer gewählten Lectüre. J. G.

Sohn und Richter. Novelle von Katharina Zitelmann (K. Rinhart). Dresden, Karl Reißner.

Einen gewaltigen, erschütternden Stoff, dessen erschöpfende Gestaltung einen ganzen

Dichter von elementarer Kraft der Leidenschaft und tiefgründiger Psychologie erfordert, hat in diesem Buche eine weibliche Hand zu formen gesucht. Ein Kleist, ein Otto Ludwig wären die Männer gewesen, den Helden dieser Erzählung, der sich zum Richter über den Vater aufwirft und zugleich das Urtheil an ihm vollstreckt, den edlen Verbrecher und Vatermörder, zu gestalten. K. Zitelmann's Talent konnte eine solche Aufgabe nur halb gelingen, immerhin ist ihre Leistung in mancher Hinsicht beachtenswerth, und wenn sie nicht jene Gewalt und analytische Feinheit der Seelenmalerei, die der Vorwurf erfordert, bewährt hat, so muß man ihr doch zugeben, daß sie die Motive für die ungeheuerliche That des Helden, die aus den durch den Leichtsinn des Vaters verschuldeten unerträglichen Familienverhältnissen und der leidenschaftlichen Erregbarkeit einer ideal angelegten Jünglingsseele fließen, sorgfältig und überzeugend genug klargelegt hat. Chlodwig Half sieht keinen anderen Ausweg. von Mutter und Geschwistern das durch das Familienhaupt heraufbeschworene materielle Verderben und vom Vater selbst die drohende entehrende Schmach abzuwenden, als durch den Tod des Letzteren. Er opfert sich für die Seinen, indem er den Vater aus dem Hinterhalt tödtet. Daß das Opfer aber nicht nur halben Segen oder gar Unsegen stifte, muß er das noch größere bringen, die That in sich zu verschließen und die Sühne, nach der seine gemarterte Seele verlangt, sich versagen. So trägt der innerlich Zerrissene die Last eines unerträglichen Daseins weiter, bis ihm der deutsch-französische Krieg die gewünschte Gelegenheit bietet, sein Leben für eine heilige Sache hinzugeben und auf dem Sterbebette seine Seele durch die an einen Freund gerichtete Beichte seiner Schuld zu erleichtern. Die Novelle hält den Leser durch geschickten Aufbau, der im Bunde mit dem scharf zugespitzten Dialoge und leidenschaftlich bewegten Scenen oft eine dramatische Wirkung übt, bis zum Höhepunkt, der verbrecherischen That des Helden, im Banne, dann aber flaut das Interesse des Lesers ab, da es der Verfasserin nicht geglückt ist, die seelische Zerrüttung des Helden, in dem naturgemäß, nachdem die Leidenschaft ihr Ziel erreicht hat und damit verraucht ist, der psychische und moralische Umschlag erfolgt, mit der Eindringlichkeit darzustellen, welche die Theilnahme des Lesers für den Unglücklichen in dem von der Verfasserin erstrebten Maße erregt und festhält. So legt man das Buch mit dem Gefühl aus der Hand, daß hier Gegenstand und Wirkung einander nicht voll entsprechen, daß die Verfasserin, ob sie uns auch oft gepackt und ergriffen hat, uns nicht in jene mächtige Erschütterung versetzt hat, welche in der Größe und Tragik dieses Vorwurfs verborgen liegt. O. W.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **G.** = Gesellschaft. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **Ku.** = Kunstwart. — **Kultur.** — **L. E.** = Das litterarische Echo. — **N.** = Nation. — **N. D. Ru.** = Neue Deutsche Rundschau. — **N. u. S.** = Nord und Süd. — **R. U.** = Reclams Universum. — **T.** = Türmer. — **V. & Kl. M.** = Velhagen & Klasings Monatshefte. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft — **Z. f. B.** = Zeitschrift für Bücherfreunde. — **Zeit.**

Andersens Jugend. Von O. Stauf v. d. March. T. II. 11.

Bach, Johann Sebastian. Von K. Storch. T. 1900. 11.
— Von R. Batka. Ku. XIII. 20.

Betz, Franz †. Von C. Droste. B. u. W. II. 23.

Benziger-Wahlmann, Eleonore. B. u. W. II. 22.

Björnsterne Björnson. Von G. Brandes. B. u. W. II. 22.

Buddhas Leben und Lehre. Von A. Hartmann. Kr. 190.

Bühnenästhetik, moderne. Von Anton Lindner. W. Ru. IV, 15.

Chinajammer, Der. — Die wahre Schuld und die rechte Sühne. Von M. Adler. Kr. 191.

Chinesenkrieg, Der. Von Lynkeus. Z. VIII. 44.

Christians, Rudolf, (Berliner Bühnenkünstler XIII.) Von E. Thiessen. B. u. W. II. 21.

Deutsche Litteratur des XIX. Jahrh. Von A. Drews. W. Ru. IV, 16.

Engländerei in der deutschen Sprache, Die. Von E. Brausewetter. I. L. VII. 6.

Erdmessung, Die neuere. Von F. R. Helmert. D. Ru. 1900. 8.

„Erbförster“, Der erste Entwurf des. Nebst ungedruckten Briefen Otto Ludwigs. Herausgegeben v. H. H. Houben. B. u. W. II. 22.

Frankreichs litterarischem Leben, Aus. Von E. Meyer. I. L. VII. 14.

Französische Lyriker. Von S. Mehring. L. E. II. 22.
Frivolität und Egoismus, Zur Physiologie der. Von Heinrich Pudor. W. Ru. IV, 15.
Gerechtigkeit, Das Mysterium der. Von Maurice Maeterlinck. W. Ru. IV, 14, 15.
Goethebund und seine Zukunft, Der. D. Re. 1900. 8.
Händelfest im Krystall-Palast zu Sydenham, Das. Von W. J. Brand. B. u. W. II. 22.
Handelsinteressen in China, Deutsche. Von A. Charpentier. V. & Kl. M. XIV. 12.
Hase, Karl von. Von E. Franken. Z. VIII. 47.
Heimatkunst. Von F. Servaes. Z. VIII. 47.
Held, Franz. Von L. Jacobowski. G. XVI. März I.
Heyse, Paul. Von W. Rath. I. L. VII. 6.
Hygiene als Obliegenheit des Staates, Die. Von G. Bizzozero. D. Re. 1900. 8.
Internationale Kunst in Paris. Von R. de Gourmont. W. Ru. IV. 16.
Kants Idee des ewigen Friedens — eine Ironie? Von K. Ritter. Kr. 191.
Kretschmer, Edmund. Von A. Kohut. B. u. W. II. 23.
Kultur, persönliche und sachliche. Von G. Simmel. N. D. Ru. XI. 7.
Kunst und Kapitalismus. Von Leo Berg. Z. VIII. 43.
Kunst und Handwerk, Strömungen in. Von O. Eckmann. N. D. Ru. XI. 7.
Lagerlöf, Selma. (Schwedens moderne Dichterin.) Von O. Levertin. Zeit 285.
Laube-Erinnerungen. Von C. Sontag. L. E. II. 21.
Lesen und Bildung. Von A. Bettelheim. L. E. II. 21.
Liebknecht, Wilhelm. Von P. Nathan. N. 1900. 45.
Litteratur und Armee. Von L. Jacobowski. N. 1900. 42/43.
Litteratur im Königreich Sachsen, Die. Von H. A. Krüger. L. E. II. 22.
Litteratur, die neugriechische, der Gegenwart. I. L. VII. 6.
Lucrez, Etwas vom alten. Von A. Meinhardt. N. 1900. 45.
Malayische Mythen. Von Marx Möller. B. u. W. II. 22.
Michael Kohlhas-Stoff auf der Bühne, Der. Von E. Wolff (Schluss). B. u. W. II. 21.
Moltke. Von A. Semerau. N. u. S. 1900 Octob.
Multatuli, Ein holländischer Dichterphilosoph. Von E. Cotten. I. L. VII. 15.
Musikalisches aus Paris. Von L. Schmidt. B. u. W. II. 23.
Nietzsche-Ausgabe, Die. Von E. Horneffer. Zeit 304.
Nietzsche als Theologe. Von F. v. Oppeln-Bronikowski. N. u. S. 1900 October.
Fr. Nietzsche und Heinr. von Steins Briefwechsel. Von E. Förster-Nietzsche. N. D. Ru. XI. 7.
Papstthum und Hexenwahn. Von Graf v. Hoensbroech. D. Re. 1900. 8.
Pflanzenseele, Die. Von A. Nagel. Kr. 190.
Philosophie, Die deutsche und ein französischer Lyriker. Von S. Mehring. N. 1900. 42.
Reim, Allerhand über den. Von E. Holzner. N. 1900. 46.
Revolution und Resignation als Kunst-Principien. Von W. Madjera. G. XVI. März II.
Roffhack, Albert. Von H. Lindau. N. u. S. 1900 October.
Ruskin, John. Von A. Wilmersdoerffer. N. u. S. 1900 October.
Schauspieler-Biographie, Eine. (Ludwig Gabillon.) Von M. Garr. B. u. W. II. 23.
Schauspielhaus in Hamburg, Das deutsche. Von H. E. Wallsee. V. & Kl. M. XIV. 12.
Schiller-Festspiele in Düsseldorf, Die. Von J. v. Wildenradt. B. u. W. II. 21.
Schubart und seine Tochter Julie. Mit ungedruckten Briefen und Versen. Von R. Krauss. N. u. S. 1900 October.
Secession, Die Berliner. Von R. Klein. G. XVI. Aug. I.
Serao, Mathilde. Von E. Gagliardi. N. 1900. 44.
Theater. Kölner Stadttheater. Vom. II. Von H. Eschelbach. B. u. W. II. 22.
— Pariser Theater-Saison 1899/1900, Die. I. Von B. Petzold. B. u. W. II. 22.
— Wiener Theatern. Von den. IV. Von A. Lindner. B. u. W. II. 22.
— Hannover, Das Theater zu. Von W. K. Saffeini. B. u. W. II. 23.
— Dresdener Oper 1899/1900, Die. Von L. Hartmann. B. u. W. II. 23.
— Londoner Season, Von der. Von E. Freund. B. u. W. II. 23.
„Torgauer Haide" Die. (Von Otto Ludwig). Von W. Golther. B. u. W. II. 21.
Tschudi, Clara. Von A. Kohut. N. u. S. 1900 October.
Urheberrecht und Buchhandel in socialistischer Beleuchtung. Von R. L. Prager. Ru. XIV. 21.
Verwandlungen. Von Julius Stort. N. D. Ru. XI. 8.
Wandertruppen. Von R. Misch. B. u. W. II. 21.
Weltlitteratur und die Gegenwart, Die Von R. M. Meyer. D. Ru. 1900. 8.
Wie ich Lustspieldichter wurde. Bekenntnisse von Gust. v. Moser. B. u. W. II. 23.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. X. Jahrgang. 1900. Heft 15. 16. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Bliss, Paul, Des Uebels Wurzel. Roman. Original-Umschlagzeichnung von Paul W. Ehrhardt. (Collection Tiefenbach Bd. 9), Leipzig, C. F. Tiefenbach, Sep.-Cto.

Brandes, Georg, Aesthetische Studien. Uebersetzt von Alfred Forster. Charlottenburg, H. Barsdorf.
Bruns, Margarethe, Die Lieder des werdenden Weibes. Minden, J. C. C. Bruns' Verlag.
Carpe diem (Nütze den Tag) Horaz, Oden I. 11, 8. Leipzig, Julius Klinkhardt.
Crome-Schwiening, C., Im Bühnen-Zwielicht. Roman. (Collection „Brillant", Band 11). Leipzig, C. F. Tiefenbach, Sep.-Cto.

Ewert, Dr. Max, Erinnerungen von Willibald Alexis. (Aus dem neunzehnten Jahrhundert. Briefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben von Karl Emil Franzos.) Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Herzog, Rudolf, Komödien des Lebens. Dresden, E. Pierson.

Huberti, Ludwig, Dr. jur., Handels-Akademie. Kaufmännische Wochenschrift. VI. Jahrg. 1899. Heft 10, 12. VII. Jahrg. 1900. Heft 31. Leipzig. Dr. jur. Ludwig Huberti.

Joseph, Karl, Franz von Sickingen. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Offenbach a. M., E. Kaufholz & Co. (J. Scherz).

Kipling, Rudyard, Diener der Königin. Autorisirte Bearbeitung von Curt Abel-Musgrave. Mit 4 Illustrationen und dem Bilde Rudyard Kiplings. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld.

Krauschner, Irma, Gedichte. Mit Bild der Verfasserin. Dresden, E. Pierson.

Kretzer, Max, Ein verschlossener Mensch. Roman. Zweite Auflage. Mit einem Bilde des Verfassers. Dresden, E. Pierson.

Kühnlein, Heinrich, Otto Ludwigs Kampf gegen Schiller. Eine dramaturgische Kritik. Mit dem Bilde Otto Ludwigs. Leipzig, Commissions-Verlag von Gustav Fock, G. m. b. H.

Lassar-Cohn, Prof. Dr., Die Chemie im täglichen Leben. Gemeinverständliche Vorträge. Vierte verbesserte Auflage. Mit 22 Abbildungen im Text. Hamburg, Leopold Voss.

Lohmeyer, Julius, Zur See, mein Volk! Die besten See-, Flotten-Lieder und Meerespoesien für Haus und Schule, vaterländische Vereine und Feste. Im Auftrage der Freien Vereinigung für Flottenvorträge herausgegeben. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Lucas, Stanislaus, Der Dämon. Roman aus dem russischen Nihilistenleben. Dresden, E. Pierson.

Mehring, Sigmar, Die französische Lyrik im 19. Jahrhundert. Mit eigenen Uebertragungen. Grossenhain u. Leipzig, Baumert & Ronge.

Nossig-Prochnik, Dr. Felicie, Zur Sociologischen Methodenlehre mit besonderer Rücksicht auf Herbert Spencer. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Bd. XXIII. Herausgegeben von Dr. Ludwig Stein.) Bern, C. Sturzenegger.

Preis-Verzeichniss über Blumenzwiebeln, Knollengewächse, Sämereien zur Herbstaussaat und Frühtreiberei, Pflanzen etc. No. 83. 1900. Quedlinburg, Pape & Bergmann.

Schlaf, Johannes, In Dingsda. Zweite Aufl. Minden, J. C. C. Bruns' Verlag.

Schriftsteller- und Journalisten-Kalender für das Jahr 1901. Herausgeg. von Emil Thomas. Leipzig, Verlag von Walther Fiedler.

Schupp, Ambros, S. J., „Die Mucker". Eine Erzählung aus dem Leben der deutschen Colonien Brasiliens in der Gegenwart. Paderborn, Bonifacius-Druckerei.

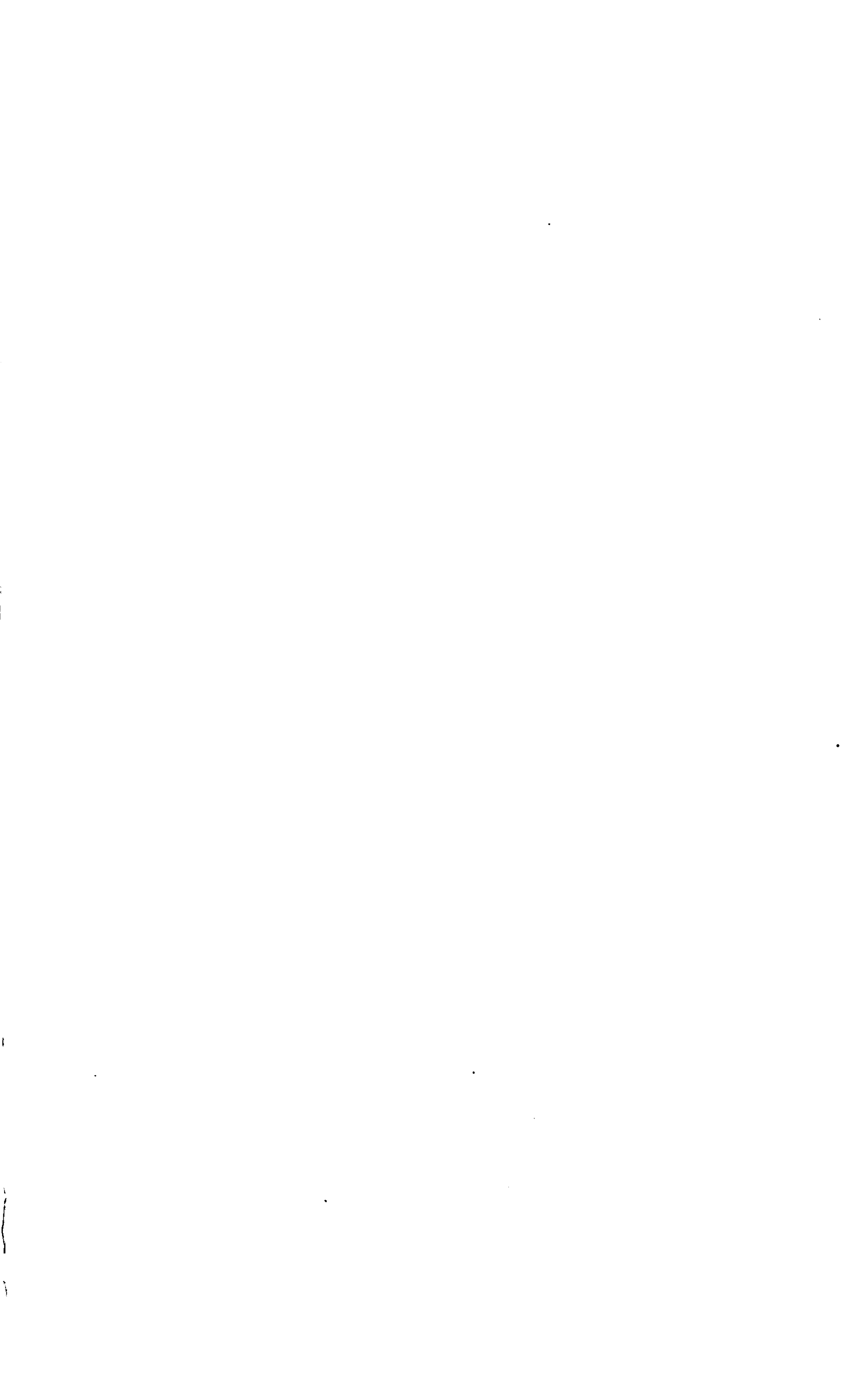
Spielmann, Dr. C., Die Taiping-Revolution in China. (1850—1864). Ein Capitel der menschlichen Tragikomödie. Nebst einem Ueberblick über Geschichte und Entwickelung Chinas. Halle a. S., Hermann Gesenius.

Stave, Ludwig, Verrathene Liebe! (La pauvrette. Siegfrieds Tod.) Zwei Novellen. (Collection „Brillant", Bd. 16.) Leipzig, C. F. Tiefenbach, Sep.-Cto.

Stryienski, Casimir, Reise der Gräfin Potocka-Wonsowicz nach Italien 1826—27. Mit noch bisher unveröffentlichten Briefen der Königin Caroline v. Neapel, der Königin Katharina v. Westfalen u. A. Uebertrag. v. Oskar Marschall von Bieberstein. Mit Anhang: Das Tagebuch der Gräfin Franziska Krasinska 1759—1762. Veröffentlicht von Olymp Chodzko. Nach der französischen Uebersetzung bearbeitet von Konrad Fischer. Mit vielen Illustrationen. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Werner, Richard Maria, Vollendete und Ringende. Dichter u. Dichtungen der Neuzeit. Mit neunzehn Porträts. Minden, J. C. C. Bruns' Verlag.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.





A. Graf Waldersee
Feldmarschall
auf dem Wege nach Ost Asien August 1900.

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

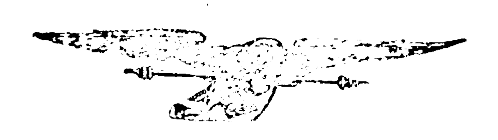
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XCV. Band. — November 1900. — Heft 284.

(Mit einem Portrait in Radirung: Generalfeldmarschall [illegible])



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und [illegible]

v. S. Schottlaender.



Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

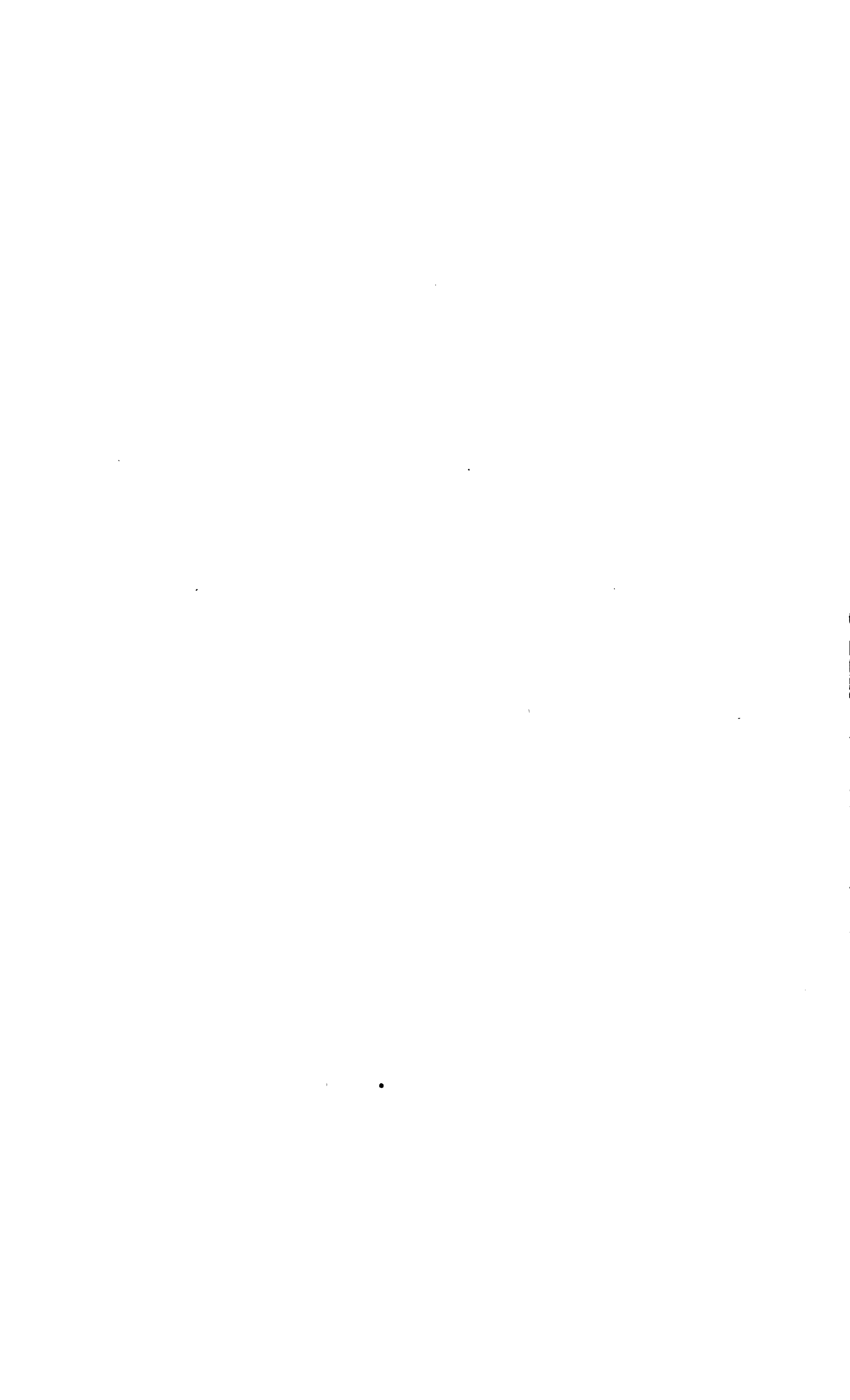
Paul Lindau.

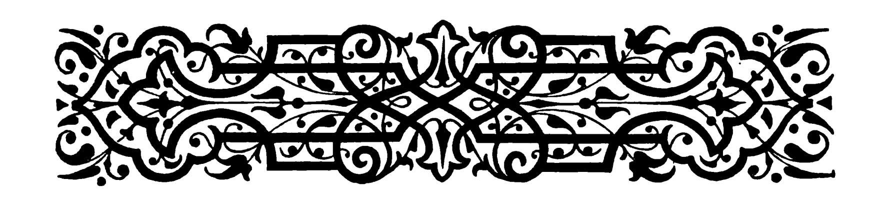
XCV. Band. — November 1900. — Heft 284.

(Mit einem Portrait in Radirung: Generalfeldmarschall Graf Waldersee.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.





Olympier.

Novelle.

Von

Maria Janitschek.

— Friedenau b. Berlin. —

(Schluß.)

V.

Mit einem heiteren Lächeln um die schönen Lippen trat sie in das nilfarbene Empfangszimmer.

„Rothe Haare sind modern, ob auch rothe Augen, bezweifle ich. Komm in die Ecke da und beichte. Aber ohne Thränen, wenn ich bitten darf.“

Sie ließen sich unter dem elfenbeinbraunen Baldachin nieder, und Inge begann — von der letzten Premiere zu sprechen. Sie war um ein Merkliches kälter.

Bertha erstaunte.

Was denn los sei? Ob sie ihr etwas Böses gethan hätte? Verschiedene Ausflüchte, dann wurde der Thee gebracht. Dann seufzte Inge ein paar Mal tief und zog ihr weißes, mit echten Spitzen besetztes Tüchlein heraus. Und beinahe wäre auf ein Stückchen Kuchen, das sie eben zum Mund führen wollte, eine große Thräne getropft, so plötzlich verließ sie ihre Beherrschung.

Hatte Bertha sie nicht zwei, zwei volle Tage warten lassen, bevor sie gekommen war?

Fräulein von Ilsen erschien sich als schwere Sünderin und zog die bitterlich Schluchzende an ihre Brust.

„Bedenk doch, Schatz, daß noch Andere meiner bedürfen, die wirklichen Grund zum Weinen haben. Du hast doch, ernsthaft genommen, keinen.“

Nicht, nicht? Hatte Rafael ihr nicht jüngst vorgeworfen, daß sie anfinge, brutal dick zu werden? Eine Frau dürfe nie mehr wiegen als

zweiundfünfzig Kilo. Seit jüngsthin esse sie fast nichts mehr, tränke nur Thee, und das wäre sehr traurig, denn Pine, ihre Köchin, koche so himmlisch.

Bertha sprang auf. Inge faßte sie an den Händen. „Wohin, wohin schon?“

„Blos nach der Küche, um Dir ein Beefsteak mit Ei zu bestellen.“

„Um Gott! Keinen Bissen, keinen Bissen davon. Lieber langsam zu Grunde gehen als ihm mißfallen.“

„Aber Gott im Himmel, ein Stückchen Fleisch —“

„O ich kenne das! In letzter Zeit studire ich Nahrungsphysiologie und weiß sehr gut, was stark, was schlank macht. Nein, nein, tausendmal lieber sterben, als ihm mißfallen. Bedenke nur, wenn ich ihm auch noch widerlich würde, auch das noch!“

„Also Du willst verhungern?“ Bertha blickte sie unwillig an.

„Verhungern? Gott, man verhungert nicht so schnell, und wahrhaftig ihm zu Gefallen —“

„Nun, verhungere im Frieden!“ Fräulein von Ilsen erhob sich.

„Bertha!“

„Nein, wahrhaftig, Du bist wirklich zu dumm!“

Mit diesen Worten eilte Fräulein von Ilsen hinaus, kehrte aber auf dem Corridor wieder um.

Inge saß ganz gebrochen in ihrer Ecke.

Bertha blieb vor ihr stehen und hielt ihr eine Predigt. Sogar laut wurde sie in ihrem Eifer.

Plötzlich öffnete sich der Thürvorhang, und Rafael blickte fragend und verwundert herein.

Bertha erröthete über ihre Lebhaftigkeit, dann warf sie schnell gefaßt das Haupt in den Nacken. Und auf Inge deutend: „Sieht sie nicht elend aus, jammervoll, wie ein Skelett, schwindsüchtig? Eben beichtete sie mir, was sie gegessen habe. Das ist ja langsamer Selbstmord. Herr Zumsen, wie können Sie das dulden, oder gar — unterstützen?“

Inge erschrak so heftig über die ihr unerhört dünkende Kühnheit der Freundin, daß sie nach echter Backfischart es vorzog, Fersengeld zu geben. Sie lief aus dem Zimmer. Er blickte ihr achselzuckend nach.

„Da predigen Sie umsonst, gnädiges Fräulein.“ Und er bemerkte mit heimlicher Verwunderung, wie schön Bertha in ihrer Erregung aussah, sie, die er bis jetzt für eine ältliche phlegmatische Dame gehalten hatte.

„Sie ist ein Kind, Herr Zumsen, nimmt jede Ihrer Aeußerungen gleich als Befehl auf.“

„Das weiß Niemand besser als ich.“

„Und sie hat Sie so unendlich lieb.“

„Was wünschen Sie mir damit anzudeuten?“

„Daß Sie gut zu ihr sein sollen, ihre Naivität über ihren inneren Werth übersehen mögen —“

„O bitte, ich bin kein Tyrann! Mag sie essen, oder nicht essen, wie's ihr beliebt.“

„Ja, aber — doch mir steht nicht im Geringsten das Recht zu — entschuldigen Sie mich, Herr Zumsen!“ Sie neigte leicht den Kopf und entfernte sich.

Draußen auf dem Corridor rief sie leise Inges Namen. Niemand antwortete.

Nun, dann bleibt mir nichts anderes übrig als zu gehen, dachte sie unmuthig.

Rafaels Augen verfolgten sie. Diese hochmüthigen, siegesbewußten, überlegenen Augen. Schlagen hätte sie ihn für seinen triumphirenden Blick können. Du siehst ja, was sie für eine Gans ist!

Es giebt Menschen, denen die Gabe eigen, Alle, die in ihre Nähe kommen, durch den Schein eigener Ueberlegenheit in Verwirrung zu setzen, das Gefühl ihres Unwerths in ihnen zu erzeugen, sie unsicher zu machen. Zu diesen Liebenswürdigen gehörte auch Rafael.

Dir müßte auf den Kopf getreten werden, kaltherziger Egoist, dachte Bertha, indem sie leichtfüßig ihrem Hause zuschritt.

Und auf einmal fing sie an zu lachen.

Sie schalt sich herzlos, aber sie lachte doch, und von Herzen. Was war die Welt so komisch! Welche Summe unnöthiger Leiden! Wie schön könnte es doch hienieden sein ohne die selbstgeschaffenen Qualen der Menschen!

„Gnä Fräuln, es wartet eine Frau auf Ihnen!“

„Eine Frau?“

„Ja, so ein bisserl dicklich und verschleiert. Man möcht sie kitzeln, damit sie pip sagt. Sie redet kein Wort. Ich hab' gleich an den ausgespannten Wagen drunten im Hof denken müssen.“

„Du bist ein Blitzmädl! Ach ja, das wird wohl Frau Birkenau sein. 's ist ja heute Mittwoch.“

VI.

Sie hatte verschüchtert an dem Thürpfosten gelehnt. Bertha bot ihr die Hand und nöthigte sie Platz zu nehmen. Und dann begann sie über Wetter und Weihnachtseinkäufe zu reden.

Frau Birkenau antwortete zerstreut und hielt in einem fort die Augen auf sie geheftet.

Wissen Sie denn nicht, wozu ich herbestellt bin? Es gilt eine wichtige Entscheidung. Ich erwarte kaum die Minute.

„Ja, ich weiß schon,“ antwortete Bertha laut auf diese Augensprache — „aber Sie zittern zu heftig und sind zu aufgeregt. Werden Sie erst

ruhig. Erzählen Sie mir etwas. Sehen Sie meine Blumen da auf dem Fensterbrett an. Alles selbstgezogene. Die Hyazinthen treiben schon, als ob Januar wäre. Beruhigen Sie sich doch, liebe Frau Birkenau. Nichts schadet der Stimme mehr als Aufregung."

„Ja, wenn man sich nach Belieben beruhigen könnte!"

„Ein wenig doch. Und — überschätzen Sie nicht die Vortheile, die Ihnen eine selbst noch so gute Stimme einbringen könnte?"

Lina Birkenau schüttelte den Kopf, „Nein, nein, gewiß nicht. Sehen Sie, ich habe schon Alles erwogen. Aber — mein Können reicht nach keiner Seite hin aus. Ich stamme aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie, wo man die Töchter nichts lernen ließ, als ein wenig Französisch parliren, etwas Clavier klimpern, vielleicht noch nach gedruckten Musterbogen zeichnen. Mir wäre auch die Einseitigkeit dieser Erziehung nie zum Bewußtsein gekommen, denn ich war ja für's Leben versorgt. Ich hatte einem wohlhabenden Mann, der eine sichere Zukunft besaß, meine Hand gereicht. Aber Sie als — seine Freundin werden ja das Weitere wissen."

Bertha hob das gesenkte Gesicht auf. „Weniger als Sie voraussetzen. Ueber seine Angelegenheiten pflegt er nie zu sprechen."

„Nun, ich lernte ihn auf einem Maskenfest kennen. Einen Monat später hatte er mich davon überzeugt, daß ich in einer unglücklichen, meiner unwürdigen Ehe lebe. Birkenau verstände mich nicht und so weiter. Er war sehr viel um mich und eröffnete mir eine ganz neue Welt. Mein Mann ließ ihn gewähren, denn er war keine mißtrauische Natur."

„Erzählen Sie lieber nicht weiter, wenn es Sie aufregt!"

„Ach, nun bin ich schon dabei." Sie streifte die Handschuhe ab, als ob sie so besser fortfahren könnte. „Erst nach geraumer Zeit begann er zu merken. Ich bat ihn um Scheidung und Herausgabe meiner elterlichen Mitgift. Er ging wie ein Trunkener zu unserem Notar, aber die Sache zog sich noch lange hin, weil er mir — verzeihen wollte. Es gab schreckliche Scenen. Er vom Hause aus an kleinbürgerliche, aber höchst geordnete Verhältnisse gewöhnt, mußte sich in dem Wirbel, der über ihn hereingebrochen war, nicht zurecht zu finden. Er beging geschäftliche Verstöße, verlor große Summen in seiner Hingenommenheit von anderen Dingen, die schlaue Speculanten sofort für sich ausnützten. Schließlich wurde ich frei. Er trat eine Reise nach Chile an, wo er Geschäftsverbindungen hatte. Die Kinder blieben einstweilen mir überlassen.

Nach vier Jahren stehe ich — vor der Nothwendigkeit, mir verdienen zu müssen."

Sie senkte den Kopf. Bertha athmete schwer.

„Haben Sie denn das Capital angegriffen?"

„Zuerst nur mein's — dann auch das der Kinder."

„Aber weshalb heirathet er Sie nicht, da Sie ihm doch Alles geopfert haben."

„Er denkt nicht daran; er bedurfte ja nur einer stützenden Hand. Ein junges Mädchen kann nicht geben, wie es mag, da war die Frau bequemer.“

„Kannten Sie denn nicht diese Gepflogenheit gewisser Männer, in gewissen Kreisen?“

„O nein, Fräulein von Ilsen. Ich besaß so wenig Welt- und Menschenkenntniß. Und dann glaubte ich ihm jedes Wort. Er sah so ehrlich aus.“

„Und redete von — Liebe?“

„Von ewiger sogar.“

Bertha zitterte; dieses Mannes Bildniß trug sie in ihrem Herzen!

Kein brennender Leid, als ihn, den man liebt, verachten zu müssen.

„Und weigert er sich geradezu, Ihnen seinen Namen zu geben?“

„Früher unterbrach er mich immer kurz, wenn ich davon anfing. Das wäre nicht für freie Menschen. Freie Menschen blieben einander auch ohne den goldenen Reifen gut. Jetzt verbietet er mir sogar, ihn sehen zu wollen. Er setzt keinen Fuß mehr in meine Wohnung. Ich besitze ja nichts mehr, und an mir selbst war ihm nie etwas gelegen, wie ich jetzt erkenne.“

„Frau Birkenau!“ Bertha ergriff die eiskalten Hände der Unglücklichen, „werfen Sie sich Ihrem Mann zu Füßen, vielleicht vergiebt er Ihnen zum zweiten Mal. Thun Sie's Ihrer Kinder wegen!“

„Meinem Mann zu Füßen?“ Sie faltete die Hände. „Aber haben Sie es denn nie erzählen gehört? Gleich am zweiten Tag nach seiner Rückkehr von der Reise hat er sich das Leben genommen.“

Beide schwiegen.

Nach einer Weile meinte Bertha tonlos: „Und wenn's mit dem Singen nicht geht, was werden Sie dann thun?“

„Ich weiß nicht.“

„Und sagten Sie nicht, Sie hofften, abgesehen von dem pekuniären Moment, auch noch günstigen Einfluß auf ihn auszuüben?“

„Ach sehen Sie! Da ich Ihnen schon so viel anvertraut habe, kann ich Ihnen auch noch das Letzte anvertrauen. Seit einiger Zeit hat er sich an ein junges Mädchen gehängt. Ich ziehe ihn eben gar nicht mehr an. Vielleicht wenn ich irgend eine Fertigkeit besäße, Gott, der Mensch kommt in seiner Verzweiflung auf alle möglichen Auskunftsmittel.“

Auf Berthas blasse Wangen war Purpurröthe getreten. Sie hatte ihm diese Frau da verziehen. Sie erzählte nicht triumphirend von seiner Liebe, von ihrem Glück. Vielleicht würde sie — ihm sie da nicht verziehen haben.

Und nun sollte eine neue Neigung die ganze Vergangenheit und Alles, was eng mit ihr verknüpft war, in ihm verdrängen?

Mit glänzenden Augen stand Bertha auf und öffnete ihren Flügel. Einige perlende Läufe, dann bat sie Frau Birkenau heranzutreten.

In ihrer Brust kämpften die verschiedenartigsten Empfindungen, sie unterdrückte alle in diesem Augenblick, sie wollte nichts anderes als dieser armen Frau helfen. Wenn nur ein Fünkchen Stimme oder musikalische Begabung in ihr lag, wollte sie es hegen und nähren.

— — — — — — — — — — — — — — —

Sie quälten sich Beide. Beide hatten rothe Wangen bekommen, Beider Stirnen waren feucht.

Eine zersprungene Saite oder ein Vöglein, das am Erfrieren ist und noch einmal leise, heiser aufschreit . . .

Bertha schwieg und senkte traurig den Kopf. Sie fühlte ihre Hände ergriffen.

„Nichts?"

„Nein. Aber kommen Sie bald zu mir. Vielleicht ersinnen wir etwas Anderes. Ich nehme großen — mehr Antheil als Sie ahnen, an Ihnen."

Lina Birkenau wankte aus dem Haus auf die Straße hinaus.

Wohin?

Die Zukunft todt, die Vergangenheit nichts mehr als eine herzzerreißende Erinnerung.

Wenn er wenigstens nicht so brutal geschlossen hätte! Wenn er lieber — geheuchelt hätte! Er hätte ja behaupten können, mächtige Leidenschaft für eine Andere habe ihn ergriffen, oder Aehnliches.

Aber er hatte ihr gesagt: Zwischen uns ist es aus. Wir haben einander nichts mehr zu sagen, nichts mehr zu geben, nichts hoffen zu lassen. Es hat sich überlebt. Geh Deine Wege, und laß mich die meinigen gehn. Und das in dem Augenblick, da sie ihr letztes Geldstück gewechselt hatte.

Er hatte ihr alle Werthe der Menschen unwerth gemacht, selbst ihre Kinder hat er ihr verleidet. Nun da sie ärmer denn die ärmste Bettlerin, geistig und physisch, dastand, gab er ihr den Abschied. Was, um Gotteswillen! sollte sie beginnen? Wie alle jene Frauen die für geistige Interessen wenig übrig haben, weil sie ihr Hauptinteresse, ihre ganze Erwartung, ihre Hoffnung auf eine Karte gesetzt haben: den Mann, den sie lieben, so fand auch sie eine unbeschreibliche Trostlosigkeit und Leere in sich, da diese eine Glückskarte sie getäuscht hatte.

An Selbstmord dachte sie nicht, dazu war sie zu wenig romantisch veranlagt.

Sie schleppte sich zu Horsts Mutter und ergriff in stummer Verzweiflung ihre Hände.

„Er ist nicht zu Hause." Die alte Dame sah sie feindselig an.

„Früher war er immer zu Hause."

„Eine reife Frau wie Sie mußte diesen Ausgang der Dinge voraussehen."

„Er widersprach mir stets, wenn ich Aehnliches prophezeite."

Frau Nielsen erhob sich heftig. „Auch das mußten Sie verstehen, wenn Sie nachgedacht hätten; aber Sie haben nie nachgedacht. Ich begreife nicht, wie mein Sohn das Alles so lange ertragen konnte."

Frau Nielsen haßte Lina Birkenau, die sie als Verführerin Horsts betrachtete. Wenn sie damals mit ihrem dummen Geld und ihrer Nachgiebigkeit nicht auf seinem Lebensplan erschienen wäre, vielleicht wäre schon längst aus ihm Etwas geworden. War sie's nicht gewesen, die den schwachen Seiten seiner Natur Vorschub geleistet hatte?

„Weshalb war ich ihm gut genug, so lange er noch Geld bei mir wußte?"

Die verweinten Augen richteten sich drohend auf das feine Gesicht der alten Dame.

„Was geht mich das an? Sie haben ihm vermuthlich ebenso wie Ihre Liebe, Ihr Geld nachgeworfen."

„Sie irren sehr. Er hat mich systematisch ausgeplündert, unter dem Hinweis, wenn die Welt sein Genie erkennt und — bezahlt, mir Alles wiedererstatten zu wollen. Bei ihm war das zweite Wort: Geld, Geld und wieder Geld. Nun steh' ich da mit meinen Kindern, eine Bettlerin. Er soll mich mindestens — ehrlich machen und mir seinen Namen geben, vielleicht finde ich dann leichter irgend eine Beschäftigung."

Frau Nielsen schlug empört die Hände zusammen. „Wie? So weit treiben Sie Ihre Unverschämtheit? Sie heirathen? Sie! Um Gotteswillen! Eine Frau, die ihren Mann in den Tod getrieben hat —"

„Um wessentwillen?"

„Die ihre Kinder vernachlässigt —"

„Um wessentwillen?"

„Schweigen Sie von meinem Sohn! Ein Mensch wie er ist berechtigt zu thun, was er für gut hält. Das Spiel hat lange genug gedauert."

„Spiel? War ihm all das Spiel?"

„Haben Sie gemeint, daß es ihm Ernst wäre? Stellen Sie sich doch nicht so albern!"

„Er hat meine Existenz vernichtet."

„Bedeutenden Menschen ist es erlaubt, anders zu handeln als gewöhnlichen. Dem Ausnahmemenschen ist Alles gestattet, verstehen Sie? Meinen Sie, daß er auf Ihre paar Silberlinge Rücksicht nehmen kann? Daß er Ihretwegen vielleicht sein junges zukunftsreiches Leben opfern oder verkrüppeln wird?"

„Aber es ist ja gar nicht möglich, daß er mich jetzt verläßt, wo er mir Alles genommen hat! So gewissenlos kann er nicht handeln!"

Die Augen der alten Frau blitzten auf.

„Gewissen? Ei, ich denke, das Wort wäre Ihnen ganz unbekannt? Oder kehrt Ihr, wenn Euer Vortheil bedrängt wird, plötzlich wieder zu

den alten Göttern zurück? Jetzt, nachdem Sie sich zur ‚freien Liebe‘ bekannten, wollen Sie plötzlich geheirathet sein. Und nachdem Sie selbst gezeigt haben, daß Ihnen der Begriff Gewissen fremd ist, gebrauchen Sie ihn plötzlich als Rettungsanker, an den Sie sich klammern möchten.

Welche Widersprüche, welche Unklarheit! Schämen Sie sich und verlassen Sie mich gefälligst, ich möchte allein sein, und kann Ihnen gar nicht nützen.“

„Sie haben wohl mit ihm von meinem Gelde gelebt, deshalb vertheidigen Sie seine Handlungsweise.“

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer. Warum sollte sie vornehm bleiben, wenn die Andern um sie so gemein waren. Auf der Treppe überlegte sie, ob er wirklich nicht zu Hause war, oder sich nur verleugnen ließ? Ob er vielleicht bei ihr war, der Neuen? Nach Reichthum hatte die nicht ausgesehen, aber jung und frisch schien sie zu sein. Lina hatte sie zweimal mit ihm auf der Straße getroffen. Sie irrte durch die dunkelnden Gassen, verlassen, gedemüthigt, ohne Halt von innen und außen, nach Hause.

VII.

Bei ihr war er nicht, er war bei Rafael gewesen.

Wenn er in irgend einer Sache schwankend oder nicht ganz klar war, oder sich weichere Gefühle in ihm regten, flüchtete er zu diesem kalten, berechnenden Egoisten, dem die Menschen nichts weiter als Schachfiguren schienen, die man nach Belieben versetzen konnte.

Wenn man die Genesis von Rafaels Werdegang beschreiben sollte, müßte man so beginnen:

Im Anfang hatte er eine gerade Nase. Und die Menschen fanden ihn schön. Und als er dies zu bemerken begann, fing er an Kapital daraus zu schlagen. Seine Eltern, schlichte Bürgersleute, ließen ihn früh gewähren, denn sie kannten seine Schlauheit, seinen Scharfblick, der jede, die geringste Situation für sich auszubeuten verstand.

In einer Beziehung war er wirklich genial. Er wußte wie kein Zweiter die Ideen Anderer auszunutzen und auf ihnen weiterzubauen. Man wurde schließlich ganz verwirrt und unterschied nicht mehr, was seine eigenen, was fremde waren. Und er wußte sich derart zu geben, daß ihn Niemand anzugreifen wagte. Er war klug wie der David des Alten Testaments. Und gleich diesem besaß er Geduld und Ausdauer. Wenn die Behauptung stimmt, daß jeder Mensch *eine* Leidenschaft besitzen muß, so war's bei ihm der Ehrgeiz. Bisher hatte er auch Alles erreicht, was ihm des Erreichens werth schien. Im Leben und in der Liebe.

Die Frauen fielen ihm wie Blüthen zu Füßen, die der Frühlingswind von den Bäumen schüttelt.

Hoch, nieder, jung, alt, seine schöne gerade Nase übte Zauberkraft aus. Und er hatte sich langsam daran gewöhnt, was er forderte, zu erhalten.

Seine schwerreichen Schwiegereltern vergoldeten die Straße, über die er schritt, sie selbst blieben dabei ganz bescheiden und anspruchslos im Hintergrund, denn er hatte ihnen gleich das Verhältniß verdeutlicht, indem er zu ihnen zu stehen wünschte. Inge war für ihn nicht viel mehr als ein schöner Papagei, der genau das nachsprach, was er ihm vorsagte. Er hätte sich gewundert, wenn es nicht so gewesen wäre, denn er war gewöhnt, im Weibe das Echo des Mannes zu sehen. Alle diese Verhältnisse trugen dazu bei, ihn noch selbstischer und eigenbewußter zu machen. So wählte er schlau zu seinem Umgang Menschen, die social eine Stufe unter ihm standen! Er liebte es immer und überall der Ueberlegene, der Gebende, der Mittelpunkt zu sein. Eine selbstherrliche Mannesnatur hätte er nie neben sich geduldet.

Als Horst ihn verlassen hatte, eilte er fort, um einen Freund aufzusuchen. An der Ecke einer Straße kam ihm Kiepenzwey entgegen.

„Gehst Du weit? Ich begleite Dich ein Stück."

„Ich? Ich habe kein bestimmtes Ziel vor, ich wildere."

Beide lachten und gingen nebeneinander hin.

„Du verlierst Deine Jünglingsnatur nicht, wenngleich sich Dein Scheitel lichtet. Was macht Deine Arbeit? Erscheint sie endlich?"

„Um ihretwillen wildere ich ja. Ich muß eine Frage beantwortet haben, eher —"

„Aus dem Munde einer reinen Jungfrau —"

„Aus dem Mund eines naiven Mädels, das hier in der Gegend wohnt."

„Wieder eine Andere?"

„Ach laß doch die Scherze, von der Einen spreche ich nicht."

„Kennt sie Deine — Frageluft?"

„Wie meinst Du?"

„Weshalb holst Du nicht bei ihr die Antwort?"

„Sie ist zu tragisch, zu hoch, nicht naiv genug."

„Vielleicht kann ich Dir die Frage beantworten."

„Hast Du Cigarren bei Dir?"

„Bitte." Rafael reichte ihm die Cigarrentasche hin, aus der er eine entnahm und anzündete.

„Mit ihr ist mir übrigens etwas Aergerliches passirt. Obschon sie meine Art mit Frauen zu verkehren kennt, obschon ich ihr unzählige Male erklärt habe, daß mich nur das Seelische am Weibe interessirt, muß sie doch andere Hoffnungen gehegt haben."

„Du sagtest, glaub ich, einmal, daß sie nicht besonders wohlhabend sei."

„So gut wie gar nicht. Ich klärte sie noch einmal über ihre zaghaft geäußerten Irrthümer auf. Um Gotteswillen, nur das nicht! Ich bin kein brutaler Mensch, der ein Weib nimmt, wenn sich das Weib mir nicht freiwillig —“

„Anbietet —“

„Nein, sagen wir, in die Arme schmiegt.“

„Nennst Du den Mann brutal, der sich ein Weib, das ihm gefällt, selbstherrlich nimmt?“

„In meinen Augen ist er ein Schlächter.“

„Aber warum denn? Hör, Alphons, untereinander machen wir keine Flausen, Du bist ein ganz ausgefeimter Schurke.“

„Mein Gott, das hat mir der gute Horst schon jüngsthin gesagt.“

„Hat er's? Das war nett von ihm.“

„Ich versteh' nicht, weshalb Ihr Alle auf mir herumhackt. Ansichten zu bekämpfen ist blösinnig. Jeder hat die seinigen. Erstens geht's mir wirklich weniger um die Muschel der Venus, als um sie selbst: die chaosenttauchte Seele, zweitens wenn ich mich schon mit der Muschel zurechtfinden soll, muß sie mir freundlich und graziös wie Du vorhin so schön sagtest ‚angeboten‘ werden. Ich bin nun einmal keine Schlächternatur.“

„Aber eine junge Dame, — und aus diesen Kreisen, Du bist wohl toll.“

„Nun gut, ich verlange ja nicht mehr, ich begnüge mich mit dem Genuß, in ihre stolzen Augen zu blicken. Aber um kurz zu sein: sie hat realer gedacht. Wie es bei unseren Paradiesesträumen fortverblieb und nicht weiter kam, im Grunde weil sie auf ein brutales Einschreiten meinerseits, und ich auf ihr Entgegenkommen wartete, da warf sie eines Tages den stolzen Kopf in den Nacken — was hatte ich denn nur gleich verbrochen? Richtig, ich hatte sie aus Uebermuth in den kleinen Finger gebissen —“

„Hm,“ räusperte sich Rafael —

„und sagte pathetisch: ‚Alphons, daß ich Dir's gestehe: Ich habe nur Deine Seele lieb, ich habe nur Deine Seele begehrt, laß meinen kleinen Finger in Ruh.‘ Dabei sah sie mich schlau und fromm wie der Satan an. Sie hat mich durchschaut, und damit ich die Thüre nicht schließe vor unangenehmen Verpflichtungen, die mir eine zu weitgehende Zärtlichkeit auferlegen könnte, ist sie mir zuvorgekommen. Eigentlich ärgerlich, von einer Frau durchschaut und übertrumpft zu werden . . .“

„Nun verstehe ich, aber hier ist Ravenows Wohnung — Ihr seid natürlich verstimmt gegen einander.“

„Verstimmt? Keine Rede davon.“

Sie verabschiedeten sich von einander.

Ravenow war vor einer Viertelstunde ausgegangen, und Rafael kam gleich wieder herab.

Er spähte nach Kiepenzwey, sah ihn aber nicht mehr. Er ging auf Umwegen nach Hause zurück.

In der Nähe seiner Wohnung sah er eine hohe Gestalt in vornehmer Haltung sich entgegenkommen. Er richtete sich höher auf.

Sie war's.

„Guten Abend, mein gnädiges Fräulein!"

Sein blonder Kopf neigte sich tief. Sie nickte ihm flüchtig zu. Ihre Augen hatten ihn halb trotzig, halb geringschätzig entgegengeblickt. Er fühlte sein Herz aufklopfen, blieb stehen und sah ihr nach. Er konnte sich kaum erinnern, das jemals gethan zu haben. Brauchte er denn Einer nachzusehen? Liefen sie ihm nicht gehorsam zur Seite, wenn er es überhaupt der Mühe werth fand, für Eine sich zu interessiren? Diese Ilsen schlug ihm jedesmal gleichsam mit ihren Blicken in's Gesicht. Er fühlte sich empört und zugleich angenehm berührt. Sie war eine Juno durch und durch. Unmöglich, daß sie jemals den rohen Gesellen Horst geliebt hatte! Unmöglich!

Ob sie bei seiner Frau gewesen? Was konnte sie eigentlich für Interesse an diesem Gänschen nehmen?

Kam sie denn auch — ihretwegen? Ein Schauer durchlief ihn. Er stand noch auf derselben Stelle und starrte in die dunkle Straße hinab.

Wenn das möglich wäre!

Und das alte, kalte, siegesgewisse Lächeln ging über sein Gesicht. Auch die! Alle!

Oben trat er bei Inge ein. Sie war sehr roth, sehr verweint.

„War Fräulein von Ilsen hier?"

„Ja," stieß sie kurz heraus und kehrte sich um.

Er sah sie verdutzt an. Was fiel ihr ein, ihm so zu antworten? Sie wandte sich ihm wieder zu und sah ihn mit ihren Kinderaugen finster an. Er mußte unwillkürlich lächeln.

Es stand ihr unwiderstehlich komisch, wenn sie eine solche Miene annahm.

Ohne ein weiteres Wort entfernte er sich. Als sie seine Schritte im Nebenzimmer verhallen hörte, stürzte sie ihm nach und warf sich an seine Brust . . . . .

VIII.

In Bertha hatte Lina Birkenaus Schicksal die tiefste Theilnahme erweckt. Ueber ihr Elend vergaß sie ihre Schuld. Sie grübelte, wie sie hier helfen konnte. Wenigstens äußerlich. Diese arme, alternde Frau, so gar nicht zur Sünderin geschaffen, nur durch ihre Beschränktheit und die schlaue Ausnutzungskunst eines Anderen auf Abwege gebracht, that ihr innig leid. Wenn sie die Mittel dazu besessen hätte, sie würde die Kinder sammt der Mutter nach irgend einem idyllisch gelegenen, weit entfernten Ort

gebracht haben. Die Mutter brauchte nicht nach Beschäftigung auszuspähen, sie hatte genug bei den Kleinen nachzuholen und zu erziehen.

An den Plan, durch Gesangsunterricht Erwerb zu finden, durfte nicht weiter gedacht werden.

Frau Birkenau besaß weder Stimme noch musikalisches Talent. Und andere Erwerbsquellen?

Bertha grübelte beständig darüber nach. Einem dunklen, instinctiven Gefühl nach, glaubte sie, eine gewisse Verantwortlichkeit für die Frau zu besitzen, die der Mann, der ihr innerlich so nahe stand, zu Grunde gerichtet hatte.

Allerdings, ihre Liebe zu ihm hatte unter Linas Eröffnungen schmerzhaft gelitten. Sie hätte sich vor ihm auf die Kniee werfen und ihn beschwören mögen, des guten Kerns in sich nicht zu vergessen. Denn an den glaubte sie unentwegt. Sonderbar. Ihre ganzen Vorwürfe richteten sich nicht mehr gegen ihn, sondern gegen die — Mutter. Weshalb hatte sie ihn nicht ernster erzogen? Weshalb gebrauchte sie stets das blödsinnige Lügenwort von der „Extramoral", die die Gerechtigkeit für das Genie erfunden hat. Wenn sie eine besondere für den Ausnahmemenschen hat, dann könnte es nur eine strengere und anspruchsvollere sein. Denn wurden dem Außergewöhnlichen nicht auch außergewöhnliche Gaben verliehen, die er höher auszunützen hat, als der Andere?

Könnte sie Horst doch einmal allein, ganz allein, ohne die Mutter sprechen. Sie legte sich glühende Worte zurecht, die sie ihm sagen würde, die ihn bis in's Herz treffen sollten. Ob sie auch, wenn sie ihn leibhaftig vor sich gehabt hätte, so gesprochen haben würde?

Mitte November wurden mehrere große Oratorien aufgeführt, in denen sie die weibliche Hauptpartie zu singen hatte. Es gab viele Proben, viele Gänge, mancherlei Aufregungen.

Eines Nachmittags, es begann schon zu dunkeln, als sie sich auf dem Nachhauseweg befand, sah sie zwei Gestalten vor sich hergehen, die ihre ganze Aufmerksamkeit gefangen nahmen.

Der Mann im langen, dunklen Gehrock, mit dem ungleichen, bald schnellen, bald langsamen Gang, war Horst. Wer aber war die Dame? Lina Birkenau war's nicht. Es war keine fraulich entwickelte Gestalt. Ein elastischer Schritt, ein schmaler Rücken, über der ganzen Figur etwas Jugendlich-Uebermüthig-Tänzelndes. Bertha fühlte ihre Wangen erglühen. Zorn, Empörung, Angst und eine Fülle noch anderer ihr dunkler Gefühle erwachten in ihr. Durch ein kleines, geschickt ausgeführtes Manöver gelang es ihr, die Beiden auf sich zukommen zu lassen und so die Dame in Augenschein zu nehmen. Ein süßes Gesichtchen, wie rosige Apfelblüthen im Frühling. Aschblonde Löckchen umringelten die niedere weiße Stirne, unter der zwei hellblaue große Augen neugierig sieghaft in die Welt lachten.

Im Augenblick als Bertha vorüberschritt, drückte er gerade ihren Arm an sich und raunte ihr etwas zu.

Bertha fühlte den Boden unter sich wanken.

Nun war Alles aus.

Hier hatte die Natur gesprochen. Gegen diese Sprache müssen alle von Menschen erdachten Gründe verstummen. Auch für sie selbst war Alles aus. Sie erkannte, daß unter dem Feuer des Edelmuths, mit dem sie ihm Lina verziehen hatte, doch viel, viel Hoffnung, Hoffnung für sich selbst verborgen war. —

Noch immer, nach Allem! . . .

Sie wußte, daß ein Funke der Schönheit, des Unangetasteten in ihm glomm, und den hatte sie für sich haben wollen.

Nun hatte diesen Funken, dieses junge Helle in ihm, eine Andere erhalten.

Der Frühling hatte den Frühling in ihm eingeladen, und sie rankten sich umeinander und würden Blumen und Glück aus ihrer Fülle erschaffen . . . .

Bertha fühlte ihre Brust von Schluchzen erschüttert.

Verlorenes Leben, vergebene, thörichte Hoffnungen, Alles vorüber, aus . . . . .

In ihrem dumpfen Schmerzgefühl dahineilend, merkte sie es nicht, welchen Weg sie einschlug.

Sie durchkreuzte fremde Vorstadtgassen, irrte an Gärten vorüber, überschritt die Brücke, die den Fluß überspannt. Endlich fühlte sie ihre Fußsohlen brennen, blieb stehen und erkannte die fremde Umgebung, in die sie gerathen war.

Sie kehrte um. Nach Hause! Nach Hause?

Kann sie mit diesen wilden fiebernden Anklagen gegen Gott und die Welt und sich selbst, in das stille, ihr heilige Heim zurückkehren, über dem der Segen des Vaters schwebt, dessen Stolz sie war? . . . .

Dunkle Nebel sinken über die Straßen, die Gaslaternen sind wie mit einem dichten Schleier umgeben, so wie bei vornehmen Leichenbegängnissen. Es wird ruhiger und ruhiger. Immer weniger Fußgänger. Die Laden mit ihren erleuchteten Auslagen werden geschlossen.

In den Häusern erlöschen die Lichter. Ferne Kirchthurmglocken verkünden eine vorgerückte Stunde. Nur sie eilt noch hin wie gejagt von innerer Bewegung.

Sie wähnt sich noch weit draußen in fremder Vorstadt, und steht plötzlich vor ihrem Haus. Ein matter rosiger Schimmer fällt von ihren Fenstern auf den Bürgersteig.

Ursula hat die Lampe hineingetragen und den Tisch gedeckt. Der Flügel steht geöffnet.

Ueber dem Schreibtisch das Bild des prächtigen alten Soldaten, blickt in die Stube und scheint zu fragen: Wo bleibt heute mein Kind? Was hat es in Nacht und Nebel zu schaffen? Bertha! Bertha!

Sie lehnt sich aufschluchzend an die Mauer ihres Hauses. Ja, was hat sie in Nacht und Nebel zu schaffen?

Sie wagt nicht mit ihrem Haß heimzukehren.

Ja, warum hassest Du denn? Weil ein Mensch der Berechnung den Weg zur Natur zurückgefunden hat?

Und sie will ihm Freundin sein, ihn lieben?

Müßte sie sich nicht gerade darüber freuen. Oder ist sie eine Egoistin wie Alle? Um nichts besser als die Andern, die beständig nur an sich denken.

Nein, sie will sich freuen, sie will sein wie die Blumen auf dem Felde, die ihre Köpfe nach oben heben, zur Sonne, zum Licht, zur Freiheit.

Keine Engherzigkeit, kein kleinliches Rechten . . .

Nach einigen Minuten lehnt sie oben in ihrem Sessel am Schreibtisch und blickt, wieder ruhig und klar in sich geworden, in das schöne alte Gesicht, das ihr von der Wand entgegenzulächeln scheint! So bist Du die, die ich lieb habe, meine Tochter, ein echtes wackeres Soldatenkind . . .

IX.

Unruhige Wolken am Horizont. Bald Regen, bald heiter. Die Marktweiber bieten kleine weiße Büschelchen Schneeglöckchen zum Verkauf aus.

Noch ist er selbst nicht da, der von Allen sehnsüchtig erwartete Frühling, aber seine Herolde blasen bereits schmetternd von allen Seiten in's Land. Frühling! Frühling!

„Warum läßt Du Dich so selten sehen, meine kleine, ganz Symbol gewordene Inge?“

„Warum, warum? . . . Soll ich wahr sein?“

„Natürlich sollst Du das.“

„Weil Du mir immer — so weh thust. Aber trotzdem — ganz von Dir lassen kann ich nicht.“

Sie saßen in Berthas Wohnzimmer auf dem breiten weichen Sopha. Durch die offen stehenden Fenster drang der Glanz, die Wärme der Märzsonne herein.

„Ich Dir weh? Aber willst Du denn nicht Offenheit, willst Du denn nicht Rathschläge?“

Inge senkte das abgehärmte Gesicht. „Ja, aber nicht so spartanisch harte.“

„Kommst Du mit Deiner Weichheit weit?“

„Etwa mit der Härte?“

„Weil Du sie unklug anwendest. Härte ohne Würde wirkt abstoßend. Dir mangelt eins, dessen das Weib nicht entrathen kann: Dir mangelt der Stolz. Du bist immer Käthchen von Heilbronn. Ja, hoher Herr, nein, hoher Herr! Das ist für Deinen — gerade für Deinen Mann von Uebel."

„Ja, ich weiß. Deshalb schwärmt er so für Dich. Er nennt Dich Juno. Ich bin eine Gans für ihn. Aber mir liegt Deine Junohaftigkeit nicht. Er sagt, er wäre immer stolz, wenn Du zu uns kämst. Leider kommst Du so selten, besonders in letzter Zeit. Ich möchte ihm gern das Glück gönnen. Weshalb habt Ihr Euch nicht früher gekannt?"

„Inge!"

„Verzeih mir!" Sie lehnte das Köpfchen an die Schulter der Freundin. „Ich bin eifersüchtig auf Dich."

„So nimm das von mir, was ihm gefällt."

„Was ist es?"

„Du weißt's ja. Zurückhaltung, ein gewisses Selbstbewußtsein. Als Du damals anfingst — war's nicht Anfang Winter? — ihm bewußter zu begegnen, wäre Alles gut geworden. Wenn Du aber nach jedem stolzen Wort, das seine ironisch geringschätzige Art in die Schranken weisen soll — ihm gleich wieder reumüthig um den Hals fällst, was soll sich da zum Besseren entwickeln?"

„O Bertha! wenn Du wüßtest!"

„Was denn, meine kleine Turteltaube? Du verhungerst langsam aus Liebe zu ihm, Du färbst Dir die Haare, Du setzest so zu sagen Deinen Eltern den Stuhl vor die Thüre, weil er sie langweilig findet, Du wagst kaum das Haus zu verlassen, weil es möglich sein könnte, daß er nach Dir zu rufen geruhte, Du verkehrst mit Menschen, die Dir antipathisch sind, weil er befreundet mit ihnen ist, was fehlt noch, um ihn zufrieden zu machen?"

„Wenn Du wüßtest —"

„Es wäre ihm vielleicht angenehm, wenn Du sein Haus verließest —"

Die junge Frau zuckte zusammen. „Rede nicht so Schreckliches! Es ist — es ist — ach, ich kann's Dir nicht sagen."

„Hat er — besucht ihn eine Dame?"

„Eine Dame? Was für eine Dame?"

„Nun, ich meinte nur, eine, auf die Du — eifersüchtig sein könntest."

„Nein, es ist etwas Anderes. Denke Dir — früher — ach, soll ich's Dir wirklich sagen?"

„Sag's, wenn's Dich erleichtert, ich schließe die Augen."

„Du Gute! . . . Also weißt Du, zu Anfang, ganz zu Anfang — wenn er zärtlich zu mir war, da lag so etwas darin — etwas Heiliges möcht' ich sagen. In diesen Stunden kam er ganz weich und anders zu mir. Er küßte mich, wie man einen jungen Vogel küssen würde, den

man nicht aufwecken, dem man nicht weh thun möchte. In diesen Stunden verlangte er keine Klugheit von mir, weißt Du. Und wenn ich mich zuweilen über Manches schämte, zum Beispiel über meine Schultern, die damals so furchtbar mager waren, da lächelte er wunderbar gütig und strich mit seiner lieben Hand liebkosend über sie und verzieh mir, daß ich ein so dürftiges Ding war. Und jetzt," schluchzte sie auf — „jetzt haben seine Hände die Andacht verlernt, jene Stunden sind anders geworden; wenn ich auf einen weicheren Blick von ihm an seine Brust fliege, da zögert er, zaudert er, ein Zug des Gelangweiltseins geht über sein Gesicht und dann — doch — doch —"

Bertha ergriff sie an den Händen. „Und Du bist also immer bereit, jeder leisesten Regung seiner Laune zu folgen? Wenn er Dich ‚weich' anblickt, wirfst Du Dich ihm gleich in die Arme? Inge, Inge!"

„Mein Gott, wie denn sonst? Ich —"

„Sei ruhig, sei ruhig." Bertha ging heftig durch's Zimmer und blieb vor Inge stehen.

„Höre, ich prophezeie Dir eins. Bevor das Jahr herum ist, hat er sich ganz von Dir abgekehrt, wenn Du nicht anders wirst. Breite die Hände unter seine Füße, damit sie den Boden nicht zu berühren brauchen, er wird's Dir nicht danken. Schenke ihm in Demuth und Unterwürfigkeit Kinder, er wird es Dir nicht danken. Kauere Tag und Nacht auf seiner Schwelle, wie eine Sklavin vor dem Gemache ihres Herrn, damit Du jeden seiner Wünsche belauschen und erfüllen kannst, er dankt's Dir nicht. Trete Deinen Frauenstolz mit Füßen, sei ihm zu willen, wenn er winkt, er wird's Dir nicht danken. Aber versuche einmal seiner despotischen Herrschsucht, seinem mit allen Dingen spielenden Willen, seiner Selbstanbetung den hohen Widerstand eines seines Werthes bewußten Weibes entgegen zu setzen, und er wird Dich — lieben lernen."

„Ach Bertha, wie soll ich das?"

„Du mußt für eine Zeit lang weg von ihm. Fort zu Deinen Eltern, oder wohin Du sonst willst. Er muß Dich entbehren, Deine demüthige Hingebung vergessen lernen, dann trittst Du ihm eines Tages entgegen, selbstherrlich und bewußt der Gnaden, die eine reine Frau dem schenkt, den sie liebt."

„Ich soll ihn verlassen? Aber das ist ja unmöglich."

„Bist Du nicht schon beim Letzten angelangt? Liebkosungen ohne — Andacht? Ich bin nicht verheirathet, aber ich fühle mit Dir die Röthe der Scham auf meinen Wangen brennen —"

Inge warf sich an ihre Brust. „Du, das thut weh, herzzerreißender thut kein Leid weh, verstehst Du? Dir wäre so etwas nie geschehen, vor Dir würde er knien —"

„Warum? Weil ich nicht vor ihm kniete. Siehst Du denn das Alles nicht ein, Du Kind Du? Und siehst Du nicht ein, daß eine Frau

nicht immer ja sagen darf? daß sie geizen mit sich muß, und ihre Menschenwürde selbst ihrer Liebe nicht opfern darf?"

„Wohin aber sollte ich denn gehen? denn — wenn ich bei ihm bleibe, ändere ich mich nicht, das weiß ich, dazu beherrscht er mich zu sehr. Zu meinen Eltern kann ich nicht gehen, das siehst Du ein. Jeder würde annehmen, ich hätte mich mit ihm entzweit."

„Ich reise im Sommer in's Gebirge. Wahrscheinlich nach Vorarlberg in ein einsames Nest, das mein Vater sehr gern mochte. Begleite mich."

„Ach Bertha, wenn ich's könnte!"

„Aber würde es Dir auch nützen? Siehst Du die Beweggründe auch ein, die ich Dir anführe, oder —"

„Gott ja, ich fühle, daß Du —"

„Soll ich mit Rafael reden, daß er Dich mit mir läßt?"

„Nein, nein, thu's nicht!" Und dann ein leises, trauriges: „Oder thu's doch."

X.

Er lag auf seiner Ottomane, als sie nach kurzem Klopfen bei ihm eintrat. Keine feierliche Anmeldung, sie wollte ihn überraschen.

Das violette Licht übergoß sein Gesicht mit märchenhaften Farben. Er sprang erschreckt auf.

„Sie — Fräulein von Ilsen!"

„Lassen Sie den Stuhl, ich setze mich nicht. Ich möchte blos eine kurze Frage an Sie richten."

„Nur eine kurze?" Er blickte sie vielsagend an. Bertha lächelte ein wenig.

„Würden Sie es sehr schmerzlich empfinden, wenn — Ihre Frau Sie verließe?"

„Meine Frau mich verlassen?" Er vergaß seine Pose und machte ein überraschtes Gesicht. „Das — das kann sich wohl niemals ereignen. Wie meinen Sie es? Aber bitte —"

„Nein, ich gehe mit Ihrer Erlaubniß lieber auf und nieder."

Sie wußte, daß er beim Sitzen seine weißen Hände in das blonde Haar vergrub, daß seine schwarzen Sammetärmel wie dressirte Hunde waren, die allerlei Mätzchen machten. Das war ihr widerwärtig. So mußte er aus Höflichkeit ebenfalls stehen, ehrlich und nüchtern auf beiden Füßen stehen, ohne Verzauberungsversuche.

„Also Sie glauben nicht, daß Ihre Frau Sie verlassen könnte?"

„Offen gestanden — ich verstehe nicht ganz —"

„Also um Sie nicht zu lange zu quälen — ich gehe in eine Sommerfrische, und Inge besitzt den heißen Wunsch, mich zu begleiten, wagt aber nicht, sich Ihnen mitzutheilen, weil sie meint, ihre Abwesenheit würde von Ihnen zu schmerzlich empfunden werden."

„So, so. Gehen Sie für lange fort?"

„Die Zeitdauer habe ich noch nicht genau bestimmt. Also kurz und gut, können Sie sich von ihr trennen? Sie freut sich furchtbar darauf, mal unter Menschen zu kommen, ihre Lieblichkeit ein wenig bewundert zu sehen, und so weiter und so weiter. Sie lebt hier ja wie eine Nonne."

„Hat sie sich beklagt?" Er schlug die Augen zur Decke auf.

„Beklagt? Gott bewahre! Ich will mich zerstreuen, und sie soll mithalten."

„Sie wollen sich zerstreuen. Ich dachte immer, Sie —" er schwieg mit jenem bedeutungsvollen Blick von vorhin.

„Sie scheinen kein Menschenkenner zu sein, Herr Zumsen. Wir Frauen sind ganz anders, als Sie voraussetzen. Doch anders."

„Meinen Sie? Hm! Das wäre ja sehr angenehm. Besser Ueberraschungen — als Langeweile."

„Nicht wahr? Deshalb — also Sie gestatten Inge, Sie zu verlassen?"

Er zuckte die Schultern. „Gewiß, weshalb nicht, wenn es Ihr Wunsch ist."

„Mein Wunsch? Nein, es ist Inges Wunsch. Sie will mich begleiten."

„Vergeben Sie, die Initiative ist unbedingt von Ihnen ausgegangen. Meine Frau kann nie den Wunsch geäußert haben, eine Reise ohne mich zu machen."

Ich weiß ja, daß Du sehr schöne Augen hast, Du brauchst mich gar nicht so siegessicher anzusehen. Bertha blickte ihn ironisch an.

„Kann nicht? Wieso?"

„Wieso? Weil es ihr Ueberwindung kostet, auch nur die Straße ohne mich zu betreten."

„Sehen Sie, da bringe ich Ihnen gleich die erste Ueberraschung. Ihre Frau ist nie vergnügter, als wenn ihr Näschen ein wenig Freiheit wittert. Und gar etliche Wochen ohne Mann auf dem Land zu sein, erscheint ihr ein himmlisches Vergnügen."

„Verzeihen Sie, ich glaube, Sie scherzen."

Er faßt es nicht, der Hieb auf seine Eitelkeit sitzt. Nun soll er auch den zweiten erhalten.

„Weshalb soll ich scherzen? Sehen Sie, Herr Zumsen, Inge ist jung, schön, voll Anrecht auf das Leben. Sie sind älter, ernst, immer — ich möchte sagen, in einer feierlichen Stimmung. Das muß einem Kinde wie ihr — auf die Dauer — vergeben Sie! langweilig werden! Nein, sagen würde sie es Ihnen nie, denn sie blickt ja mit Ehrfurcht wie zu einem Vater zu Ihnen auf." Bertha wußte, daß er neunundzwanzig Jahre alt war. Sie that so, als ob sie die alten Holzschnitte in der Mappe auf dem Tisch aufmerksam betrachtete.

Eine Weile sprachen Beide kein Wort. Seine Augen waren unsicher auf sie gerichtet.

Durchschaue ich Dich, Du weiblicher Lucifer? Sprichst Du zu Deinen Gunsten? Willst Du meinen Glauben an sie erschüttern, um mir's leichter zu machen, mich Dir zu nähern? O, solcher Hilfsmittel bedarf es nicht, Du schöne Schlaue.

Wir sind ja Olympier. Aber es war grob eingefädelt. Sehr grob. Dafür sollst Du ein wenig büßen. Wir sind nicht immer in feierlicher Stimmung, Boshafte.

Wirst Du nicht erröthen, unnahbare Königin, wenn man Dich an eine gewisse Niederlage der Vergangenheit erinnert? Doppelt hoch anzuschlagen, wenn man Dich trotz ihrer in Gnaden aufnimmt, kleines Mädchen, denn das bist Du doch, das seid Ihr alle.

„Wenn Sie vorziehen zu stehen, mein gnädiges Fräulein, so erlauben Sie, daß **ich** Platz nehme."

Er streckte sich malerisch in den hochlehnigen Sessel aus und schaute vornehm lässig zu ihr auf.

„Möge Inge gehen, ich weiß sie ja in guter Hut. Aber so bald reisen Sie gewiß nicht. Sie, als Horsts gute Freundin, werden doch das Ende seines Processes abwarten wollen."

Sie that ihm den Gefallen, bei Horsts Erwähnung zu erröthen.

„Proceß? Ich weiß von keinem."

„Wahrhaftig nicht? Frau Birkenau hat doch einen Proceß gegen ihn angestrengt. Es handelt sich, glaube ich, um Geldangelegenheiten oder Aehnliches . . ."

„Das wäre thöricht von ihr," sagte Bertha ruhig.

„Ja, ich finde es auch, um so mehr, als sie die Streitigkeit gerade in einem Augenblick anfängt, wo ein neues Glück ihm zu winken beginnt."

Er sah Bertha durchdringend an. „Sie wissen doch, er hat ein wundersüßes Mädchen kennen gelernt, das er sehr liebt."

„Gott sei Dank!" versetzte Bertha innig.

Es ist, wie ich voraussetzte, dachte er bei sich, längst alle Gefühle für ihn erloschen. Sie sehnt sich nach Neuem.

„Diesmal ist's keine alternde Dame, sondern ein junges, frisches Leben. Ein bedeutsamer Unterschied, ob eine Frau dreißig oder achtzehn Jahre zählt. Mit der einen umarmt man die Vergangenheit, mit der anderen die Zukunft."

„Selbstverständlich." Sie neigte den Kopf zu ihm herab. „Sehen Sie, ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie innig ich mich über Horsts Rückkehr zur Natur, zur Gesundheit freue. Auch, daß diesmal keine anderen Interessen mitsprechen. Das Mädchen geht ärmlich gekleidet, es scheint nichts weniger als wohlhabend zu sein."

„Nein, das ist es gewiß nicht," stimmte er ironisch bei.

„Und das giebt mir Hoffnung für Horsts innere Wandlung. Sie wissen ja — ihre Stimme vibrirte ein wenig, „daß er mir nicht gleichgiltig ist. Ich mache kein Hehl daraus. Ich verkehre mit ihm seit — Gott, seit meinen Kinderjahren fast. Wir trafen uns in Gesellschaften, bei meinen, bei seinen Eltern. Sein Vater war ein Regimentskamerad des meinigen. Dadurch, daß er früh starb und die Mutter allein seine Erziehung übernahm, fanden die Keime der Rücksichtslosigkeit, des Egoismus, die wohl von jeher in ihm gelegen hatten, noch leichtere Entwicklung. Zu dem, was er jetzt geworden ist, haben die Jahre auf der Akademie, da er fern von uns war, den Grund gelegt. Er muß dort mit seltsamen Menschen verkehrt haben. — Mir gegenüber hat er die Herzlichkeit des Jugendfreundes ganz verloren. Er weicht mir aus, obgleich er wissen müßte, daß ich nie aufgehört habe, ihm gut zu sein."

„Jetzt sind Sie's ihm doch nicht mehr. Jetzt ist doch Alles vorüber."

Ihre Blicke tauchten in einander.

„Wie kann so etwas vorüber sein, wenn es einmal da war? Nein, Herr Zumsen, es ist nicht vorüber. Ich bin durch seine Verirrungen nur noch fester an ihn gefesselt. Ich litt um ihn, ich zitterte für ihn, und nun habe ich mich, o, so unendlich habe ich mich über ihn gefreut!" . . .

Ihre Augen leuchteten ihm in so selbstloser Güte und Wärme entgegen, daß er allen Hohn in sich ersterben fühlte. Er begann den Irrthum einzusehen, in dem er einen Augenblick lang befangen gewesen war. War dieser Horst nicht ein Narr, eine solche Liebe von sich zu weisen? . . .

„Und das Alles vertrauen Sie mir an? Wenn ich nun auf — unrichtige Vermuthungen käme, oder schlechten Gebrauch von Ihrem Geständniß machte?"

„Das würde mich ruhig lassen, Herr Zumsen." Sie schaute ihm frei in's Gesicht. „Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen etwas mitgetheilt habe, was nicht schon Viele wissen."

„Das ist nicht wahr," rief er aufstehend, in seiner Eigenliebe verletzt.

„Mich kümmert nicht, was die Anderen von mir denken, nur, was ich selbst von mir denke. Adieu!"

* * *

„Wo warst Du so endlos lange?"

Inge blickte forschend in Berthas strahlende Augen. Sie hatte in fieberhafter Ungeduld auf sie gewartet. „Und weshalb glühen Deine Wangen so?"

„Ich habe von ihm gesprochen, den ich lieb habe."

„So ist's also doch wahr, was ich einmal gehört habe! Arme, arme Bertha!"

„Was, Arme? Unsinn! Mach' Deine Reisevorbereitungen. Wir gehen in ein paar Wochen. Er vertraut Dich mir an."

Sie eilte fort. Unterwegs fielen ihr Rafaels Worte von Frau Birkenaus Proceß ein.

Was sollte das heißen? Das war ja barer Unsinn. Sie richtete ihre Schritte nach Linas Wohnung. Es war schon längst ihre Absicht gewesen, die Frau zu besuchen. Nun wollte sie's nicht länger mehr aufschieben.

Sie fand sie wie das erste Mal in einem vernachlässigten Morgenanzug. Ihr Gesicht war noch vergrämter, und ein fremder Ausdruck, der Bertha erschreckte, sprach aus ihm.

„Ich will ihm sein neues Liebesglück ein wenig stören."

„Aber wozu denn? Wenn Sie sich mit ihm bereits auseinandergesetzt haben. Lassen Sie ihn doch seine Wege gehen. Stürzen Sie ihn nicht in neue Sorgen."

„Sie sind wohl von ihm geschickt?"

Bertha ergriff liebevoll die Hände der Aufgeregten. „Reden Sie keinen Unsinn, gute Frau Birkenau. Ich habe seit Wochen kein Wort mit ihm gewechselt. Ich wundere mich nur über Ihr falsches Vorgehen. Woher sollte er wohl die Mittel zur Tilgung seiner Schuld an Sie hernehmen?"

„Das ist nicht meine Sache, das kann ja sie arrangiren."

„Ich glaube, sie ist noch mittelloser als er."

„Schöne Bagage alle zusammen." Seit der letzte Hoffnungsstrahl von ihr gewichen war, hatte sie alle Haltung verloren.

„Denken Sie doch lieber an die Zukunft, Frau Birkenau. Lassen Sie das Vergangene. Ueberlegen Sie, ob ich Ihnen nicht irgendwie nützlich sein könnte."

Lina Birkenau schüttelte den Kopf. „Ich danke Ihnen, Fräulein von Ilsen! Wissen Sie, ich habe schon Alles erwogen. Fort will ich nicht. Ich will ihm recht oft begegnen, wenn er mit ihr geht, das wird das Glück meiner künftigen Tage bilden. Vielleicht später in Lumpen —"

„Aber liebste Frau —"

„Jedenfalls aber soll er mich sehen, was ihn jedes Mal in gute Laune versetzen wird. Für die Kinder, das heißt den Knaben und das eine der Mädchen, will eine meiner Verwandten Pensionsgeld in eine Erziehungsanstalt bezahlen. Das andere Mädchen ist zwölf Jahre, wir beide werden uns schon durchzubringen wissen. Ich bin noch nicht alt. Wenn ich auch ihm nicht mehr gefiel, andere finden mich noch nicht so übel. Und die Kleine wächst auch heran."

Bertha schauerte. „Sie wissen nicht, was Sie reden. Kommen Sie doch zur Vernunft. Es ist ein schwerer, doppelter Schlag, der Sie traf, aber Sie brauchen sich noch nicht ganz verloren zu geben. Sie dürfen es nicht, der Kinder wegen."

„Ach ja, die Kinder, immer sie! Daß ich halb wahnsinnig vor —" sie knirschte die Zähne zusammen.

„Seien Sie mild, Frau Birkenau. Sie haben ja auch — damals! — ein Herz tödtlich verletzt, wundert Sie jetzt die Vergeltung?"

„Ich räche ihn mit, haben Sie keine Sorge."

„Wir sind keine vernunftlosen Geschöpfe, Frau Birkenau, nicht allein der Mann, auch die Frau trägt die Verantwortung für ihren Irrthum.“

„Ach was! Ich weiß, daß ich ohne ihn nie das geworden wäre, was ich jetzt werde. Ja, gehen Sie nur, Sie thun besser daran. Sie sind ein behütetes Fräulein, das keine Ahnung davon hat, was ein Weib leiden kann. —“

„Nein, ich habe keine Ahnung davon.“ Bertha schritt hinaus. Es war ihr weh zum Sterben . . .

XI.

„Ach dieser schreckliche Wildbach, weshalb braust er nur? Und diese Felsenwände, an denen immer und ewig drohende Wolkenungeheuer hängen. Man erstickt fast vor Grauen . . .“

„Aber Inge! Sieh doch die herrlichen Farben dieser Wolkenungeheuer. Bald roth wie brennende Säulen aus Walhalla, bald schwarz und düster wie eine nahende Sintfluth, bald durchsichtig wie Schleier, durch die man den hohen blauen Himmel erkennt. Und die majestätischen Berge mit ihren glitzernden Schneefeldern, auf denen die Abendsonne so zauberhaft ruht. Und der Springinsfeld, der tosende junge Bach da, der erst vor Kurzem durch Schneelawinen seine Wasser erhielt, das Alles ist doch so schön, so erhaben und gar nicht zum Fürchten.“

„Und Abends, wenn die Finsterniß aus den Schluchten kriecht und wir o allein mit dieser fremden Bauernfamilie . . .“

„Ach, diese Finsterniß ist ja voll Sterne, voll geheimer Zärtlichkeit, daß Du das Alles nicht empfindest!“

„Ich hab' die Sonne und die Blumen so lieb . . .“

„Blick da in's Thal hinab, da ruht sie noch unten und vergoldet die kleinen Hütten.“

Inge vertieft sich in das traumschöne Bild zu ihren Füßen. Bertha beginnt neckisch mit ihrer dunklen süßen Stimme zu singen: „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide . . .“

Sie lachen und gehen einander umschlungen haltend in das schmucke Haus am tosenden Bach, wo der Bergführer Schwaiger ihnen zwei Stuben überlassen hat. Inge muß der hier herrschenden Kühle wegen wollene Kleider und Mäntel tragen.

Sie macht zu dem Allen ein unglückliches Gesicht. Bertha läßt sie viel allein. Absichtlich.

Bertha ist voll Frieden in dieser gewaltigen ernsten Natur, die über das Einzelempfinden hinweg hebt. Die Ewigkeit schaut mit kalten großen Augen den weißen Bergen über die Schulter . . .

Warum seid ihr Menschen nicht groß wie ich, sich erbarmend des Kleinen, dessen, der weint, selbst aber über allen Thränen steht. Warum

wollt ihr nicht Mutter, nur immer Kind sein? Ich bin die große Vertraute, die Alles versteht, durchschaut, hegt, nährt, selbst aber nichts für sich begehrt. Ich bin glücklich. Warum seid ihr nicht glücklich.

Fragt euch! . . .

„Leg Dein Blondköpfl an meine Brust. Wein', wein' Dich aus."

„Ich bin so verlassen. Ich fühle mich todtelend."

„Bevor Du stirbst, sag's mir. In einer halben Stunde ist gepackt."

„Du lachst zu meiner Verzweiflung."

„Ich kann nicht anders als dazu lachen. Ich lache ja auch über mich. Geh in den Wald, leg Dich in's Moos und schließ die Augen. Oder steig auf die Höhen und öffne sie weit" . . .

Zuerst Thränenstimmungen, die Unruhe des Kindes, das, allein gelassen, nicht weiß, was es beginnen soll. Dann die bleierne Langeweile schon mit einem Ton in's Ruhigerwerden. Dann ein tiefes Aufathmen und — Augenaufschlagen . . .

Bertha sieht das Alles mit beobachtendem Blick und freut sich über Inge. —

Sie haben Beide kein Buch, nichts zum Lesen bei sich. Bertha hat mit sich selbst genug zu thun, und von Inge verlangt sie ein wenig grausam, daß sie einmal „nachzudenken" anfange. Sie unternehmen weite, nicht ganz gefahrlose Spaziergänge über Felsen und Schneefelder, in fremde Thäler. Wenn Inge zu ermatten im Begriff ist, muntert sie Berthas derbhumoristische Zurechtweisung wieder auf.

Sie beginnt selbstständiger zu werden und — an sich zu glauben. Sie hört nicht immer ihre Einfalt betonen, im Gegentheil, die Freundin stellt Zumuthungen an sie, wie man sie nur an tüchtige, kluge Menschen stellen kann. Ihr blasses, mageres Gesichtchen, der Luft und Sonne ausgesetzt, nimmt eine tiefere Farbe an. Die Haare sind wieder goldig wie früher. Der schmale Körper wird stolzer und trägt bewußter den jungen Kopf. —

An Regentagen bleiben sie in der Stube. Dann reden sie dummes Zeug wie zwei Kinder, daß die Bäuerin draußen am Herd über ihr übermüthiges Lachen den Kopf schüttelt. Aber Bertha weiß selbst diesen Harmlosigkeiten ein Körnchen Gehalt zu geben. Eines Tages vertraut ihr Inge ein großes Geheimniß an. Sie hat sich mit dem Wildbach ausgesöhnt.

„Du wirst seine Stimme noch liebgewinnen wie die Deiner Mutter. Die ganze Natur hier wirst Du liebgewonnen und Dich ungern von ihr trennen."

Daran zweifelt nun Inge. Sie kennt Einen, der ihr mehr ist als alle Herrlichkeit hier.

Bertha ahnt ihren Gedankengang und lächelt. Und ihr eigenes Leid, das, wenn auch beherrscht, gebunden durch die Kraft der Einsicht und des Willens, doch weiter schmerzt, zuckt heißer in ihr auf . . .

Ja, ihr Blondköpfl hat's gut. Sie lehrt es das Glück zu erziehen. Sie selbst ist aussichtslos . . . Immer der Egoismus! Das Sehnen nach Selbstbefriedigung!

Als ob es nicht schon ein hoher Genuß wäre, gut sein zu dürfen! Vielleicht der höchste! . . .

XII.

Das erste Gewitter ging nieder.

Da stand er unter der Thüre, geblendet von den zuckenden Blitzen über seinem Haupt, betäubt von dem Grollen des Donners, dem hundertfaches Echo antwortete.

„Sie sind erstaunt —"

„Inge! Inge!"

Sie flog herbei und bedeckte halbohnmächtig vor Ueberraschung und Freude seinen triefenden Mantel mit Küssen.

Bertha ging leise zur Thüre.

Er eilte ihr nach und faßte sie ungestüm an den Händen. „Nein, Sie sollen bleiben, Sie sollen bleiben." Das war nicht Pose. —

„Sehen Sie *sie* doch an. Nach sechs Wochen!"

Sein Blick streifte gleichgiltig über Inge.

„Sie sieht gut aus."

Da ahnte Bertha, um wessentwillen er gekommen war. — Sie senkte den Kopf. Und zum zweiten Mal riß sie um Inges willen die Wunde ihres Herzens auf.

„Wie geht es — Horst?"

Ein scharfes, häßliches Lächeln. Also *doch* noch, noch immer! . .

„Wie es Horst geht? Er hat sich verlobt."

Inge legte den Arm um die Freundin. Bertha machte sich frei.

„Gott sei Dank!"

Nein, sie soll nicht triumphiren, daß ihre mystischen Gebete um sein Gutwerden Erhörung gefunden haben . . .

„Nicht mit dem kleinen hübschen Mädchen, Fräulein von Ilsen. Mit Emilie Jakoby."

Inge machte eine Bewegung des Schreckens.

„Mit — die Dame ist mir nicht bekannt."

„Nicht bekannt? Wie können Sie das sagen?" Er sprach langsam, jedes Wort scharf wie ein Messer.

„Sie kennen doch Emilie Jakoby, die immer im Wägelchen gefahren wird, die Taubstumme, sie soll auch ein wenig blödsinnig, aber — sehr reich sein." Er schwieg. Als er jedoch keinerlei Bewegung auf Berthas ruhigem Gesicht wahrnahm, setzte er noch hinzu:

„Wie ich erzählen hörte, hätte die Hochzeit schon stattfinden sollen, — er geht sehr stürmisch in's Zeug, aber die Verwandten machten allerlei

Schwierigkeiten. Nun hat er ihre Bedenken überwunden. In diesen Tagen findet die Vermählung statt."

„Wie wunderlich," sagte Bertha gelassen. Und dann leichthin: „Nun aber entledigen Sie sich Ihres nassen Mantels. Inge wird für Ihre Bequemlichkeit sorgen."

Mit der Würde einer Königin neigte sie den Kopf vor ihm, und schritt, ihren Umhang um sich werfend, hinaus!

Und da verwandelte sich der Regen, wie es oft im Gebirge vorkommt, in Schnee und bedeckte ihr Haar und machte es weiß . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Er lauerte wie ein Dieb auf einen Augenblick des Alleinseins mit ihr. Und als am nächsten Tag ein solcher eintrat, sah sie seine Augen mit fieberhafter Spannung auf sich gerichtet.

„Nun haben Sie doch nur mehr Verachtung für ihn?"

„Verachtung? Wie kann ein Olympier plötzlich moralisch beurtheilen wollen? Ich verachte ihn weder, noch habe ich aufgehört ihn zu lieben? Ja, ich liebe ihn noch heißer, ich werde um seinetwillen noch inniger auf die Gnade Gottes vertrauen . . ."

Da verstummte Rafael.

Am nächsten Tag kramte er einige Beweggründe aus, die ihn leider zwängen, sofort wieder abzureisen.

Inge blieb gefaßt. Er hatte sich auf sentimentale Scenen von ihr vorbereitet und war offenbar erstaunt, daß sie seinem Vorhaben keine Einwände entgegensetzte. Er würdigte sie eines längeren Blickes und fand sie in Wirklichkeit verändert. Damit sie nur ja nicht glaube, sie gefiele ihm etwa, sagte er nach seiner flüchtigen Musterung, „Du siehst ja scheußlich in diesen Wolllappen aus."

Und nun ereignete sich das Wunderbare. Anstatt wie früher gekränkt oder auf's Tiefste beschämt zu werden, zuckte sie gleichmüthig die Schultern.

„Hier oben trägt man nichts Anderes, nnd ich möchte auch nicht frieren."

Ei, ei, wie klug das klang! „Und Dein Haar sieht auch scheußlich aus."

Ihre Wangen färbten sich für einen Augenblick höher, aber sie entgegnete nur ein gleichgiltiges: „So?"

Er verließ ganz frostig, traurig und verwundert zugleich über all' das Neue, das ihm zum ersten Mal in einer Frauenseele entgegentrat, das Haus des Bergführers.

„Wann kehrst Du zurück?" fragte er schon im Wägelchen, das ihn nach dem Bahnhof im Thal bringen sollte.

Inge wollte hastig etwas entgegnen, da fühlte sie Berthas Blicke auf sich.

„Schreib' mir, wenn Du mich wünschest."

Er lüftete den Hut. „Gut, das soll geschehen."

Sein letzter Blick suchte andere Augen, aber schwere Wimpern lagen darauf . . .

„Er liebt Dich," hauchte Inge, Bertha umschlingend.

„Er liebt meine Seele und Deinen Leib. Ich will Dir ja meine Seele geben, damit Du glücklich wirst. Nimm aus ihr, was Du kannst, was Du magst, mein Bestes will ich Dir geben . . ."

XIII.

Er ihr schreiben, daß sie kommen möge! Niemals würde er das gethan haben.

Schon Berthas wegen nicht, und dann deshalb nicht, weil er dadurch bekannt hätte, daß er Sehnsucht nach ihr empfinde, oder ihrer bedürfe.

War sie ihm in Wirklichkeit etwas?

Einen Mann wie ihn reizte ihre Unschuld, ihre Naivität nicht. Er fand das selbstverständlich bei — seiner Frau. Selbstverständlich wie die Anbetung, die sie ihm entgegenbrachte. Wie ihre Jugend, ihre Schönheit. Er bewerthete sich sehr hoch, deshalb fand er das Beste für sich nur selbstverständlich.

Aber aus dieser widrigen Weihrauchatmosphäre heraus, in die ihn die Frauen erhoben hatten, empfand er oft, in seinen besten Augenblicken, eine tiefe Sehnsucht nach einem Menschen mit eignen Zügen, mit einer eignen Individualität, nach einer Frau, die stärker, stolzer, selbstherrlicher als er war. So sehnt sich der im Luxus Verweichlichte nach einem Stück Schwarzbrod, das ihm schmackhaftere Kost zu sein verspricht, als die gewohnten Leckerbissen.

Bertha! Empfindungen aus seiner Kinderzeit überkamen ihn, wenn er an sie dachte. Als ob er beten könnte vor ihr. Ihre inneren Züge vermengten sich mit Inges äußeren. Endlich wußte er nicht mehr, wie das Zauberbild hieß, das seine Phantasie in die violette Dämmerung seines Arbeitszimmers trug.

Bertha-Inge! . . .

Stundenlang lag er sinnend und in sich schauend auf dem Sopha, eingehüllt in die Wolken seiner Havanna. Zuweilen packte es ihn dann, und er warf sich an seinen Arbeitstisch. Sie sollte ihn achten, bewundern lernen. Sie würde ja all' das Neue in seinen Schöpfungen begreifen. Sie sollte ihm folgen als sein gläubiger Jünger durch die Thore der neuen Welt. Hinterher kamen die Andern, die sich schwer überzeugen ließen. Daß die Eigenart seiner architectonischen Entwürfe Aufsehen erregen, sich Geltung verschaffen würde, daran zweifelte er nicht. Er wußte, wie Viele sich bemüht hatten, eigne Linien zu finden, aber er war das letzte Glied dieser Vielen, und die geschickte Verwerthung aller ihrer Combinationen lag in seinen Händen und konnte ihn zum Entdecker machen.

Es war ein Preisausschreiben an alle sachlich Betheiligten ergangen. Deutschlands Hauptstadt sollte einen Dom erhalten, der alle übrigen Bauwerke durch Ursprünglichkeit seiner Formen, durch Linienadel und Majestät überragen sollte.

Wenn er, der Jüngste, im Wettbewerb siegte!

Er verschloß sich in sein Haus und arbeitete. Selten daß ein Bekannter die Klingel an seiner Wohnung zog. Mit zweien von ihnen hatte er fast ganz gebrochen.

Eines Tages war Horst zu ihm gekommen und hatte ihm mit glänzenden Augen sein „Glück“ mitgetheilt. Die Mutter von ihr, eine selbst noch lebenslustige Frau, die durch den Zustand der Tochter zur Krankenpflegerin verurtheilt war, war's hauptsächlich gewesen, die seine Bewerbung unterstützt hatte.

„Die ganze Familie, nicht nur die Tochter scheint blödsinnig zu sein,“ hatte Rafael ironisch gesagt. Und Horst war darauf in Eifer gerathen.

Emilie höre ein wenig schwer und lalle ein Bischen beim Sprechen, aber von Blödsinn sei keine Spur bei ihr. Auch hätte sie eine recht nette Figur und könne ganz gut gehen. Sie litte nur an einer kindischen Angst vor Pferden, weswegen sie der Diener in dem Wägelchen ausfahre. Gott, man könne mit ihr keine geistreiche Conversation machen, aber das thäte doch nichts. Sie wäre ein gutes Kind, das leicht zufrieden zu erhalten sei. Die Mutter ginge nach der Hochzeit für ein paar Jahre auf Reisen. Eine wunderbare Frau übrigens. Voll Verständniß für die Kunst. Sie wird ihm bei der Einrichtung seines Ateliers behülflich sein. Wahrscheinlich wird sie die Villa kaufen, in der sie die letzten Jahre gewohnt haben.

„Du mußt mich überhaupt demnächst zu ihnen begleiten,“ schloß er seinen begeisterten Bericht.

Rafael hatte ihn kühl angesehen. Was ihm einfiele! Bisher hätte er zu ihm gehalten, obgleich die Wege, die er gegangen wäre, nicht immer sympathische waren. Aber weiter keinen Schritt. „Nach Deiner Hochzeit werden wir uns fremd sein.“ Und auf Horsts verwunderten Blick: „Es giebt Dinge, die für mich unter einen gewissen Paragraphen des Strafgesetzbuches gehören. Aber lassen wir das. Du wirst auch ohne mich fertig werden.“

„Hoffentlich!“ Horsts Stirne hatte sich tiefer gefärbt. „Verstehen thu' ich ja von all dem kein Wort. Ich habe mich in der Sache vollkommen correct benommen. Ich habe bei der Mutter um die Hand der Tochter angehalten.“

„Als ob's nicht auch correct handelnde Schurken gäbe! Wir haben uns untereinander ja nie die Wahrheit vorenthalten.“

„Du hast Recht, in der Wahl der Worte waren wir nie besonders vorsichtig, aber vielleicht willst Du die Gewogenheit haben, Dich deutlicher zu erklären.“

„Du hast die Mutter zu gewinnen gesucht, damit Du die Mitgift der Tochter erhältst. Mit der Blödsinnigen wirst Du Dich bald abgefunden haben.“

„Gewiß, es fällt mir nicht ein, zu leugnen, daß es mir mehr um die Mitgift, als um die Tochter geht. Ich denke, wir sind Olympier,“ setzte er ironisch hinzu, „die über kleinliche Bedenken hinwegsehen und die Mittel, die sie ihren Zielen näher bringen können, hernehmen, wo sie sie eben finden. Um die Meinung engherziger Moralrichter haben wir ja nie gefragt.“

„Man braucht nicht immer moralisch zu handeln, aber die Aesthetik muß gewahrt bleiben.“

„Aesthetik, bah! Unsere Aesthetik machen wir uns selbst. Die meinige befiehlt mir, vor Allem aus meinen trivialen Sorgen herauszukommen. Uebrigens, wie ich sehe, bin ich der Einzige, der den Namen der Unbekümmerten, den er trägt, mit Recht führt. Ihr Anderen steckt trotz Eurer Proteste im Alten. Meinetwegen versumpft mit Eurer Moral.“

„Dein edler Eifer ist unnöthig, die Uebrigen, vor Allen Kiepenzwey, werden Schritt mit Dir halten.“

„Macht mich sehr stolz, besonders von dem großen Symboliker.“

„Gestern haben sie die Baronesse in eine Heilanstalt gebracht.“

Horst machte eine Bewegung des Erstaunens.

„Wahrhaftig? Den Erfolg hätte ich ihm nicht zugetraut. Verrückt, wirklich verrückt?“

„So gut wie das!“

„Ist nicht möglich. Nein, ich kann's nicht glauben. Sie schien doch so klar, so vernünftig zu sein, war auch nicht mehr die Jüngste.“

„Er hat sie durch seine Halbheit entnervt, da war dann guter Boden für geistige Krankheitskeime.“

Horst zuckte die Achseln. „Wer kann ihn übrigens verdammen? Wenn die Art, mit Frauen zu verkehren, ihn befriedigt —“

„Allerdings, die Verantwortung für so etwas gehört, ähnlich wie Dein Fall, mehr vor den Psychiater als vor den Richter.“

„Du wirst immer liebenswürdiger.“

„Ich habe keinen Grund, anders zu reden, als ich empfinde. Für einen Mann, der wie Kiepenzwey handelt, giebt's nur eine Bezeichnung.“

„Du bist moralisch geworden wie alle Leute, die ihr Schäfchen im Trocknen haben.“

„Ich fange an zu entdecken, daß es nur Krüppel und Kranke sind, Menschen, die etwas zu verbergen haben, die unter die Maske der Götter schlüpfen.“

„Ich danke Dir für die vielen schmeichelhaften Ehrentitel, die ich heute erhalten habe. Wenn Du übrigens meinst, daß ich Dich um Deine weitere Freundschaft anbetteln werde, irrst Du Dich.“

„Das thäte mir auch leid, denn —"

„Es wäre vergebens, nicht wahr? Gehab' Dich wohl, erhabner Olympier."

Rafael hatte sich ruhig seinem Tisch mit den Arbeitsentwürfen zugewendet. Was lag ihm viel an diesem unstäten rastlosen Menschen, der erst von da ab tieferes Interesse ihm abgewonnen hatte, als Berthas Neigung für ihn ihm bekannt wurde. Und was lag ihm an dem Faselhans Kiepenzwey, dessen Leben mit seinen hochfliegenden Dichtungen in so grellem Gegensatz stand? Im Grunde genommen war seine Freundschaft für Beide eine sehr lockere und durchaus nicht wurzelechte gewesen. Einige Anschauungen, die sie gemeinschaftlich theilten, hatten sie zusammen geführt. Das Band zerriß eben so leicht, als es geknüpft war. Der Verlust dieser beiden Menschen würde keine Lücke in ihm hinterlassen, das fühlte er.

Er wurde einsamer und einsamer.

Nur zuweilen strich Bertha-Inge durch's Zimmer, leise und kühl, mit großen verstehenden Augen, tief wie die der Natur, die in Gottes Baupläne Einsicht hat . . .

Und er schloß die Lider und stammelte:

„Bertha-Inge! Bertha-Inge!" . . .

XIV.

In der Nähe der Johannisnacht war's, als er den ersten Brief von seiner Frau erhielt.

Er hatte ihr noch immer nicht geschrieben, daß sie kommen möge. Er würde es auch nicht, und wenn der Winter darüber hereinbräche . . .

Dieser Trotz oder Stolz von ihr imponirte ihm übrigens, ohne daß er sich dessen bewußt war.

In ihrem Brief theilte sie ihm mit, daß sie und Bertha von ihrem Montafonethal aus, in das sie auch wieder zurückkehren wollten, eine kleine Reise über Bregenz und Constanz in den Schwarzwald machen würden . .

Ein Gefühl des Unmuths stieg in ihm auf. Er suchte es zu beherrschen, aber es gelang ihm schlecht. Er empfand die ersten Regungen einer quälenden Eifersucht. Auf welche von Beiden war er eifersüchtig? Waren es denn Zwei? Ach, warum waren sie Beide nicht Eine? Er antwortete, mit Mühe einen gleichgiltigen Ton suchend, er wünsche ihr viel Vergnügen und gutes Wetter. Ende August möge sie jedenfalls wieder im Schweizerhaus sein, denn es könnte der Fall eintreten, daß Bekannte sie besuchten.

Als der Brief abgeschickt war, ärgerte er sich, daß er das geschrieben hatte. Weshalb hatte er's nur gethan? Um irgend einen Halt, einen Zügel zu haben, an dem er sie fassen konnte. Denn ihr schreiben: Komm! niemals!

Dieses ihr freies in der Welt Herumreisen mißfiel ihm sehr. Aber hatte er nicht selbst seine Erlaubniß dazu gegeben? Damals war's Frühling gewesen. Wie seltsam hatte sich in der verhältnißmäßig kurzen Zeit um ihn Alles geändert. Eines Tages hatte er die Nachricht von Horsts Vermählung erhalten, kurze Zeit darauf erfuhr er, daß die alte Frau Nielsen einem Schlaganfall erlegen sei.

Alphons sah man nirgends, er mochte wohl der Stadt seiner Siege für einige Zeit den Rücken gekehrt haben.

Inges Eltern weilten an der See.

Mitte August, als es ihm in den Mauern zu schwül zu werden begann, packte er das Nöthigste ein und reiste ab. Zunächst nach Baden-Baden.

Er streifte in den Wäldern umher und fand, daß ihm Alles bekannt war, obwohl er nie da geweilt hatte. Die Aufmerksamkeit der Frauen, die ihm hier wie überall folgte, wurde ihm zum ersten Mal lästig. Er meinte nur an seine Arbeitspläne zu denken, und daß er, weil ihm gerade kein besserer Aufenthaltsort eingefallen war, hierher gereist wäre.

Schon nach einer Woche begann er sich unbehaglich zu fühlen. Trotz der vielen anwesenden Kurgäste spürte er eine große Verlassenheit und Oede um sich. Jetzt erst wurde ihm klar, daß er die ganze Zeit über Jemand gesucht hatte. —

Er warf sich in den Zug, der ihn nach Constanz brachte.

Dort, am Ufer des blauen Sees athmete er erleichtert auf. Die rothgoldnen Sonnenuntergänge erinnerten ihn an Berthas Haar, nein, es war ja Inges. Die dunklen, geheimnißvollen Nächte mit ihrem Leuchten in der Tiefe an ihre Augen.

Bertha-Inge!

Hoch und stolz und unnahbar wie die schneegekrönten Gipfel dort drüben war sie. Er schwelgte in stolzen Gleichnissen, mit denen er sie schmückte. Er träumte, daß sie ihn an der Hand über den See führte. Sie konnte das, sie war ja wundermächtig in ihrer gottstarken Liebe. Bertha-Inge!" . . .

Eines Morgens stand er im Schiff, das ihn nach Bregenz hinüberbrachte. Sein Herz, das er sonst immer in so guter Zucht hielt, war ungeberdig geworden und klopfte zum Zerspringen. Die Berge rückten näher und näher. Und dann hörte man Hörner schmettern und militärische Signale. —

Am Ufer manövrirten Soldaten. Er war in Oesterreich.

Er setzte sich auf die Veranda des Habsburger Hofes und träumte in die Sonne hinaus.

Fern hinter ihm lag die Heimat, die Vergangenheit. Sommerdüfte wehten von den Höhen herab. Es wurde ihm eigenthümlich zu Muth, still und feiertäglich. Anders als sonst. Als ob etwas neu in seinem

Leben beginnen müßte. Ja, er hatte den Wunsch, daß etwas neu darin wurde. Was denn? Am Ende er selbst? Warum? War er nicht ein ganzer Mensch gewesen, strebsam, ehrgeizig, klug, ein Menschenkenner?

Da kam sie über die blauen Wellen gegangen.

Sieh' mich an, wie schlicht ich bin. Ich habe nichts als meine Ursprünglichkeit. Und mit der habe ich Dich in Bande geschlagen. Du kannst anstatt Ursprünglichkeit auch — Ehrlichkeit sagen. Du kannst auch Kraft statt dessen sagen. Denn Kraft ist Selbstbehauptung. Wie? Du Selbstbehauptung? Hast Du denn ein Selbst? War nicht Alles an Dir Pose, Manierirtheit, Anlehnen? Vielleicht bist Du keine eigne Individualität und borgtest Dir deshalb die Masken Jener, die Dir irgendwie im Leben imponirt haben? Prüfe Dich!

Es tanzte schillernd über das blaue Wasser hin.

Er versank in Gedanken. Er verfolgte seine eignen Spuren bis in die frühesten Kinderjahre hinein.

Immer das große Ich, das Ich als Mittelpunkt, um den sich Alles drehen mußte. Und immer das Bewußtsein der Bevorzugung, die fordernde, alles für sich fordernde Selbstsucht. Und im Bewußtsein, die Aufmerksamkeit der Anderen auf sich gelenkt zu haben, die Pose. Wo begannen die Grenzen seines eignen Wesens, seiner wirklichen Gefühle, des Menschen, der Persönlichkeit in ihm? . . .

Als er schon an sich zu verzweifeln anfangen wollte, rief's in ihm: Nein, daß Du sie liebst, ist Gewähr dafür, daß Du doch ein Eigner bist. Wer nach dem Besten die Arme aufstreckt, ist kein Larvenmensch, es wäre denn auch diese Liebe nur Maskerei. Und daß sie das nicht war, fühlte er an der tiefen, quälenden Unzufriedenheit mit sich, an der Seligkeit, wenn er an sie dachte, an dem verzehrenden Gefühl der Sehnsucht nach ihr . . . Und plötzlich verwandelten sich die beiden Köpfe, der blonde und der dunkle zu einem mit großen, leuchtenden Zügen.

Ich bin die Natur. Komm zu mir, Pygmäe! Du hast mich nur von ferne kennen gelernt, komm, wenn Du Muth hast, an meine Brust, und trink, trink, damit Du endlich erwachsen werdest! . . .

Er schauerte zusammen und dehnte die seligmüden, von der Sonne durchtränkten Glieder.

* * *

Vier Stunden später stand er vor dem Schweizerhaus.

Eine schlanke, üppige Frau mit goldenem, tief in die Stirn hereinfallendem Haar, trat ihm auf der Schwelle entgegen.

Sie hatte sein Wägelchen den Serpentinweg heraufkommen sehen und die paar Minuten Zeit benützt, um sich zu fassen.

Er drückte ihre ihm entgegengestreckte Hand, deren Zittern ihm in der eignen Aufregung entging. Vor seinen Augen spielten Lichter. Er war

nicht ganz sicher, war es Inge, war es Bertha, die ihm da voranschritt durch die Hausthür in die niedere Bauernstube und ihn neben sich an den alten Holztisch zum Ausruhen einlud. Er sah in das junge Gesicht, dessen Züge die Sonne mit einem leichten Bronzeton gefärbt hatte. Zwei blaue Augen hingen voll stummen Glanzes an ihm. —

Und dann sah er sich in der Stube um, nach der Zweiten . . .

Inge folgte seinen suchenden Augen und errieth ihn.

„Sie ist vor drei Tagen nach der Schweiz abgereist."

Er zuckte zusammen. War sie vor ihm geflohen?

„Sie fürchtete den angekündigten Besuch. Wer weiß, wer es sei, hat sie gemeint."

Die Schlaue! . . .

Aber sie ist ja hier, hier gegenüber mit ihren tiefen großen Augen.

„Du bist gewachsen," sagte er, den schlanken Linien ihres Körpers folgend.

„Der Sommer hat's gethan."

Wie fremd sie lächelt, anders als sonst. Weh liegt in dem Lächeln und viel Verschlossenes. Er geht in der Stube auf und nieder, dann tritt er zu ihr und blickt sie an.

Nicht vor ihm hingekniet wie sonst, die Arme um ihn schlingend, kein Jubelschrei, nicht einmal ein Kuß. Er? Er war nie der gebende, immer der empfangende Theil. Weil sie so kindisch stürmisch und freigebig war. Er steht wie erwartend vor ihr. Und sie senkt die Augen, damit er das Ueberfließen der Liebe in ihnen nicht bemerke . . .

„Gehen wir hinaus." Das ist wieder der alte herrische Ton.

Sie wandeln schweigend am Abhang des Lärchenwalds hin, über dessen dunklen Umrissen weiße Schneegipfel sichtbar werden. Häher schreien, ein Adler wiegt sich langsam in der Luft. Der Bach geht tief und ruhig hin, sie haben sein Bett erweitert, und er lärmt nicht mehr . . .

Mit lässiger Bewegung greift Rafael nach Inges Arm, um sie an sich zu ziehen. Sie sieht ihn ruhig an. Seine Hand sinkt herab.

Und wieder ein schweigendes Hingehen. —

Die Schatten werden blauer, die Schneefelder oben beginnen in wundersamen Gluthen zu brennen. Ihm wird sonderbar wie noch nie in seinem Leben zu Muth, weich wird ihm zu Muth, traurig . . .

Er kehrt um, sie folgt ihm schweigend.

Einmal verlangsamt er seinen Schritt und blickt sie von der Seite an. Ihre Brauen sind leicht emporgezogen wie von starker innerer Spannung.

Inge-Bertha, räthselhaftes Geschöpf, was willst Du eigentlich?

Der Bergführer und seine Frau bedienen die Beiden. Sie bringen ihr Bestes aus Küche und Keller herein. Sie haben ganze zwei Talgkerzen und eine Petroleumlampe angezündet, die reine Illumination für ihre Begriffe.

Rafael und Inge sitzen an dem sauber gedeckten Tisch und bemühen sich, nicht stumm zu sein.

„Und wie geht es Frau Birkenau?" fragt sie, „Bertha hat mir von ihr Manches erzählt. Hat sie sich aufgerafft?"

Er schüttelt den Kopf und antwortet nicht.

„Du schweigst? Warum, was ist aus ihr geworden? Rede doch!"

„Das, wovon man mit einer Dame nicht spricht."

„Das arme Weib!"

Früher wäre sie in Abscheu ausgebrochen, jetzt sagt sie: das arme Weib! Berthas großes mitleidendes Herz!

Die Hausherren gehn zur Ruhe, die Kerzen brennen herab, immer tiefer, tiefer. Dann verlöschen sie qualmend. Nur noch das Lämpchen ... Er hat schon die längste Zeit stumm dagesessen, hie und da einen verstohlenen, träumerischen Blick auf sie richtend. Jetzt erhebt er sich. Die Verbindungsthür zwischen den beiden Zimmern steht offen. Inge blickt ihn an.

„Möchtest Du zur Ruhe gehen?"

„Ja, ich bin müde."

Sie steht vom Tische auf. „Ich werde nebenan übernachten. Nimm mit dem Stübchen hier fürlieb. Für das Nöthigste hat Frau Schwaiger gesorgt. Schlaf wohl!"

Er entgegnet kein Wort. Sie entfernt sich langsam nach dem Nebenzimmer.

Nach einer Weile ist's ihr, als ob sie ihn sprechen hörte. Sie öffnet die Thüre.

„Suchst Du etwas?"

Da er keine Antwort giebt, tritt sie an ihn heran und wiederholt ihre Frage.

Er faßt herrisch ihre Hand.

„Du wirst hier bleiben."

Da sieht sie ihn mit sanftem traurigen Blick an, geht hinaus und schließt leise die Thüre hinter sich. In ihrer Kammer vergräbt sie das Gesicht in's Kissen, damit er ihr Schluchzen nicht hört.

O Gott! Auf den Knien möchte sie die ganze Nacht vor ihm liegen und seine Athemzüge bewachen, aber — sie darf's ja nicht um ihrer Beider Glück willen. Als sie ihm gehorchte in hingebungsvoller demüthiger Liebe, war er ihrer überdrüssig und satt geworden. Er selbst hat sie auf den Weg des Widerstandes, der Ueberlegenheit gedrängt. Er selbst hat die Ahnung in ihr erweckt, daß es Naturen giebt, die nur das schwer zu Erwerbende reizt, und daß man diese durch Schlichtheit und entgegenkommende Hingebung weder fesselt noch beglückt.

Leicht wird sie es nicht an seiner Seite haben, denn sie wird ihr eigenstes Wesen unterdrücken oder in andere Formen gießen müssen. Aber was würde sie nicht thun, um sich seine Neigung zu sichern?

Eine Nacht, die kein Ende nehmen will.

Er hat die Augen groß geöffnet und denkt über das Mysterium des Frauenherzens nach. Dieses Frauenherzens. Wird er es ergründen? Zweifellos, wenn er ruhiger geworden ist. Es kann ja aber auch nur, denkt er bei sich, eine Laune von ihr sein, obgleich er nie Launen bei ihr kennen gelernt hat . . .

Des Morgens öffnet er kurz die Thüre. Inge im blaßblauen losen Kleid lehnt am Fenster und blickt in die Berge hinein. Er zuckt bei ihrem Anblick zusammen, beherrscht sich aber.

„Ich reise in einer Stunde."

Sie hat ihm die Hand zum Gruß hingestreckt, er scheint sie nicht zu bemerken.

„In einer Stunde schon? Da muß ich mich sehr sputen." Ihr Gesicht ist erblaßt.

„Du Dich? Weshalb? Das ist nicht nöthig."

„Wünschest Du, daß ich hier bleibe?"

„Ich wünsche gar nichts."

„Dann reise ich selbstrerständlich mit nach Hause."

Aus Pflichtgefühl, grollt's in ihm auf . . .

Nach anderthalb Stunden sausen sie in dem kleinen Bauernwäglein ihres Hausherrn thalabwärts.

Sie ist blaß und einer Ohnmacht nahe. War sie zu schroff gegen ihn? Hat sie ihr Vorhaben ungeschickt durchgeführt?

Sie legt ihre Hand leise auf seine.

„Weshalb gehst Du eigentlich schon fort? Es ist doch noch so schön. In ein paar Wochen, ja, da kann's hier oben schon schlimm sein. Gegen Ende September fängt der Winter an und dauert oft bis Juni. Sie erzählen, in manchem Jahr wollte es gar nicht thauen. Wenn dann der Frühling — die Erde hier will immer von Neuem von ihm geworben sein, sonst verschließt sie ihre Blumen, ihr Herz . . . wenn er dann um sie wirbt und — und —" Ihre Stimme ist von Wort zu Wort leiser geworden, ihr Kopf sinkt zurück . . .

„Inge!"

Er neigt sich erschreckt über sie. „Was stammeltest Du da? Was hast Du?"

Und wie sie die Wimpern langsam unter seiner Fürsorge aufschlägt, da ist's ihm, als läse er aus ihren Augen: Wirb um mich!

Er hat noch nie um ein Weib zu werben nöthig gehabt . . .

XV.

Violette Lichtströme tauchen ihr weißes Kleid in geheimnißvolle Farben. Sie steht auf seiner Schwelle, einen Brief in der Hand.

„Von ihr?"

„Von ihr. Hier, lies ihn."

„Lies ihn mir vor, er ist an Dich gerichtet. Kommt sie?"

„Ich reise in den nächsten Tagen nach England. Die alten Freunde meines Vaters, mit denen ich mich verabredet, gehen für einige Zeit zu ihrer Tochter, die dort verheirathet ist. Ich schließe mich ihnen an. Wann ich wiederkomme, kann ich nicht bestimmen. Meine Inge, die Du ein Theil von mir selbst geworden bist, bleibe fest und unwankbar in Allem, was Du als das Rechte erkennen gelernt hast. Je höher wir uns selbst schätzen, um so höher schätzen wir die, die wir lieben. Sieh, weil ich mich hoch stelle, kann ich den nicht verwerfen, der mir trotz all' seiner Gesunkenheit nicht gleichgiltig ist. Könnte mein Herz für einen ganz Verlorenen empfinden? Vielleicht sieht es, Du weißt ja, ein reines Frauenherz ist hellsehend — vielleicht sieht es einen Tag in der Zukunft, da er sich aus dem Bann alles Kleinlichen befreit . . . Ich warte, wo ich auch bin, ob daheim, ob in der Fremde, auf diesen Tag. Und sollte ich vor seinem Erscheinen sterben, dann bedauere mich nicht. Welch' glücklicheres Loos kann Einem zu Theil werden, als die Erfüllung seines liebsten Wunsches erwarten zu dürfen? Sie von Stunde zu Stunde zu erhoffen in fester, vertrauender Zuversicht?"

Rafael legte seine Hand auf den Kopf der Lesenden.

„Liebst Du so stark wie sie?"

„Noch stärker," wollte sie aufjubeln. Aber sie bezwang sich.

„Ich — weiß es nicht."

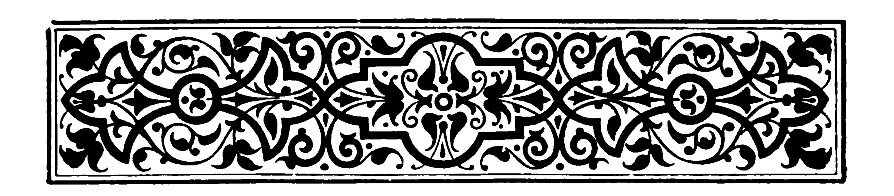
„Inge, liebst Du so stark wie sie?"

„Laß mein Leben die Antwort darauf sein."

Sie blickte ihm groß und stolz in die Augen.

Und da wußte er's: der Herr in ihm hatte seine Herrin gefunden . . .





Generalfeldmarschall Graf Waldersee.

Eine Lebensskizze.

Von

Gebhard Zernin.

— Darmstadt. —

„Ich habe Sie für den Fall eines Krieges zur Führung einer Armee in Aussicht genommen . . .“

Allerhöchster Cabinetsbefehl des Kaisers und Königs Wilhelm II. vom 2. Februar 1891.

Einleitung.

Die gräflich Waldersee'sche Familie.

Es hat den Königen von Preußen niemals an hochangesehenen Familien gefehlt, welche von altem nicht preußischen Herkommen dem Rufe des fremden Monarchen folgten und sich unter den Fittichen des schwarzweißen Adlers niederließen. Sie bewahrheiten hierdurch den bekannten Spruch der Alten: Ubi bene, ibi patria und bewiesen in der Regel durch oft überraschende Leistungen, besonders ihrer heranwachsenden männlichen Mitglieder, daß die Könige klug daran gehandelt hatten, derartiges fremdes Blut in das Land zu ziehen. Und auch der junge Nachwuchs pflegte bei solcher Acclimatisation wohl zu gedeihen und sich vortrefflich zu entwickeln. Eine derartige Familie war auch die Waldersee'sche, die aus dem Herzogthum Anhalt-Dessau herstammende. Es war König Friedrich Wilhelm II., welcher schon im Herbst des Jahres 1786 — also wenige Monate nach seiner Thronbesteigung — die genannte Familie in sein Land berief und ihr unter dem 15. October 1786 den Grafenstand verlieh. Im Laufe des folgenden Jahrhunderts sind nun aus der neuen gräflichen Familie mehrere hochberühmte Heerführer, bezw. Generale oder Staatsmänner hervorgegangen, die ihren Namen in dem neugewählten Staate zu hohen Ehren gebracht haben.

Wir verzeichnen von ihnen hier zwei Namen:

1. **Franz Heinrich** Graf von **Waldersee**, geb. am 25. April 1791, gest. am 16. Januar 1873 zu Breslau in dem hohen Alter von fast 82 Jahren. Er wurde General der Cavallerie und 1856 Commandirender General des V. Armeecorps; später — in den Jahren 1864—70 — war er Gouverneur von Berlin. Nach seiner Pensionirung verlegte er seinen Wohnsitz von Berlin nach Breslau, wo er auch, wie so eben bemerkt, gestorben ist.

Ueber ihn, der nur 7 Jahre die wichtige Stelle eines Commandirenden Generals des 5. Armeecorps bekleidete, hat der spätere Generalfeldmarschall Graf v. Roon, der unter ihm die 20. Infanterie-Brigade in Posen befehligte (in der Zeit vom 26. Juni 1856 bis 22. November 1858), sich in folgender höchst günstiger Weise ausgesprochen: „Die Gesellschaft (Posens), lediglich eine Offiziers- und Beamtengesellschaft, . . entschädigt uns wenigstens nicht durch eine gewisse, fast übertriebene Lebhaftigkeit des geselligen Verkehrs. Dieser letztere geht, wie ich hoffe, einer neuen und angenehmen Gestaltung entgegen durch den Einfluß, den das Haus unseres neuen commandirenden Generals darauf natürlich ausüben muß." Und an derselben Stelle heißt es gleich darauf: „Bei dieser Gelegenheit mag eingeschaltet werden, daß die Erwartungen, welche **Roon** von dem wohlthätigen Einfluß des neuen commandirenden Generals (Graf **Waldersee**) und seiner allseitig als sehr bedeutend geschilderten Gemahlin für die Posener Verhältnisse hegte, sich in den nächsten Jahren in vollstem Maße erfüllten. Er selbst und die Seinen haben während des wohlthuenden Verkehrs im **Waldersee'schen** Hause besonders viele Annehmlichkeiten und Beweise herzlichen Wohlwollens empfangen, so daß sie sich dessen stets in warmer Dankbarkeit erinnerten"*).

2. **Friedrich** Graf von **Waldersee**, geb. am 21. Juli 1795, gest. am 15. Januar 1864 als General-Leutenant z. D. in Potsdam. Derselbe hat sich in den Jahren 1854—58 als preußischer Kriegsminister sowie als Militärschriftsteller weit bekannt gemacht und hohen Ruf erworben. Litterarisch geschah dies besonders durch zwei noch heute mit Recht geschätzte Militärlehrbücher, die unter dem Namen „Der kleine Waldersee" und „Der große Waldersee" im deutschen Reichsheere sehr verbreitet worden sind. (Der erstere führt den genaueren Titel: „Leitfaden für den Dienstunterricht des Infanteristen." Er erlebte im Jahre 1900 die 136. Auflage, während der letztere zum Leitfaden für die Hand des Unteroffiziers bestimmt ist und im Jahre 1892 in seiner 19. Auflage erschien.) Diese Schriften kennzeichnen sich durch eine bestimmte Richtung ihres Inhalts, so daß man im preußischen Heer noch um die Mitte der sechziger Jahre von einer „**Waldersee'schen** Methode" ebenso allgemein sprach, wie etwa 20 Jahre

---

*) Vgl. „**Denkwürdigkeiten aus dem Leben des General-Feldmarschalls Kriegsministers Grafen v. Roon**. Sammlung von Briefen, Schriftstücken und Erinnerungen." I. Band. Breslau 1892. Eduard Trewendt, S. 306.

nachher von der nicht weniger bekannten Ausbildungs-Methode für die Infanterie des Generals Ferd. v. Rohr.

Aus der Ehe des Grafen Franz Heinrich von Waldersee sind nur vier Söhne entsprossen, die sich sämmtlich dem Dienst des Vaterlandes — drei dem Heeres-, einer dem Seedienst — gewidmet haben. Es sind folgende: 1. Georg, geboren am 22. October 1824, gefallen am dreißigsten October 1870 als Oberst und Commandeur des Königin Augusta-Grenadier-Regiments Nr. 2 in dem Gefecht bei Le Bourget. Er war ein ausgezeichneter Offizier. Ein Mitkämpfer der drei preußischen Feldzüge 1864, 1866 und 1870 und 71, hatte er den Krieg 1864 gegen Dänemark in einer vortrefflichen officiösen Darstellung beschrieben*), war zuerst in der Schlacht bei Gravelotte-St. Privat am 18. August 1870 schwer verwundet worden und wurde dann, als er, kaum geheilt, seinem Regiment nachgeeilt war, vor Paris von dem tödtlichen Blei eines Chassepot-Gewehrs getroffen. Er hatte kurz vorher erst sein 46. Lebensjahr zurückgelegt.

2. Der zweite Sohn Friedrich wurde am 17. Dec. 1829 geboren. Auch er trat jung in das Heer, in welchem er eine hohe Stelle erreicht hat; als General-Leutenant ist er zur Disposition gestellt worden.

3. Alfred Graf Waldersee, der dritte Sohn, ist am 8. April 1832 zu Potsdam geboren. Mit ihm, dem Helden unserer Darstellung, werden wir uns sehr bald ausschließlich zu beschäftigen haben.

4. Franz, der vierte und letzte Sohn seiner Familie, wurde am 17. November 1835 geboren. Er trat als Freiwilliger in die Kaiserliche Kriegsflotte und steht gegenwärtig als Contre-Admiral à la suite der Marine.

Aus den bisher von uns gemachten Aufführungen dürfte leicht zu erkennen sein, wie wohlbeschaffen die gräflich Waldersee'sche Familie war. Sie gehörte mit einem Worte zu jenen, welche das junge Holz zweckmäßig pflegten, aus welchem dereinst preußische Heerführer geschnitzt werden sollten.

Geburt und Taufe. — Knaben- und Kadettenjahre.

Es war an einem schönen Frühlingstage des Jahres 1832 — am 8. April —, als dem damaligen Oberstleutenant und Commandeur des Regimentes Gardes du Corps Franz Grafen von Waldersee und seiner Gemahlin, der Gräfin Bertha, einer geborenen von Hünerbein, der vorhin genannte dritte Sohn geboren wurde. Er empfing nach dem Taufregister der Königlichen Hof- und Garnisonkirche zu Potsdam die heilige Taufe am 10. Mai und in derselben die vier Namen Alfred Ludwig Carl

*) Genauer Titel: „Der Krieg gegen Dänemark im Jahre 1864, bearbeitet von G. Gr. W., k. preuß. Generalstabs-Offizier der verbündeten Armee. Mit Beilagen, Karten und Plänen." 2. Auflage. Berlin, 1865. Alexander Duncker, kgl. Hofbuchhändler.

Heinrich. Nicht weniger als 10 Taufpathen hatte er, 5 männliche und 5 weibliche, es waren folgende:

1. Herr Oberst v. Prittwitz,
2. „ „ v. Podewils,
3. „ Major v. Rochow,
4. „ „ v. Ostau,
5. „ Rittmeister v. Unruh,
6. Frau Gräfin v. Waldersee, geb. Gräfin zu Anhalt,
7. „ „ „ „ „ „ v. Alvensleben.
8. „ „ „ „ „ „ v. Wedell,
9. „ v. Pieper,
10. „ v. Loewenklau*).

Froh und munter wuchs der körperlich wohlgebildete, geistig aufgeweckte Knabe heran. Er wurde genau, wie das in einer vornehmen altpreußischen Offiziersfamilie üblich war, und nach dem Vorbild seiner zwei älteren Brüder von dem Vater streng, von der Mutter sanft und mit vorzugsweiser Entwickelung der Gemüthseigenschaften erzogen. Dabei bewegte er sich schon von früh auf in der freien, in Potsdam so schönen Gottesnatur, da der Vater ihm fast völlige Freiheit in der körperlichen Bewegung ließ, von der Wahrheit des ja auch den Alten schon bekannten Spruches tief durchdrungen, daß mens sana in corpore sano hauptsächlich gedeihen könne.

Frühzeitig wurde der junge Graf Alfred mit dem etwa 6 Monate älteren Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, dem späteren Kaiser Friedrich, bekannt, zu dessen Gespielen er während dessen Sommeraufenthalt auf Schloß Babelsberg öfters herangezogen wurde. So gehört er nebst den Altersgenossen Rudolf v. Zastrow und Adolf Graf v. Königsmark, mit denen der Prinz den Exercierunterricht theilte, den jeder preußische Prinz erhält, noch bevor er im Alter von zehn Jahren in das Heer eingestellt wird, zu den Spielkameraden des einzigen Sohnes des Prinzen von Preußen, und es wird erzählt, daß die Knaben in ihrem welterstürmenden Drange ganz wacker miteinander gerungen, sich im Wettkampf auf der Erde gewälzt und gar manche Beule bei solchen Messungen der gegenseitigen Kraft davongetragen haben. Jedenfalls haben derartige gegnerische Uebungen die Körper der jugendlichen Boxer frühzeitig gestählt und für spätere Anstrengungen abgehärtet.

Nun sollte aber auch die geistige Zucht nicht vernachlässigt werden. Frühzeitig kam der Knabe Alfred auf das Potsdamer Kadettenhaus und besuchte hier die unteren Klassen der Hauptpflanzstätte des Nachwuchses des preußischen Offizierscorps. Später wurde er in das, damals in der Neuen Friedrichstraße belegene Kadettencorps nach Berlin überführt, wo er

*) Nach einer amtlichen Mittheilung des Hofküsters Plötz der Königlichen Hof- und Garnisonkirche zu Potsdam vom 22. Aug. 1900.

den Hauptgrund zu seinen späteren reichen Kenntnissen als Offizier und General legen sollte.

Zu jener Zeit zählte die Hauptkadettenanstalt zu Berlin — jetzt in Groß-Lichterfelde — zwar nicht einen so zahlreichen Besuch wie gegenwärtig, aber dafür gar manche heranwachsende erlesene Kraft. Wir nennen als solche hier namentlich folgende, die sich schnell zusammenfanden und schon als Knaben und Jünglinge befreundet wurden: Bronsart v. Schellendorff, v. Brandenstein und Verdy du Vernois (die 3 Abtheilungschefs des Generalstabes im großen Hauptquartier von 1870/71), Wilhelm von Roß und Alfred Graf Waldersee. Ueber jene Zeit — der Hauptsache nach die Jahre 1847—50 — hat uns ein Angehöriger dieses Kreises folgende Aufzeichnung gegeben: „. . . Wir Drei (die erstgenannten späteren Abtheilungs-Chefs) waren von unseren Kinderjahren an aus dem Kadettencorps sehr befreundet. Schon dort hatten wir, obgleich verschiedenen Compagnien angehörend, zusammen mit Alfred Waldersee und dem leider zu früh verstorbenen Friedrich Wilhelm von Roß (1866 zu Brünn an der Cholera verstorben) gemeinschaftlich Kriegspiel getrieben, welches sehr bald das Interesse unserer Erzieher so weit wachrief, daß diese die von uns auf eigene Hand unternommene Beschäftigung begünstigten*).

Die Umgestaltung des Kadettencorps nach den königlichen Verordnungen des Jahres 1844 und nach den von Generalmajor v. Below gegebenen „Grundzügen der Organisation von 1844" hatte manche Veränderungen und Verbesserungen in dem Lehrplan dieser militärischen Hauptlehranstalt zur Folge gehabt. Aus diesen Neuerungen zog der junge Graf Alfred Waldersee mit seinen näheren Gefährten den besten Nutzen; sie waren stets bestrebt, ihre Kenntnisse unter Anleitung ihrer tüchtigen Lehrer zu vermehren und konnten somit, als Selectaner zum Eintritt in das Heer wohlvorbereitet, am Schluß ihres Ausbildungscursus diesen wichtigen Schritt thun. Für Waldersee trat dieser bedeutungsvolle Augenblick im Sommer des Jahres 1850 ein. Nachdem er noch den Berliner Straßenkampf vom 18./19. März 1848 als Kadett erlebt und auch den vorläufigen Umzug des alten Kadettencorps von Berlin nach Potsdam mitgemacht hatte, kehrte er, sobald im November desselben Jahres durch General Freiherrn v. Wrangel wieder Ordnung in die mehrere Monate dem Terrorismus einer übel berathenen Volksmenge freigegebene Hauptstadt gebracht worden war, wieder in die Anstalt der Neuen Königsstraße zurück. In den Jahren 1849 und 50 folgte er in den Hörsälen mit erneutem Fleiß den Vorträgen seiner Vorgesetzten, bestand mit Auszeichnung sein Offiziersexamen und wurde sodann — 18 Jahre alt —

*) Man vgl.: „Im großen Hauptquartier 1870/71. Persönliche Erinnerungen an Verdy du Vernois." Berlin 1895. E. Mittler und Sohn, S. 25.

mit Patent vom 7. September 1850 als Second-Lieutenant im Garde-Artillerie-Regiment angestellt. Jung, gesund und geistesfrisch gedachte der zukünftige General kräftig seine Schwingen zu regen, um sich aufwärts zu schwingen, dem Vorbild seines Vaters, seines Oheims und seiner älteren Brüder entsprechend. Er hatte bisher seine Schuldigkeit gethan, indem er sich zu einem tüchtigen Mitglied einer Führergesellschaft heranbildete, von der einst Fürst Bismarck den richtigen Ausspruch gethan hat: „Den preußischen Offizier macht uns Niemand nach," welchen Ausspruch auch schon der Soldatenkenner Kaiser Nicolaus I. gegenüber dem König Friedrich Wilhelm IV. bestätigte in den Worten: „Mit meinen Soldaten und Deinen Offizieren könnte man die Welt erobern!" Nunmehr trug er wirklich die Offiziers-Epauletten und den goldgestickten Waffenrock der Garde-Artillerie.

Die ersten zwei Jahrzehnte militärischer Dienstzeit. Die Feldzüge 1864 und 1866.

Noch immer herrschte Unruhe; sie vermochte einen Tieferblickenden über den Ernst der damaligen Zeit nicht hinwegzutäuschen. Im Spätherbst des Jahres 1850 hatte es ganz den Anschein, als werde ein gefährlicher Krieg zwischen Preußen einer- und Oesterreich mit Bayern und Württemberg andererseits ausbrechen. Thatsächlich erfolgte am 6. November des genannten Jahres die Mobilmachung des preußischen Heeres, welche schon etwa 3 Monate später zur Abrüstung und sodann zur bekannten Olmützer Convention führte.

Unser junger Garde-Artillerie-Leutenant wurde von diesen militärischen Händeln nicht viel gewahr: er besuchte in den Jahren 1850—52 die vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule (damals noch Unter den Linden) und bereicherte seine Fachkenntnisse als Jünger der „heiligen Barbara". Es gelang ihm bald, sich zur Geltung zu bringen: schon im Jahre 1853 wurde er Abtheilungs-Adjutant in seinem Regiment, und im Jahre 1857/58 leistete er Dienst als Feuerwerks-Leutenant. Und als in den letztgenannten Jahren die für alle 5 Jahre vorgeschriebene Inspection des deutschen Bundesheeres vorgenommen wurde, hatte Leutenant Graf Waldersee die Ehre, dem Gefolge des Generalleutenants v. Hermann, Commandeurs der 3. Division, angeschlossen zu werden, welcher das königl. württembergische Bundescontingent zu besichtigen die Aufgabe erhielt. Der junge Offizier fand bei Lösung dieser Aufgabe Gelegenheit, sein kritisches Auge zu üben, denn es wurden bei diesem Anlaß zahlreiche Monita namhaft gemacht, an denen Württemberg mit 4 betheiligt war. „Bei dieser Regierung — so wird berichtet — wurden namentlich wieder die Infanterie und die mangelhaften Reglements getadelt*)."

---

*) Vgl. die Schrift: „Die Nation und der Bundestag", ein Beitrag zur deutschen Geschichte von Karl Fischer, Leipzig, 1880, Fues' Verlag, S. 244.

Bis zum Jahre 1860 dauerte sein Commando als Adjutant der 1. Artillerie-Inspection. Am 31. Mai 1859 war seine Beförderung zum Premier-Lieutenant erfolgt, doch schon im nächstfolgenden Jahre wurde er zur Dienstleistung beim Westfälischen Ulanen-Regiment Nr. 5 auf die Zeit von 5 Monaten befehligt und hatte dort Gelegenheit, seine stets schon mit Vorliebe gepflegte Reitfertigkeit zu vervollkommnen. Er war kaum 30 Jahre alt, als er zum Hauptmann befördert wurde, am 8. Januar 1862, und später erfolgte noch eine Zurückdatirung seines Patents als solcher, nämlich auf den 31. Mai 1859.

Als der deutsch-dänische Krieg von 1864 ausbrach, rückte er als Chef einer reitenden Batterie des Gardecorps in's Feld, während sein älterer Bruder Georg — wie bereits oben angeführt — gleichzeitig als Major und ältester Generalstabsoffizier im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl thätig war. Er wurde später Chef der Garde-Handwerks-Compagnie und blieb als solcher bis zu ihrer Auflösung an deren Spitze, doch bot sich ihm keine Gelegenheit zu kriegerischer Auszeichnung in diesem Winter- und Sommer-Feldzuge. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er am 25. April 1865 als Adjutant zum Generalfeldzeugmeister und Chef der Artillerie, Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Karl von Preußen befohlen und blieb in dieser Stellung bis zum 16. Juli 1866. Als dritter Adjutant — neben den Majors v. Erhardt und v. Helden-Sarnowski — und à la suite des brandenburgischen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 3 stehend, in welches Regiment er am 12. December 1865 versetzt worden war, machte Hauptmann Graf Waldersee den Feldzug 1866 in Böhmen und Mähren mit und nahm an der Entscheidungsschlacht von Königgrätz (3. Juli), sowie an der Beschießung der Festung von Königgrätz am 4. Juli Theil. Noch im Laufe dieses Feldzuges — um die Mitte Juli — wurde er zum Generalstab der Armee commandirt und dem großen Generalstab zugetheilt; am 28. Juli empfing er die Majors-Epauletten. Auch er gehörte zu dem „stolzen Zuge", den, wie das preußische Generalstabswerk über den Feldzug 1866 in Deutschland berichtet, König Wilhelm an einem schönen Septembertage in der Hauptstadt Berlin unter dem Zuruf einer zahllosen Menge durch die ununterbrochene Doppelreihe der Trophäen bis vor sein Schloß führte*).

Unter dem 30. October 1866 wurde Major Graf Waldersee dem neu errichteten General-Commando des X. Armeecorps in Hannover überwiesen. In dieser Stellung und getragen von dem besonderen Wohlwollen des General-Gouverneurs, Generals v. Voigts-Rhetz, der an dem gleichen Tage, unter Beibehaltung seiner Stellung in Hannover, zum commandirenden General des X. Armeecorps ernannt worden war, war Graf Waldersee mit thätig bei der Ueberführung des ehemaligen König-

*) Vgl. „Feldzug 1866" S. 728.

reichs Hannover in die neuen, durch den Ausgang des Krieges von 1866 geschaffenen Verhältnisse. Hierbei hatte er zugleich Gelegenheit, politisch-diplomatische Fähigkeiten in sich zu entwickeln, denn er erwarb sich nicht nur einen tiefen Einblick in alle Zweige der Landesverwaltung, sondern er trat auch durch seine vielverzweigte Thätigkeit in nähere Beziehungen zu Hannoveranern von politischer Bedeutung wie Bennigsen und Miquel, sowie zu dem Kanzler des Norddeutschen Bundes, dem Grafen Otto von Bismarck. Nach verschiedenen Richtungen hin leistete der junge Major seinem Vaterlande die ersprießlichsten Dienste. Diese kamen zur Kenntniß des Königs Wilhelm und hatten die Folge, daß der reichbefähigte und wohlerprobte Generalstabs-Offizier vom 30. Februar 1870 ab der preußischen Botschaft in Paris als Militär-Attaché beigegeben wurde.

Dem deutsch-französischen Kriege von 1870—71 gingen Ereignisse und Berathungen voraus, bei welchen dem Grafen Waldersee eine wichtige und verantwortungsreiche Thätigkeit beschieden sein sollte. Er zeigt sich ganz seinen Aufgaben gewachsen, — er, der am 2. Mai 1870 zum Flügel-Adjutanten seines Königs ernannte Stabsoffizier. Als die spanische Throncandidatur des Prinzen von Hohenzollern sich zu einer brennenden politischen Frage erweiterte, befand er sich gerade in Bad Ems, um sich bei dem König Wilhelm zu melden. Er traf zur selben Zeit dort ein, als Graf Benedetti, der französische Gesandte, am 9. Juli seine erste Audienz in dieser Frage bei König Wilhelm gehabt hatte*).

Die Beobachtungen, welche damals Graf Waldersee als Militär-Attaché der preußischen Gesandtschaft in Paris gemacht hatte, waren höchst werthvoll. Allerdings war er erst wenige Monate vor Ausbruch des Krieges nach Frankreich gekommen, jedoch hatte er diese kurze Zeit so gut zum Kennenlernen der französischen Truppen benutzt, daß er ein im Allgemeinen richtiges Urtheil über dieselben zu fällen vermochte. Wie er in einem im

---

*) Ueber jene Tage wird im Einzelnen Folgendes von dem Geh. Hofrath Schneider berichtet, das zwar in dem bekannten muntern Schneider'schen Tone abgefaßt ist, jedoch sehr wahrscheinlich klingt. Der Vorleser der preußischen Könige schreibt: „... Da der französische Gesandte an diesem Tage (9. Juli) zur Königlichen Tafel eingeladen wurde, so wird der König ihm wohl gesagt haben: „Erhitzen Sie sich nicht, lieber Benedetti, essen Sie heute einen Löffel Suppe mit Mir, und morgen wollen wir weiter darüber reden. Aber erst abkühlen!" Nun kamen aber gleichzeitig Nachrichten aus Paris und von allen Seiten, daß die Franzosen ganz ernstlich an einen Krieg mit Preußen dächten und ganz offen Vorbereitungen dazu träfen. Der Flügel-Adjutant Oberst (er wurde erst am 25. Juli 1870 Oberstlieutenant, d. V.) Graf Waldersee kam aus Paris zurück und erzählte, daß es diesmal wirklich ernst zu sein scheine, daß das Chassepot-Gewehr der französischen Infanterie noch besser sei wie unsere preußische Zündnadel, und daß sie große Rosinen mit einem anderen Geschütz im Sacke hätten, welches Gewehrkugeln wie Kartätschen schieße und „Mitrailleuse" genannt werde, worauf der König spazieren und Abends in's Theater ging, also keine besonderen Anzeichen von Besorgniß spüren ließ."

(Vgl. „Kaiser Wilhelm, militärische Lebensbeschreibung 1867—1871 von L. Schneider, Berlin, 1875", S 38.

Juli 1870 durch König Wilhelm von ihm verlangten Berichte, der die Fechtweise der französischen Armee behandelte und durch Umdruck den preußischen Truppenführern bekannt gegeben wurde, näher ausgeführt hat, war man in Frankreich seit der Einführung des Hinterladers zu der Ueberzeugung gelangt, daß die bisher angewandte Stoßtaktik, die in Italien 1859 und in Dänemark 1864 zum Siege geführt hatte, in Böhmen aber 1866 vor dem Zündnadelgewehr zusammengebrochen war, nicht mehr beibehalten werden dürfe. „Man wird" — so schrieb Graf Waldersee im Jahr 1870 — „stets der taktischen Defensive den Vorzug geben, also auf dem Schlachtfelde sich angreifen lassen. Man sucht die Entscheidung allein im Feuergefecht." Diese Anschauung hatte natürlich ihre Rückwirkung auf die Taktik, deren sämmtliche Formen auf die vollkommenste Ausnutzung der Leistungsfähigkeit des Gewehrs hinstreben. Hierzu schien die reine Lineartaktik das beste Mittel zu sein, weil sie erlaubte, möglichst viele Gewehre in Thätigkeit zu setzen. Graf Waldersee sagte schon damals klarsehend voraus, daß die deployirten zweigliedrigen Bataillone auf sehr bedeutende Entfernungen — bereits von 1500 bis 1200 Schritt an — das Feuer eröffnen und Munition wahrhaft verschwenden würden.

Diese Prophezeiung ist buchstäblich eingetroffen. Das französische Bataillon bezeichnet der Bericht als einen schwerfälligen Körper ohne lebensfähige Gliederung, der nur auf Bewegungen im Ganzen geschult und dem preußischen — auch abgesehen von den Stärkeverhältnissen — unter keinen Umständen gewachsen sei. Die Generäle seien geschult, die Divisionen, die aus 12 Infanterie- und 1 Jäger-Bataillon bestehen, zu bewegen. Eine Theilung der Divisionen in Avantgarde, Gros 2c. sei nicht zu erwarten; sie würden in der Regel in zwei Treffen in das Gefecht treten, das erste vollständig entwickelt und meist je eine Brigade in jedem Treffen haben.

Die Cavallerie — so meinte Graf Waldersee — wird sich niemals zum Angriff auf die preußische Infanterie entschließen, außer in den letzten Augenblicken eines Kampfes. (Dieser Fall ist dann später wirklich eingetreten, so bei Morsbrunn-Wörth, Sedan 2c.). Sie erscheint ihm auf geschlossenes Vorwärtsreiten eingeübt, entbehrt dagegen jede Beweglichkeit und Manövrirfähigkeit.

Die Feldartillerie — stets eine Elitewaffe der französischen Armee — erscheint dagegen dem deutschen Beobachter der preußischen in Bezug auf Manövrirfähigkeit überlegen, jedoch weder an Zahl, noch an Treffsicherheit gewachsen. Die Mitrailleusen-Batterien werden bis zu 1500 Schritt als von guter Wirkung bezeichnet.

Aus allen diesen Beobachtungen zog Graf Waldersee den Schluß: Die Franzosen werden sich, wenn sie auch offensiv vorgehen sollten, auf dem Schlachtfeld doch lieber angreifen lassen als selbst angreifen. Er empfiehlt demgegenüber für die Taktik des preußischen Heeres folgende Maßregeln:

1. Die freie Ebene möglichst zu vermeiden („in coupirtem Terrain verschwindet die Ungleichheit der Infanterie-Bewaffnung und kommt unsere bei weitem größere Manövrirfähigkeit und die Intelligenz unserer Offiziere zur vollen Geltung");
2. das Infanterie-Feuergefecht auf Entfernungen von 1000 Schritt bis 500 Schritt, wo die Ueberlegenheit des Chassepot-Gewehrs zur Geltung kommt, zu vermeiden; also dem Feinde, wenn es sein kann, schnell auf den Leib zu gehen und das Gefecht auf nähere Entfernungen zu führen;
3. große Tirailleur-Schwärme aufzulösen;
4. den Feind nicht in der Front, sondern in der Flanke anzugreifen*);
5. die Cavallerie vor der Schlacht zur Beunruhigung des Feindes und besonders seiner Flanken und des Rückens zu verwenden;
6. die Cavallerie in der Schlacht zurückzuhalten und für den letzten Moment aufzuheben;
7. der französischen Cavallerie gegenüber zu manövriren, aber in der Front ihr möglichst geschlossen entgegenzutreten;
8. die Divisions-Batterien nicht vereinzelt, sondern von vornherein vereinigt — wodurch sie immer dann der Artillerie einer französischen Division bei weitem überlegen sein werden — und möglichst frühzeitig zu verwenden;
9. die Corps-Artillerie stets schnell zur Hand zu haben;
10. Mitrailleusen-Batterien gegenüber Entfernungen unter 1500 Schritte zu vermeiden.

Dieser Bericht ist vom 18. Juli 1870, also einen Tag vor Uebergabe der französischen Kriegserklärung in Berlin, datirt. Seine Kürze war die natürliche Folge des Mangels an Zeit, die dem Verfasser zu seinem Aufsatze gelassen worden war. Wer die taktischen Erscheinungen des Feldzuges 1870/71 mit den hierin ertheilten Lehren etwas genauer vergleicht, wie wir das vorhin in einem Fall zu thun versucht haben, der wird die Beweise für die Richtigkeit der Beobachtungen und Vorschläge des Grafen Waldersee fast überall vor sich haben. Es ging ihm aber nicht so wie dem französischen Militair-Attaché bei der Berliner Gesandtschaft, dem Oberst Stoffel, dessen Wahrnehmungen und Rathschläge dem preußischen Heere gegenüber an der Seine einfach unbeachtet blieben.

---

*) Diesen wichtigen Grundsatz hatte schon General von Goeben in den Treffen von Kissingen (10. Juli 1866) und Aschaffenburg (14. Juli 1866) mit bestem Erfolg zur Anwendung gebracht. Auch wurde bekanntlich die Schlacht von Gravelotte-St. Privat (18. August 1870) durch den glücklichen Angriff des französischen rechten Flügels seitens des damaligen Kronprinzen Albert von Sachsen ihrer Entscheidung entgegengeführt.

Das große Kriegsjahr 1870/71.

Am 25. Juli 1870 zum Oberstleutenant befördert und dem großen Hauptquartier zugetheilt, zog Graf Waldersee in den deutsch-französischen Krieg. Er nahm an mehreren Schlachten Theil, so an der von St. Privat am 18. August, Beaumont am 30. August und Sedan am 1. September; auch wohnte er vom 19. September an der Einschließung und Belagerung von Paris mit mannigfachen damit verbundenen Ausfallgefechten bei. Er gehörte mit den Oberstleutenants v. Bronsart, v. Brandenstein und v. Verdy zur ersten Staffel des großen Hauptquartiers, besichtigte mit dem letztgenannten schon am 26. und 30. September den größten Theil der Cernirungslinie und blieb dem Brennpunkte der wichtigen Entscheidungen, welche in den bekannten Moltke'schen „Directiven" zum Ausdruck gelangte, stets nahe.

Nun aber kam eine Gelegenheit, in welcher Oberstleutenant Graf Waldersee sein ungewöhnliches militär-diplomatisches Geschick zeigen sollte. Lassen wir hierüber einen scharfen Denker und Kritiker, den bekannten Militärschriftsteller Hauptmann Fritz Hoenig in Berlin, berichten. Er schreibt:

„Es ist ein Erfahrungsgesetz, daß trotz Telegraphen und sonstiger Verkehrsmittel am sichersten Einhelligkeit der Auffassungen bei zwei weit von einander getrennten Armeen erzielt wird, indem man den Weg des persönlichen Verkehrs einschlägt. Dieser Weg bietet außerdem den Vortheil, daß bestehende „Frictionen" nicht nur nicht erweitert, sondern beigelegt werden können; freilich hängt dann Alles von dem Tact und der Einsicht der Vermittler ab. Der Monarch befand sich, weil alle Fäden in seine Hand mündeten, dauernd in der Lage, mehr oder weniger zu vermitteln, Mißverständnisse oder gar Frictionen beizulegen, und wenn einst die Geschichte des großen Hauptquartiers von 1870/71 geschrieben wird, welche zweifellos den anziehendsten Theil der Geschichte dieses großen Krieges bildet, dann wird das Bild König Wilhelms wegen seiner steten und glücklichen Vermittlung allen Menschen von Empfindung und Urtheilskraft noch viel theurer werden, als es schon ist. Der König erwog in derartigen kritischen Augenblicken die Eigenschaften der Männer seiner Umgebung, welche er naturgemäß am besten kennen gelernt hatte, in Bezug auf schwierige Sonderaufgaben und pflegte für delicate Aufträge die geeignete Person mit jener Sicherheit zu treffen, welche aus seiner tiefen Menschenkenntniß, der Berücksichtigung menschlicher Eigenheiten und der richtigen Auffassung aller Verhältnisse entsprang. Regierender Fürst eines großen Landes, oberste Spitze der Staatspolitik und der Heerführung, war dieser Monarch in seiner reinen und schlichten Größe frei von jeder persönlichen Eifersucht. Er ging dem Wesen der Dinge auf den Grund, verfolgte immer das Allgemeinwohl und fand stets den richtigen Mann und für

ihn die geeignete Form, so daß jede Handlung, edel gedacht und auf das Allgemeinrecht berechnet, versöhnte und gewann.

Während des 23. November scheint im Könige nach dem Vortrage der Entschluß gereift zu sein, einen Offizier aus seiner Umgebung nach Pithiviers zu entsenden, jedoch erst am 24. November wurde der Monarch über die Wahl des Offiziers schlüssig. An diesem Tage theilte der Oberst von Albedyll dem Oberstleutenant Grafen Waldersee mit, daß der König ihn zum Prinzen Friedrich Karl senden wolle, und er sich zu sofortiger Abreise bereit halten möge. Gleich darauf wurde Graf Waldersee zum Könige beschieden*)."

Es würde hier zu weit führen, wollten wir näher auf die Einzelheiten dieser militärisch-diplomatischen Mission eingehen. Wir verweisen auf das Hoenig'sche Quellenwerk und bemerken nur, daß aus den Erfolgen allgemein bekannt geworden ist, mit welchem Eifer und Geschick Graf Waldersee seine Aufgabe gelöst hat. Es ist ebenso bekannt, daß derselbe Flügel-Adjutant des hochseligen Königs Wilhelm eine ihm später übertragene Aufgabe in ganz ähnlich-glücklicher Weise zu Ende geführt hat, als er zu Anfang Januar 1871 den Oberst von Krenski in der Eigenschaft als Chef des Generalstabes des XIII. Armeecorps ersetzte.

Auf diese Weise wurde Graf Waldersee Mitkämpfer der Schlacht von Beaune la Rolande (28. November) und zwei Tage später des Gefechts bei Montbarrais, ferner der Doppel-Schlacht von Loigny-Pouprу (2. December) und der wechselvollen Schlachten um den Besitz von Orleans (3., 4. u. 5. December); dann folgten noch die Schlachten von Beaugency und Cravant (11. December) und das Gefecht bei Vendôme (16. December). Nach Versailles zurückgekehrt, wurde er Zeuge der schönen Weihnachtsfeier, welche die Generalstabs-Offiziere der 1. Staffel des Hauptquartiers veranstalteten.

Am Krönungstage — 18. Januar 1871 — wurde Graf Waldersee durch eine Beförderung zum Oberst ausgezeichnet (er hatte kaum sechs Monate lang den Rang eines Oberstleutenants bekleidet!), nachdem er noch in der dreitägigen Schlacht bei Le Mans — 10. bis 12. Januar 1871 — und auch im Gefecht bei Alençon — 15. Januar — mitgekämpft hatte. Während der letzten entscheidenden Tage des Krieges war dann Graf Waldersee in Versailles anwesend. Als dort am 26. Februar der Präliminar-Friede unterzeichnet worden war, wurde er zum Chef des Stabes des Generals von Kameke ernannt, dem der nunmehrige Kaiser Wilhelm das wichtige Amt eines „Commandanten von Paris" übertragen hatte, während Hauptmann von Prittwitz als Platzmajor thätig sein sollte.

*) Man vergl. das Werk: „Der Volkskrieg an der Loire im Herbst 1870, nach amtlichen Quellen und handschriftlichen Aufzeichnungen von Mitkämpfern", dargestellt von Fritz Hoenig, I. Band, Berlin 1893 (E. Mittler u. Sohn) S. 335 u. folg.

So kam es, daß der Flügel-Adjutant Graf Waldersee, welcher schon bei Beginn des Feldzuges eine in mehrfacher Hinsicht bedeutsame Rolle gespielt hatte, auch in den letzten Wochen dieses Krieges in hervorragender Stellung thätig war. Er begab sich am Tage des Einzugs der deutschen Truppen in Paris — 1. März 1871 — in den Industrie-Palast auf den Elysäischen Feldern, um von den Maires die Quartierbillets für die einrückenden deutschen Truppen in Empfang zu nehmen, und ritt dann nach der auf 1 Uhr angesetzten Parade vor Kaiser Wilhelm auf dem berühmten Longchamp im Gefolge des Generals von Kameke in Paris ein, nachdem der Letztere einen Theil der Truppen am Triumphbogen an sich hatte vorbeidefiliren lassen. Freitag, den 3. März 1871 verließ Graf Waldersee als einer der letzten deutschen Offiziere Paris durch die Porte Dauphine*). Geschmückt mit dem Eisernen Kreuze 2. u. 1. Klasse, kehrte Oberst Graf Waldersee in die Heimat zurück, doch konnte er sich hier keiner langen Ruhe erfreuen, denn schon wenige Wochen nach dem Frankfurter Friedensschlusse — am 12. Juni — wurde er mit der Stellung eines kaiserlichen Geschäftsträgers bei der französischen Republik betraut und nahm wieder seinen Aufenthalt in Paris.

Die Friedensthätigkeit im Truppendienst und im Generalstabe.

Nun begann eine längere Friedensthätigkeit. Graf Waldersee fühlte selbst, daß er sich nach Abschluß des Krieges im praktischen Frontdienst fortbilden müsse, um wieder nähere Fühlung mit der Truppe zu nehmen und sich zur Ausfüllung von höheren Commandostellen geschickt zu machen. Unter dem 24. Juni 1871 erfolgte seine Ernennung zum Commandeur des 1. hannov. Ulanen-Regiments Nr. 13, doch blieb er königlicher Flügel-Adjutant und bis zum 23. August auch der Commandantur in Paris zugetheilt. Er brachte sein Regiment auf eine hohe Stufe taktischer Ausbildung und besonders auch der Reitkunst. Schon im folgenden Jahre war Graf Waldersee in die unmittelbare Nähe des Kaisers Wilhelm I. befohlen, und zwar zur speciellen Dienstleistung während der Kaisermanöver (vom 5.—12. Septbr. 1872), wie er auch seinen allerhöchsten Kriegsherrn auf dessen Reise nach Petersburg im Jahre 1873 — 23. April bis 13. Mai — zu begleiten hatte. Ebenso wohnte Graf Waldersee im Jahre 1875 im Gefolge des Kaisers den im August stattfindenden großen Herbstübungen des V. und VI. Armeecorps bei; er bekleidete damals die Stelle eines Generalstabschefs des X. Armeecorps, welche ihm am 9. December 1873 übertragen worden war.

*) Näheres über diesen Aufenthalt der deutschen Truppen in Paris findet sich in der Schrift: „Drei Tage in Paris (1.—3. März 1871). Aus dem Tagebuche von E. v. P(rittwitz) u. G(affron). Mit 1 lithograph. Skizze. Besonderer Abdruck aus der „Allgem. Milit.-Ztg." Darmstadt 1882, Zernin."

Am 6. Jahrestage der Schlacht von Gravelotte-St. Privat — 18. August 1876 — wurde Graf Waldersee zum Generalmajor befördert. Er wurde dann dazu ausersehen, die vom 14. bis 28. August desselben Jahres stattfindenden Brigade-Exercitien der 19. Cavallerie-Brigade zu leiten, und erhielt einige Wochen später den ehrenvollen Auftrag, den Manövern des 12. und 3. Corps der französischen Armee beizuwohnen, welche in der Zeit vom 16. Septbr. bis 14. October abgehalten wurden. Hierbei hatte er Gelegenheit wahrzunehmen, welche taktischen Fortschritte das französische Heer — la nouvelle armée — seit dem deutsch-französischen Kriege gemacht hatte, was für ihn, der dieselbe Armee von früheren Jahren her so genau kannte, doppelt interessant sein mußte.

In der Folgezeit erhielt Graf Waldersee mannigfache Gelegenheit, seine schon bis dahin so vielseitigen militärischen Kenntnisse zu erweitern und zu bethätigen. So leitete er im Jahre 1880 eine größere Festungsübung in der Nähe von Königsberg, welche vom 31. Juli bis 17. August dauerte, und im folgenden Monat schon stand er an der Spitze der Offiziere seines Generalstabs, mit dem er die Generalstabsreise seines Corps machte, nachdem er kurz vorher am 18. September zum Generalmajor à la suite des Kaisers ernannt worden war. Dann kamen noch weitere Auszeichnungen. So wurde er im Jahre 1881 dazu bestimmt, den großen Flottenmanövern bei Kiel in den Tagen vom 16.—18. September beizuwohnen, und am 27. December desselben Jahres ernannte ihn Kaiser Wilhelm, unter Belassung in dem Verhältniß des Generals à la suite Sr. Majestät, zum Generalquartiermeister. Damit war er die rechte Hand des Chefs des Generalstabs der Armee, des Grafen von Moltke, geworden und hatte eine Stufe der militärischen Hierarchie bestiegen, welche für seine ganze fernere Wirksamkeit von entscheidender Bedeutung sich erweisen sollte.

Unter demselben 27. December hatte Kaiser Wilhelm das von Moltke bereits am 12. November eingereichte Abschiedsgesuch durch ein äußerst gnädiges Cabinetsschreiben beantwortet, worin u. A. folgende Stelle vorkommt: „. . Ich kann daher weder jetzt, noch überhaupt jemals, in Gewährung des Abschiedes für Sie eingehen, aber ich bin mit Freuden bereit, Sie in Ihren umfangreichen Dienstgeschäften nach aller Möglichkeit zu erleichtern und habe daher auch gern Ihrem Wunsch um Zuweisung eines Generalquartiermeisters durch eine anderweitige Ordre vom heutigen Tage entsprochen*)."

Zu diesem General-Quartiermeister wurde vom Feldmarschall Grafen Moltke selbst General Graf Waldersee vorgeschlagen. Er trat thatsächlich an des Ersteren Stelle, wenn auch Moltke dem Namen nach Chef des Generalstabs der Armee blieb, der somit für seinen Lebensabend ent-

*) Vgl. „Feldmarschall Moltke", von Max Jähns, 2. Theil: Meisterjahre 1867—81, Lebensabend. Berlin 1900, Hofmann und Comp. S. 625.

lastet und für die ganz großen Entscheidungen vorbehalten blieb. Am 11. Juni 1882 wurde Waldersee zum General-Leutenant befördert.

Es folgten nun einige verhältnißmäßig ruhige Dienstjahre. Graf Waldersee bemühte sich mit regem Eifer und bestem Erfolg, in die Fußstapfen seines vortrefflichen Lehrmeisters, des Grafen Moltke, zu treten, den er als Vorbild aller militärischen und menschlichen Tugenden gleich sehr verehrte; dabei war er stets bestrebt, den immer mehr sich erweiternden Anforderungen der Centralstelle für den Generalstabsdienst gerecht zu werden, hatte er doch in der Moltke'schen Schule arbeiten und besonders schnell arbeiten gelernt. Dabei übersah er nicht, sich auch im praktischen Militärdienst einen fortlaufenden Ueberblick zu verschaffen und seinen eignen Körper fortwährend zu schulen und abzuhärten. Kaiser Wilhelm I. erwies ihm die letzte Gnade an seinem 88. Geburtstag (22. März 1885), indem er ihn unter Belassung in seiner Eigenschaft als Generalquartiermeister zu seinem General-Adjutanten beförderte. Als solcher erwies Graf Waldersee seinem unvergeßlichen Kaiser und Herrn den letzten Dienst, als er am Nachmittag des 16. März 1888 der Beisetzung desselben im Mausoleum zu Charlottenburg beiwohnte.

Vier Wochen später — am 14. April — wurde Graf Waldersee zum General der Cavallerie befördert und zwar durch Kaiser Friedrich III., den damals schon todtkranken Fürsten. Zwei Monate später folgte er der Leiche auch dieses hochbegabten Monarchen, — seines Jugendgespielen in den Potsdamer Hofgärten, mit welchem er, wie wir schon oben bemerkten, manchen munteren Knabenstreich ausgeführt, manches herzhafte Abenteuer glücklich bestanden hatte. Tief trauernd gedachte er dieser Vergangenheit.

Den Thron seiner Väter bestieg nunmehr Kaiser Wilhelm II., dem Graf Waldersee schon während der Zeit, in welcher er während der Regierung seines Vaters und Großvaters verschiedene Truppencommandos in Berlin und Potsdam geführt hatte, nahe getreten war. Aber auch in nicht militärischen Angelegenheiten hatte der neue Kaiser schon als Prinz und Kronprinz den Generalquartiermeister durch persönliches Vertrauen ausgezeichnet. So hatte der Letztere auf den Wunsch des Ersteren schon am 28. November 1887 in seiner Berliner Wohnung eine von dem Prinzen und seiner Gemahlin besuchte Versammlung veranstaltet, welche die Zwecke der Berliner Stadtmission fördern sollte. Diese Versammlung wurde damals vielfach mißdeutet, und diese falschen Auslegungen selbst in dem Neujahrswunsch der Berliner Hof- und Domprediger zum Ausdruck gebracht, so daß der Prinz am 3. Januar 1888 in seine Antwort u. A. folgende scharfe Bemerkung einfließen ließ: „Die von Ihnen erwähnten Mißdeutungen, welche mein Eintreten für das Wohl der geistig und körperlich Nothleidenden vielfach hervorgerufen hat, haben mich schmerzlich berührt; sie werden mich aber nicht abhalten, dem Vorbild unsers erhabenen Kaisers und meines

theuren Vaters folgend, unbeirrt von politischen Parteibestrebungen, stets zur Hebung des Wohles aller Nothleidenden nach Kräften beizutragen."

Am 10. August 1888, nachdem Feldmarschall Graf Moltke sein letztes Abschiedsgesuch eingereicht und von der Stellung eines Chefs des Generalstabs der Armee zurückgetreten war, wurde Graf Waldersee zu seinem Nachfolger ernannt. Zugleich beförderte ihn Kaiser Wilhelm II., dem er stets schon persona gratissima gewesen war, zu seinem General-Adjutanten und erwies ihm im folgenden Jahre eine weitere Auszeichnung dadurch, daß er ihn à la suite des 1. Hannov. Ulanen-Regiments Nr. 13 stellte, welches während der Kaiser-Manöver 1889 in Hannover den Kaiser zum Chef erhalten hat und seither den Namen „Königs-Ulanen-Regiment Nr. 13" führt.

Die Friedensthätigkeit als commandirenden General des IX. Armeecorps und General-Inspecteur der IX. Armee-Inspection.

Nun aber geschah etwas Unerwartetes. Am 2. Februar 1891 ward Graf Waldersee als Nachfolger des Generals v. Leszczynski zum commandirenden General des 9. Armeecorps ernannt. Bei dem ersten Kenntnißempfange dieser Nachricht reichte der Graf sein Entlassungsgesuch ein, später nahm er jedoch auf Drängen seines Kaiserlichen Herren das General-commando an. In dem Ernennungsschreiben hieß es: „Ich habe Sie für den Fall eines Krieges zur Führung einer Armee in Aussicht genommen und erachte es zu diesem Zwecke, da Sie seit langer Zeit dem Truppendienst entzogen worden sind, im Interesse der Armee für geboten, Sie zunächst an die Spitze eines Armeecorps zu stellen, wo Sie Ihre vortrefflichen Führer-Eigenschaften zur Geltung zu bringen in der Lage sein werden. Es wird Mir sehr schwer, Sie damit als Chef des Generalstabs verlieren zu sollen; indessen halte Ich Mich für verpflichtet, Meine diesbezüglichen persönlichen Wünsche den eben erwähnten Interessen der Armee unterzuordnen."

Es wird einleuchtend erscheinen, daß in dieser neuen Ernennung das Gegentheil einer Beförderung gefunden werden konnte, denn während der Chef des Generalstabs der Armee in einem Kriegsfalle — wie dies bei Moltke 1866 und besonders 1870/71 wirklich der Fall war — die Leitung der Operationen aller Heere in seiner Hand hat, sollte nun Graf Waldersee in einem solchen wiederkehrenden Falle höchstens über eine Armee die Führung erhalten. Man nahm damals in eingeweihten Kreisen allgemein an, daß die Ursachen des immerhin auffallenden Wechsels theils persönliche, theils militärische und politische gewesen seien. Der stets seinen Monarchen treu gehorsame Graf Waldersee unterwarf sich dem Willen seines Allerhöchsten Kriegsherrn und verabschiedete sich bereits am 4. Februar von den Herren des großen Generalstabs. Da sein Nachfolger noch nicht ernannt war, so übertrug er die Geschäfte den Händen des, im Kriege wie im

Frieden bewährten Oberquartiermeisters General-Leutnants Grafen Schlieffen, der dann auch einige Tage später seine neue Bestallung empfing. Hierauf richtete sich Graf Waldersee in Altona häuslich ein und machte auch — was wir hier ausdrücklich erwähnen wollen — am 11. März seinem nunmehrigen Nachbar, dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruh einen Besuch, den dieser am 26. März in Altona zu erwidern sich beeilte. Wir fügen ferner hinzu, daß Graf Waldersee persönlich am 14. Juni 1892 dem Fürsten Grüße überbrachte, welche ihm Kaiser Alexander III. von Rußland in Kiel kurz vorher für denselben aufgetragen hatte.

An der Spitze des 9. Armeecorps stehend, war der neue commandirende General fortwährend darauf bedacht, diesen nördlichen Theil der deutschen Wehrmacht scharf und schneidig zu erhalten. Bei der Geburtstagsfeier des Kaisers im folgenden Jahre — 27. Januar 1893 — nahm Graf Waldersee Anlaß, in seinem Trinkspruch zum Ausdruck zu bringen: er gäbe sich der Hoffnung hin, daß der Widerstand gegen die Forderungen des Kaisers in Betreff der neuen Heeresverstärkung glücklich überwunden werde, „die der Kaiser auf Grund reiflicher Abwägung aller Verhältnisse und des Rathes erfahrener Männer einzig zur Erhaltung des Friedens gestellt" habe.

Im Jahre 1895 fanden große Kaiser-Manöver in Pommern statt, an denen der Kaiser Franz Joseph von Oesterreich-Ungarn, der König Albert von Sachsen, die Prinzen Leopold und Rudolf von Bayern, der Graf Victor Emanuel von Turin als Gäste theilnahmen. Diese Manöver erregten bekanntlich so sehr den Beifall des Oesterreichischen Kaisers, daß er am 11. September, gleich nach der großen Uebung bei Colbitzow, dem Kaiser Wilhelm II. schriftlich seine hohe Anerkennung aussprach und ihn bat, als Inhaber zweier österreichischer Regimenter die Uniform eines Generals der Cavallerie der k. u. k. Armee tragen zu wollen. Kaiser Wilhelm II. war seinerseits so hoch von den Leistungen des Generals Grafen von Waldersee befriedigt, daß er ihn am 12. September zum General-Oberst der Cavallerie mit dem Range eines Feldmarschalls ernannte.

Eine weitere Auszeichnung wurde diesem im Jahr 1897 zu Theil, indem er nach der Entbindung des General-Feldmarschalls Grafen von Blumenthal von der Stelle eines General-Inspecteurs der III. Armee-Inspection (Hannover) zu dessen Nachfolger ernannt wurde. Diese Armee-Inspection umfaßt bekanntlich das VII., VIII., XI., sowie das XIII. (K. Württemberg.) Armeecorps. Dazu kam die fernere Ehre, daß Graf Waldersee, der schon seine ersten Dienstjahre als Offizier der Artillerie gewidmet hatte, zum Chef des Schleswigschen Feldartillerie-Regiments Nr. 9 ernannt worden war. Endlich folgte unter dem 6. Mai 1900 seine Beförderung zum General-Feldmarschall.

Und dieser Mann, dieser im Generalstab, im Waffendienst der Cavallerie und Feldartillerie so praktisch erfahrene General war es, der, als es sich

um die Stellenbesetzung des Obercommandos in Ostasien handelte, am 12. August 1900 durch Kaiser Wilhelm II. als Oberbefehlshaber an die Spitze einer Armee gestellt wurde, welche jetzt ausgezogen ist, um in China die Ruhe wieder herzustellen.

Graf Waldersee ist seit dem 14. April 1874 verheirathet. Er vermählte sich — damals im 43. Lebensjahre stehend — mit einer Amerikanerin Marie Lee, Tochter des Rentners David Lee zu New-York, welche in erster Ehe mit dem Fürsten von Noër Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der am 2. Juli 1865 starb, verheirathet war. Die Ehe des Grafen Waldersee ist kinderlos geblieben.

Ernennung zum Oberbefehlshaber in Ostasien. — Schluß.

Am 12. August d. J. hat, wie vorhin bemerkt, die Ernennung des Grafen Waldersee zum Oberbefehlshaber „der vereinigten Truppen der civilisirten Welt in Ostasien", wie Kaiser Wilhelm sich ausgedrückt hatte, in Homburg a. d. Höhe stattgefunden, und schon am 29. August hat der Graf mit seinem Stabe von Berlin aus die Reise nach Ostasien angetreten. Wir dürfen dankbar und mit Stolz erfüllt sein ob der Aufgabe, die ihm mit seinen Truppen zugefallen ist. Das hat Niemand treffender ausgesprochen als Se. Majestät der Kaiser und König Wilhelm II. in der Abschiedsrede, die er im Königlichen Residenzschlosse zu Kassel am 18. August an den Feldmarschall und seinen Stab gehalten hat, worin es u. A. heißt wie folgt: „. . Zum Zeichen Ihrer Würde überreiche ich Ihnen am heutigen Tage den Feldmarschallstab, indem Ich hoffe, daß Sie ihn führen werden mit der altgewohnten Frische, mit der Sicherheit, die Sie immer entwickelt haben in wichtigen Augenblicken, und vor allen Dingen mit der Vorsehung, ohne deren Hilfe selbst der beste Soldat nichts zu leisten im Stande ist. Ich schließe mit dem Wunsche, daß es Eurer Excellenz beschieden sein möge, die Aufgabe, welcher Art sie auch sein möge, ob langwierig, ob schnell, ob blutig oder nicht, so zu leisten, wie Sie es wünschen werden, und wie wir alle ohne Ausnahme es wünschen, die wir Ihnen unsere Truppen anvertraut haben! . ."

Und so wünschen wir dem Generalfeldmarschall Grafen v. Waldersee, daß das Wort des deutschen Dichters auch bei ihm eine Wahrheit werde, wenn er singt:

Er zieht nach West und Osten,
Zieht nach Nord und Süd,
Läßt die Klinge nicht verrosten,
Die im Streite glüht.
Und in Aller Munde lebte
Seines Namens Lob,
Daß vor ihm der Feind erbebte
Und voll Furcht zerstob!



Die Weltmächte und die Weltsprachen.

Von
Karl Walcker.
— Leipzig. —

Die Zukunft ist menschlichen Augen verschlossen, sie kann auf dem Gebiet der sogenannten Theilung der Erde dem deutschen Volk und anderen Nationen so manche erfreuliche oder unerfreuliche Ueberraschung bringen. Trotzdem treten seit der Neuzeit, ja, zum Theil sogar seit dem Alterthum und Mittelalter, gewisse Entwicklungstendenzen mehr oder minder deutlich hervor.

In Oesterreich-Ungarn sind die Germanisirungsbestrebungen Josephs II. und der Bach'schen Periode nicht geglückt, aber viele Länder der Gegenwart, einschließlich Italiens, der Vereinigten Staaten und Chinas, sind „Nationalstaaten". In numerischer Beziehung überwiegt eine Nationalität stark, obgleich China unter der Fremdherrschaft der Mandschu steht. Andererseits zeigt sich fast überall in der Welt eine Tendenz der örtlichen Völkermischung, nicht immer des Connubiums. Auch Tibet wird seine Abgeschlossenheit nicht ewig behaupten können. Die spanische Colonialpolitik war so exclusiv, monopolistisch, chauvinistisch, daß selbst Portugiesen in Mexiko ungern oder gar nicht geduldet wurden. In manchen Gegenden der Vereinigten Staaten und Australiens sind die Eingeborenen einfach ausgerottet worden. Trotzdem giebt es heutzutage auch in Nord- und Südamerika wie in Australien fremde Elemente von weißer, schwarzer oder gelber Hautfarbe. Die Eingeborenen Australiens sind vielleicht dem Untergange verfallen, aber manche civilisirte, zum Ackerbau übergegangene Indianerstämme sollen gut gedeihen. Im 18. und 19. Jahrhundert hat die französische, österreichische, russische Censur die Einfuhr liberaler Schriften vergeblich zu verhindern versucht. Die californischen, nicht kurzweg als

engherzig zu bezeichnenden Gesetze gegen die Chineseneinwanderung sind häufig umgangen worden u. s. w. Dies Eindringen fremder Menschen, Bücher, Ideen erinnert an die bekannten naturwissenschaftlichen Lehren von der Endosmose und Exosmose. Auswanderungsverbote sind nicht selten umgangen worden, z. B. zur Zeit der Dragonaden Ludwigs XIV.

In England war es schon im 18. Jahrhundert üblich, von Gewichten und Gegengewichten auf dem Gebiete der inneren Politik, checks and counterchecks, von checks and balances, zu reden. Aehnlich war und ist der Ausdruck europäisches Gleichgewicht sehr üblich. Die wirkliche oder vermeintliche Uebermacht eines Staates hat die Tendenz, Gegencoalitionen hervorzurufen, wie z. B. Karl V., Philipp II., Ludwig XIV., Napoleon I. und Nicolaus I. erfahren haben. Schon die bloße Existenz anderer Großstaaten wirkt wie ein Gegengewicht, auch abgesehen von ihren Armeen, Kriegsflotten, etwaigen Bündnissen.

Nicht blos die Staaten, sondern auch die Sprachen kämpfen mit einander. Auf Grund der Daten Hübbe-Schleidens, Kolbs u. A.*) habe ich folgende Tabelle berechnet:

Sprache	Zeitraum	Zunahme um Procent
Das Englische	1800—1880	546,6
Das Russische	1803—1885	200,0
Das Deutsche	1800—1880	84,2
Das Französische	1800—1880	26,4

Die absoluten und relativen Zahlen beziehen sich auf die Menschen, für welche die betreffende Zunge officielle Landessprache war oder ist. Sie, die Zahlen, sind natürlich mit so manchen Körnlein Salz zu verstehen. Unzählige Nichtdeutsche aller Erdtheile sind im Stande, deutsche Bücher und Zeitungen zu lesen, wenn sie die Zunge Luthers, Goethes, Schillers, Bismarcks, Moltkes auch nicht immer geläufig sprechen können. Viele Amerikaner, Russen 2c. studiren in Deutschland. Schließlich ist zu beachten, daß die deutsche Colonialpolitik erst aus dem Jahre 1884 datirt. Wenn die üblichen, vagen Schätzungen der Bevölkerung Chinas annähernd richtig sind, so wäre die chinesische Sprache noch verbreiteter als die englische. Jene Schätzungen können aber viel zu hoch sein. Zu niedrig sind sie schwerlich.

Auf einem Globus ist ein beträchtlicher Theil der Erde mit der Farbe des britischen Weltreichs angestrichen. Daraus darf man indeß nicht schließen, daß England besonders zu beneiden ist. Gegenwärtig genießen die englischen Waaren in Canada Vorzugszölle, niedrigere Zölle. Das ist aber eine Ausnahme. In der Regel müssen englische Producte in den Colonien, z. B. in Australien, eben so viel Zoll zahlen, wie andere, z. B.

*) Vgl. auch Roscher, System der Volkswirthschaft, Bd. 1, § 260, Note 4, wo die absoluten Zahlen (exclusive für Rußland) stehen.

deutsche Waaren. In Ostindien können sich jüngere Söhne des Adels und der Gentry mit erlaubten oder unerlaubten Mitteln noch heute bedeutende Vermögen machen, aber der englische Staat, Steuerzahler, Fabrikant, Arbeiter, als solcher, hat wenig Nutzen vom Besitze Indiens. Die dereinstige Loslösung Canadas, Australiens, Südafrikas, ist eine bloße Frage der Zeit. Im Caplande besteht die Mehrheit der Bevölkerung aus tief erbitterten Holländern, in Canada spielt das französische Element eine große Rolle. In Australien giebt es auch Iren, Deutsche, Franzosen. Das Stammland, das sogen. Vereinigte, aus England, Wales, Schottland, Irland bestehende Königreich steht nicht blos den Vereinigten Staaten und dem europäischen Rußland, sondern auch dem Deutschen Reiche, Oesterreich-Ungarn, Frankreich an Areal und Bevölkerung mehr oder minder nach. Das heißt: die englische, eines Massenabsatzes bedürftige Industrie hat einen relativ kleinen inneren Markt. Trotz der Nothwendigkeit der Exportindustrie ist aber unter sonst gleichen Umständen der inländische Absatz dem auswärtigen vorzuziehen. Das Ausland kann sich z. B. durch hohe Schutzzölle prohibitivartig abschließen. Dazu kommen die irische Schwierigkeit, die Frage des Ritualismus (der katholisirenden Richtung innerhalb der Staatskirche) und andere Nöthe auf dem Gebiet der inneren und auswärtigen Politik. Je mehr England, kurzsichtiger Weise, seine Kräfte in Südafrika festgelegt hat, wo es ein „neues Irland" geschaffen hat, desto weniger kann es in China mit Rußland concurriren. Aehnlich bedauerte Napoleon III. 1866 und 1870 sehr, sich auf das mexikanische Abenteuer eingelassen zu haben.

Die Vereinigten Staaten haben auf ihrem alten Gebiet, auf Cuba und den Philippinen mit so manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, aber ihre auswärtige Lage ist doch weit günstiger, als diejenige Englands. Die meisten Deutschen sprechen eben so gut, oder noch besser englisch. Manche ursprünglich deutsche Familien sollen das Deutsche sogar ganz verlernt haben, aber von einem Untergange des amerikanischen Deutschthums kann nicht die Rede sein. Die „Iowa Tribune" wies 1899 mit statistischen Daten auf die kolossale Zunahme der deutschen Presse hin. Aehnlich constatirte der bekannte englische Publicist W. T. Stead im Mai 1900 in seiner Review of Reviews, daß das „deutsche Votum" heute bei den Wahlen noch mehr in's Gewicht fällt, als das „irische Votum". Das bezieht sich in erster Linie auf die Präsidentenwahlen, aber auch auf die Staats- und Gemeindewahlen. Das Wort Kindergarten ist in die englisch-amerikanische Sprache übergegangen. In San Francisco hat nach H. Bancroft der deutsche Sonntag über den englisch-puritanischen gesiegt. Aehnlich sind im Osten die protestantischen und katholischen Deutschen, gleich den Iren, gegen den puritanischen Sonntag. Die besten Männer der Angloamerikaner sind warme Freunde der deutschen Cultur. Es giebt zwar angloamerikanische, irische 2c. Feinde des Deutschthums, sie können aber in der Regel nicht

viel schaden, weil die Deutschen sich sonst bei den nächsten Wahlen rächen würden. Selbst manche Iren, Polen 2c. erkennen den großen Nutzen des Unterrichts im Deutschen an.

Die kleinen Fische werden von den großen Fischen verschlungen, aber im Leben der Staaten verhält es sich nicht immer ähnlich. Die skandinavischen Staaten, Portugal, Holland, Belgien und die Schweiz bestehen z. B. noch heute fort. Aehnlich ist es möglich, daß die südamerikanischen Staaten ihre Unabhängigkeit behaupten werden, aber die Zusammensetzung der Bevölkerung wird sich voraussichtlich im Laufe der Zeit sehr ändern. In Südbrasilien giebt es viele Deutsche. In Paraguay ist das polnische Element verhältnißmäßig stark vertreten. Nach Argentinien sind viele Italiener eingewandert. Auch Spanier, Franzosen und Andere, z. B. russische und rumänische Israeliten, sind gekommen. Die Einwanderung der Angloamerikaner, Engländer, Deutschen ist bis jetzt schwach. Sie kann jedoch dereinst sehr steigen, besonders, wenn sie von capitalkräftigen, gut geleiteten, nationalen oder internationalen Actiengesellschaften in die Hand genommen wird. Bei den Letzteren müßten natürlich auch einflußreiche Südamerikaner verschiedener Berufsklassen, ländliche Grundeigenthümer und Städter, betheiligt werden. Ein gewisses Zusammengehen der nordamerikanischen, englischen, deutschen Protestanten Südamerikas ist sehr wohl denkbar: in ein und derselben Kirche oder Capelle kann z. B. abwechselnd englisch und deutsch, vielleicht auch spanisch oder portugiesisch gepredigt werden.

Der Ausdruck Russificirung scheint in Westeuropa und anderswo nicht selten mißverstanden zu werden. In Finnland sprachen die Gebildeten früher schwedisch. Seit einigen Jahrzehnten wurde diese Zunge erst von der finnischen, dann auch von der russischen Sprache mehr oder minder zurückgedrängt, aber sie ist keineswegs ausgestorben. 1898 gab es 87 schwedische, 129 finnische, 5 schwedisch-finnische Journale. In den sogn. baltischen Provinzen besteht das Deutsche noch heute als Familiensprache, auch als Kirchensprache des deutschen Adels und Bürgerthums fort. Aehnlich verhält es sich in Littauen und in den sogn. Weichsel-Gouvernements mit der polnischen Sprache. Auf allen russischen Gymnasien und Universitäten wird auch die deutsche Sprache gelehrt. Viele Russen sind warme Freunde der deutschen Cultur. Die große, fünfzehnbändige Ausgabe der G. Weber'schen Weltgeschichte ist z. B. in's Russische übersetzt worden.

Seit 1756 und 1853 haben sich die socialen Zustände Rußlands sehr verändert. Damals waren die Magnaten die mächtigste Klasse. Heute sind die großen Fabrikanten, Kaufleute, Bankiers, kurz, die großen Capitalisten die mächtigste Klasse. Sie würden bei einem Kriege gegen England, vollends bei einem Kriege gegen den Dreibund, sehr viel verlieren, und auch in Rußland hört in Geldsachen die Gemüthlichkeit auf. Aus solchen und anderen Gründen sind diese Zukunftskriege nur möglich, keineswegs so sicher, wie manche Kannegießer glauben. Russische, französische

und andere Stimmen haben wiederholt die Ansicht geäußert, das asiatische Rußland werde sich dereinst vom europäischen Rußland ablösen. E. Haumant vertrat z. B. 1898 in der Revue de Paris diese Meinung. Man muß indeß beachten, daß der größte Theil Sibiriens dünn bevölkert ist, und daß dies Land, gleich Turkestan, durch die Errichtung einer Zollgrenze gegen das europäische Rußland sehr geschädigt werden würde.

Im Deutschen Reiche und in Oesterreich-Ungarn ist die Kenntniß der deutschen Sprache weit verbreiteter, als es nach der bloßen Nationalitätsstatistik scheint. Es giebt viele Polen, Tschechen, Magyaren rc., die mehr oder minder gut, zum Theil vortrefflich, deutsch sprechen. In Nordschleswig dringt das Deutschthum vor. Es hat in Elsaß-Lothringen und der Schweiz mit dem Französischen, in Südtirol mit dem Italienischen zu kämpfen.

Seit den 1840er Jahre ist wiederholt die Frage einer Art Zolleinigung zwischen Deutschland einerseits, Oesterreich-Ungarn andererseits erörtert worden*). Das Tabaksmonopol kann im Deutschen Reiche nicht eingeführt, in Oesterreich und Ungarn nicht abgeschafft werden. Man könnte indeß für Tabak, Tabaksfabrikate, eventuell auch für einige andere Waaren, eine sogenannte Zwischenzolllinie beibehalten. Man kann von verschiedenen wirthschaftlichen und politischen Standpunkten aus das dereinstige Zustandekommen der Zolleinigung für wahrscheinlich oder unwahrscheinlich halten; aber man kann nicht leugnen, daß sie dem Deutschthum des Reiches, Oesterreichs und Ungarns großen Nutzen bringen würde. Diese Wahrheit wird von allen Parteien beider Kaiserstaaten, selbst von den Gegnern der Zolleinigungs-Idee, mit Recht anerkannt.

Das Zweikindersystem vieler französischer Bauern hat zu einer starken Einwanderung fremder, besonders belgisch-wallonischer und italienischer Arbeiter geführt. 1896 machten alle Fremden 2,66 Procent der gesammten Bevölkerung aus. Die französische Colonialpolitik hat in Algerien, der Sahara und anderswo eine bemerkenswerthe Rührigkeit an den Tag gelegt. Trotzdem sagt ein bekanntes Scherzwort, die Bevölkerung einer französischen Colonie bestehe hauptsächlich aus Offizieren, Soldaten, Beamten, Restaurateuren und Putzmacherinnen. Darin liegt etwas Richtiges. Namentlich mit dem bäuerlichen Element pflegt es schwach bestellt zu sein. 1896 überstieg in Algerien die Zahl der nichtfranzösischen Europäer die Zahl der französischen Staatsangehörigen. Die Spanier spielen als Städter und Landwirthe eine bedeutende Rolle.

Von den übrigen Ländern der Erde sei hier der Kürze halber abgesehen. Nur von der sogenannten gelben Gefahr, von China und

*) Vergl. Walcker, Die Frage der Zolleinigung mit Oesterreich-Ungarn, Leipzig, 1892, Roßberg. Ein Zoll- und Handelsbündniß mit Deutschland. Verhandlungen der Gesellschaft österreichischer Volkswirthe in den Plenarversammlungen vom 23. und 30. Januar, 6. und 13. Februar 1900. Wien, 1900, A. v. Dorn.

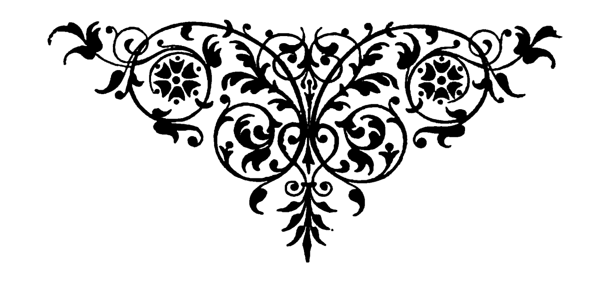
Japan sei schließlich noch die Rede. Kenner Chinas behaupten, die Fremdenhetze gehe von reactionären, in ihren Geld- und Machtinteressen bedrohten Beamten und Gelehrten aus, der Kaufmannstand habe dagegen ein wichtiges Interesse am friedlichen Handel und Verkehr mit den Fremden. Es giebt ferner unter den Eingeborenen katholische und protestantische Christen, reformfreundliche, fremdenfreundliche Beamte 2c. Die militärische, politische, geistige Ueberwindung der Fremdenfeinde, der sogenannten Boxer und Anderer, kann Jahrzehnte oder Jahrhunderte (?) erfordern, aber schließlich muß die moderne Cultur siegen. Gegen die vereinte Macht Europas, der Vereinigten Staaten und Japans können die Boxer auf die Dauer nicht aufkommen. Diese Kämpfe dürften im Laufe der Zeit bedeutsame wirthschaftliche und politische Folgen haben. Schon jetzt, im Juli 1900, ist der Silberpreis, zum Theil wohl durch Börsenspeculationen, zum Theil aber auch in Folge der verstärkten Nachfrage Chinas gestiegen. Auch die Kohlenpreise, die Schiffsfrachten und der Zinsfuß dürften steigen; natürlich unter der Voraussetzung, daß stärkere Gegentendenzen fehlen. An solche Möglichkeiten muß man jedenfalls denken. Die Nordamerikaner haben z. B. begonnen, Kohlen nach Europa, bis nach Sachsen hin, auszuführen. Ein Blick auf eine Karte von Asien zeigt, daß Frankreich, England und vollends Rußland bei der Pacificirung Chinas weit mehr interessirt sind, als die Staaten des Dreibundes. Wenn ein großer Theil der Land- und Seemacht Rußlands, Englands, Frankreichs in Asien gebunden ist, so können diese Staaten in Europa und anderswo kaum eine extreme Politik befolgen, deutsche und andere Interessen kaum verletzen. Die in China von deutschen, russischen, französischen, englischen, amerikanischen 2c. Waffengenossen gemeinsam unter schweren Opfern erfochtenen Siege werden eine gewisse Annäherung dieser großen Nationen zur Folge haben. Man darf die Sache nicht überschätzen, aber ohne Bedeutung ist sie doch nicht. Das Andenken an die preußisch-russische Waffengenossenschaft von 1813 ist z. B. noch heute in Rußland lebendig.

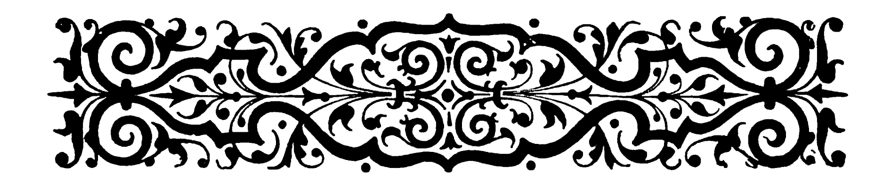
Eine chinesische Masseneinwanderung nach Europa ist kaum denkbar, sie könnte überdies in wirksamer Weise verboten werden. Sibirien, Australien, Südamerika, vielleicht auch Mittel- und Südafrika, könnten eher von einer solchen Einwanderung bedroht werden.

Schon in den 1890er Jahren sprachen europäische Nationalökonomen die Befürchtung aus, China werde der europäischen Industrie früher oder später eine gefährliche Concurrenz bereiten. Diese Behauptung enthält einen wahren Kern. Die Seidenindustrie kann die chinesische Mitbewerbung empfinden, vielleicht auch die Baumwollindustrie. Man darf die Sache indeß nicht zu tragisch, zu pessimistisch nehmen. Billige Arbeitslöhne sind nur ein Factor des Kostenpreises der Waaren, in der Regel nicht einmal der wichtigste. Selbst in China dürften ferner die Arbeitslöhne steigen. Noch wahrscheinlicher ist ein allmähliches, starkes Steigen der Frachtsätze

der Dampf- und Segelschiffe, denn die Preise der Kohlen wie der Baumaterialien und die Arbeitslöhne haben die Tendenz, zu steigen. Die große Verschiedenheit des europäischen und chinesischen Geschmackes wirkt ferner wie eine Art Zollschranke, und im schlimmsten Falle dürfte man auf dem Festlande, vielleicht sogar in England, zu Schutzzöllen gegen die chinesischen Waaren greifen. Noch weniger als die Textilindustrie hat die Eisenindustrie zu fürchten. Locomotiven, Pflüge 2c. sind z. B. schwere oder sperrige Güter. Ueberdies würden die vielen Millionen Chinas selbst den größten Theil ihrer Industrieproducte verbrauchen, und auch den europäischen und amerikanischen Industriellen und Kaufleuten viel zu verdienen geben. Das Gesagte gilt, mit Veränderung des zu Verändernden, auch von der industriellen Concurrenz Japans.

Kurz, die Aussichten der Deutschen des Reiches und der übrigen Welt dürften weit besser sein, als Diejenigen glauben, welche die Macht und Leistungsfähigkeit der Engländer oder Amerikaner, der Russen oder Chinesen überschätzen, die Cultur und den Kinderreichthum des deutschen Volkes unterschätzen. Es werden alle Tage Knaben geboren, sagt der Altmeister Goethe.





Ein deutsches Medium.

Beiträge zur Psychologie der Medien und Spiritisten.

Von

Erich Bohn.

— Breslau. —

Deutschland ist arm an bedeutenden Medien. Wohl ist die Zahl der „Sprech- und Schreibmedien" in ständigem Zunehmen begriffen und auch Talente für Tischrücken trifft man häufig an. Wirklich hervorragende Medien sind jedoch heute noch ebenso selten, wie in der klassischen Periode des deutschen Occultismus. Sie Alle theilen ein Schicksal: sie kommen in Mode, werden entlarvt und sinken in's Meer der Namenlosen zurück, aus dem sie auf kurze Zeit emporgetaucht waren*). Nur ihr Andenken lebt in spiritistischen Zeitschriften fort, um dort einer herostratischen Unsterblichkeit theilhaftig zu werden. Um so erklärlicher ist es, daß das Auftauchen eines neuen Mediums für den Spiritismus ein Ereigniß bedeutet. Man kann sich daher die Freude vorstellen, als nach den vorangegangenen Entlarvungen der besten Medien, im Jahre 1890 ein Medium auftauchte, dessen Begabung selbst die Leistungen der amerikanischen Medien in Schatten stellte. Wenn wir den zahlreichen Berichten darüber

*) Von sämmtlichen physikalischen Medien Deutschlands, die in die Oeffentlichkeit getreten sind, sind nur zwei nicht des Betruges bezichtigt: Frau Minna Demmler und die femme masquée. Erstere — zur Zeit in Amerika — ist nie von wissenschaftlichen Kreisen geprüft worden. Ihre Transcendental-Photographien haben sich nach den neuesten Untersuchungen der Gesellschaft für psychische Forschung zu Breslau als Schwindel erwiesen. Die femme masquée — unter dem Pseudonym ,verbirgt sich eine Dame der Berliner Gesellschaft — ist kein professionelles Medium. Es wäre sehr erwünscht, daß sie sich wissenschaftlichen Beobachtungen unterstellte. Die Berichte des Dr. Egbert Müller über sie können bei der bekannten Kritiklosigkeit ihres Verfassers nicht ernst genommen werden.

Glauben schenken, so sind seine mediumistischen Fähigkeiten in der That außergewöhnliche: Geister reden und schreiben durch dasselbe, sie werden gelegentlich sichtbar und werden dann von Zuschauern als verstorbene Verwandte wiedererkannt. Die Specialität dieses Mediums aber sind „Blumenapporte". Am lichten Tage fallen Blumen haufenweise auf das Medium herab oder werden von ihm in räthselhafter Weise aus der Luft gegriffen. Man nennt es daher schlechthin „Das Blumenmedium".

Ueber seine Laufbahn ist nur wenig zu berichten*).

Die Kesselschmiedsfrau Anna Auguste Rothe geb. Zahl — das ist der Name des Mediums — wurde am 8. September 1850 in Altenburg (Sachsen) geboren. Nach ihren eigenen Angaben zeigten sich schon in ihrer Kindheit mediale Gaben. Ihre Laufbahn als professionelles Medium begann jedoch erst im Jahre 1890. Sie ging — wie sie selbst erklärte — seitdem überall als Medium hin, wohin sie gerufen wurde, „jedoch nur zu Leuten, die das Wissen haben und eingeweiht sind". Auf ihren Wanderungen besuchte sie Berlin, Leipzig, Dresden, Wien, Schwarzenberg, Breitenbrunn, Zwickau, das Erzgebirge, Böhmen u. n. a. Orte. In der Presse begegnen wir ihr zum ersten Mal i. J. 1893. Im folgenden Jahre beschuldigt man sie des Betruges, was jedoch nicht hindert, daß sie ihre Thätigkeit bald wieder aufnimmt. Im Jahre 1896 begiebt sie sich unter den Schutz eines früheren Journalisten und Kaufmanns J. (geboren 1862), der sie von nun an als ihr Impresario**) auf ihren Wanderungen begleitet. Unter seinem irdischen und unter dem überirdischen Schutz eines Controlgeistes***), der „Frieda heißt, früh da ist und Friede bringt"†), zieht sie durch die deutschen Lande, um im geheimen Familienkreise ihre Wunder zu wirken. Am 29. Mai 1897 verurtheilte sie das Schöffengericht Zwickau wegen groben Unfugs††). Der Proceß bietet eine Fülle interessanter Einzelheiten. Frau R. war zur Feier eines 25jährigen Hebammenjubiläums von einer Hebamme eingeladen worden, um den Gästen etwas zu bieten. Sie fand jedoch nicht ungetheilten Beifall, man witterte Betrug, und so kam die Sache an die Oeffentlichkeit. Das eidliche Gutachten des sachverständigen Arztes war vernichtend. Es sprach sich unumwunden für bewußten Betrug aus. In der spiritistischen Presse griff man zwar dieses Gutachten an, verschwieg aber die verdächtigen Vorgänge bei der Sitzung.

---

*) Um alles Persönliche zu vermeiden, sind die Namen der übrigen Betheiligten schonungshalber weggelassen. Wer sich dafür interessirt, findet sie in den citirten Quellen.

**) Herr J. führt den Briefwechsel des M., arrangirt die Sitzungen und ist dessen Bevollmächtigter. Nach seinen Angaben thut er es aus idealen Motiven.

***) „Controlgeist" ist der ständige Schutzgeist des Mediums. Die Bezeichnung ist amerikanischen Ursprungs.

†) Sp. Bl. 1897, S. 103.

††) Durch die Freundlichkeit der Amtsgerichte Chemnitz und Zwickau standen mir die Acten zur Verfügung — cf. auch Spirit. Blätter 1897 S. 55, 67, 106.

Zugleich wurde eine geschickte Preßcampagne eröffnet, die in vollen Tönen das Lied von Frau R.'s Echtheit sang. Sie, die ursprünglich nur von den „Neuen Spiritualistischen Blättern" des amerikanischen Wunderdoctors Cyriax protegiert wurde, erobert im J. 1898 die „Psyche", die „Zeitschrift des Vereins für wissenschaftlichen Occultismus in Wien", und die Feilgenhauer'sche „Zeitschrift für Spiritismus". Ihre Erfolge wachsen, die Berichte mehren sich, Hunderte, ja, wie ein Bericht behauptet, Tausende*) schwören auf ihre Echtheit, man preist sie als deutsche Eusapia**), und endlich erlangt sie die Feuertaufe. Ein Professor — allerdings „professeur d'honneur" eines zweifelhaften französischen Institutes — stellt ihr in aller Form das Diplom als Medium aus***).

Für mich, der sich seit Jahren culturgeschichtlich und psychologisch mit dem Mediumismus in Theorie und Praxis beschäftigt, war es natürlich sehr erwünscht, diese merkwürdige Frau kennen zu lernen. Leider hatte dies seine Schwierigkeiten. Mein wiederholtes Anerbieten, Frau Rothe solle einer wissenschaftlichen Commission Sitzungen gewähren — selbstverständlich gegen hohes Honorar — wurde mit der Begründung abgelehnt, Frau Rothe gebe nur „ernsten Familiencirkeln", nicht aber gelehrten Commissionen Sitzungen. Eine bayrische psychologische Gesellschaft theilte mein Schicksal. Um so erfreuter war ich, als mich im Jahre 1899 ein überzeugter Spiritist zu 2 Sitzungen mit Frau Rothe einlud. Die Sitzungen trugen streng privaten Charakter. Die Theilnehmer verpflichteten sich zu Stillschweigen und der Impresario, der ein Protocoll darüber aufnahm, versicherte, daß dessen Inhalt nicht veröffentlicht werden würde. Leider wurde dieses Abkommen nicht gehalten. Mit Wissen des Impresarios veröffentlichte ein Theilnehmer einen Bericht, der die Protocolle in verkürzter Form enthielt. Dieser Bericht†) entstellt die Thatsachen — wenn auch unbewußt††) — in gröblicher Weise. Dies bestimmt mich, nun auch meinerseits hervorzutreten. Ueber allen persönlichen Rücksichten steht die Pflicht zur Wahrheit. Kein gewissenhafter Mensch darf dulden, daß der Welt Märchen als Wahrheiten aufgetischt werden, wenn er weiß, daß diese angeblichen Wahrheiten Märchen sind. Gegen Täuschungen, zumal wenn sie mit dem Heiligsten spielen, hat man Recht und Pflicht energisch einzuschreiten†††).

Diese Pflicht zur Wahrheit gebietet aber auch, daß bei der Be-

*) Sp. Blatt 1897 S. 143.

**) Eusapia Paládino, ein berühmtes neapolitanisches Medium, mit dem Richet, Myers, Schrenck-Notzing, Lombroso, Schiaparelli, du Prel u. n. a. experimentirten.

***) Feilgenhauer 1899, S. 363.

†) Wiener Zeitschrift Nr. 2.

††) Der Verfasser ist ein durchaus ehrenwerther Charakter, der bona fide handelt.

†††) Noch in letzter Stunde machten Frau R. nahestehende Kreise mehrfach Versuche, die Veröffentlichung zu verhindern.

urtheilung der Thatsachen mit peinlichster Gewissenhaftigkeit vorgegangen wird. Ein Urtheil, das sich auf die Resultate der Breslauer Sitzungen beschränkte, wäre lückenhaft. Man darf nicht vergessen, daß hunderte von Zeugen, darunter die meisten Theilnehmer an den Breslauer Sitzungen, für die Echtheit des Mediums eingetreten sind. Zeugen aber schafft man nicht dadurch aus der Welt, daß man sie ignorirt! Ich habe daher Alles, was je über Frau R. veröffentlicht wurde, zur Beurtheilung herangezogen. Die Arbeit zerfällt darnach in 3 Theile:

I. Die Breslauer Sitzungen a. nach meiner Beobachtung b. nach dem Bericht des Impresarios.
II. Kritik der sonstigen Berichte über Frau Rothe.
III. Das Ergebniß.

Man wird mir vielleicht den Vorwurf machen, daß ich mitunter in die Würdigung von Arbeiten eintrete, die unter dem Niveau wissenschaftlicher Kritik stehen und nicht beanspruchen können, ernst genommen zu werden. Zweifelsohne gehört die Mehrzahl der Berichte darunter. Trotzdem hielt ich mich zu dieser Kritik verpflichtet. In spiritistischen Kreisen trumpft man — und oft mit Recht — darauf, daß die Wissenschaft sich ihnen gegenüber mit ignorirendem Achselzucken begnüge. Dieser Einwand muß von vornherein abgeschnitten werden. Jeder Angeklagte hat ein Recht, daß man seine Zeugen vernimmt — um wie viel mehr ein Medium in einer so verwickelten Sache! Dann tritt aber noch ein weiterer Grund hinzu. Die Methodik und die Resultate dieser Arbeit gehen über das Interesse des Einzelfalls hinaus. Zum ersten Mal in Deutschland — und vielleicht überhaupt — wird eine Untersuchung der gesammten Thätigkeit eines Mediums in allen Einzelheiten vorgenommen. Diese Untersuchung trifft den Typus offenbarungsspiritistischer Experimente. Sie ist einmal nothwendig und nicht wieder. Auf Grund ihrer Resultate wird man über den Offenbarungsspiritismus zur Tagesordnung übergehen können. Nur als Object für die Untersuchungen des Culturhistorikers oder Psychiaters wird er künftig in Frage kommen.

I. Theil.

I. Bericht über 2 Sitzungen am 16. u. 17. März 1899 in Breslau.

Die Sitzungen, die Frau R. in Breslau gab, fanden im Salon ihres Gastgebers statt, in dessen Wohnung sie während ihres Aufenthaltes wohnte.

Bevor ich zur Schilderung der Sitzungen übergehe, schicke ich einige Bemerkungen über die Theilnehmer voraus. Am meisten interessirt naturgemäß das Medium. Man braucht kein Menschenkenner zu sein, um die außergewöhnliche Frau heraus zu erkennen. Wie sie so dasteht mit geisterhaft bleichen, verfallenen Zügen, das unnatürlich aufgerissene Auge träumend in die Ferne gerichtet, ruft sie einen seltsamen Eindruck hervor. Es ist eine

einfache, stille Frau; aber sie hat Persönlichkeit. Beim Sprechen gewinnt sie sichtlich; der gemüthliche sächsische Dialect, die herzliche Einfachheit ihres Auftretens lassen das Seltsame vergessen und hinterlassen einen durchaus sympathischen Eindruck. Ihre Bewegungen sind gewandt, doch natürlich, das dicht anliegende Kleid ist einfach und schmucklos. Die so vielen Schauspielern und Taschenspielern anhaftende Pose fehlt völlig. Die Theilnehmer an den Sitzungen — bei jeder Sitzung mochten es ca. 15 sein — waren zum überwiegenden Theil Damen. Sie waren vom Impresario des Mediums nach genauester Instruction des Gastgebers ausgewählt worden und daher meistens gläubige Spiritisten oder solche, die es werden wollten. Mit meiner Ausnahme verfügte kein Einziger über specielle wissenschaftliche Vorbildung in dem fraglichen Gebiete. Insbesondere war ich allein mit Taschenspielerei vertraut. Viele Theilnehmer befanden sich in so hochgradiger Erregung, daß nüchterne Beobachtungen ihrerseits ausgeschlossen waren. In beiden Sitzungen wechselten sie auf ausdrücklichen Wunsch des Impresarios, „damit das erhabene Evangelium in möglichst große Kreise dringe."

Während der Sitzungen brannte intensives Gasglühlicht. Man gruppirte sich derartig um einen großen Tisch herum, daß zunächst ein Kreis — darunter das Medium — dicht gedrängt am Tische saß. Hinter ihm saßen verstreut die anderen Theilnehmer, unter ihnen der Impresario, der das Medium von seinem Platze aus stets im Auge behalten konnte. Hinter dem Medium saß Niemand. Als Nachbarn wählte sich das Medium ausschließlich Damen, für die es sympathisirte. Nur einmal machte es die unten geschilderte Ausnahme.

Der Tisch war mit einer schweren, fast bis an den Boden reichenden Decke behangen. Dadurch war es unmöglich, zu beobachten, was unter dem Tische vorging. Insbesondere waren die Füße des Mediums stets der Controlle entzogen. Mein Wunsch, die Decke zu entfernen, wurde nicht erfüllt, da nach den Angaben des Impresario der polirte Tisch das Medium blende.

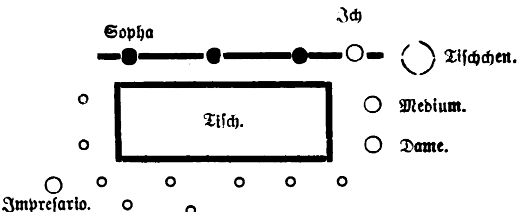
Dagegen wurde vor der Sitzung eine Untersuchung des Tisches und der Umgebung ausdrücklich seitens des Impresarios gewünscht. Die Person des Mediums blieb jedoch von dieser Untersuchung ausgeschlossen.

Vergegenwärtigen wir uns die Stellung des Mediums am Tische, so ergiebt sich Folgendes: Sichtbar war nur der Oberkörper. Von vorn war der übrige Körper durch den Tisch gedeckt, seitwärts durch die Kleider der Nachbarinnen, die an das Kleid Frau R.'s streiften. Ihr Rücken konnte überhaupt nicht beobachtet werden.

Solange das Medium am Tisch saß, war also eine Beobachtung scheinbar nur für seine Nachbarn möglich. Aber auch dies trifft nicht zu.

Ich hatte in der 1. Sitzung in der zweiten Reihe gesessen und trotz Wechsel des Platzes die Unmöglichkeit erkannt, alle Handlungen des Mediums zu beobachten. Darauf überraschte man mich in der 2. Sitzung mit der

Mittheilung, man habe mir, um mir meine Beobachtung zu **erleichtern**, den rechten Platz neben dem Medium eingeräumt. Die Situation war nun folgende:



Ich saß auf einem Sopha und zwar derartig zwischen die Lehne und meine Nachbarin eingekeilt, daß ich nur mit Mühe die Arme bewegen konnte. Dicht daneben, nur durch das Tischbein getrennt, saß das Medium. Meine Stellung war demgemäß die denkbar ungünstigste, da sich die **linke** Seite des Mediums und sein Unterkörper der Controlle entzog. Nun war aber gerade die Beobachtung der **linken** Seite der springende Punkt. **Denn nur auf der linken Seite traten die „Apporte“ ein.** Ich bat daher unter einem unauffälligem Vorwande, auf der **linken** Seite des Mediums Platz nehmen zu dürfen. Das Medium schwieg verlegen; auch der Impresario schien peinlich berührt und erklärte schließlich, man müsse sich dem Controllgeist fügen, der für mich den rechten Platz bestimmt hätte. Ich fügte mich in das Unvermeidliche und den Controllgeist.

Die Sitzungen selbst trugen den Charakter von Erbauungsstunden verbunden mit der Vorführung von Wundern seitens des Mediums.

Vor Beginn der Vorstellung forderte der Impresario die **Zweifler** auf, sich zu **entfernen**, und verbot gleichzeitig, ohne sein Wissen Berichte über die Sitzungen zu veröffentlichen, was als Verletzung des Gastrechts betrachtet werden müßte. Auch wurde ausdrücklich verboten, Fragen an das Medium zu richten oder es ohne Wissen des Impresario zu controlliren.

Nach diesen Sicherheitsmaßregeln wurde gebetet, und die Sitzung begann. Klopflaute ertönten, das Medium fiel in Trance, Blumen kamen auf räthselhafte Weise zum Vorschein, Geister redeten — kurz, in wirrem Durcheinander folgten die unten näher beschriebenen Phänome. Dabei herrschte rege Unterhaltung unter den Anwesenden, die oft in lautes Staunen ausbrachen, ihre Plätze verließen und die Apporte anstaunten. Während sie die apportirten Blumen betrachteten und ihre Aufmerksamkeit abgelenkt war, trat dann plötzlich ein neuer Apport ein.

Nach etwa zwei Stunden schloß man die Andacht mit Gebet. Das Medium entfernte sich sofort allein auf einige Minuten in ein Nebenzimmer.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß die Gelegenheit für taschenspielerische Tricks nicht günstiger sein konnte, falls Jemand solche vorführen wollte. Es ergiebt sich ferner, daß eine vollständige Beobachtung des Mediums **durch dessen Maßnahmen unmöglich** gemacht war. Ich schicke dies voran, um die

Mangelhaftigkeit meines Berichtes zu entschuldigen. Ein solcher Bericht sollte die Vorgänge Minute für Minute registriren, gewissermaßen eine Photographie der Vorgänge liefern. Unter den obwaltenden Umständen war dies ausgeschlossen, da ich mir keinerlei Aufzeichnungen während der Sitzungen machen konnte. Stets beobachtet, mußte ich unauffällig unter denkbar ungünstigen Bedingungen das in günstigster Lage arbeitende Medium beobachten. Es blieb also nichts übrig, als in der Nacht nach jeder Sitzung den Bericht nach dem Gedächtniß auszuarbeiten. Bei dem Berichte über die erste Sitzung wurde ich durch einen Theilnehmer (einen Arzt) unterstützt, der mir alsbald den Bericht durchsah und bestätigte. Da beide Sitzungen in derselben Weise verliefen, sind sie in Folgendem zusammengefaßt.

A. Psychische Phänomene.

Während der Sitzungen wie außerhalb derselben fällt Frau R. sehr oft plötzlich in einen scheinbaren Schlafzustand, der mit krampfartigen Zuckungen der Extremitäten eingeleitet und beschlossen wird. Derselbe wird intermittirend von normalen Wachzuständen unterbrochen, so daß „trance“ — so nennt das Medium diesen Zustand — und normaler Zustand wechseln. Beides geht mitunter kaum merklich in einander über. Während des „trance“ hat das Medium volle Beweglichkeit, öffnet gelegentlich die Augen und hat Gehörempfindung. Man kann daher mit ihm eine Unterhaltung pflegen. Nachträglich behauptet das Medium, keine Erinnerung an Vorgänge während des „trance“ zu haben*).

Irgend eine Anamnese, Prüfungen auf Anästhesie, Hyperästhesie, Analgesie u. dergl. war nicht möglich. Es mußte daher hingestellt bleiben, ob ein hysterischer, hystero-epileptischer, hystero-hypnotischer bezw. „trance“-Zustand, oder Simulation vorlag.

In diesem Zustand tritt ein scheinbarer Wechsel der Persönlichkeit ein. Angebliche Geister, wie Luther, Zwingli, Kaiser Friedrich II., König Ludwig von Bayern, „Friedchen“, Dr. Flemming, ein Bergmann, Prediger, Verwandte und Freunde der Anwesenden unterhalten sich durch das Medium mit ihnen. Das Auftreten einer neuen Persönlichkeit wird von einem neuen trance-Zustand begleitet. Der Wechsel erfordert kaum eine Minute. Das Medium entwickelt dabei eine lebhafte Mimik und Gesten. Seine modulationsfähige Stimme paßt sich in der Stimmlage den Rollen an. Die Declamation ist ausgezeichnet, die Darstellung von Kindern insbesondere meisterhaft.

Andererseits leidet die Darstellung an Schablonenhaftigkeit. Was Frau R. darstellt, sind typische Figuren, die jeder Individualisirung entbehren.

---

*) Früher war sie anderer Ansicht. Im Zwickauer Proceß erklärte sie: Wenn ich in den Schlaf verfallen war, kann ich mich allemal hinterher besinnen, daß Blumen gefallen sind.

Sie reden ausnahmslos, gleich, welcher Zeit sie entstammen, in demselben Stile, meistens in Versen, und mit demselben sächsischen Dialect. Der Inhalt ihrer Reden besteht aus frommen Sentenzen*), aus denen man Alles und Nichts entnehmen kann. Der Redestrom wird mitunter durch einige prosaische Brocken unterbrochen, wenn den Geist das Gedächtniß im Stich zu lassen scheint. Dieses Malheur traf u. A. König Ludwig, der mit hohler Grabesstimme sein Sündenbekenntniß (in Versen!) auf eine Bänkelsängermelodie absang.

Offenbares Pech hatte das Medium mit seinen Identitätsbeweisen Verstorbener. Da manifestirte sich zunächst mein treuer Leibfuchs, der wenige Tage vor den Sitzungen gestorben war. Der arme Kerl! Was hätte er für erstaunte Augen gemacht, wenn er diese Carricatur gesehen hätte, die das Medium aus ihm machte! All' seinen Humor schien er vergessen zu haben; er konnte sich nur auf das erinnern, was das Medium durch mich wußte. Unter frommen Betheuerungen behauptete er schließlich, einen zerrissenen Rock anzuhaben. Als ich darob nicht wenig erstaunte, belehrte mich der Impresario, daß dies wohl „geistig" gemeint sei.

Noch augenfälliger war folgendes Vorkommniß. Bei der ersten Sitzung war u. A. Herr Dr. med. H., dessen Schwester und Mutter anwesend. Letztere wurde von einem „Geist" angeredet, so daß sie überrascht ausrief: „Bist Du es, Duscha!" — „Ja, liebe Mutter," antwortete freudig der Geist, „und da ist ja auch meine Schwester und mein Bruder!" Die allgemeine Rührung, die dieser Erkennungsscene folgte, wurde leider jäh unterbrochen. Frau H. erklärte nämlich, Duscha sei nicht ihre Tochter, sondern — ihre Wirthschafterin gewesen. Der Impresario war empört und wurde gegen die alte Dame unhöflich. Die peinliche Scene wurde indeß durch „Friedchen" beendigt, die als Deus ex machina durch das Medium erklärte: „Alle seien Brüder und Schwestern, ein jeder der Anwesenden seine Mutter, da es ein Waisenkind sei." Dunkel ist der Rede Sinn!

In zwei Fällen erkannten indessen Anwesende die Verstorbenen wieder. In einem Falle waren es zwei greise Damen, die während der ganzen Sitzung mit nassen Augen dasaßen und aus einigen indifferenten Worten eine Verstorbene wiedererkennen wollten; im zweiten Fall behauptete ein hellsehender „Magnetiseur", den Geist seiner Tante unter dem Tisch sitzen zu sehen. Da ich nicht hellsehend bin, konnte ich den Geist nicht wahrnehmen.

Nur wenig Worte über die Diagnose einer Krankheit durch das Medium. Diese, manchen Somnambulen eigenthümliche Fähigkeit behauptete auch Frau R. zu haben. Sie beschränkte sich jedoch darauf, einem Herrn, der

*) „Ueberirdisch-wunderbar und poetisch hohe Worte in vollendeten Reimen" nennt sie ein Augenzeuge. Feilgenhauer 1899, S. 262.

sehr krank aussah, zu erkären, er sei magenkrank. Das stimmte. Es darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß der Gastgeber, der dem Medium unbedingtes Vertrauen schenkte, von der Krankheit unterrichtet war und in seiner Vertrauensseligkeit bei der Aufstellung der Gastliste diesen Umstand wohl erzählt haben konnte.

B. Physikalische Phänomene.

Klopflaute. Die Klopflaute erklangen vorzugsweise am Anfang der Sitzung, auch während der trance-Reden. Sie setzen aus, wenn die Aufmerksamkeit des Medium anderweitig sehr in Anspruch genommen ist. Ihre Klangfärbung ist die eines lauten Tickens oder Pochens. Sie sind an die nächste Nähe des Medium gebunden und hören auf, wenn sich das Medium vom Tische entfernt. Ich konnte sie sowohl im Tische, wie (in der zweiten Sitzung) am Sopha hören (scheinbar in der Lehne). Gewöhnlich ertönen sie im Tische. In der zweiten Sitzung lenkte das Medium mit freundlicher Bereitwilligkeit meine Aufmerksamkeit besonders darauf hin, und suchte mich von der Echtheit zu überzeugen. Wollte sie einen Laut an einer bestimmten Stelle hervorrufen, so berührte sie dieselbe einen Augenblick. Trotzdem ihr Erklingen am Sopha frappirte, war es leider nicht möglich, eine exacte Beobachtung anzustellen, da die Füße des Medium unter dem Tisch unsichtbar waren und der Impresario sich neben das Medium stellte.

Apporte. Die Apporte*) bilden das Phänomen, dem Frau R. ihren Ruf als Medium verdankt. Nach der Aussage des Mediums und seiner Anhänger kommen sie dadurch zu Stande, daß unsichtbare Geister dem Medium Blumen und andere Gegenstände aus der Luft überreichen. In meiner Anwesenheit spielte sich der Vorgang jedoch in anderer Weise ab. Im Allgemeinen gilt Folgendes: Die Apporte fanden außerhalb der Sitzung (z. B. beim Essen), wie während der ganzen Sitzung, in letzterem Falle sehr häufig, statt. Das Medium sitzt dabei entweder vor dem Tisch oder steht auf und mischt sich unter die Anwesenden. Sie treten plötzlich und unerwartet ein. Wenn man jedoch einige Male die Bewegungen des Mediums gesehen hat, kann man ungefähr das Eintreten eines Apportes vorhersehen. Das Medium öffnet dabei fast stets die Augen. Operirt es am Tisch, so verschwinden vor dem Apporte stets die Hände unterhalb des verdeckten Tisches.

Anders, wenn es ohne Tisch arbeitet. Es schreitet dann unerwartet auf eine Person zu, durchbohrt sie fascinirend mit weit aufgerissenen Augen und redet fortwährend auf sie los. Die Hände bewegen sich mit katzenhafter Geschwindigkeit hin und her, so daß es nie möglich ist, beide

*) „Apport" bedeutet in der occultistischen Terminologie das Herbeibringen eines Gegenstandes auf übersinnliche Weise.

Hände gleichzeitig zu beobachten. Im Einzelnen spielten sich die Apporte wie folgt ab:

Apport einer Christusfigur. Wir saßen beim Abendessen in reger Unterhaltung, als ich bemerkte, wie das Medium die linke Hand unter dem Tisch verschwinden ließ. Plötzlich fuhr es mit einem Ruck empor und hielt eine kleine Christusfigur in der Hand, wie sie gerade in jenen Tagen in den Bazaren käuflich war. Trotzdem die Anderen in Folge der Unterhaltung auf das Medium nicht geachtet hatten, behaupteten sie, seine Hand sei leer gewesen. Meine Nachbarin begann vor Freude zu beten.

Apport von Goldstaub. (2. Sitzung.) Während die Anwesenden mit apportirten Blumen beschäftigt sind, führt das Medium unerwartet die Hand an den Mund und bläst gegen die Finger, wobei Goldstaub herausfällt. Trotz seiner Behauptung, den Staub aus dem Munde geblasen zu haben, sind seine Lippen ohne ein Stäubchen.

Apporten von Amuletten. Unter Amuletten versteht das Medium Glasherzen und kleine Münzen mit Kleeblättern, („Trilbyherzen, Glückskreuzer"), die man als Anhänger trägt. Sie sind nach seinen Angaben von den Geistern mit „electro-magnetischer Kraft" gesättigt. Beiläufig bemerkt war es Bazarwaare, die zu jener Zeit gerade modern war. Bei ihrem Apport bedarf das Medium nicht des Tisches. Unter den Anwesenden umhergehend, hantirt es zuckend und „katzenhaft" mit den Händen herum, so daß man sie nicht scharf beobachten kann. Kurz vor dem Apport sind die Finger gekrümmt, so daß das Handinnere verdeckt ist. Jetzt erst streckt es den Arm aus, öffnet die Hand und hält darin ein Amulett. Einige Male fielen sie — wie aus Ungeschicklichkeit — zu Boden. Auffällig war es, daß das Medium einmal — am Schluß der Sitzung — den Wunsch eines Herrn nach einem Amulett nicht gleich erfüllen konnte, sondern sich zunächst allein in ein Nebenzimmer begab. Nach seiner Rückkehr producirte es sofort ein Amulett. An den Apporten hafteten wenige Glimmerstäubchen.

Apport von Blumen. Frau R. wird von ihren Anhängern mit Vorliebe „das Blumenmedium" genannt. Man hat ihr diesen Ehrennamen beigelegt, weil die Blumenapporte bei ihr in beispiellos vollendeter Form auftreten. Nach meinen Beobachtungen blieb indessen auch hier die Wirklichkeit hinter den Schilderungen zurück.

Das Medium arbeitete ausschließlich mit Deckung. Es benutzte dazu den Tisch oder eine Person. In der 2. Sitzung hatte ich Gelegenheit, das Manöver am Tisch genau zu beobachten. Meine Beobachtungen in der 1. Sitzung wurden dadurch bestätigt. Alle Blumenapporte treten auf der linken Seite des Mediums ein. In allen solchen Fällen, die ich beobachten konnte, verschwand die linke Hand zwischen seinem Kleide und dem seiner Nachbarin. Dort hantirt das Medium einige Augenblicke herum und zieht dann Blumen hervor. Während es diese bereit hielt,

starrte es die Anwesenden an und streckt dann plötzlich die Hand mit den Blumen empor. Ich kann mit absoluter Gewißheit behaupten, daß das Medium nie die Hand über dem Tisch leer hatte.

Einmal konnte ich den Vorgang besonders genau beobachten. Die linke Hand verschwand am Kleide und das Medium hielt längere Zeit abwartend einige Blumen bereit. Plötzlich zog es sie dann hervor und streckte sie in der Luft.

Anders operirte es in einem zweiten Falle. Es bückte sich, steckte den Kopf unter den Tisch, wirthschaftete darunter längere Zeit herum und brachte dann Blumen zum Vorschein, die ihm ein Geist unter dem Tisch gereicht hätte. Es war dies der Vorfall, bei dem der Magnetiseur den Geist seiner Tante erkannte. — In mehreren Fällen, in denen das Medium die Blumen in der Hand hatte, behaupteten einige Anwesende, genau beobachtet zu haben, daß die Blumen von der Decke herab in die leeren Hände des Medium gefallen seien. Ein Irrthum meinerseits war völlig ausgeschlossen.

Anders manipulirt das Medium, wenn es, unter den Anwesenden stehend, ohne Tisch arbeitet. Hierbei benutzt es Rücken oder Kopf einer Person als Deckung*). Es wirthschaftet zunächst in der oben geschilderten Weise mit den Händen herum. Mit der zusammengekrümmten Hand greift es dann hinter den Kopf oder Rücken, worauf es nach weiteren Manipulationen einige Blumen hervorzieht. Die Apporte werden ausnahmslos mit Eleganz ausgeführt. Neulinge müssen dadurch frappirt werden.

Die Blumen waren meistens zusammengedrückt. Der größte Theil bestand aus Blumen mit harten Blättern (Lorbeer, Nelkenblätter). Sie waren auffällig naß. Eine Blüthe, die ich am Schluß der 1. Sitzung erhielt, war jedoch ganz verwelkt. Die Menge der Blumen war nicht besonders groß.

Apport eines Handschuhs: In der 1. Sitzung hatte ich das Medium wiederholt ersucht, mir einen Gegenstand aus meiner entfernten Wohnung zu apportiren. Die Geister willfahrten jedoch meiner Bitte nicht. Da hielt in der 2. Sitzung das Medium plötzlich einen alten Handschuh in der Hand, den ich als mein Eigenthum anerkannte. Der Controllgeist behauptete, ich hätte ihn auf der Straße verloren. Als ich in meinem Ueberzieher im Entree — zu dem das Medium fortwährend Zutritt hatte, controllirte, fehlte ein Handschuh. — Das meiste Interesse bot für mich die

Directe Schrift. (2. Sitzung.) Das Medium behauptet nämlich, daß Geister durch seine Kraft in verschlossenen Büchern Schriftzeichen hervorrufen. In meiner Gegenwart bedienten sie sich dabei zweier Methoden:

*) Der Vorgang erinnert an das bekannte Taschenspielerkunststück, bei dem der Künstler einer Person Cigarren aus der Nase zieht.

1. Das Medium blätterte in einem Gesangbuch, aus dem es gebetet hatte. Plötzlich klappte es dasselbe zu, legte meine Hand darauf — ehe ich wußte, um was es sich handelt — und schob die seinige darunter. Es kratzte mit dem Fingernagel des Zeigefingers darauf herum, worauf sofort die Anwesenden behaupteten, sie hörten Schreibgeräusch im Buch. Das Medium berichtigte diesen Irrthum nicht, sondern öffnete das Buch, auf dessen Innenseite nun mit Bleistift geschrieben stand: „Gott grüß Dich, lieber Freund." Angeblich rührte der Autograph von meinem verstorbenen Freunde her.
2. Während ich mich unterhalte, macht sich das Medium plötzlich an meiner Jacke zu schaffen. Ehe ich mir noch erklären konnte, was es eigentlich beabsichtigte, fuhr es in die Seitentasche und zog meinen Notizkalender hervor. Mit beiden Händen hielt es ihn nun unter den verhangenen Tisch. Dort bewegte es sich längere Zeit herum; die Arme, der ganze Oberkörper, rückte hin und her. Endlich schien es fertig zu sein, ergriff meine Linke und führte sie unter den Tisch auf das Buch. Da ich seine Hand berührte, constatirte ich, daß es auf dem Einband herumkratzte. Wieder riefen die Anwesenden: „Es schreibt." Nun wurde das Buch herfürgezogen und geöffnet. Da fand sich denn an einer Stelle, wo das Buch von selbst aufklappte, weil Blätter herausgerissen waren, nebenstehende Schrift*).

Nach Aussage des Medium hatte mein armer Freund mit diesen mystischen Zeichen „Grüß Gott, lieber Freund" schreiben wollen.

Leuchten der Finger. Nach der 2. Sitzung ließ mich das Medium in das verdunkelte Nebenzimmer rufen. Dort zeigte es mir eine seiner Hände, deren Fingerspitzen bläulich leuchteten. Leuchtende Dämpfe stiegen davon auf und verbreiteten einen erstickenden Phosphorgeruch. Nach ca. 2 Minuten hörte das Leuchten auf. Die andere Hand leuchtete überhaupt nicht.

Das sind die Thatsachen. Gewissenhaft beobachtet und ebenso gewissenhaft wiedergegeben, werden sie die Grundlage für das künftige Urtheil abgeben.

Bevor ich zu diesem schreite, ist es jedoch meine Pflicht, die Momente anzuführen, die scheinbar meine Objectivität in Frage stellen. Meine Ansicht wird nämlich nur von 3 Theilnehmern, einem Arzte, dessen Mutter und Schwester getheilt. Die übrigen Anwesenden sind ganz anderer Ansicht. Sie haben 2 vom Impresario verfaßte Originalberichte unterzeichnet, die später in verkürzter Form von einem Theilnehmer mit Wissen des Impresarios im Druck veröffentlicht und fast wörtlich aus dem Originalbericht des Impresario abgeschrieben sind. Der Leser mag sich aus dem Folgenden selbst ein Bild davon machen.

---

*) Ich gebe sie im Original wieder, weil ich später auf die graphologische Analyse eingehe.

Ich darf leider — aus urheberrechtlichen Verhältnissen — nur den gedruckten und verkürzten Bericht wiedergeben. Das ist sehr bedauerlich, da der ungedruckte Bericht viel lehrreicher ist. Beim Druck hat man nämlich alle auf die Geister bezüglichen Stellen weggelassen, so z. B. die Wendung

„von unsichtbarer Seite" stets durch „Kraftmittel" ersetzt. Im Druck fehlt der Dank der Theilnehmer an die Geister, der sich im Original so klassisch ausnimmt. Es fehlen die Versicherungen, daß an der Echtheit der Phänomene und am Wirken der lieben Geister kein Zweifel geblieben sei. Wenn man die Original-Protocolle liest, hat man den Eindruck, daß hier wirklich Geister gespukt haben müssen, wenn auch vielleicht nur in manchen

Köpfen; sie sind förmlich darauf zugeschnitten, als Beweismittel zu dienen. Beim Druck ließ man diese plumpen Bemerkungen weg, und gab dem Ganzen einen mehr objectiven Anstrich. Im Folgenden sind die aus den Original-Protocollen entnommenen Stellen breit gedruckt.

„Frau Anna . . . folgte am 16. März d. J. der Einladung der ihr befreundeten Familie K. in Breslau. Kaum war sie Nachmittags in der Wohnung eingetroffen und hatte am Tische Platz genommen, da fielen über dem Kopfe des Mediums hinweg frische Veilchen und Schneeglöckchen, ganz feucht, mit Wurzeln und anhaftender Erde, wie soeben aus der Erde entnommen, auf den Tisch nieder.

Frau Anna verblieb fortwährend in der Wohnung in Gesellschaft. Am Abende fand bei uns eine Sitzung statt, zu welcher 10 Personen geladen waren. Das Zimmer und die Möbelstücke wurden zuvor untersucht, sodann nahm das Medium gesellig im Kreise der Anwesenden Platz. Man vereinigte zu Beginn der Sitzung die Gedanken durch eine Andachtsübung, und das Medium versank in einen Schlaf, worauf Reden religiösen Inhalts, zur Menschenliebe ermahnend, durch das Medium zum Ausdrucke kamen. Der Verschiedenheit des Inhaltes der Reden und der Stimmenunterschiede entsprechend, wurden die Mittheilungen als vom Reformator Zwingli, Dichter Neumark, einem Kinde Friedchen ꝛc. herrührend bezeichnet.

Das Medium griff, allen sichtbar, über dem hellerleuchteten Tisch in die Luft, und es wurden ihm von unsichtbaren Kraftmitteln Büschel von thaufrischen, unversehrten Veilchen, Reseda, Blattgewächsen, Hyazinthen, Tulpen mit Knollen und anhaftender Erde übergeben. Die Glasherzchen quollen über dem Tische wie aus einer kleinen Wolke von Glasflimmer hervor und wurden vom Medium gefaßt und den Theilnehmern als Symbole überreicht. Blumen wurden auch von der Seite hergebracht. Nach Angabe der Trancereden hätten sämmtliche Gegenstände einen elektrisch-magnetischen Proceß durchgemacht, und es wohne ihnen eine biomagnetische Kraft inne. Ein Theilnehmer wurde von dem im Trance befindlichen Medium ohne vorherige Angabe oder Anfrage wegen seines Magenleidens mit magnetischen Strichen behandelt.

Am 17. März fand unter gleichen Bedingungen wie vorher in Anwesenheit von 20 Personen eine zweite Sitzung statt. Während der Trancereden erhob sich das Medium und begab sich zu einigen Cirkeltheilnehmern, denselben Rathschläge in poetischer Form ertheilend, indem sich gleichzeitig einige der vollendetsten Ueberbringungen (Apporte) vollzogen. Das Medium griff, vor der von ihm angeredeten Person stehend, in die Luft und entnahm die von unsichtbaren Kraftmitteln überbrachten kleinen Gegenstände, welche

den betreffenden Persönlichkeiten als Erinnerungszeichen (angeblich Amuletts) überreicht wurden. Außerdem fanden in Zwischenräumen Blumenapporte statt, wobei die Blumen theils dem Medium in die Hand gereicht wurden, theils direct auf den Tisch und hinter dem Rücken der Anwesenden niederfielen. Eine Dame versicherte, das Heranschweben der Blumen vom Fenster her beobachtet zu haben. In den Trancereden wurde bedeutet, daß diese Manifestationen den Zweck hätten, das Wirken von geistigen Wesen sichtbar zu veranschaulichen und zu beweisen, daß auch die jeweilig belehrenden und erbauenden Worte eine Beherzigung verdienten."

Diese Protocolle sind in der Originalfassung vom Impresario verfaßt und wurden auf seinen Wunsch von den meisten Theilnehmern unterzeichnet.

Eines ist klar: Diese Berichte widersprechen dem meinigen in jeder Richtung. Während dieser die Vorgänge sehr verdächtig erscheinen läßt, bilden jene ein glänzendes Zeugniß für die wunderbaren Fähigkeiten Frau Rothes. Ehrenwerthe, zum Theil gebildete Herren und Damen, an deren Wahrheitsliebe nicht der geringste Zweifel aufkommen kann, haben sie unterzeichnet. Zeugniß steht gegen Zeugniß, Bericht gegen Bericht, und doch kann nur eines die Wahrheit enthalten. Und weiter! Tausende von Zeugen haben in anderen Sitzungen dieselben günstigen Eindrücke empfangen und verpfänden uns ihr Wort für die Wahrheit ihrer Aussage. Sollen wir sie der Lüge zeihen? Sollte nicht das Wort so Vieler mehr wiegen als das meinige?

Die Gerechtigkeit verlangt es, daß wir vor unserem endgiltigen Urtheil zunächst diese Frage prüfen. Wir müssen Alles, was bisher über Frau R. veröffentlicht ist, auf seinen Werth untersuchen und sehen, wie sich ihr Bild im Rahmen dieser Untersuchung darstellen wird. Nichts wäre ungerechter, als diese Aufgabe als quantité négligeable zu behandeln. Darum, daß eine Thatsache für uns neu ist, hört sie nicht auf Thatsache zu sein. Ist ein einziges mediumistisches Phänomen bei Frau R. einwandsfrei festgestellt, so wiegt dieses ein Sandkorn schwerer als das Meer unserer bisherigen Erfahrungen. Eine positive Thatsache wird durch tausend negative nicht aus der Welt geschafft. Darum betone ich es: Wir sind Sklaven der Thatsachen und werden uns ihnen beugen. Aber ich setze hinzu: Nur vor Thatsachen, nicht vor Phantasiegebilden, die man für Thatsachen ausgiebt.

Die Prüfung dieser Berichte hat aber noch ein höheres Interesse. Frau R. gilt derzeit als das bedeutendste Medium Deutschlands. Sie ist das Paradestück des deutschen Offenbarungs-Spiritismus*). Die Ver-

*) Um Irrthümer zu vermeiden, sei Folgendes bemerkt: Mit mediumistischen Phänomenen kann man sich von verschiedenen Standpunkten aus beschäftigen. Die Spiritisten sehen darin von vornherein die Wirkung von Geistern, oder folgern sie daraus. Unter Offenbarungsspiritisten verstehe ich die erste Gruppe. Sie bilden das Laienelement

öffentlichungen über sie stellen den Typus der Berichte dar, mit denen er seine Behauptungen stützt, sie sind das, was er als beweiskräftige und exakte Beobachtungen ausgiebt. Ihre Kritik trifft daher die ganze wissenschaftliche Methodik der breiten Masse der Spiritisten. Sie eröffnet weiteren Kreisen in diese Pseudo-Wissenschaft einen Einblick, bei dem es sich zeigen wird, wie man in spiritistischen Kreisen mit Wahrheit und Wissenschaft umgeht.

Schließlich dürfte diese Kritik auch vom Standpunkt der wissenschaftlichen Methodik aus nicht ohne Interesse sein. Der von mir eingeschlagene Weg ist ein neuer. Noch nie hat man den Versuch gemacht, die gesammte Litteratur über ein Medium an der Hand der Quellen in allen Einzelheiten durchprüfen. Man hält es meistens nicht der Mühe werth, sich dieser zeitraubenden und schwierigen Arbeit zu unterziehen. Es ist freilich nicht Jedermanns Geschmack, „im Schlamm nach Goldkörnern zu suchen". (Schrenck-Notzing). Wer aber fürchtet, sich die Glacés zu beschmutzen, der sollte überhaupt die Hände aus dem Spiel lassen.

II. Theil.

Kritik der einschlägigen Litteratur.

Ueber Frau R. sind bisher 38 Berichte veröffentlicht worden, die über 70 Sitzungen referiren*). 34 davon sprechen sich für, 4 gegen

---

in dieser Wissenschaft. Unter den wissenschaftlichen Spiritisten hat es ausgezeichnete Gelehrte wie Lombroso, Crookes, Hodgson, du Prel, Aksakof. Auf diese zum Theil vorzüglichen Arbeiten findet mein Urtheil keine Anwendung. Die Offenbarungsspiritisten sind eine weit verbreitete Secte, die aber behauptet, auf wissenschaftlichem Boden zu stehen. Ihre deutschen Organe waren früher: 1. „Licht mehr Licht", 2. „Neue spiritistische Blätter", 3. „Licht des Jenseits", 4. „Der Sprechsaal". Zur Zeit besitzen sie folgende Zeitschriften: 1. „Eos"-Berlin, 2. „Psyche"-Berlin, 3. Feilgenhauers „Zeitschrift für Spiritismus"-Cöln, 4. „Internationale Blätter für Spiritismus"-München, 5. „Der Spiritist"-Zürich, 6. „Lichtstrahlen"-Nebraska. Bezüglich der Terminologie verweise ich im Uebrigen auf meine Arbeit: „Der Begriff des Supernormalen in der Psychologie". Psychische Studien. Leipzig 1899. Wenn ich im Folgenden von Spiritisten spreche, so meine ich stets damit die Offenbarungs-Spiritisten.

*) Um die Nachprüfung zu ermöglichen, gebe ich ein Verzeichniß dieser Berichte:
Spir. Blätter 1893 S. 201.
" " 1894 " 128, 151, 152, 203, 204.
" " 1895 " 30.
" " 1896 " 107, 183.
" " 1897 " 55, 67, 106, 87, 103, 114, 143.
" " 1898 " 27, 69, 110, 140, 143.
Uebersinnl. Welt 1894 S. 163, 165.
Feilgenhauer 1898 S. 122, 167, 149, 246.
" " 1899 " 100, 262, 350, (cfr. auch Psyche 1899 VII S. 8). 363, 387.
" " 1900 " 35.

ihre Mediumität aus. Das Mißverhältniß ist augenfällig und scheint zu Gunsten Frau R.s zu sprechen. Wie so oft, trügt der Schein.

Prüfen wir nämlich, auf welchen Zeitraum sich die Berichte vertheilen, so ergiebt sich Folgendes: Bis zum Auftreten des Impresarios *), eines früheren Journalisten, sind

innerhalb **4** Jahren **11** Berichte, darunter **4** ungünstige veröffentlicht.
Nach seinem Auftreten ändert sich das Bild.

Innerhalb **3** Jahren werden **27** Berichte, darunter **0** ungünstige gedruckt. Unter diesen 27 Berichten stammen **8** aus der Feder des Impresarios. Diese Statistik beweist schlagend, daß von dem Augenblicke an, wo eine geschickte Hand im Spiele ist, nur günstige Berichte erscheinen; sie beweist ferner, daß fast 1/3 dieser Berichte vom Impresario verfaßt ist! Entweder haben also in diesem Zeitraum nur günstige Sitzungen stattgefunden, oder man hat die Veröffentlichung ungünstiger Resultate zielbewußt unterdrückt. Für beide Möglichkeiten liegen Anhaltspunkte vor.

Wir sahen bereits, daß Frau R. vor wissenschaftlichen Kreisen keine Sitzungen giebt. Ich lasse die Motive unberührt und halte mich an die Thatsache. Ihr Wirkungskreis beschränkt sich also auf Laien**) und, wenn wir uns an die Berichte halten, auf gläubige Laien. In Breslau forderte man Zweifler geradezu zum Verlassen des Lokales auf. Erwägt man aber andererseits, daß die Beobachtung der bei Frau R. zu Tage tretenden Erscheinungen sehr complicirt ist, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn nur günstige Resultate erzielt werden.

Weiterhin scheint es aber, als ob man der Wahrheit künstlich den Mund stopft. In Breslau wenigstens verpflichtete man die Theilnehmer zum Stillschweigen und veröffentlichte dann einen Bericht, der grobe Ent-

---

Psyche 1898 S. 169, 170, 186, VI. S. 10.
" 1899 " 113, 150, 162, 188.
" 1900 " 69.
Wien 1898 Nr. 1.
" 1899 " 2. (abgedruckt: Feilgenhauer S. 387. — Eos S. 87.)

Außerdem wurden zur Beurtheilung des Impresarios sämmtliche von ihm in spirit. Zeitschriften veröffentlichten Artikel durchgeprüft. Die Zahl der Sitzungen konnte nur annähernd bestimmt werden, da viele Berichte keine genauen Angaben enthalten.

Durchgesehen wurden im Ganzen 45 Bände Zeitschriften seit 1893, später erschienene vom Tage ihres Erscheinens an. Es sind dies folgende Zeitschriften: 1. Psychische Studien. 2. Uebersinnliche Welt. 3. Psyche. 4. Theosophische Rundschau. 5. Sphinx. 6. Zeitschrift für Xenologie. 7. Neue spiritualistische Blätter. 8. Feilgenhauers „Zeitschrift für Spiritismus". 9. Eos. 10. Mittheilungen des wissenschaftlichen Vereins für Occultismus zu Wien. 11. Internationale Zeitschrift für Spiritismus. 12. Lichtstrahlen.

*) Spir. Bl. 1896, S. 107.

**) Frau R. erklärte selbst, „nur Leuten, die das Wissen haben und eingeweiht sind," Sitzungen zu geben.

stellungen der Thatsachen enthielt. Dieser Bericht wurde ausdrücklich vom Impresario durchgesehen.

Schließlich erklärt noch ein Moment, das außerhalb des Mediums liegt, das Dasein der vielen günstigen Berichte. Ein Theil der spiritistischen Presse befleißigt sich gegen die Gegner eines Tones, der den Schimpfereien der schlimmsten politischen Winkelblätter ebenbürtig ist. Wo Waffen fehlen, greift man zum Schmutz. Diese Presse verfolgt eine bestimmte Tendenz. Wo aber Tendenzen herrschen, läßt man die Wahrheit als Aschenbrödel in der Küche. Ist es da wunderbar, wenn mancher die Lust verliert, sich mit solchen Gegnern herumzubalgen und ein goldenes Schweigen dem Reden vorzieht?

Die Existenz vorwiegend günstiger Berichte beweist also nichts zu Gunsten des Mediums, sie scheint vielmehr Kunstproduct zu sein.

Immerhin sind diese 34 Berichte da. Mögen auch 8 davon der Feder des interessirten Impresarios entstammen, so bleiben doch 26 Berichte von Personen übrig, die scheinbar kein Interesse zur Sache haben. Alles hängt daher davon ab, welche Beweiskraft diesen Berichten innewohnt. Indem ich die 4 ungünstigen Berichte vorläufig aus dem Spiel lasse, untersuche ich zunächst die 34 günstigen Berichte nach folgenden Gesichtspunkten:

1. Sind die Berichte als solche wissenschaftliche Arbeiten?
2. Sind die darin berichteten Thatsachen wissenschaftlich festgestellt?

Punkt 1 beschäftigt sich also mit der Methodik der Berichte, Punkt 2 mit der Methodik der Beobachtungen*).

* * *

Jede Darstellung von Beobachtungen stellt eine geistige Arbeit dar, deren Werth von den Fähigkeiten ihres Verfassers abhängig ist. Ist es schon schwer, genau zu beobachten, so ist es noch schwieriger, die Beobachtungen so darzustellen, daß der Bericht ein Spiegelbild der Wirklichkeit ist. Während wir es bei der Beobachtung mit einer receptiven Thätigkeit zu thun haben, liegt bei der Berichterstattung ein reproductives Schaffen vor, das naturgemäß die Gefahr einer Vermischung subjectiver Ansichten mit objectiven Thatsachen mit sich bringt. In der That pflegen Laien statt einer Beschreibung des Wirklichen, meistens eine Schilderung ihrer Ansichten davon zu geben. Mit der Complicirtheit der Thatsachen steigt die Schwierigkeit ihrer Darstellung. Man spricht daher mit Recht von einer Kunst des Referirens. Wir wissen, daß sie durch Uebung gelernt werden muß, daß sie eine Schulung voraussetzt und daß die Ansprüche an

*) Wer sich für die allgemeinen Gesichtspunkte interessirt, vergleiche Lehmann, „Aberglaube und Zauberei", von dem ich jedoch in Einzelheiten, namentlich in der Systematik abweiche. Ferner bitte ich zu vergleichen: Dr. Erich Bohn: „Ein eigenthümlicher Fall von automatischer Schrift" (Methodik der Berichterstattung). Derselbe: Kritik von Lehmanns „Aberglaube und Zauberei". Psychische Studien 1899.

die Vorbildung steigen, je verwickelter die zu beschreibenden Thatsachen sind. Aus diesem Abhängkeitsverhältniß ergiebt sich die große Bedeutung sachgemäßer Darstellung. Ein schlechter Bericht kann die beste Thatsache ihrer Bedeutung entkleiden. Die Welt der Thatsachen wird geradezu in die Hand des Darstellers gelegt, um darin bleibende Gestaltung anzunehmen oder als Nebelbild zu zerrinnen. Für den vorliegenden Fall aber ergiebt sich, daß bei der Complicirtheit der Thatsachen nur Berichte von gründlich vorgebildeten und befähigten Personen Werth haben werden. Das Bild, das wir aus den Berichten gewinnen, spricht aber gerade für das Gegentheil. Die Darsteller sind nicht nur ungebildet, sondern so vollgepfropft mit abergläubischen Vorstellungen, daß man mitunter geneigt ist, an geistige Defecte zu glauben. Mit wenigen Worten möchte ich zunächst auf einige Aeußerlichkeiten hinweisen.

Die Autoren sind ausnahmslos unbekannte Laien. Nicht ein Einziger kann durch wissenschaftliche Leistung oder Vorbildung Anspruch auf Beachtung machen. Selbst in spiritistischen Kreisen sind es unbekannte Größen*).

Alles hängt daher davon ab, ob sie durch ihre Arbeiten den mangelnden Befähigungsnachweis erbringen. Damit sieht es freilich schlimm aus. Man sehe sich nur das Aeußere dieser Berichte an!

Sie lesen sich wie Legenden und nicht wie sachgemäße Schilderungen thatsächlicher Vorgänge. Naturschilderungen, Gefühlsergüsse, Schimpfereien gegen Kirche und Wissenschaft, fromme Ermahnungen und thatsächliche Beschreibungen wirbeln in wilder Flucht durcheinander. So hat z. B. ein Bericht**) folgenden Inhalt:

1. Aeußere Veranlassung zu einem Ausfluge. 2. Naturschilderung. 3. Phänomen. 4. Eingehende Schilderung des Gebirgspanoramas. 5. Urtheil über die Person des Mediums. 6. Phänomen. 7. Naturschilderung, Gefühlserguß. 8. Phänomen. 9. Stimmungsbild. 10. Phänomen. 11. Dank an die Geister. 12. Der Verfasser erwähnt, daß man ihn bisweilen für schwachköpfig halte. 13. Stimmungsbild. 14. Ermahnungen.

Alles das wird mit behaglicher Breite im Ton einer frommen Legende erzählt.

Bezeichnend ist es, daß kein einziger Bericht eine Angabe enthält, wie lange die Beobachtungen und die Abfassung des Berichtes auseinander liegen. Diese Angabe ist aber von größter Wichtigkeit, da bei der Schilderung complicirter Thatsachen schon nach wenigen Tagen sich Gedächtnißfehler und

---

*) Eine Ausnahme machen die beiden Wiener Berichte, die ich gesondert behandle. Das Folgende findet daher auf sie nicht Anwendung.

**) Psyche VI S. 10.

Erinnerungstäuschungen einschleichen. Es scheint, als ob die Berichte erst längere Zeit nach den Sitzungen verfaßt wurden*).

Diese Mangelhaftigkeit ist nur ein Ausfluß des falschen Principes: Resultate zu berichten und nicht den Weg, auf dem sie gewonnen wurden. Man berichtet, daß Blumen gebracht wurden, daß Schriften entstanden und Geister erschienen sind — wie das Alles aber geschehen ist, das mag sich der Leser selbst denken! Eine Prüfung der gesammten Berichte ergiebt, daß sie lückenhaft und unvollständig sind**).

Dieser Mangel beweist die Unwissenheit der Verfasser in den Erfordernissen wissenschaftlicher Darstellung. Der Wissenschaft ist mit Resultaten nichts gedient; sie will wissen, wie sie zu Stande gekommen sind. Von welcher Bedeutung gerade die Erwähnung aller Einzelheiten ist, zeigt beispielsweise eine Vergleichung der J.'schen Darstellung mit der meinigen.

Die volle Erkenntniß der Werthlosigkeit der Berichte ergiebt sich aber, wenn wir, uns von der äußeren Form abwendend, aus ihrem positiven Inhalt ein Bild der geistigen Persönlichkeit der Verfasser und ihrer Arbeitsweise entwerfen. Die Verfasser sind Personen, für die die thatsächliche Frage wie die Erklärungsfrage erledigt sind. Sie sind von vornherein überzeugt, daß Alles, was bei Frau Rothe zu Tage tritt, übersinnlich und auf Geister zurückzuführen ist.

Dieses Urtheil ist ausschlaggebend für die Bewerthung der Berichte, und ich werde daher den Beweis dafür zu erbringen haben.

Bezeichnend ist schon die Eingangsformel. Da heißt es gewöhnlich: „das rühmlichst und zur Genüge anerkannte „gottbegnadete"***) Medium" habe Sitzungen gegeben. Man hält also seine Echtheit für eine längst constatirte Thatsache. Einzelne Verfasser aber bestätigen diese Auffassung ausdrücklich. „Die Ueberzeugung bricht sich gebieterisch Bahn," — versichert man — „daß nur Unwissenheit, Interessensucht und notorische Bosheit

---

*) Bei einigen Berichten ist wenigstens ungefähr die Zeit der Sitzungen angegeben. Natürlich ist andererseits nicht die Zeit der Drucklegung mit jener der Niederschrift identisch. Doch lag die Pflicht vor, dies Verhalten aufzuklären.]

Beispiele:

			Sitzung:	Drucklegung:
Sp. Bl.	1893	S. 201,	?	Nach mehreren Monaten.
Sp. Bl.	1894	= 152,	Januar	August.
Sp. Bl.	1895	= 30,	November	Januar.
Feilgenhauer	1898	= 122,	Januar	April.
Psyche	1898	= 10,	August	October.
Sp. Bl.	1898	= 69,	Februar	April.
Psyche	1899	= 188,	Januar	Juli.'

**) Zwei Berichte (Sp. Bl. 1898, S. 140. — Wien 1898 S. 4) erwähnen ausdrücklich, daß nicht alle Vorgänge beschrieben worden sind.

***) Feilgenhauer 1900, S. 35.

derartig lediglich menschenveredelnde Veranstaltungen verurtheilen kann*)." „Rothes mediumistische Fähigkeiten" seien von Tausenden anerkannt. Es bestehe „die unleugbare, wenn auch nur wenigen Eingeweihten bekannte Thatsache daß Schwester R. von Natur aus zum Werkzeuge Gottes auserwählt ist"**). Von ihren Productionen heißt es, daß „in einwandsfreierer Weise überhaupt nicht experimentirt werden könne***)." Das läßt tief blicken! Da ist es denn nur logisch, wenn nach zweifelhaftesten Resultaten erklärt wird, „daß rücksichtlich der Echtheit der Phänomene jeder Zweifel klügelnder Ueberkritik ausgeschlossen sei,"†) und dann die böse Wissenschaft schlecht gemacht††) wird.

Man sieht schon hieraus, daß die Verfasser nicht gerade kritische Köpfe sind. Sie sind aber auch unlogische Köpfe. Ich will mich nicht bei Kleinigkeiten aufhalten. So findet man z. B. in der Thatsache, daß Frau R. telepathisch einen Brand wahrnimmt, den Identitätsbeweis eines Geistes†††), in der Thatsache, daß Blumen im warmen Zimmer naß sind, den „unantastbaren Beweis für die Echtheit der Phänomene*†)". Die Nässe der Blumen wird ohne Weiteres für Regen oder Thau erklärt**†).

Das sind Kleinigkeiten, die nur einen Theil der Berichte treffen. Typisch ist aber allen Berichten, daß die Verfasser nicht zwischen Thatsache und Urtheil zu unterscheiden vermögen, und daß sie ausnahmslos die Geisterhypothese als Thatbestandsmerkmal auffassen. So unglaublich es ist, so ist es doch wahr: Kein einziger Bericht macht den Versuch, die Phänomene durch etwas anderes als Geister zu erklären!! Man scheint andere Erklärungen nicht zu kennen oder für unmöglich zu halten. Die Berichte sind in der leidenschaftlichen Tendenz geschrieben, möglichst wunderbares zu erzählen und Anderen diese Ueberzeugung aufzudrängen. Ich werde im Folgenden den Beweis aus den Quellen erbringen.

Will man eine Thatsache berichten, so geschieht es in der Weise, daß man erzählt „die lieben geistigen Freunde", „das herzige Controllgeistchen (!)", „die geistigen Brüder und Schwestern", oder „das liebe Friedchen" hätten durch „Schwester Rothe" etwas gethan. „Alle Mittel" — erzählt man beispielsweise — „boten die lieben geistigen Freunde auf, um, an Herz

*) Feilgenhauer 1899, S. 100.

**) Sp. Bl. 1898, S. 143.

***) Feilgenhauer 1898, S. 167.

†) Sp. Bl. 1893, S. 201. Das Medium zog in seiner Wohnung unter seinem Tische Blumen hervor.

††) Sp. Bl. 1897, S. 103. — Feilgenhauer 1898, S. 246.

†††) Sp. Bl. 1897, S. 87.

*†) Psyche 1899, S. 188.

**†) Sp. Bl. 1897, S. 103. — 1898, S. 110. Feilgenh. 1898, S. 246 Psyche 1899, S. 188. — 1900, S. 69. Wien 1898, S. 2.

und Verstand appellirend, die Liebesfunken neu auszustreuen*)". Es verlohnt sich der Mühe, dieser „wissenschaftlichen" Methodik im Einzelnen nachzugehen. Wie stellen die Spiritisten psychische Erscheinungen dar?

Fällt das Medium in Zuckungen, so trägt ein Geist an dem „Trance" die Schuld. Man erzählt uns, daß es in solchem Falle sofort dem Verfasser klar gewesen sei, „daß ein neuer Geist seinen Eintritt bewerkstelligte**)." Selbstverständlich behält er Recht und hat die Genugthuung den Geist zu bekehren. Das Medium braucht nur ein paar Worte zu sprechen, „so unterliegt es keinem Zweifel, daß eine vor kurzem Verstorbene . . . von dem Medium Besitz ergriffen hatte***). Diese Vermuthung wird ebenfalls nachträglich bestätigt. Am abenteuerlichsten ist der folgende Bericht†): Das Medium besuchte mit einem Ehepaare und dem Impresario ein Schloß: Kaum war man eingetreten, so verkörperte sich der Geist der Burggräfin Emilie. „In glühenden Worten sprach sie ihren Dank aus für die Gnade, welche ihr durch des Höchsten Fügung zu Theil geworden. Sie gestand uns, daß hier viel Gräßliches verübt worden sei, daß die Welt sie für eine fromme Frau gehalten habe, daß sie indessen, während unten Gottesdienst abgehalten worden sei, oben Lustbarkeiten und Orgien gefeiert habe." Beim Verlassen des Schlosses setzt sich der Geist mit den übrigen in den Wagen, auf dem Bock nimmt „ein geistiger Rosselenker in alterthümlichem Costüm" Platz, und die ganze Gesellschaft fährt vergnügt weiter. Als Dank für die Erlösung stört Gräfin Emilie die nächtliche Ruhe ihrer Erlöser durch groben Unfug. Sapienti sat!

Was den psychischen Phänomenen recht ist, ist den physikalischen billig. „Geistige Freunde" bringen ein Büchlein††), Blumen oder einen Bleistift — trotzdem ihn der Berichterstatter in seiner Wohnung vergessen hatte, zu der das Medium Zutritt hatte†††). Sie sind es, die Klopflaute hervorbringen, sind die Schuldigen, wenn Jemand Flaschen und Gläser umwirft*†). (!) Haften Glassflimmer am Kleide des Mediums, so sind sie bei der Materialisation von Glaskugeln „vielleicht durch Absorbirung" zurückgeblieben**†).

Sehr lehrreich ist folgendes Vorkommniß***†). Frau R. pflückt ein Sträußchen, das sie plötzlich verschwinden läßt. Der Bericht fährt fort: „Ueber die Fortnahme des Sträußchens, die ich sogleich (!) geistiger Ein-

---

*) Sp. Bl. 1897, S. 114.
**) Sp. Bl. 1897, S. 87. Sp. Bl. 1896, S. 183.
***) Psyche 1898, S. 10.
†) Psyche 1898, S. 140.
††) Feilgenhauer 1898, S. 246.
†††) Sp. Bl. 1898, S. 140.
*†) Psyche 1899, S. 113.
**†) Feilgenhauer 1899, S. 262.
***†) Psyche 1898, S. 171.

wirkung zuschrieb, war ich einigermaßen betroffen und fürchtete, daß der betreffende Geist unzufrieden über die Störung und das Pflücken der Veilchen, das Sträußchen entführt habe."

Als ein anderes Mal Frau R. einen sehr zweifelhaften Rosenapport bewerkstelligt, bemerkt der Verfasser dazu: „Die Rosen standen in ihrem Ursein in einem Garten . . . Ihr Abbild oder Abschein — ihr zweites Sein oder ihr Begriff wurde von den Geistern materialisirt*)." Ein materialisirter Begriff dürfte die Begriffe der Meisten übersteigen.

Wer noch weitere Beispiele sucht, nehme einen beliebigen Rothe-Bericht zur Hand. Man könnte bei ihrer Lectüre versucht sein, an eine epidemische paranoia spiritistica zu denken.

Zwei Gruppen von Berichten beanspruchen eine besondere Behandlung: Die des Impresarios und die Wiener Berichte. Diese heben sich vortheilhaft, jene im gegentheiligen Sinne ab.

Man sollte meinen, daß die Berichte des Impresarios besonderen Werth haben, weil er seit mehreren Jahren in der Lage war, ständig Frau Rothe beobachten zu können. Um so wichtiger ist es, sich ein Bild von seiner geistigen Persönlichkeit an der Hand der Berichte zu machen**). Es läßt sich in wenigen Worten zusammenfassen: Herr J. steht so völlig unter dem Einfluß der Geistergläubigkeit, daß nüchterne Beobachtungen von ihm nicht zu erwarten sind. In psychologischen Sachen ist er ein kritikloser Ignorant. Seine Berichte erwecken den Eindruck, daß ihr Verfasser in rohstem Aberglauben befangen und unfähig ist, in seinen Beobachtungen Wirklichkeit und abergläubische Vorstellungen zu trennen.

Herr J. ist mit den Geistern so gut bekannt, daß er in der Lage ist, uns eine Naturgeschichte derselben zu geben***). Da erfahren wir Wunderdinge. Die Geister haben eine Art Hierarchie, in der Schutzgeister, Engel verschiedener Sphären, römisch-katholische Geister, „dunkle Wesen", Neck-Spott- und Poltergeister vorkommen. Letztere ziehen nach dem Medium aus, „wie ein Schwarm Wespen nach einer süßen Frucht". Sie offenbaren sich durch das „Geisterwerkzeug", dem bei dieser gefährlichen Mission „Gotteskraft zur Seite steht, damit es nach den zurückgelegten Kämpfen als Friedensengel zwischen dem Diesseits und Jenseits dienen darf". Von solchen mittelalterlichen Vorstellungen geht Herr J. bei der Schilderung

*) Sp. Bl. 1893, S. 201.

**) Ich verwerthe absichtlich nicht private Kenntnisse, um alles Persönliche zu vermeiden. Zur Charakterisirung führe ich nur an, daß vor einigen Jahren Herr J. eine anonyme unhöfliche Karte an mich richtete, deren Urheber ich jetzt ermittelte. — Zur Beurtheilung wurden sämmtliche von J. in spiritistischen Zeitschriften veröffentlichte Arbeiten benützt. Besonders bitte ich zu vergleichen: Sp. Bl. 1898, S. 22, 34, 51. — Feilgenhauer 1899, S. 97, 113, 118.

***) Feilgenhauer 1899, S. 99, 113, 118.

Rothe'scher Thatsachen aus. Als sich eine Bekannte den Fuß verstaucht, trägt ein „dunkles Wesen“ die Schuld daran*). Es gelang jedoch „durch eine mehrfach magnetische Behandlung mit Gebet“, „das betreffende Wesen von jener Gesinnungsfreundin zu entfernen“, welches sich nun an Schwester R. anheftete, „ein Unglück für sie planend“.

In einem ähnlichen Falle**) erklären die Geister, die Krankheit eines jungen Mannes sei „dunkler geistiger Beeinflussung“ zuzuschreiben. Die curiose Behandlung durch J. und Rothe endete schließlich damit, daß man schleunigst einen Arzt in Anspruch nahm.

Erwägt man, daß naturgemäß der Impresario ein starkes Interesse an seinem Medium hat, so wird man nicht geneigt sein, seinen Erzählungen großen Werth zuzuschreiben.

Etwas erfreulicher ist die Lectüre der Wiener Berichte***). Sind sie auch weit von wissenschaftlicher Darstellung entfernt, so erfreut doch wenigstens das ehrliche Streben, wissenschaftlich brauchbare Berichte zu liefern. Ich nehme den umfassenden „Gesammtbericht“ voran.

Dieser Gesammtbericht ist ein Extract aus Protokollen über zwanzig Sitzungen mit 230 Personen, die der Impresario dem Wiener Verfasser zur Verfügung stellte. Aus den Protokollen sind die wichtigsten Phänomene systematisch zusammengestellt. Daraus folgt:

1. Die Unterlagen des Gesammtberichtes sind von einer Person geliefert, die Partei ist. 2. Ein Bericht, der nur beliebige Thatsachen aus anderen Berichten herausgreift, ist für die Art und Weise des Zustandekommens dieser Thatsachen ohne Beweiskraft. 3. Der Werth des Gesammtberichtes ist vom Werth der Quellen abhängig. Die Prüfung der Quellen ergiebt aber, daß der Verfasser keine Kritik in dieser Richtung geübt hat. Es läßt sich nämlich nachweisen, daß u. A. folgende 3 Berichte verwendet wurden: Sp. Bl. 1897, S. 103. — Sp. Bl. 1896, S. 183 (von Jentsch), Psyche VI. Nr. 1. Diese 3 Berichte sind werthlose Erzählungen ohne Beweiskraft. Nichtsdestoweniger hat sie der Verfasser ohne jede Kritik als Quellen benutzt. Daraus folgt, daß er bei seiner Arbeit kritiklos vorgegangen ist. Mag darum diese Arbeit äußerlich systematisch aufgebaut sein — Unglaubwürdigkeiten werden nicht durch Summirung glaubwürdig.

Der sachlichste Bericht ist jener aus dem Jahre 1898. Er hält sich scheinbar in den Grenzen der reinen Beobachtung, ohne Erklärungen zu bringen. Sein Werth wird daher davon abhängen, ob die Beobachtungen sachgemäß erfolgt und dargestellt sind. Beides ist nicht der Fall. Der

---

*) Sp. Bl. 1897, S. 143.

**) Psyche 1898, S. 186.

***) Wien 1898 u. Psyche 1899, S. 150, 162. Letzterer Bericht ist abgedruckt bei Feilgenhauer 1899, S. 120, ersterer im 1. Jahrgang der „Internat. Blätter“.

Bericht entbehrt der Details; nach den eignen Angaben wurde eine möglichst kurze Darstellung angewendet; „in Folge dessen mußten viele Umstände, welche die Uebersinnlichkeit der Thatsachen noch mehr gezeigt hätten, weggelassen werden". Da man an Verdachtsmomente überhaupt nicht gedacht hatte, dürfte man sie wohl noch eher weggelassen haben. Ich möchte hier schon erwähnen*), daß die Beobachtungen unter ähnlichen Verhältnissen stattfanden, wie in Breslau. Der Bericht selbst liefert den schlagenden Beweis, daß die Angabe, „das Medium konnte in seinen Bewegungen von allen Seiten genau beobachtet werden," nicht den Thatsachen entspricht. Denn an einer Sitzung waren nicht weniger als 16—32 Personen — darunter der Impresario — anwesend, und das Medium arbeitete zum Theil mit Tisch. Der Verfasser giebt sogar selbst zu (S. 3), daß einige Vorfälle nicht ordentlich beobachtet werden konnten. Erwägt man noch, daß über die Vorbildung der Theilnehmer jede Angabe fehlt, daß wir also nicht wissen, ob dieselben überhaupt fähig waren, nüchtern zu beobachten, so werden wir auch hier zu dem Schlusse kommen, daß der Bericht jeder Beweiskraft entbehrt.

Damit verlasse ich dieses Capitel. Die 34 günstigen Berichte über Frau R. sind — das steht nun fest — werthlose, größtentheils tendenziöse Erzählungen ohne jede Beweiskraft. Zu glauben, sie könnten irgendwie die Echtheit des Mediums darthun, ist eine eben so traurige Selbstüberschätzung wie lächerliche Unterschätzung der Vernunft anderer Menschen. Jene Berichte stellen aber den Typus spiritistischer Referirkunst da. Das sind die Arbeiten, die man den glänzenden Leistungen unserer Gelehrten vorzieht, das die Zeugenaussagen, auf Grund deren man die exacte Wissenschaft vor dem Forum der Wahrheit anklagt!

Nun beabsichtige ich keineswegs, mich mit diesem Urtheil um die Prüfung der Thatsachen herumzudrücken. Im Gegentheil! Jene Berichte enthalten ein erdrückendes Thatsachenmaterial, und die Mangelhaftigkeit der Berichte beweist nichts für oder gegen die darin aufgeführten Thatsachen. Die Gerechtigkeit verlangt vielmehr auch hier eine genaue Prüfung, der ich mich um so lieber unterziehe, als dabei Fragen von principieller Natur behandelt werden. Auch nach dieser Richtung hin sind jene Berichte typisch. Sie geben ein getreues Bild davon, wie man in der breiten Masse der Spiritisten „experimentirt" und „beobachtet", wie jene „zweifelfreien" und „unwiderleglichen" Thatsachen aussehen, auf denen sich der Bau einer neuen Weltanschauung erheben soll.

Wir müssen bei dieser Prüfung zweierlei untersuchen: 1. die objectiven Bedingungen, unter denen die Phänomene beobachtet wurden. 2. Die subjectiven Bedingungen, d. h. der seelische Zustand, in welchem die Theilnehmer sich bei ihren Beobachtungen befanden.

---

*) Sachlich gehört dies in den folgenden Theil.

Die Phänomene treten entweder spontan bei Spaziergängen u. dgl. oder im Verlauf von Sitzungen auf. Charakteristisch ist in beiden Fällen die Plötzlichkeit ihres Auftretens. Ueber ihre Beobachtung außerhalb der Sitzungen kann ich mich kurz fassen. Wenn bei Spaziergängen das Medium plötzlich eine Blume in der Hand hält — wie viele Berichte erwähnen — so ist es ausgeschlossen, ein Urtheil darüber abzugeben, wie die Blume zum Vorschein gekommen ist. Oder wenn beim Abendessen das Medium mitten in der Unterhaltung eine Christusfigur hervorzieht, so kann kein Mensch mit gutem Gewissen ein Zeugniß für den übersinnlichen Ursprung des Phänomens abgeben. Die Aufmerksamkeit ist anderweitig abgelenkt, und ohne Aufmerksamkeit kann man nicht beobachten.

Anders bei Sitzungen. Hier kann die Fehlerquelle selbst bei der Plötzlichkeit der Phänomene durch sinngemäße Vorrichtungen ausgeschaltet werden. Das ist jedoch bei den Rothe-Sitzungen nicht der Fall. Diese Sitzungen dienen nicht wissenschaftlichen, sondern religiösen Zwecken. Sie sind Andachtsübungen, bei denen zur Bestätigung der spiritistischen Lehren das Medium scheinbare Wunder wirkt. Der Verlauf der Sitzungen ist typisch: Die „Brüder und Schwestern" versammeln sich im engsten Kreise und eröffnen die Sitzung mit Gebet*), damit „nur guten Geistern der Eintritt erschlossen wird**). Die Feierlichkeit wird erhöht, wenn „der allgütige Vater bestimmt hat," daß die Sitzung als Weihnachtsfeier***) abgehalten wird. Dann beginnt das Medium in Action zu treten. Es sorgt während dieser „Stunden der Weihe"†) durch Apporte u. dgl. für die Unterhaltung der Anwesenden. Der Schluß ist typisch:

„Außerordentlich gerührt von dem aufopferungsvollen Bemühen der lieben Jenseitigen, uns wieder unzweideutige Beweise von ihrem nur durch die Liebe dictirten Walten zu geben, schlossen wir unsere Cirkel mit innigem Dank gegen Gott, durch dessen gnädige Zulassung uns die erbauungsvolle Stunde zu Theil wurde"††).

Gewöhnlich schließen sich noch Danksagungen an das Medium und dessen Impresario, der bei den Sitzungen stets anwesend ist, daran†††). Von der Art und Weise, wie das Medium im Einzelnen zu Werke geht, giebt mein Bericht ein genaues Bild.

Unter solchen objectiven Bedingungen wird eine Beobachtung fast zur Unmöglichkeit gemacht. Der Beweis für die Echtheit eines Mediums kann

---

*) Sp. Bl. 1897, S. 103. Feilg. 1898, S. 246. Sp. Bl. 1898, S. 27, 69. Psyche 1899, S. 113. Feilg. 1899, S. 100, 262. 1900, S. 35. Psyche 1900, S. 69.

**) Feilg. 1898, S. 246.

***) Feilg. 1899, S. 100. 1900, S. 35.

†) Psyche 1899, S. 113. Feilg. 1899, S. 100.

††) Feilg. 1898, S. 122.

†††) Feilg. 1898, S. 246. — 1900, S. 36. Sp. Bl. 1898, S. 110.

unter solchen Bedingungen nicht geführt werden. Kirche und Laboratorium schließen sich ebenso aus wie Andacht und Wissenschaft.

Man wird mir vielleicht einwenden, trotz dieser ungünstigen Bedingungen könne ein geschulter Beobachter nach meiner eignen Behauptung dennoch einzelne werthvolle Thatsachen feststellen. Gewiß! Die Theilnehmer an diesen Sitzungen waren aber offenbar alles andere als geschulte Beobachter. Ich lege kein entscheidendes Gewicht darauf, daß sie zum Theil Handwerker, Kaufleute, Bergleute*) u. dgl. waren, oder darauf, daß nur zwei Mal ein Akademiker als Theilnehmer erwähnt wird — allerdings mit dem Zusatz, er sei überzeugter Spiritist bezw. medial veranlagt**); — auch der Doctorenhut schützt nicht vor Thorheit. Es ist vollständig falsch, zu glauben, Aerzte und andere Akademiker seien die berufenen Richter in diesem Gebiet. Der Mediumismus erfordert genau wie jeder Zweig der Psychologie ein Special-Studium. Wer nicht umfassende psychologische Kenntnisse, genaueste Kenntniß der einschlägigen Litteratur, praktische Erfahrung und Vorbildung in der Taschenspielerei besitzt***), dessen Berichte werden stets mit Zweifel aufzunehmen sein. Darum sind die Berichte der officiellen Gegner meistens eben so werthlos, wie die der Anhänger. Es kann gar nicht genug davor gewarnt werden, den „gesunden Menschenverstand" und die „wissenschaftliche Vorbildung" als genügend für die Beurtheilung dieser Erscheinungen zu erachten; sie sind eine Voraussetzung, aber nicht die Voraussetzung. Wer sich damit begnügt, wird sicher ein Opfer des Selbstbetruges oder des Betruges Anderer.

Unter den Theilnehmern der Rothe-Sitzungen ist keine einzige Person erwähnt, die über diese specielle Vorbildung verfügte. Wir erfahren im Gegentheil, daß ihr Mangel an Vorbildung öfter durch Eigenschaften ausgefüllt ist, die sie eher für religiöse Ekstasen als für nüchterne Beobachtung prädisponirten.

In ihrer Weltauffassung sind es meistens langjährige Spiritisten†), treue Freunde des Mediums††), kurz „sie haben einen gewissen Reifegrad in der Geistwissenschaft, dessen sich mancher unserer Gelehrten nicht rühmen kann†††)". Man wird diese treffliche Bemerkung rückhaltlos bestätigen können. Was die „Brüder" zusammentreibt, ist weniger wissenschaftlicher Forschungsgeist, als der „Drang nach harmonischem Beisammensein*†)". Denn dort, „wo harmlos und unbewußt sich Herz an Herz schließt", pflegen die besten Phänomene einzutreten**†). Das klingt recht

*) Sp. Bl. 1895, S. 30. Psyche 1899, S. 188.
**) Sp. Bl. 1898, S. 110. — Feilgenhauer 1900, S. 35.
***) Es empfiehlt sich daher das Zusammenarbeiten mehrerer Specialisten.
†) Sp. Bl. 1894, S. 204. Sp. Bl. 1896, 107, 180. Feilgenh. 1898, S. 122, 246, 140. Psyche 1898, S. 10. Sp. Bl. 1898, S. 27. Sp. Bl. 1898, S. 69.
††) Psyche 1898, S. 10.
†††) Sp. Bl. 1898, S. 27.
*†) Feilg. 1898, S. 140.
**†) Sp. Bl. 1898, S. 140.

plausibel. Während der Sitzung steigert sich dieser Zustand entsprechend. Man muß sich vorstellen, daß der größte Theil der Theilnehmer gierig auf Erscheinungen hofft, die gleichzeitig von angenehmem Grusel begleitet sind. Spannung, Furcht, Erwartung erhitzen die Gemüther und machen sich schließlich in lautem Jubel — wie ich es selbst erlebte — Luft. Die Berichte sind geradezu klassisch. Sie erzählen, wie sich der Anwesenden „eine Art Weihnachtsstimmung*)“ oder „weihevolle, tiefernste Stimmung**)“ bemächtigte, wie sie sich „vor freudigem Erstaunen kaum fassen konnten***)“, und wie „das wunderbare Wirken der lieben Geister, der herzigen Sendboten des höchsten Meisters, in deren Thätigkeit sich von Neuem seine Allmacht kundgiebt, das Weihevolle dieses Aufenthaltes vollendete†)“.

Da ist es denn kein Wunder, wenn den lieben Geistern „schnell alle Herzen zugewendet sind††)“, und wenn ein Bericht bekennt, daß „alle Anwesenden kaum je einen höheren Grad der Begeisterung empfunden hatten, als in Gesellschaft unserer lieben Schwester Anna†††)“. Wer noch irgend zweifelt, wird fortgerissen*†), man bricht in Thränen aus**†), und schließlich glaubt man selbst zu den Geistern zu gehören. So wenigstens behauptet ein Bericht***†):

„In so innigem Verkehr mit den Lieben fühlten wir uns vorübergehend wie zu ihnen gehörig, ja, als ob wir einige der Ihrigen wären und frei mit ihnen verkehren könnten.“

Der neueste Bericht (Feilgenhauer 1900, S. 36) schließt mit den bezeichnenden Worten: „Als ich hochbeglückt heimwärts eilte, kam mir unwillkürlich die Weihnachtsbotschaft in den Sinn: Siehe, ich verkündige Euch große Freude, denn Euch ist (auch) heute (noch) der Heiland geboren“. Heilige Einfalt!

Wie solche Beobachter in Wirklichkeit beobachten, kann man sich denken. Falsche Methodik und Beobachtungsfehler bei den Unternehmungen können gar nicht ausbleiben.

Von wissenschaftlicher Methodik kann schon deswegen keine Rede sein, weil das Medium geflissentlich eine solche verhindert. Doch scheint mitunter das Medium einige Controllmaßregeln zu gestatten. Das sind dann jene „strengen Prüfungssitzungen“ deren unanfechtbare Resultate in die Welt hinausposaunt werden. Leider haben wir ein spiritistisches Zeug-

*) Feilg. 1898, S. 122. — 1900, S. 35.
**) Sp. Bl. 1898, S. 27.
***) Feilg. 1899, 246.
†) Psyche 1898, S. 10. (VI.)
††) Sp. Bl. 1897, S. 103.
†††) Psyche 1899, S. 188.
*†) Sp. Bl. 1897, S. 103.
**†) Psyche 1900, S. 69.
***†) Psyche 1898, S. 10.

niß darüber, wie es eigentlich dabei zugeht. Im Jahre 1894 tauchten bedenkliche Zweifel an Frau Rothe auf. Man arrangirte daher eine „strenge Prüfungssitzung" und der Cirkelleiter verfaßte einen flammenden Bericht darüber. Als es zur Unterschrift kam, schwenkte ein Theilnehmer nach dem anderen ab, und selbst der Erzvater der Spiritisten, der amerikanische Wundermann Cyriax, wagte nicht den Bericht wegen der Jämmerlichkeit dieser „Prüfungssitzung", abzudrucken*). In einem anderen Falle lag die Untersuchung in Händen von Handwerkerfrauen**). Ueber die Farce, die Möbel vor der Sitzung zu untersuchen***), brauche ich wohl kein Wort zu verlieren.

Um nicht meine Leser zu ermüden, will ich einen einzigen Fall†) herausgreifen, der als besonders überzeugend dargestellt wird.

In einer Sitzung brachte das Medium plötzlich ein Büchlein hervor. Man untersuchte es und fand es leer. Dann legte es Jemand (das Medium?) auf den Tisch. Der Controllgeist hielt zunächst eine Ansprache, ihm folgte ein anderer Geist, und nach einer Pause ergriff endlich das Medium das Buch — es konnte es längst vertauscht haben! —, man hörte Schreibgeräusch und fand 2 Gedichte darin. Der Verfasser bemerkt dazu: „Ich muß gestehen, daß ich trotz großer Vertrautheit mit dem experimentellen Spiritismus und meinen vieljährigen Erfahrungen hierin noch nie solch vollendeten Thatsachen aus dem Jenseits von directen Schriften- und Blumen-Apporten gegenüber gestanden habe. In Gegenwart derartiger unumstößlicher Beweise muß doch aller Einwand schwinden." Was muß der Glückliche für Vorstellungen von Beweisen haben††)!

Interessant ist es, die Beobachtungsfehler der Theilnehmer zu constatiren. Die Breslauer Sitzungen waren darin sehr lehrreich. Wenn z. B. das Medium eine Blume emporhielt, behaupteten die Anwesenden, es habe sie aus der Luft gegriffen. Ja, einige beschworen, sie hätten gesehen, wie die Blume sich langsam der leeren Hand näherte! Oder sie erzählten, die Glasherzen seien aus einer Glimmerwolke hervorgequollen, trotzdem in Wirklichkeit nur wenige Flimmerchen nachträglich daran bemerkt wurden. Zwei ältere Damen ließen sich dadurch düpiren, daß Frau R. im Tone einer verstorbenen Verwandten zu ihnen sprach; und doch zeigte der angebliche Verwandte nicht die geringsten Individualisirungsmerkmale. — Auch Gehörstäuschungen kamen vor. Als das Medium am Buchdeckel kratzte, rief man „es schreibt," und als es behauptete, sich mit einem — unsichtbaren — Geist zu unterhalten, hörte eine Dame das Flüstern. Ich constatirte sofort, daß dieses Flüstern das Geräusch der Straßenbahn

*) Sp. Bl. 1894, S. 203.
**) Sp. Bl. 1895, S. 30.
***) Psyche 1899, S. 113. Feilgenhauer 1899, S. 262.
†) Feilgenhauer 1898, 246.
††) Fast gleich ist die Schilderung der neuesten Sitzung. Feilgenhauer 1900, S. 35.

war! Kann es da noch Wunder nehmen, wenn ein Theilnehmer behauptete, der Geist seiner seligen Tante sitze unter dem Tische und reiche Blumen herauf? Ich kannte den Mann. Er litt an dem Wahne, mit Geistern zu verkehren, und behauptete, Tischrücken entstehe dadurch, daß der Geist seiner Tante unter dem Tisch sitze und ihn in die Luft hebe!

Es ist wahrscheinlich, daß solche Beobachtungsfehler auch bei anderen Rothe-Sitzungen vorkommen. Wenn also die Berichte von ganz unglaublichen Beobachtungen sprechen, so dürfen wir uns über ihren Werth keinen Illusionen hingeben.

Darüber, daß die Theilnehmer überhaupt nicht zwischen Thatsache und Urtheil zu unterscheiden vermögen, habe ich mich bereits oben ausgesprochen.

Ich resümire: Die Sitzungen mit Frau R. sind insgesammt in so haarsträubender Weise inscenirt, daß von einer Beweiskraft nicht die Rede sein kann. Die Berichte darüber also auch sind in dieser Beziehung werthlos.

Damit ist reiner Tisch gemacht. Bisher ist kein einziger Beweis erbracht, daß Frau Rothe ein Medium ist. Um so berechtigter sind wir nunmehr zu der Frage, ob etwa Beweise dafür vorliegen, daß Frau Rothe sich positiv des Betruges schuldig gemacht hat. Diese Beweise aber sind vorhanden.

Die 4 Berichte, die Frau R. des Betruges beschuldigen, sind an und für sich keine Musterleistungen. In dem einen wird nur kurz erwähnt, 16 Personen hätten sich für theilweisen Betrug ausgesprochen*), in einem anderen berichtet man, Frau R. habe die Blumen unter dem Rock hervorgezogen**). Ich lege auf solche allgemeine Bemerkungen wenig Gewicht. Sie beweisen nur, daß man selbst in strenggläubigen Kreisen Verdacht schöpfte. Dagegen sind die beiden anderen Berichte***) beweiskräftig. Sie sind zwar lückenhaft gearbeitet; doch rühren die Beobachtungen von praktisch und theoretisch vorgebildeten Spiritisten her, und die Betrügereien sind derartig grob und plump, daß ein Irrthum ausgeschlossen ist.

Der erste Bericht spricht sich über Sitzungen Anfang 1894 aus. Ein Herr R. erwähnt folgende Betrügereien:

1. Frau Rothe saß Herrn R. gegenüber am Tisch. Plötzlich rutschte ruckweise die Schublade heraus. Herr R. griff zu und faßte das nach dem Tischkasten zu wagerecht ausgestreckte Bein der Frau Rothe.

*) Sp. Bl. 1894, S. 128. Der damalige Redacteur droht dem Medium mit dem Gericht. Sein Nachfolger schreibt 2 Jahre darauf (Sp. Bl. 1896, S. 108), nur von gehässiger Seite sei Frau R. des Betruges bezichtigt! Tempora mutantur!

**) Sp. Bl. 1894, S. 152. In dem Zwickauer Proceß sprach sich eine Zeugin ähnlich aus. Herr Z. verkündete, „es würden vom Meeresstrand Muscheln“ apportirt werden (!). Frau B. bückte sich, und es fielen — bevor sie apportirte — aus Versehen einige derselben unter ihrem Sitz zu Boden!

***) Ue. W. 1894, S. 165, 163. 136.

2. Frau R. sollte mediumistisch Gegenstände in ein Kästchen bringen, das mit 2 Papierstreifen zugeklebt war. Als sie sich unbeobachtet glaubte, brachte sie ihre Arme hinter den Rücken, streifte 2 Ringe vom Finger und versuchte den Deckel zu öffnen. Dabei zerriß sie einen Papierstreifen und ließ nun die Ringe in das Kästchen gleiten.
3. Bei der Materialisationssitzung wurde Frau R. unbemerkt beobachtet. Herr R. sah nun, wie Frau R. vom Stuhl aufstand, zum Vorhang trat und einen weißen Stoff, der zu einer großen Puppe geformt war mit dem linken (!) Arm aus der Vorhangspalte hielt. Durch Phosphortupfen waren daran Augen, Nase und Mund angedeutet. Frau R. war dabei völlig wach. — Herr R. erwähnt, daß in einer Reihe von Zuschriften diese Wahrnehmungen bestätigt wurden.

Auf noch gröberen Schwindeleien ertappte man sie in Hamburg. Hier wies man Folgendes nach:

1. Ein Körbchen mit künstlichen Blumen, das Frau R. „apportirte", hatte sie vorher in einem Laden gekauft.
2. Frau R. hatte im Corsett leichten Florstoff versteckt, auf welchem mit Phosphortupfen Mund, Nase und Augen markirt waren. Dieser Florstoff und eine dazu gehörige Schnur wurden in ihrem Corsett bei einer Untersuchung vorgefunden. Die Schnur diente dazu, an dem Körper des Geistes den nöthigen Kopf abzugrenzen. Der Körper wurde aus einer Decke geformt, die Frau R. unter dem Vorgeben, sie friere, in's Cabinet nahm. Ueber die Decke zog sie den Florstoff und dann wurde durch Zusammenschnüren der Kopf hergestellt. Ein paar ungeschickte Phosphortupfen vervollständigten den Geist. Frau R. zeigte sich dann im Vorhange und dirigirte mit ausgestrecktem Arm die Puppe. Eine Blitzlichtaufnahme zeigt deutlich diese Schwindeleien.

   Vor den Sitzungen wurde Frau R. oberflächlich untersucht, doch ging sie regelmäßig nach der Untersuchung auf's Klosett und duldete keine Begleitung. Nach beendeter Sitzung ließ sie sich nicht untersuchen, sondern stürmte in ihr Zimmer und verkroch sich im Bett.
3. In einer Sitzung wurden 2 Papierbogen „apportirt". Als man sie untersuchen wollte, ließ dies Frau R. nicht zu, schraubte die Lampe herunter und machte schnell mit dem Finger einer Dame Schreibbewegungen darauf. Die Geister erklärten nachher, der Herr, der diese Untersuchung vornehmen wollte, hätte Bier getrunken, wisse nicht, was er rede, und störe die Sitzung!

Diese Berichte beweisen folgendes: 1. Frau R. hat mehreremals betrogen. Dieser Betrug war kunstgemäß und raffinirt vorbereitet. Frau R. ist also eines raffinirten Betruges fähig. 2. Thatsachen, die in anderen Berichten als mediumistisch bezeichnet werden, sind in diesen Sitzungen betrügerisch hervorgerufen worden. 3. Dieser Nachweis gelang in Hamburg

erst, als man das Medium sehr eingehend untersuchte. Nach dem eigenen Geständnisse des Hamburger Berichtes waren frühere Untersuchungen durch ein Damen-Comité nur oberflächlich.

III. Theil.

Das Urtheil.

Nach diesen Vorarbeiten können wir endlich an die Beurtheilung der Breslauer Sitzungen herantreten. Auch hier werden wir Schritt für Schritt vorschreitend, dem Medium volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir müssen daran festhalten, daß aus der Thatsache, daß das Medium früher betrogen hat, noch nicht folgt, daß es jetzt ebenfalls betrügt. Wer einmal lügt, dem pflegt man zwar nicht zu glauben; doch kann er trotzdem beim zweiten Mal die Wahrheit gesagt haben. Wollte man annehmen, daß jeder Mensch, der einmal betrogen hat, immer betrügt, so hieße das Recht und Logik mit Füßen treten. Wir müssen also aus den Erfahrungen, die in Breslau gemacht worden sind, die Frage selbstständig zu lösen suchen.

Jedem Kenner der einschlägigen Thatsachen muß Eines auffallen: Frau R. arbeitet unter den Bedingungen eines Taschenspielers*), nicht unter denen eines Mediums. Die Taschenspieler wie die Medien sind in ihren Vorführungen an bestimmte Gesetze gebunden, die für Beide zum Theil verschieden sind. Die Bedingungen für mediumistische Phänomene ergeben sich aus ihrer Abhängigkeit von dem Seelenzustand des **Mediums***).

Vor Allem muß sich dasselbe in „harmonischer Stimmung" befinden. Es verlangt Dunkelheit, einen **kleinen**, nicht wechselnden Personenkreis und Ruhe. Nach den Sitzungen ist es erschöpft und bedarf daher der Er-

---

*) Ich bitte folgende Litteratur zu vergleichen: **Stuart C. Cumberland.** Besucher aus dem Jenseits. Breslau 1885. — **A. Cumberland** (Pseudonym!). Der Experimental-Spiritist. — **C. Suhr.** Die Magie im Salon. Stuttgart. — **Uriarte.** Die Magie des 19. Jahrhunderts als Kunst und als Geheimwissenschaft. Berlin 1897. — **Uriarte.** Ueber die Trics der Antispiritisten und der unehrlichen Medien. Uebers. Welt 1897, S. 144. — **Signor Saltarino.** Fahrend Volk. Leipzig 1895, S. 67 ff. **Willmann.** Enthüllungen über das Treiben der Spiritisten. — **Willmann.** Moderne Wunder (3. Auflage). — **Willmann.** Illustrirte Magische Bibliothek. 6. Band. — **Willmann.** Die Zauberwelt. Illustrirtes Monatsjournal 1894—1899. — **Dessoir.** Zur Psychologie der Taschenspielerkunst. Leipzig 1893 in Nells (Pseudonym) Psycholog. Skizzen. — **Lehmann.** Aberglaube und Zauberei. S. 537. — **Hoffmann.** Modern Magic. London 1893, 7. Aufl. — **R. Hodgson.** M. Daveys imitations by conjuring. Proceedings of S. P. R. Vol. 8. London 1892. — **Du Prel.** Studien aus dem Gebiet der Geheimwissenschaften. 1890. 2. Band, Cap. 9, S. 200. — **Du Prel.** Die Entlarvung der Medien. Uebers. Welt 1896, S. 15, 81. — Zu vergleichen ist auch die Litteratur über die Entlarvung der Eusapia Paladino. Psychische Studien und Uebers. Welt 1896.

*) Ich lasse es dahingestellt, ob es überhaupt mediumistisch-supranormale Erscheinungen giebt und nehme dieselben nur **hypothetisch** an.

holung. Da es die Phänomene nicht willkürlich hervorbringen kann, sind Mißerfolge unausbleiblich. Je stärker das Phänomen, um so seltener ständige Erfolge.

Anders der Taschenspieler. Er bringt seine Productionen willkürlich hervor und hat daher keine Mißerfolge zu verzeichnen. Seine psychologische Aufgabe besteht hauptsächlich darin, die Aufmerksamkeit der Zuschauer abzulenken. Da ihm das bei einem gleichen Publicum erschwert wird, verlangt er, daß die Zuschauer wechseln und möglichst zahlreich sind. Es ist leichter, Viele zu täuschen, als Wenige*). Unruhe des Publicums ist ihm aus dem gleichen Grunde förderlich. Licht oder Dunkel spielen für ihn keine Rolle.

Ein Blick auf Frau R.'s Sitzungen — in Breslau wie anderswo — zeigt, daß sie alle Gesetze des Mediumismus auf den Kopf stellt. Sie arbeitet bei blendendem Licht, verlangt, daß der Theilnehmerkreis wechselt, wird durch dessen Lärm nicht gestört und ist nach den Sitzungen nicht erschöpft. Sie bewirkt ferner ihre physikalischen Erscheinungen nur, wenn die Aufmerksamkeit der Theilnehmer nicht auf ihre Person gerichtet ist. Schließlich ist es auch auffallend, daß die Anwesenheit des Impresarios eine conditio sine qua non für die Sitzungen ist, und daß sie wissenschaftlicher Controlle unzugänglich ist.

Man wird mir vielleicht Folgendes einwenden: Wenn Frau R. auch unter den objectiven Bedingungen der Taschenspieler arbeitet, so ist damit noch nicht bewiesen, daß sie die Fähigkeit zur Taschenspielerei besitzt. Dieser Einwand ist jedoch hinfällig.

Um Taschenspieler zu sein, muß man zweierlei besitzen: 1. die Fähigkeit, auf Andere suggestiv einzuwirken, 2. gewisse technische Fähigkeiten. Die letztere Voraussetzung wird von Laien meistens überschätzt. In Wirklichkeit fällt die technische Schulung weit weniger in's Gewicht, wie die psychologische Begabung**). Bei Frau Rothe beschränkt sich die technische Fertigkeit auf die armseligsten Kunstgriffe. Sie hat ein so kleines Programm, daß sie ohne den Nimbus des Mediums gar nicht wagen könnte, damit vor die Oeffentlichkeit zu treten. Ihre wenigen Trics übt sie bereits 10 Jahre lang, so daß es nicht wunderbar ist, daß sie sie schließlich mit Eleganz und Sicherheit ausführt.

Unterstützt wird sie aber durch ihr psychologisches Talent. Sie hat offenbar den Glauben an sich selbst — die erste Vorbedingung für einen

---

*) Andererseits wiederholt der Taschenspieler an einem Abend seinen Tric niemals, während Frau Rothe dies that. Frau R. sucht sich eben ein so urtheilsloses Publicum aus, daß sie ihm Alles zumuthen kann. Zudem bedingt die Armuth ihres Programms die Wiederholung.

**) Die allgemeine Bildung ist selbstverständlich Nebensache. Ich kenne einen vorzüglichen Antispiritisten, der nicht ordentlich schreiben kann. Die größten Taschenspieler besaßen nur wenig Bildung. (Ausnahmen: Houdin, Comte, Torrini).

guten Taschenspieler. Ihr Auftreten ist zudem Vertrauen erweckend, der geheimnißvolle Nimbus des Uebersinnlichen schafft ihr von vornherein eine magische Atmosphäre, sie besitzt schauspielerisches Talent, kurz, sie ist außergewöhnlich dazu veranlagt, auf andere suggestiv zu wirken. Wer diese einfache Frau und ihr herzliches Wesen unvorbereitet kennen lernt, der wird sich nur schwer vorstellen können, einen raffinirten Taschenspieler vor sich zu haben*). Mit diesen Gaben aber hat Frau R. von Anfang an das Spiel gewonnen.

Die Wirkung ihres Auftretens wird dadurch sichergestellt, daß sie sich einen suggestiblen Zuschauerkreis schafft. Darin hat sie einen unschätzbaren Vortheil vor anderen Taschenspielern voraus: Diese führen ihre Trics Jedermann vor, Frau Rothe wählt sich ihr Publicum. Sie stellt zudem Bedingungen, die eine Entdeckung der Trics fast unmöglich machen, während der gute Taschenspieler dies nie in diesem Umfange thut. Frau R. würde in Fachkreisen nur als unbedeutende Dilettantin betrachtet werden.

Ich wende mich nun zu den einzelnen Phänomenen, wobei ich aus Zweckmäßigkeitsgründen mit den physikalischen Erscheinungen beginne**). Frau R. arbeitet dabei nach 2 Methoden: Nach der älteren, die einen Tisch als Deckung benutzt***), und nach der neueren (cr. 1840 von Wiljalba Frickel eingeführten), die scheinbar ohne Deckung arbeitet. In diesen Fällen benutzt sie eine andere Person als Deckung. Die Deckung durch den Tisch ist sehr plump, da das Medium ausdrücklich eine Decke verlangt. Seitwärts deckt es sich durch die Kleider der eng neben ihm sitzenden Theilnehmer.

Bezeichnender Weise bevorzugt es Damen, da ihre Kleider bessere Deckung gewähren und Damen leichtgläubiger als Herren zu sein pflegen. Von der Betrugshypothese aus betrachtet, wird es auch erklärlich, warum das Medium mir verweigerte, auf seiner linken Seite Platz zu nehmen. Denn nur auf der linken Seite treten die Apporte ein.

Die Möbeluntersuchung ist eine Farce. Was nicht untersucht wurde, sind die Kleider der Frau R. Verdächtig ist schließlich noch, daß Frau R. sich sofort nach der Sitzung in ein Nebenzimmer entfernt. — Außer diesen allgemeinen Verdachtsmomenten treten bei den einzelnen Phänomenen noch besondere hinzu.

Es ist verdächtig, daß das Medium bei Apporten die Augen öffnet. Offenbar thut es dies, um die Theilnehmer besser beobachten zu können. Mit großer Gewandtheit verhindert es stets, daß man beide Hände gleich-

---

*) Ich komme auf diesen Punkt weiter unten nochmals zu sprechen.

**) Psyche 1899, S. 188.

***) Der verhangene Tisch wurde schon von Robert Houdin — dem genialsten Taschenspieler aller Zeiten — beseitigt.

zeitig sieht, und sorgt durch Sprechen, durchbohrendes Anblicken 2c. dafür, daß die Aufmerksamkeit davon abgelenkt wird.

Das Medium ergreift ferner die Gegenstände nicht aus der Luft, sondern hält sie unter dem Tisch bereit. Dieselben Geister, die behaupten, sie aus der Luft zu zaubern, müssen also Lügner sein, da sie sie nur unter dem Tisch hervorzuzaubern vermögen. Warum lügen sie? Ihre Blumen sind klatschenaß; vielleicht um sie frisch zu erhalten? Die Amulette sind 50-Pf.-Bazar-Waare, die gerade modern ist. Sind Geister auch an die Mode gebunden*)?

Recht plump ist die Hervorbringung der directen Schrift. Frau R. arbeitet nach 3 Methoden. Im ersten Fall war das Gesangbuch wohl vorher präparirt, das Kratzen mit dem Nagel sollte das Schreibgeräusch imitiren. Im 2. Falle nahm Frau R. allerdings mein Notizbuch. Bevor sie aber meine Hand darauf legte, manipulirte sie damit längere Zeit unter dem Tisch herum. Jetzt schrieb sie und nicht später, wo sie mit dem Nagel darauf kratzte. Daß sie aber die Schrift selbst anfertigte, beweist außer den begleitenden Umständen zweierlei:

1. Die Schrift befindet sich an der Stelle, wo das Notizbuch von selbst aufklappte, weil Blätter herausgerissen waren.
2. Die graphologische Analyse läßt den Schwindel sofort erkennen. Die Worte stehen unter, nicht neben einander, um ein Durcheinander-Schreiben zu verhüten. Die Schrift ist steil, zusammengequetscht oder verzerrt, die untersten Worte unleserlich. I-Punkt und u-Haken fehlen, weil beim Schreiben ohne Zuhilfenahme der Augen die richtige Stelle verfehlt wird. Der verwendete Bleistift ist ein sehr weicher. — Typisch ist auch hier die Benutzung der linken Hand. Auch bei früheren Sitzungen bediente sich Frau R. ihrer zu diesem Zwecke**).

Die dritte Methode hat Frau R. in Breslau nicht angewendet. Sie besteht darin, daß sie selbst ein leeres Papier apportirt, das nach einiger Zeit beschrieben ist. Der Tric beruht auf Verwechselung zweier gleich aussehender Bücher oder Papierbogen. Wie wir sahen, verhinderte sie in Hamburg eine Untersuchung des Papiers. Recht bedenklich erscheint in diesem Lichte auch folgendes Vorkommniß***). In einer Sitzung wurde ein unbeschriebenes Buch apportirt. Nach einiger Zeit fanden sich 17 (!) Strophen eines frommen Liedes darin. Der Bericht betont ausdrücklich, daß die Gedanken dieses Gedichtes weder dem Medium noch einem der Theilnehmer angehörten. Die Ironie des Schicksals wollte es leider,

*) Das Medium behauptet freilich, „ein geistiger Bruder, der auf Erden die Glasbläserei betrieben hat", fabricire die Glaskugeln. Sp. Bl. 1896, S. 107.

**) Sp. Bl. 1897, S. 103. Wien 3. Feilg. 1898, S. 122 ff.

***) Feilgenhauer 1898, S. 122, 149.

daß eine Leserin der Zeitschrift, in der dieses Wunder veröffentlicht wurde, die Entdeckung machte, daß dieses Lied — einem gedruckten Gebetbuch entstammte!

Es sei nur kurz bemerkt, daß diese Trics von keinem guten Taschenspieler in so plumper Form mehr angewendet werden.

Ueber die Klopflaute läßt sich kein Urtheil fällen. Ich leugne nicht, daß sie sehr frappirend waren. Doch spricht Vieles für Taschenspielerei. Die Laute waren an die nächste Nähe des Mediums gebunden, das stets bedacht war, sich möglichst nahe an den Tisch zu setzen. Es hinderte die Wegnahme der Decke und hatte die Füße stets verborgen. Bei der großen Schwierigkeit, Schallempfindungen zu lokalisiren, konnte unter solchen Umständen von irgend einem Beweise nicht die Rede sein.

Fasse ich meine Ausführungen zusammen, so komme ich zu folgendem Urtheil: Die sogenannten „physikalischen Phaenomene“ werden von Frau Rothe durch Taschenspielerei als Nachahmung mediumistischer Phaenomene hervorgebracht.

Ich wende mich nun zu den psychischen Erscheinungen. Ueber ihre Erklärung durch die Geisterhypothese brauche ich wohl kein Wort zu verlieren. Wer in solchen schablonenhaften Darstellungen ohne Individualität die Offenbarung von Geistern sieht, steht unter dem Niveau jenes Bauern, der das Brett vor seinem Kopfe für die wirkliche Welt hält. Nur kurz möchte ich darauf hinweisen, daß Frau Rothe ein bestimmtes Repertoire hat. Der Bergmann, der ein Lied singt, taucht schon 1896 auf*); ebenso singt König Ludwig von Bayern schon seit 4 Jahren sein Jammerlied**). Mit seiner Erlösung scheint es also etwas langsam zu gehen, was um so merkwürdiger ist, als andere Geister — ich erinnere an die famose Burggräfin — schon durch einmalige Consultation des Mediums geheilt wurden. Zwingli***) und Paul Flemming†) gehören ebenfalls zum ständigen Repertoire. Vom Controllgeist Friedchen ist das selbstverständlich.

Die einzige Frage, um die es sich handelt, ist die, ob der angebliche Traum-Zustand simulirt oder ein pathologischer Zustand (etwa Hysterie, Hystero-Epilepsie, oder Hysterohypnose) ist. Ich habe bereits oben bemerkt, daß eine Untersuchung nicht vorgenommen werden konnte. Das Gutachten im Zwickauer Proceß läßt uns leider auch im Stich. Die folgende Diagnose trägt demgemäß hypothetischen Charakter.

Ich neige der Ansicht zu, daß der trance-Zustand nicht simulirt, sondern krankhaft ist. Frau R. ist äußerlich eine Ruine und auch in ihrer Umgebung galt sie als schwer kranke Frau. Die „trance-Zustände“

*) Sp. Bl. 1896 S. 107 — Wien S. 3.

**) Sp. Bl. 1896 S. 107.

***) Psyche 1899 S. 113.

†) Sp. Bl. 1897 S. 103. — Psyche 1899 S. 113. — Psyche 1900 S. 69. — Feilgenhauer 1900 S. 35.

machen den Eindruck hysterischer Anfälle*). Ich habe sehr viele derartige Kranke beobachtet, deren Zustand von ärztlicher Seite als Hysterie diagnosticirt wurde, und kann nur feststellen, daß der trance-Zustand Frau Rothes ihnen völlig gleicht. Betrachten wir Frau Rothe als Hysterica, so löst sich das complicirte Betrugsproblem sehr einfach auf. Wir hätten es dann mit keiner zurechnungsfähigen Betrügerin, sondern mit einer pathologischen Schwindlerin**) zu thun.

Gegen bewußten Betrug (vom Standpunkt der Zurechnungsfähigkeit) spricht zunächst das persönliche Auftreten Frau Rothes. Sie macht den Eindruck einer ehrlichen Frau, die völlig von ihren wunderbaren Eigenschaften überzeugt ist. So war auch ihr Auftreten im Zwickauer Prozeß.

Dort erbot sie sich schließlich, den Richtern eine Probesitzung zu geben. Das ist entweder ein Zeichen höchster Frechheit — und hiergegen spricht die ganze Persönlichkeit des Mediums, — oder der Ausdruck des festen Glaubens an sich selbst. Wer je mit dem Verbrecherthum zu thun gehabt hat, weiß, daß solche persönliche Momente nicht zu unterschätzen sind.

Gegen bewußten Betrug spricht aber auch das Fehlen des Gewinnmotivs. Der professionelle Gauner sucht vor Allem Geld herauszuschlagen, und ich habe nach dieser Richtung bei Medien reiche Erfahrungen gesammelt. Frau Rothe scheint jedoch in den meisten Fällen unentgeltlich ihrer Sache zu dienen. Sie profitirt wohl die Reise und den Unterhalt, scheint aber im Uebrigen Honorar nicht zu nehmen. Ein solcher Idealismus ist einem bewußten Schwindler nicht zuzutrauen.

Schließlich scheint mir noch folgende Thatsache für Selbstbetrug zu sprechen. In einem Berichte***) wird erzählt, Frau R. habe erfahren, daß sich eine Freundin den Fuß verstaucht habe. Frau R. sei diesen Gedanken nicht mehr los geworden, er habe auf ihr wie ein Druck gelastet und schließlich zu dem festen Glauben geführt, sie werde verunglücken. Beim Hinabsteigen einer Treppe sei sie hingestürzt und habe sich denselben Fuß verstaucht, wie die Freundin. — Die Geschichte scheint wahr zu sein. Sie beweist, daß bei Frau R. die Autosuggestion eine derartige Höhe erreicht hat, daß sie selbst auf Kosten von Unlustgefühlen Handlungen auslöst. —

Nehmen wir nun an, Frau R. sei eine Hysterica, so läßt sich die pathologische Schwindelei aus Symptomen der Hysterie ableiten. Wir brauchen nur an die Suggestionsempfänglichkeit der Hysterischen und ihren

*) cf. Delbrück. Die pathologische Lüge. Stuttgart 1891.

**) Der in der 1. Sitzung anwesende Arzt hält Frau R. für eine Hysterica, die Anfälle simulirt. Für die psychologische Beurtheilung ist diese Abweichung unerheblich.

***) Sp. Bl. 1897 S. 143. Der Bericht führt natürlich Alles auf böse Geister zurück.

Hang zur Lüge denken. Danach würde sich das psychologische Problem etwa folgendermaßen lösen:

Frau R. leidet an hysterischen Anfällen*). Sie wohnt in einer Gegend, die vom Offenbarungsspiritismus seit Jahren verseucht ist und in der die mediumistischen Zustände endemisch sind. In spiritistischen Cirkeln entwickelte sich ihre Hysterie und bekam durch den Einfluß der Umgebung eine speciell spiritistische Färbung. Sie selbst und ihre Umgebung hielten die hysterischen Anfälle für trance-Zustände, und so wurde in ihr der Glaube erweckt, sie sei Medium**). Nun betrachten es die spiritistischen Cirkel als ihre Aufgabe, physikalische Medien zu entwickeln, da diese am beweiskräftigsten sind. Diese Suggestion, verbunden mit dem Hang der Hysterischen zu schwindeln, erweckte in Frau R. den Trieb, physikalische Phänomene hervorzubringen. Getrieben von diesem krankhaften Wunsche, verübte sie ihre ersten Betrügereien. Mit dem Erfolg wuchs ihr Hang zu weiteren Schwindeleien. Während sie selbst suggestiv auf ihre Umgebung wirkt, wirkt der Glaube derselben als neue Suggestion auf das Medium zurück. Ihr Ruf verbreitet sich, die Offerten mehren sich, und aus dem Erfolge zieht die Kranke den Schluß, daß sie ein echtes Medium sei.

Dieser Glaube wird um so intensiver, als er durch scheinbare Thatsachen bestätigt wird. Die Persönlichkeitsspaltung im „trance-Zustand" muß ihr, der ungebildeten Frau, als Geisteroffenbarung erscheinen. Jene Pseudo-Geister aber verkünden ihr, sie sei ein Werkzeug Gottes, und sie glaubt ihnen um so mehr, als sie ja sonst annehmen müßte, sie belüge sich selbst. So entwickelt sich aus psychisch abnormen Zuständen, aus Suggestibilität und dem Hang zur Lüge das, was von jeher Wunderthäter gemacht hat: der Glaube an sich selbst.

Unter diesem Gesichtspunkt erklärt sich auch diese mimische Veranlagung Frau R.s und die Eleganz ihrer Vorführungen. Sobald sie vor dem Publicum steht, erhält die Autosuggestion die höchste Kraft: Hier steht Alles auf dem Spiele, hier muß sie ihre Wunderkraft beweisen. Das schauspielerische Talent der Hysterischen***) wird auf's Aeußerste concentrirt, ihr gesammtes Denken auf die eine Vorstellung monoideisirt: ihre Trics überzeugend zu gestalten. Die Folge hiervon ist, daß sie Leistungen vollbringt, die ihr im wachen Zustand unmöglich sein würden.

Mein Gesammturtheil lautet demgemäß: Frau R. ist wahrscheinlich eine pathologische Schwindlerin und keine bewußte, zurechnungsfähige Betrügerin. — Ganz zu entwirren ist das Problem vorläufig

---

*) Ihre Behauptung, sie sei schon als Kind Blumenmedium gewesen, ist wohl eine retroactive Hallucination.

**) Ich hatte Gelegenheit, bei anderen „Medien" diesen Entwicklungsgang zu beobachten.

***) Eingehende Untersuchungen in dem monumentalen Werke von Rochas: Les sentiments, la musique et le geste. Grenoble 1900. Preis 30 Frcs.

nicht. Vielleicht liegen allmähliche Uebergänge vom bewußten Schwindel bis zum pathologischen Symptom vor.

Von spiritistischer Seite wird man mir vielleicht entgegenhalten, ich hätte nicht den Beweis erbracht, daß Frau R. kein Medium sei. Das habe ich allerdings nicht gethan. Ein derartiger Beweis ist logisch unmöglich. Wenn Jemand behauptet, er habe geheime Kräfte, so kann ich dies allgemein eben so wenig widerlegen, wie die Behauptung, daß auf dem Monde unsichtbare Wesen wohnen. Logisch kann ich seine Angaben nur in den Fällen widerlegen, wo er selbst den Beweis dafür antritt. Frau R. kann also möglicher Weise ein Medium sein — nur hat sie es bis jetzt nicht bewiesen. Da die Auslösung mediumistischer Fähigkeiten durch pathologische Zustände bedingt ist, so würde eine derartig psychisch abnorme Natur sogar mehr als andere dazu disponirt sein.

Die vorstehenden Untersuchungen haben uns eine Tragikomödie dunklen Aberglaubens vorgeführt. Wir sahen, daß es falsch ist, die Schuld daran allein auf das Medium zu schieben. Die eigentliche Schuld trifft vielmehr die Offenbarungsspiritisten. Die Existenz derartiger Naturen wie Frau R. findet ihre Erklärung nur, wenn wir sie nicht als Zufall, sondern als Symptome auffassen. Unter gesunden Zuständen können hysterische Kranke nur unbedeutenden Einfluß gewinnen; damit sie zu Wunderthätern gestempelt werden, müssen krankhafte culturelle Bedingungen vorliegen. Nur im Sumpfe pflegen Irrlichter zu erscheinen. Diese Bedingungen bietet der Offenbarungsspiritismus. Mit dem Fortschritt der Wissenschaft ist er als eine Afterwissenschaft heran gewachsen, die mehr und mehr Einfluß auf die Massen gewinnt. Er prunkt mit scheinbaren Thatsachen und großen Worten, und die Masse „glaubt nur an die Götter, die großen Lärm in der Welt machen". (Nietzsche.) Wo er den Schritt hinsetzt, tritt er die Wissenschaft nieder, und Dornen sprossen unter ihrem Fußtritt auf.

Man muß dem Offenbarungs-Spiritismus den Vorwurf machen, daß er die Massen zum Aberglauben verführt, die Medien gesundheitlich ruinirt und die Wissenschaft bis auf's Messer bekämpft. Das sind keine Annahmen, sondern nackte Thatsachen. Man nehme die diesbezügliche Presse zur Hand, und man wird ein Bild davon bekommen, welchen grauenvollen Aberglauben man dort als Wahrheit feil hält.

Die Erziehung der Medien ist eine Heranbildung zum Schwindel und zum sicheren Ruin. Ich habe selbst zahlreich Gelegenheit gehabt, die Opfer solcher „Ausbildung" kennen zu lernen. Auch Frau R. scheint ein solches Opfer zu sein. Wenn sie einst ihre verlorene Gesundheit beklagt und vielleicht im Irrenhause endet, so mag sie sich bei den Spiritisten bedanken. Die größten Feinde der Medien sind die Spiritisten! In welcher Weise der Offenbarungs-Spiritismus die Wissenschaft bekämpft, darüber brauche ich wohl keine Worte zu verlieren.

Das wahrhaft Tragische aber ist, daß die meisten Spiritisten nicht

Betrüger, sondern Betrogene sind. Ihr Fanatismus ist irregeleiteter Idealismus. Sie opfern ihm oft Vermögen und Person und ahnen nicht, daß ihre Opfer nutzlos sind, weil sie einem falschen Zwecke dienen. So geht mancher im Sumpfe zu Grunde, der das Licht suchte.

Doch soll man nicht verkennen, daß auch die Vertreter der Wissenschaft nicht ohne Schuld sind. Sie haben lange Zeit den idealen Hunger der Masse mit materialistischen Steinen sättigen wollen, und da sie ihm den Quell versagten, trieben sie sie zum Sumpfe. Die unbekannten psychischen Erscheinungen wurden einst von ihnen als unmöglich erachtet. So fiel der Schatz in die Hände der Bettler, die gierig danach griffen. Denn ein Schatz liegt hier für den Psychologen, den Psychiater und den Culturhistoriker vergraben, mag er auch noch so tief im Schmutze liegen! Wer je diesem Gebiete näher tritt, wird erstaunt sein über die Fülle von Problemen, die nur auf das Morgenlicht der Wissenschaft harren, um zum Leben zu erwachen. Hätte die Wissenschaft früher ihre culturelle Aufgabe begriffen, so hätte sie die Flamme, die heut ihre Tempel zu zerstören droht, zum segnenden Lichte umgestaltet.

Es war ein Unglück, daß die Phänomene des Mediumismus von Anfang an zum Spielball kämpfender Parteien gemacht wurden statt zum Problem, das Alle in gemeinsamer Arbeit zu lösen suchen, Jeder an seinem richtigen Platze. Schuld fanden wir bisher auf beiden Seiten, und jede Schuld wurde ein Dorn auf dem Wege der Wahrheit. Aber ich denke mit Zola: „La Vérité est en marche et rien n'arrêtera."

Nachtrag.

Während des Druckes dieser Arbeit hat die von Frau Rothe hervorgerufene Bewegung eine interessante Wendung genommen. Frau Rothe ist dem Angriff, der ihr bekannt war, zuvorgekommen und hat schon im Voraus versucht, sich vor ihren Anhängern zu rechtfertigen. Die Art und Weise, wie sie dies thut, ist charakteristisch für die verzweifelten Mittel, mit denen sie kämpft. Sie wirft trübe Streiflichter auf die Gesammtheit der Offenbarungsspiritisten.

Ihr erster Trumph war die Gründung eines Bundes zu ihrem Schutze. Syndikate sind ja seit Dreyfus modern — warum sollte man nicht dem Geist, der Zeit Rechnung tragen? „Commission für Medienschutz" nennt sich diese Gründung. In einem flammenden Aufruf*) fordert man die Spiritisten auf, zum Schutz der „Werkzeuge Gottes", der „Geisterwerkzeuge" zusammenzutreten, um sie vor ihren Gegnern zu schützen. Insbesondere bedürfe Frau Rothe, diese „edle Frau", dieses „leuchtende Beispiel", deren „zur Genüge attestirte Reinheit keine Schmähungen verdunkeln können," des Schutzes. In diesem Tone geht es weiter. Natürlich werden den Gegnern die schmutzigsten Motive untergeschoben.

---

*) Wien 1900 S. 49. Psyche 220. Feilg. 129.

Ich kenne das Lied, ich kenne den Text, ich kenne auch den Verfasser. Diese armselige Mache verräth auf jeder Zeile die Hand ihres Schöpfers, der es natürlich vorzog, Andere in's Feuer zu schicken.

Als zweiter Trumpf wurde eine „Prüfungssitzung"*) ausgespielt. Wäre Frau R. etwas daran gelegen, sich wirklicher wissenschaftlicher Prüfung zu unterstellen, so hätte sie sich an Fachleute wie Dessoir, Schrenck-Notzing u. a. gewendet. Sie war vorsichtiger. Sie wählte sich ein Comité, vor dem sie des Erfolges sicher sein konnte. Ihr Scharfblick täuschte sie nicht.

Aeußerlich betrachtet, scheint diese Prüfungssitzung unter den exactesten Bedingungen stattgefunden zu haben. Frau R. wurde vor der Sitzung bis auf's Hemd durchsucht, zog dann fremde Kleider an und arbeitete bei vollem Licht. Trotzdem erfolgten zahlreiche Apporte. Sogar die obligate Christusstatue fehlte nicht. Sieht man sich aber das Protokoll näher an, so merkt man bald, daß Alles nach dem alten Muster zugeschnitten ist.

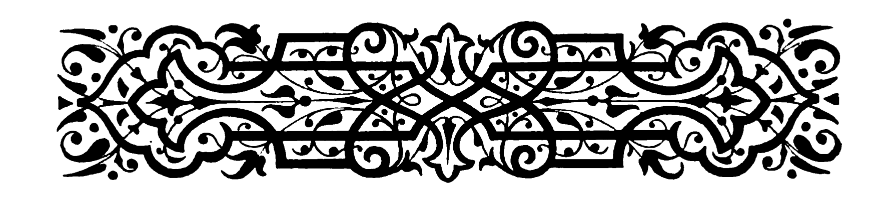
Wenn an einer Sitzung 25 Personen und der Impresario theilnehmen, so kann von einer genauen Beobachtung aller Theilnehmer nicht die Rede sein, umsoweniger wenn die Corona sich folgendermaßen zusammensetzt: 13 Damen, 6 Herren aus dem offenbarungsspiritistischen Vereins Psyche, der seit Jahren Frau Rothe protegirt, 1 Magnetiseur (derselbe, der Frau R. als Medium diplomirte), der Impresario und 5 unbekannte Herren. Soll man derartige Richter in einer so schwierigen Sache für competent erachten? Das Medium arbeitete nach dem alten Recept: Verhangener Tisch, Controlgeist und Impresario, die beiden unvermeidlichen Damen als Nachbarinnen. Da unter solchen Bedingungen dem Schwindel Thür und Thor offen steht, hängt die Beweiskraft der Apporte davon ab, ob die Durchsuchung des Mediums genau war. Diese Untersuchung ruhte in den Händen von vier Damen, darunter zwei Spiritistinnen. Eine solche Untersuchung durch Damen ist immer zweifelhaft, und auf sie allein den Werth eines Experimentes stellen ist thöricht. Im vorliegenden Falle war sie aber auch ungenau: Mund, Haare, Achselhöhen, die Oeffnungen des Unterleibes wurden nicht geprüft. Man sage nicht etwa, daß dies überflüssig sei. Es ist nicht das erste Mal, daß deutsche Medien (Schraps, Bernhard) an nicht näher zu beschreibenden Stellen ihr Handwerkzeug verborgen hielten. Selbst wenn übrigens Frau R. bei der Durchsuchung Blumen nicht bei sich führte, hatte sie doch Gelegenheit, sie sich während der Sitzung zustecken zu lassen.

Als dritter Trumpf folgte eine „Prüfungssitzung" vor dem spiritistischen Verein „Eos"**). Das Protokoll entzieht sich wissenschaftlicher Diskussion.

Alle diese Machinationen beweisen nur das Eine: Daß das Medium einer exacten Prüfung aus dem Wege geht. Sie flieht ihre Richter, weil sie sie fürchtet. —

---

*) Psyche 1900, S. 124. Wien 76. Feilg. 177.
**) Eos 49.



Götterdämmerung.

Von

E. Mebert.

— Hildburghausen. —

> Wohnt drohend nicht auf nacktem Felsen
> Mit ihren Räthselfragen eine Sphinx?
> H. Vogel.

Surturs Söhne zogen heran,
Es hatte der Fenrirwolf sich losgerissen.
Die Raben umschrieen das Haupt Walvaters.
Die Midgardschlange reckte den Kopf
Heraus aus den Wellen und schleuderte
Den Hammer Thors zurück in die Hand
Des Donnergottes.
  Thor stieg zum Throne Walvaters empor
Und rief:
Hel steht vor dem Thore der Hölle
Und schaut, ob wir bald kommen.
Loke, ihr Sohn, verhöhnt uns.
Mir däucht, die Götterdämm'rung
Entfesselt die Feinde der Asen.
Ich las in den Sternen den Sturz Walhallas.
Was wollen wir thun?
„Uns wehren."
Wehren? Womit?
„Mit Schwert und Hammer, mit Hieb und Stoß,
„Mit Allem, was nützt und schädigt
„Auf Erden, in Himmel und Hölle,
„Wenn's auch mit Zähnen und Nägeln wäre."
Den Hammer schleuderte die Midgardschlange

Zurück in meine Hand.
„Schleudere ihn noch einmal, bis Du
Oder die Schlange das Leben läßt.
„Oder nimm die List zu Hilfe."
Darin ist Loke uns überlegen.
„So erschlage Surtur Euch Beide!"
Odhin stützte das Haupt auf die Hand,
Dann sprang er empor:
„So will ich Euch zeigen,
„Wie ein Gott den Teufel fängt,
„Folgt mir!"
Soll Heimdal, der Wächter, nicht mit?
Der weiß, wo er steckt.
„Das soll er."
Die Götter schritten hinab von Walhalla,
Wodan voran.
Und als sie traten auf Bifrösts Stufen,
Da brach die Brücke zusammen.
Die Götter standen verwundert still
Und sprangen dann an's andre Ufer
Und stiegen hinab zur Erde.
Da barsten die Berge, es barsten die Burgen,
Es rasten die Wellen des Meeres.
Und die Sterblinge starben: Millionen im Meer,
Milliarden im Bauche der ächzenden Erde.
Die Flammen lohten zum Himmel empor.
Und was die Götter verhüten wollten,
Das schufen sie selbst. — So straft das Schicksal
Die Sünden der Menschen, ja der hohen Götter,
Wenn Laster, Treubruch und Todessünden
Menschen und Götter verderben.
Und die hohen zum Sterben bestimmten Götter
Schritten hinab zum harrenden Meere,
Das ihrer lachte.
Sie wateten hinein bis an den Hals,
Bis über den Kopf,
Die Welle wich, doch hinter ihnen
Schlug sie spottend wieder zusammen.
Da fuhr ein Blitz den Göttern um's Haupt
Und traf den Wodan,
Doch der stand starr und stumm — und lachte.
Dann blickte er gelassen auf die Luft
Und sah drei Riesenweiber dort stehen,
Die ragten mit dem Haupt an die Sonne.
Ein röthlicher Rauch wie von rieselndem Blut
Hüllte die Riesenleiber ein.
Und sie sprachen donnertönig:
„Den allsehenden, allmächtigen Nornen

„Fügen sich Menschen, fügen sich Götter!
„Wer nicht sich gefügt, der fahre zur Hel!"
— Dahin wollten wir eben schon selbst.
Die Schicksalschwestern verschwanden.
Und die Götter gingen und suchten ein Schiff
Und stiegen ein und fuhren in's Meer,
Und sprangen dann über Bord und verschwanden
In der Tiefe des klaffenden Abgrunds.
Und Thor schlug hart an's Thor der Hölle.
Auf sprang es. Aufsprang die Höllenfürstin.
Aufsprangen die Teufel, die Todten.
— Doch kein Ton war ringsum zu hören,
Als das Echo, das in den Felsenklüften
Taumelnd widerhallte.
Und Wodan sprach zur Hel:
„Wo ist Dein Sohn, der Lügner Loke?"
Such' ihn!
„Such' ihn, such' ihn, — such' ihn!"
Hallt' es wieder von den Felsenwänden.
Die Götter durchsuchten die ganze Hölle
Und fanden nichts, als — Helgi und Sigrun.
Odhin winkte. Sie traten näher.
„Folgt mir! Ihr seid erlöst.
„Vergeben ist Eure Schuld.
„Es haben Andere mehr gesündigt."
Gesündigt, rief das Echo,
„Die Götter am meisten," sprach Hel.
Am meisten, schrie das Echo.
„— Du sollst das Heer der Einherjer mehren."
Sprach Wodan zu Helgi.
Einherjer mehren. Der Dämm'rung wehren, haha!
„Folge mir, Held!"
Folg' ihm nicht, Held!
„Hinauf an's Licht!"
— Hinaus, Du Wicht!
Die Götter schritten hinaus:
Das Thor der Hölle schlug zu,
Daß es wie Erdbeben
Im Berge widerklang.
Das Echo wiederholte das Krachen
In den Felsenthälern des Meeres,
Daß die Fische starben und die Schiffe versanken.
Und auf der Oberwelt nahm der Bruder des Echos,
Der Affe, das Hohngelächter der Hölle auf
Und schrie es in alle Welt hinaus,
Daß der Mond, die Sonne und die Sterne
Sich schüttelten und lachten
Der entthronten, jetzt sterblichen Götter.

Und die Hohen gingen zum Hause Lokes
Und fragten die Frau: „Wo ist der Böse?"
— Sucht ihn! war die Antwort.
Und sie suchten und fanden ihn nicht.
Da wollten die zornigen Götter
Des Teufels Weib erschlagen.
Sie lachte ihrer und sprach:
Ich bin unsterblicher als Ihr. Schlagt zu!
Da schämten sich die Herren des Himmels
Und gingen von dannen
Und suchten in der ganzen Welt
Den Lügner und Teufel Loke.
Und wohin sie kamen, da wurden sie
Verlacht, gescholten, bedroht.
In Himmel und Erde entbrannte der Aufruhr,
Menschen, Riesen und nichtige Zwerge
Schwangen die Waffen.
Da hörten die Götter plötzlich ein Sausen,
Ein Brausen, ein Schnauben und Zischen,
Dann sahen sie ein Lohen, ein Rauchen.
Sie sahen glühende Feuergiganten
In der Waberlohe die Waffe schwingen. —
— Das waren Surturs wilde Gesellen: —
Die Götterdämmrung war da.

Und ein Kampf begann,
Wie seit Urbeginn
Die Welt noch keinen sah,
Von dem die Sänger singen werden
In alle Ewigkeit.
Und als die drei todtwunden Himmelsherren
Am Boden lagen,
Da erschienen die Nornen wieder und sprachen:

„Des allsehenden Schicksals ewiger Satzung
Füge der Mensch sich, fühlt er den Funken
Göttlicher Kraft auch gähren im Blute,
Und gäb' ihm ein Gott auch zu üben sein Amt.

Nun liegen als Leichen, die leben sollten,
Zum Leben erstand, was zu sterben bestimmt.
Himmel und Erde liegen auf ewig
Im Eise erstarrt, im Eise begraben,

Die Kuh Audumla leckt langsam ein Kalb
Aus dem Eise hervor: die neue Erde,
Und nach Aeonen emsiger Arbeit
Grünt auf der Garten Edens.



Erzählungen der Suaheli.

Von

Robert Petsch.

— Würzburg. —

Die mächtig ausgreifende Wissenschaft der Volkskunde, die sich auch in Deutschland, wo sie in den Tagen Herders ihren Anfang nahm und zur Zeit der Romantik ihre ersten köstlichen Früchte, Grimms Märchen und Uhlands Volkslieder, reifen sah, die sich also in ihrer Heimat jetzt mit Eifer wieder zu regen beginnt und hie und da neue Vereine zur Sammlung und Verarbeitung des volksthümlichen Materials erstehen läßt, lenkt die Blicke ihrer Jünger ganz von selbst auch auf ferne Länder und Stämme, die so ganz andere Lebensbedingungen, Sitten und Culturzustände haben als wir, und doch durch ein mächtiges Band mit unserm Denken und Fühlen verbunden sind, ein Band, das wohl die ganze alte Welt umschlingt: die in ihrem Kerne gemeinsame, je nach den besonderen Ausgestaltungen, Zuthaten und Verbindungen der Charaktere und Motive national-individuell gefärbte Volkspoesie.

Märchen und Sagen, Sprichwörter und Räthsel tauchen in fast gleicher Form oft an den entferntesten Punkten der Erde auf und sind dabei doch so speciell gehalten, daß sich die naheliegende, philiströse Erklärung vom unabhängigen Entstehen an verschiedenen Punkten der Erde als das erweist, was sie ist, als eine billige Bemäntelung der eignen Unwissenheit. Freilich gehört der Muth und die Unbestochenheit eines echten Gelehrten, wie Gaston Paris, dazu, offen einzugestehen: „Woher diese Uebereinstimmung rührt — wir wissen es nicht.“ Glücklicherweise brauchen wir nicht hinzuzufügen: „wir werden es nie wissen.“ Neben der Volkskunde gehen ja Ethnologie und Culturgeschichte her und zeigen immer neue Beziehungen zwischen den einzelnen Völkern auf. Seit den Tagen des Orien-

talisten Th. Benfey, der 1859 eine Uebersetzung des Pantschatantra, eines bedeutenden indischen Märchenbuches, mit einer ganz trefflichen Einleitung herausgab, wissen wir, daß sich die große Masse der Kernelemente unserer Märchen ebenso wie die allmählich angegliederten Einzelzüge in den großen Märchen- und Novellensammlungen der buddhistischen Litteratur wiederfinden, und es ist zum mindesten sehr wahrscheinlich, daß unsere Volksmärchen in gewissem Sinn auf diese indischen zurückgehen. Nicht, als wären diese Erzählungen nun alle dort entstanden, ausgedacht, aus dem Nichts hervorgerufen. Der lebhafte Austausch zwischen Volks- und Kunstlitteratur, wie wir ihn in Deutschland vor Allem im sechzehnten Jahrhundert beobachten können, wird auch in Indien stattgefunden haben; verschiedene Stämme werden die Urkeime der Märchen beigesteuert haben, die nun unter den Händen gelehrter Priester zu religiösen, von Weisheitssprüchen triefenden Erzählungscyklen sich auswuchsen. Die allerwichtigste Erscheinung, die dann diesen Kunstproducten zur weitesten Verbreitung verhalf, war die märchenhafte Verbreitung des Islam durch ganz Nordafrika nach Europa. Hier haben wir den Arabern unendlich viel zu verdanken. Sie haben auch die fast schon erstarrenden Märchen zu neuem Leben erweckt, mit muhammedanischer Sinnlichkeit durchwärmt und ihnen Licht und Farbe verliehen. Gewöhnlich unterschätzt man die wichtige Rolle der arabischen Litteratur und noch mehr den ungeheuren Einfluß arabischer Cultur auf die afrikanische Bevölkerung, vor Allem die Bantuneger der Ostküste. Erwägen wir die Möglichkeit, daß ein und derselbe Märchenkern einmal längs der muhammedanischen Nordküste Afrikas durch Spanien, dessen Volkskunde leider so im Argen liegt, nach Frankreich, Deutschland u. s. w. drang und sich mit jener wunderbaren Schnelligkeit verbreitete, die uns an diesen Lieblingen des Volkes in Erstaunen setzt, und gleichzeitig auch mit andern Dichtungen zu jenen Negerstämmen gelangte, so ist es wohl erklärlich, wenn wir ein Räthselmärchen der Suaheli etwa im fernen Mecklenburg wiederfinden, von allen dazwischen auftretenden Versionen ganz abgesehen. Den Beweis liefert eine Nummer des vortrefflichen Bandes von Märchen und Erzählungen der Suaheli, die der Lehrer des Suaheli am Seminar für orientalische Sprachen zu Berlin C. Velten in stilgerechten Uebersetzungen nach den früher schon veröffentlichten Originalen herausgegeben hat*). Da heißt es etwa: „Es zog ein Mann aus auf Reisen. Als er an einen Weg kam, war da ein Baum mit vielen Vögeln. Er sprach: ‚Friede sei mit Euch, ihr hundert Vögel.‘ Jene Vögel erwiderten den Gruß und sagten: ‚Wir sind nicht völlig hundert; wir brauchen noch dieselbe Anzahl wie wir und die Hälfte von uns, und ein Viertel von uns, und wenn Du dann noch hinzutrittst, dann wird das Hundert voll sein.‘ Nämlich die da auf dem Baum saßen, das waren sechsund-

*) Verlag von W. Spemann in Stuttgart und Berlin. 1898.

dreißig Vögel, dazu 36 und 18 und 9 und der, der ihnen den Gruß entbot, macht hundert.'" Und in Mecklenburg heißt es: „De Voß*) de kiekt na'n Gos'stall**) rin und secht: guten Tag, ihr hundert Gänselein! Ne, secht de Gant***), noch mal so väl, un denn noch halb mal so väl, un denn noch virtel mal so väl, und Du Voß ok noch to, denn sünd dat hunnert. Woväl Gos' wiern in'n Stall?" (36.)

Es ist recht bezeichnend, daß man in Deutschland den Fuchs als neugierigen, wohl auch auf die fetten Gänslein etwas lüsternen Frager eingeführt hat: die ganze Scene hat dadurch etwas Lebendigeres erhalten. Der Neger liebt es, trotz aller Localfarbe, die er als echter Natursohn dem überlieferten Stoffe verleiht, dem Gegenstande eine geweihte Allgemeingiltigkeit zu verleihen. So berichtet er denn blos von einem Reisenden. Einen Fuchs hätte er kaum einführen können, zum mindesten nicht mit dem Beigeschmack des Listigen, wie denn bei uns die Erwähnung des Fuchses ihn hervorruft; denn die Stelle unseres Reineke vertritt bei den Suaheli, ja bei den Negern überhaupt, der Hase. Dem wilden, gefräßigen, aber dummen Wolfe entspricht bei ihnen die Hyäne. Naturvölker lieben ja die Thierfabel; gleichsam als Vorübung dramatischer Darstellung legen sie den Thieren charakteristische Handlungen und Reden bei, wie sie dem scharf ausgeprägten Wesen jedes einzelnen entsprechen. Nicht immer sind diese Naturbeobachtungen stichhaltig. Die äußere Erscheinung verbindet sich mit gewissen Vorstellungen physiognomischer Art zu falschen Bildern von der Seele der Thiere. So hält man den Hasen für schlau, weil er große, kluge Augen hat und beständig den Mund, wie zum Sprechen, bewegt. Als Gesandter des Löwen, des Königs der Thiere, macht er sich unbequem und rettet sich vor Strafe, indem er ihm in einem Brunnen sein Spiegelbild zeigt; der Löwe will sein Ebenbild angreifen und ertrinkt. Oder er schwindelt auf einer Reise der Hyäne die gemeinsame Wegzehrung ab. Feigheit, Dummheit, Eitelkeit lassen diese immer den Kürzeren ziehen. So spielt sie denn auch die Rolle unserer Krähe in der Fabel, indem sie ein gehörntes Thier tödtet, sein Geweih aufsetzt und sich so zu einer Versammlung der gehörnten Thiere begiebt, um an dem Festmahle theilzunehmen. Doch schmelzt die Sonne das Wachs, mit dem die falschen Hörner angeklebt sind, und sie wird mit Schimpf und Schande davongejagt.

Ein kluges Thier überwindet ein starkes — List ist über Gewalt, wie Gewalt vor Recht geht; das ist es, was so viele Thierfabeln predigen. Ein Affe schließt mit einem Leoparden Freundschaft. Der schlaue Affe, der für seinen mächtigen Beschützer einen Baum erklettern muß, um nach

*) Fuchs.
**) Gänsestall.
***) Gänserich.

Feinden auszuschauen, sieht, wie der Leoparde gierig ein paar Blutstropfen, die dem kühnen Kletterer entfallen, aufleckt und ruft herab: „Ich habe mich nach allen Seiten umgeschaut, ich habe nichts Feindliches bemerkt; aber von unten, vom Baume her, droht Gefahr, dort sieht's kriegerisch aus."

Diese Antwort ist echt orientalisch — bildlich. Noch stärker tritt dies hervor, wenn eine Frau ihren Mann vor zwei Kriegsschaaren der Feinde warnt, die im Gebirge von unten und oben gegen ihn heranziehen: „He Du, wenn eine Spinne baut, wo pflegt sie hinauszukommen?" Der Mann spricht: „Sie baut oben und unten hin," weicht nach der Mitte aus und wird gerettet.

Freilich ist es nicht immer gerathen, den Rath einer Frau zu befolgen, auch wenn er gut erscheint. Diese Regel ertheilte ein Häuptling seinen Unterthanen. Einer von ihnen will auf einem Spaziergange seiner Frau Datteln pflücken, wird von ihr gewarnt, einen morschen Zweig zu besteigen, befolgt aber, den Worten des Sultans gemäß, ihren Rath nicht, fällt zu Boden und liegt ohne Bewußtsein dort. Die herbeieilenden Wächter halten ihn für todt und nehmen die Frau zur Strafe für den Dattelbiebstahl mit fort, während der Mann entkommt.

Hier hat die Frau, freilich in guter Absicht, einen Rath ertheilt, der nur durch die Umstände verhängnißvoll ist. Für den ersten Augenblick hatte sie entschieden Recht, das Weitersehen aber, das Ueberschauen der Folgen ihres Rathes ist ihr als Frau nicht gegeben. Sie ist übrigens eine der besten ihres Geschlechtes. Im Allgemeinen ist die Frau im Märchen des Suaheli ein selbstsüchtiges, dummschlaues, gieriges und wollüstiges Geschöpf, die es mit dem jungen Freier um seiner Gestalt, mit dem alten um seines Geldes willen hält. Sie nimmt es mit drei Männern auf, die sie schließlich alle als Dummköpfe zum Besten hat. Einen Weisen verführt sie zum Liebesgenusse, indem sie sich krank stellt, ihn als Arzt rufen läßt und ihm einen berauschenden Trank beibringt. Und ein kluger Greis sagt aus, daß, so gut wie im Hause des Faulen immer Hungersnoth und in dem des Greises immer Krankheit herrschte, auch in einem Hause, wo zwei Weiber wären, der Krieg nicht aufhörte. Dabei ist sie in der Regel gelehrter als der Mann, sie studirt den Koran und die Zauberbücher, sie erkennt darin, daß der arme Häuptlingssohn sie liebt, kommt auch auf Schleichwegen zu ihm und genießt seine Liebe, die Heirath aber schlägt sie ihm, seiner Armuth wegen, rundweg ab. Als er aber in der Ferne sein Glück gemacht hat und als reicher Sultan heimkommt, läuft sie ihm nach und entgeht kaum einer schimpflichen Abweisung. Eine Andere wird durch ihren Geliebten und seine beiden Brüder mit übernatürlichen Mitteln vom Tode erweckt, um dann — den reichen Vater der drei Brüder zu heirathen. Hingebende Liebe und Treue ist äußerst selten, und wo sie der Lockung zum Ehebruche widersteht, ist das Weib meist nur deshalb treu, weil der in Aussicht stehende Lohn zu gering ist. Erst im Alter, wenn die Leiden-

schaften verraucht sind, treten die besseren Eigenschaften der Frau zu Tage. Vor Allem ihr Mitleid zeigt sich dann, sie hilft dem Unglücklichen, aber bezeichnenderweise meist wieder in Liebeshändeln. Ihre Schwatzhaftigkeit freilich bleibt bis in's höchste Alter gleich groß, und eine Greisin bringt ihren Pflegesohn, den sie über Alles liebt, dadurch in Gefahr, daß sie sich nicht enthalten kann, alle seine Träume dem Sultan zu hinterbringen.

Diese pessimistische Zeichnung der Frau ist natürlich nicht so sehr den Naturvölkern eigen, als den islamitischen Arabern, deren Cultur überhaupt den Hintergrund für die meisten dieser Märchen abgiebt. Wenn die auftretenden Seefahrer Portugiesen sind — woher sollte ihr Name zu den Suahelinegern gedrungen sein, als von Arabien? Auch mancher Aberglaube, manche Schicklichkeitsregel weist auf den semitischen Orient. Der Mann, der gewettet hat, er könne noch spielen wie die Kinder, verliert seine Wette: „Dann aber sah er, wie die Kinder ihre Gewänder ablegten und alle nackt gingen; er konnte jedoch seine Kleider nicht ausziehen, denn er war doch ein erwachsener Mann. Er war überwunden und zahlte die hundert Thaler." Weniger ängstlich nimmt man es bei der Frau. Ohne Weiteres muß sie vor dem Richter ihre Hülle fallen lassen, um ihren Zustand zu offenbaren. Und die vornehme Tochter des Suahelihäuptlings geht zwar gewöhnlich nach arabischer Sitte voll bekleidet einher, wenn es ihr aber darauf ankommt, ihrem Partner im Schachspiel, dem Vessier ihres Vaters, die Sinne zu verwirren, so scheut sie sich nicht, ein Kleid nach der Mode der Suaheli anzuziehen, d. h. ein bloßes Lendentuch, und auch dies läßt sie am anderen Tage fort und erscheint, nur mit einer Perlenschnur um die Hüften versehen.

Was die Charakteristik anlangt, so ist sie weit entfernt, individuell zu verfahren, was ja auch gar nicht im Sinne des Märchens liegt. Typen treten auf, — die Frauen haben wir schon kennen gelernt, — wir sehen etwa den Reichen hartherzig und weichlich, den Armen gutmüthig und stark. Unter den männlichen Charakteren tritt höchstens noch, nach echt orientalischer Weise, der kluge Richter hervor. Seine Klugheit äußert sich eben meist darin, daß er, wie der König Salomo, nicht blos ein tüchtiger Rechtsgelehrter, sondern vor Allem auch ein großer Menschen- und Herzenskenner ist, der auch mit den Lebensgewohnheiten seiner Untergebenen vertraut sein muß. Eine Sklavin wird dadurch von der Freien unterschieden, daß sie ihr Essen auch im Dunkeln findet, während die vornehme Dame sich gar nicht zu helfen weiß. Eine Geschichte aber ist deshalb besonders merkwürdig, weil sie einem weit verbreiteten Märchentypus angehört, den unser Chamisso in russischer Form kennen gelernt und in dem Gedicht vom „Urtheil des Schemjáka" verarbeitet hat. Die Suaheli erzählen von einem Manne Namens Muhemedi, der sich, gleichzeitig mit einem Vetter, eine Ziege kauft. Jener bringt ihm nun, als die beiden Ziegen geschlachtet sind, den Kopf der seinigen und sagt: „Ich gebe Dir den Kopf meiner

Ziege, gieb Du mir den Deinigen." In der Meinung, daß es sich um den Kopf seiner Ziege gehandelt habe, willigt Muhemedi ein, Jener aber steht ihm nach dem Leben und verlangt sein eignes Haupt. Da Muhemedi dies Verlangen zurückweist, also dem Wortlaut der Abmachung nicht nachkommt, so fordert ihn der Andere vor den Richter Ediri („Gerechtigkeit"). Unterwegs hat er das Unglück, von einem Cocosbaum, den er ersteigt, um sich zu stärken, herabzustürzen und im Falle eine alte Frau zu erschlagen. Deren Sohn schließt sich nun den Beiden an, um ebenfalls vor dem Richter Sühne zu verlangen. Dazu kommt schließlich noch ein Mann, dessen Frau Muhemedi nach dem Aberglauben der Suaheli durch den Geruch eines Huhnes, das er sich bereitet, um ihre Schwangerschaft bringt. Der Richter versucht zunächst, die Ankläger durch Anerbieten eines Sühngeldes zu beruhigen, doch vergeblich, sie alle dringen auf Muhemedis Tod. Da entscheidet denn Ediri, daß der Vetter des Angeklagten diesem den Kopf nehmen solle, ihm aber bei Todesstrafe nicht die Seele nehmen dürfe. Beschämt muß er von dannen ziehen. Man sieht, daß hier das Shylockmotiv vorliegt. Dem Zweiten wird anheim gestellt, von einer gleich hohen Cocospalme, wie Muhemedi, herabzuspringen und diesen im Fall zu tödten. Da er aber bei diesem Sprunge sein Leben riskirt, so ist er froh, dem Urtheilsspruch zu entkommen, indem er sich schleunigst zur Versöhnung herbeiläßt. Dem Dritten giebt Ediri dadurch Recht, daß er dem Muhemedi befiehlt, jener Frau wieder zu ihrer Schwangerschaft zu verhelfen. Natürlich ist der Ehemann nichts weniger als einverstanden mit diesem Vorschlag, und Muhemedi geht frei aus.

Wir sahen schon mehrfach Motive, die uns aus den Märchen, Fabeln und Novellen der abendländischen Völker wohlbekannt sind, bei den Suaheli auftauchen. Nur einiges besonders Interessante, dem Kenner der Grimm'schen Märchensammlung besonders Vertraute sei noch herausgehoben. Wenn einmal das liebe Rothkäppchen und seine Großmutter, das andere Mal die sechs Geislein aus dem Bauche des Wolfes lebendig herausgeholt werden, so tödtet im Suahelimärchen ein tapferer Jüngling ein Ungeheuer, das die ganze Bevölkerung eines Ortes, den gestrengen Sultan nicht ausgenommen, verspeist hat, und die ganze Gesellschaft spaziert wohlbehalten aus dem Versteck hervor. Derselbe Prinz findet ein Haar, das ihn in solche Liebesgluth versetzt, daß er die Jungfrau, der es gehört, um jeden Preis besitzen muß — ein uralter Märchenzug, der schon in einer wundervollen Stelle unseres mittelhochdeutschen „Tristan" von Gottfried von Straßburg auftaucht. Da sieht der König Marke, wie ein Paar Tauben über's Meer geflogen kommen und ein herrliches Mädchenhaar fallen lassen, und er entschließt sich, die zu heirathen, der dies Haar gehöre. In einem andern Märchen ziehen drei Brüder aus, um für ihren in schwerer Lebensgefahr schwebenden Vater die Trommel mit dem siebenfachen Klang zu holen, das einzige Mittel, das ihn retten kann; der Jüngste, der sich in

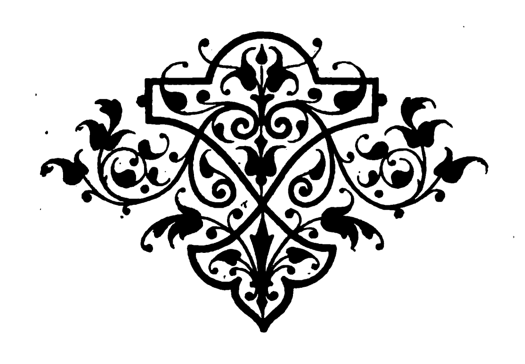
ernster Sorge um das Leben seines Vaters abmüht und das Kleinod unter großen Gefahren erringt, wird unterwegs von seinen Brüdern in's Wasser geworfen, seines Schutzes beraubt und nur durch übernatürliche Hilfe gerettet und seiner Belohnung theilhaftig — ist das nicht das Märchen von den drei Königssöhnen, die ausziehen, um für ihren kranken Vater das „Wasser des Lebens" zu holen? Dazu kommt, daß überhaupt der „beste Jüngste" eine typische Gestalt unserer europäischen Volksmärchen ist. Und weiter — in demselben Märchen wird der Held von einer gutmüthigen Alten vor den Hütern der Zaubertrommel, den bösen Geistern, versteckt; sie aber wittern ihn und sprechen: „Warum ist hier ein anderer Geruch im Hause? Vielleicht hast Du Jemand versteckt? Ist ein Menschenkind hierhergekommen in dieses Haus?" u. s. w. Wem fiele dabei nicht das Däumlingsmärchen ein? Aber auch die dankbaren Thiere unserer Märchen treten auf, die dem Helden, der sie aus Edelmuth einmal aus schwerer Gefahr errettete, in unangenehmen Verhältnissen Hilfe bringen, etwa als Ameisen Getreidearten auseinandersuchen, wie schon im antiken Märchen von Amor und Psyche, woraus im „Aschenbrödel" mitleidige Tauben wurden, oder als sprechende Thiere ihren Rath ertheilen. So helfen denn auch bei den Suaheli die Fische einem unglücklichen Liebenden, der sie immer fleißig gefüttert hat, indem sie ihm verrathen, wie die Proben der Weisheit zu lösen seien, die seinem mit Dummheit reich gesegneten Häuptling aufgelegt werden. Auf diesem Wege bekommt er dann die geliebte Tochter dieses Häuptlings zur Frau.

Diese Proben werden genügen. Der Stil und die Composition sind natürlich nach einer Uebersetzung nicht gut zu beurtheilen. Dennoch hat Velden das Orientalische oft deutlich hervorklingen lassen. Mit Einleitungen hält man sich selten auf, doch heißt es etwa: „Nunmehr folgt eine Geschichte, die wir schon von unseren Vorfahren gehört hatten." Eher sind Schlüsse beliebt: „Das ist mein Bericht über diese Erzählung, sie hat einen tiefen Sinn." Uebrigens bringt der Schluß nicht immer die Pointe, ja, bei mancher Erzählung kann man solche überhaupt nicht finden. Auch im Innern der Märchen ist die Motivirung, vor Allem die seelische, recht dürftig. In das Herz der handelnden Personen schauen wir selten; was sie denken, das sagen sie, wie denn das Wort „denken" in diesen Erzählungen überhaupt selten ist. Mit köstlicher Naivität wird von einer Katze erzählt, die eine unvorsichtige Hausfrau zur Wächterin ihrer Bratfische macht. Natürlich läuft der Katze das Wasser im Munde zusammen: „Schließlich sprach sie: ‚Ich werde sie essen.' Als die Frau erwachte, entdeckte sie, daß in dem Topf nichts mehr drin war." Es ist also nicht die Handlung des Fressens selbst erzählt, sondern ihre Vorbereitung und ihre Wirkung, und die seelische Voraussetzung ist wieder in Rede aufgelöst. Wer die europäische Volkspoesie genauer kennt, weiß, daß diese Darstellungsweise mehr die des Volksliedes, als des Märchens ist. Beides fließt bei

den Naturvölkern noch mehr in einander über. Uebrigens ist auch das Märchen nicht die einzige Dichtungsgattung, die der Suaheli mit Vorliebe pflegt. Neben den eben erwähnten Rechenaufgaben theilt Seidel*) auch Sprichwörter mit.

Wie weit die Suaheli die arabischen Märchen in ihr nationales Gewand gekleidet und sie sich zum Eigenthum gemacht haben, ist schwer zu sagen, da wir ja nicht wissen, in welcher Form sie die Originale zu hören bekamen. Vielleicht bringt jetzt manches deutsche Märchen zu den Suaheli in Deutsch-Ostafrika. Wie „Aladdin und die Wunderlampe" im Norden unseres Vaterlandes „verpommert" vorkommt, so werden sie vielleicht einmal unser Rothkäppchen „vernegern". Der glückliche Forscher späterer Tage wird dann reiches Material haben, um die eigensten Gänge ihres Geistes zu erkennen — ein Gewinn für die Völkerpsychologie überhaupt.

*) Geschichten und Lieder der Afrikaner. 1896.





Dr. Clark, der angebliche Landesverräther.

Persönliche Erinnerungen.

Von

Karl Blind.

— London. —



Den Feinden der südafrikanischen Freistaaten, die jetzt zu englischen Kron-Ansiedlungen herabgedrückt werden sollen, ist Niemand verhaßter, als Dr. Gavin B. Clark, der bisherige Vertreter der schottischen Grafschaft Caithneß im Unterhause und ehemalige Consul der Transvaal-Republik. Man ließ ihn an mehreren Orten seines Wahlbezirkes gewissermaßen Spießruthen laufen, und er mußte sich vor versuchten Gewaltthätigkeiten flüchten.

Eine vorläufige Antwort auf diese Pöbelhetze hat er durch Veröffentlichung eines kleinen Werkes gegeben: „Der amtliche Schriftwechsel zwischen den Regierungen von Großbritannien, der Südafrikanischen Republik und dem Oranje-Freistaat.“ In hundert Seiten giebt das Buch alle hauptsächlichen, auf die Verhandlungen vor dem Kriege bezüglichen Urkunden. Wer daraus nicht erkennt oder nicht erkennen will, wie planmäßig die Regierung zu Pretoria durch Herrn Chamberlain zum Ziehen des Schwertes gezwungen wurde, dem ist nicht zu helfen.

Wegen eines in Pretoria gefundenen Briefes soll Dr. Clark jetzt zum Hoch- und Landesverräther gestempelt werden. Freilich geschieht das nur in der gegen ihn wüthenden „Jingo“-Presse. Einen Richter Jeffreys, den man so eben auf der Londoner Bühne in „Nell Gwyn“-Schauspielen am mörderischen Bubenwerke sieht, giebt es glücklicher Weise heute in England nicht. Hier sei eines höchst bemerkenswerthen Umstandes erwähnt, der auf die Berechtigung der Regierung zu Pretoria, das Ultimatum vom 9. October v. J. zu erlassen, volles Schlaglicht wirft.

Es ist bei den Prüfungen der Rechtsbeflissenen an englischen Hochschulen eine stehende Gewohnheit, auch Fragen über schwebende, das Völkerrecht betreffende Tagesangelegenheiten an sie zu richten. Diesmal wurde in Oxford die Frage jener Schlußaufforderung vom 9. October 1899 mit hereingezogen. Einstimmig erklärten da die Studenten: „Das Ultimatum sei vollkommen gerechtfertigt gewesen, weil es vom Gesichtspunkte des Völkerrechtes keinen denkbar stärkeren Grund zur Kriegserklärung (casus belli) gebe, als das Anhäufen von Streitkräften des Gegners an der Grenze mit feindlicher Absicht." Der mit der Prüfung betraute Rechtslehrer, der den Vorfall berichtet, erachtet die Antworten der jungen Leute als unwiderleglich und als einen Beweis ihrer Gewissenhaftigkeit in öffentlichen Rechtsfragen.

Gleichwie der conservative Geheime Justizrath (Queen's Counsel") Sir Eduard Clarke, hat der denselben Titel führende Lord Coleridge, der Sohn des berühmten verstorbenen Lord-Oberrichters, seine Ueberzeugung dahin ausgesprochen: es habe weder der Vertrag von 1884, noch selbst der von 1881, der englischen Regierung das geringste Recht ertheilt, sich in die inneren Angelegenheiten von Transvaal mit Gewalt einzumischen. Bekanntlich hat Chamberlain selbst dies noch 1896, nach dem Jameson'schen Freibeuterzuge, in den schärfsten Worten anerkannt. Man weiß, welche Einflüsse ihn nachträglich bewogen, eine plötzliche Umkehr zu vollziehen und einen Krieg herbeizuführen, gegen den er damals auf's Dringendste gewarnt und den er als eine die schwersten Gefahren für Englands Zukunft in sich bergende, grundverwerfliche Unternehmung bezeichnet hatte.

Aus dieser Schilderung ergiebt sich eigentlich schon, wo der wirkliche „Landesverrath" gesucht werden könnte. Was nun Dr. Clark betrifft, mit dem ich seit bald zwanzig Jahren bekannt und befreundet bin, so mögen die folgenden Thatsachen für sich sprechen.

Ich lernte ihn zuerst kennen, als hier ein „Ausschuß für die Unabhängigkeit von Transvaal" gegründet wurde. Das war vor der Schlacht am Madschuba-Hügel. Gladstone, der 1880 der Führer der Opposition gewesen, hatte sich auf's Klarste für das Recht der Buren auf Wiederherstellung der unter Disraelis Ministerium 1877 durch plötzliche Ueberrennung gestürzten Republik ausgesprochen. Bald darauf gelangte Gladstone an die Premierschaft. Da sein Wort nicht eingelöst wurde, so griffen die Bürger von Transvaal zu den Waffen. Jener Ausschuß sollte in London die Bewegung zu Gunsten des gekränkten Volksrechtes leiten.

In der ersten Sitzung unseres Ausschusses führte der greise Sir Charles Trevelyan, der frühere Statthalter von Madras und Finanzminister von Indien, den Vorsitz. Er ist der Vater des bekannten ehemaligen Parlamentsmitgliedes und Geschichtschreibers Sir George Trevelyan, den wir vor zwei Jahren als einen liebenswürdigen Mann auf seinem schönen Landsitze in Northumberland kennen lernten.

Der Südafrikanischen Republik war, nach ihrem gewaltsamen Anschlusse an die englischen Kron-Besitzungen, der Name „Transvaal-Gebiet“ beigelegt worden. Ich beantragte gleich in der ersten Sitzung: es sei die Unabhängigkeit des Landes unter dem alten Namen der „Südafrikanischen Republik“ wiederherzustellen. Da warnte Sir Charles Trevelyan ängstlich, man möge nicht zu weit gehen; es könne sonst für die Ausschuß-Mitglieder persönlich große Gefahr entstehen. Dr. Clark sprach sich über den genannten Punkt sehr vorsichtig, schwankend, ja fast ablehnend aus. Auch andere Mitglieder schienen unentschlossen. Ich beharrte bei meiner Ansicht, mit dem Bemerken, daß nur die unbedingte Wiederherstellung der Republik künftigen Reibungen vorbeugen könne.

Sir Charles Trevelyan erschien schon bei der zweiten Sitzung nicht mehr. Der von mir gestellte Antrag wurde indessen nachträglich insofern angenommen, als in den von dem Ausschusse erlassenen Schriftstücken der Ausdruck „Südafrikanische Republik“ gebraucht wurde.

So geschah es auch in der von mir entworfenen „Internationalen Zuschrift“, die von den hervorragendsten Männern der Wissenschaft, von Schriftstellern, Denkern, Dichtern, Volkswirthen und Parlamentsmitgliedern der Niederlande, Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Frankreichs, Italiens u. s. w. unterzeichnet wurde, und die ich mit einem Begleitschreiben an den Cabinetsminister John Bright übersandte. Er antwortete darauf in befriedigendster Weise. Bald nachher wurde der Vertrag von 1881 abgeschlossen. In ihm war jedoch, anstatt der bisherigen Bezeichnung „Transvaal-Gebiet“ nur von einem „Transvaal-Staate“ die Rede, und Englands Oberhoheit („Suzerainty“) wurde vorbehalten.

Dr. Clark trat später als Abgeordneter an Stelle des mir ebenfalls befreundeten Sir Tolemache Sinclair, des Schloßherrn von Thurso, der im Kriege von 1870—71 so tapfer in der „Times“ für Deutschland eintrat und auch auf deutscher Seite bei der Pflege der Verwundeten und Kranken auf den Schlachtfeldern in Frankreich gute Dienste leistete, in's Unterhaus ein. Für Verbesserungen der Bodengesetzgebung zu Gunsten der Kleinpächter in den schottischen Hochlanden wirkte Dr. Clark mit Eifer. Oft traf ich mit ihm in der „Londoner Schiedsgerichts- und Friedens-Gesellschaft“ als Mitglied des Vollzugs-Ausschusses zusammen; ebenso in anderen politischen Vereinen fortschrittlicher Art.

In der Schiedsgerichts- und Friedens-Gesellschaft hatten wir, bis zu meinem endlichen Austritte, heiße Kämpfe gegen diejenigen zu bestehen, die unablässig bei den Jahresversammlungen eine „elsässisch-lothringische Frage“ auf die Tagesordnung zu bringen suchten. Zusammen mit Dr. Clark und einigen Anderen gelang es mir, dies zu verhindern, bis zuletzt das Auftauchen russenfreundlicher Bestrebungen in jener Gesellschaft meine Geduld erschöpfte und ich austrat.

Im Vertrage von 1884 wurde endlich der Name der Südafrikanischen Republik wieder hergestellt und die Oberhoheit der englischen Krone gestrichen. Während der, viele Monate (von 1883—1884) andauernden diplomatischen Verhandlungen war der erneuerte Transvaal-Ausschuß abermals thätig gewesen. Mit dem Präsidenten Krüger, dem General Smit (dem Sieger am Madschuba-Hügel) und dem Unterrichts-Minister Du Toit, die nach Abschluß des Vertrages auch Berlin besuchten, war ich damals oft zusammen; unter Anderem zu Tisch bei Dr. Clark. Auch Jonkheer van Blokland war zugegen, der nachher in Holland und anderen Staaten die Südafrikanische Republik als Consul vertrat.

Dr. Clark ist „Teetotaller". Kein geistiges Getränk erschien bei ihm auf der Tafel. Der Präsident Krüger litt darunter ohne Zweifel nicht. Auch er gilt als Teetotaller, und er trank seine Milch bei Tisch mit Behagen. Diese Mischung von Milch mit Fleisch, Gemüse und süßen Speisen dünkte mir allerdings gesundheitswidrig; allein Jeder hat seinen eigenen Geschmack.

In London übernahm Dr. Clark das Consulat für die wiederhergestellte Südafrikanische Republik; doch ohne Gehalt. Daß im Vertrage von 1884 der bekannte Abschnitt IV, die Verträge der Republik mit Fremdmächten betreffend, stehen geblieben war, hatte ich vorher bei unseren vertraulichen Unterredungen als einen schlimmen Fehler getadelt. Ich sprach meine Ueberzeugung aus, man werde in England daraus wieder Oberhoheitsrechte zu begründen suchen, trotz der Streichung der „Suzeränetät". Man entgegnete mir: Die Sache sei unbedeutend; die Republik werde mit Fremdmächten wenig zu thun haben; man wolle das Erreichte nicht nach all den langen Verhandlungen auf's Spiel setzen u. dgl. m. Ich wiederholte indessen meine Warnung noch eine halbe Stunde vor Unterzeichnung des Vertrages, als mir im Gasthofe der Transvaal-Abordnung der englische und holländische Text des Vertrages mitgetheilt wurde. Die späteren Ereignisse haben gezeigt, daß die Warnung wohl am Platze war.

Im Namen der Abordnung übersandte mir der Minister Du Toit vor ihrer Abreise ein ehrendes Dankesschreiben für alle geschehenen Bemühungen. Die Hoffnung war darin ausgesprochen, daß der jungen Republik auch in Zukunft die gleiche Obsorge meinerseits zu Theil werden würde.

Erstaunt war ich nun, als eines Tages in der „Times" ein Schreiben von Dr. Clark erschien, worin er, obwohl Consul der Republik, einer Verbündung von ganz Süd-Afrika, einschließlich Transvaals und des Oranje-Freistaates, unter britischer Flagge das Wort redete. So äußerte sich der Mann, den man heute zum Landesverräther stempeln möchte! Selbstverständlich konnte ich mit ihm in diesem Punkte nicht übereinstimmen, und ich gab meine gegnerische Meinung zu erkennen.

An Dr. Clarks Stelle wurde später Herr Montagu White als Berufs-Consul ernannt. Er ist Engländer von Geburt, aber Bürger von

Transvaal geworden. Mit ihm habe ich ebenfalls freundschaftlich öfters verkehrt. Als die Sturmwolken im vorigen Jahre am politischen Gesichtskreise erschienen, bemühte sich Dr. Clark durch öffentliche Reden für Erhaltung des Friedens, so zum Beispiel bei der auf dem Trafalgar Square unter freiem Himmel angesagten Massenversammlung, bei der ich ebenfalls zugegen war, und wo es mit dem Gebrüll eines erkauften Janhagels, mit Stein- und Messerwerfen so schlimm zuging, daß die Versammlung gesprengt wurde.

Abermals wurde der Transvaal-Ausschuß erneuert. Hier zeigte sich Dr. Clark zum dritten Male übergemäßigt, ja, auffallend bereit, Herrn Chamberlain entgegenzukommen, obwohl es auf der Hand lag, daß dieser, nach jedem erlangten Zugeständnisse, immer wieder höhere Forderungen stellen würde und es ihm lediglich darauf ankam, die Regierung zu Pretoria zum Ziehen des Schwertes zu reizen und zu zwingen.

Ich konnte mir Dr. Clarks Haltung nicht erklären und führte sowohl mit dem Transvaal-Ausschusse, in den ich wieder eingetreten war, als auch mit Dr. Clark Briefwechsel darüber. Der Ausschuß erklärte sich als nicht verantwortlich für das, was ein Mitglied außerhalb der Sitzungen als Redner sage. Die Antworten des mir befreundeten Mannes waren indessen nicht befriedigend. Und da er doch die Seele des Ausschusses schien, so zeigte ich meinen Austritt an und veröffentlichte in einer Reihe englischer und amerikanischer Monatsschriften Abhandlungen der entschiedensten Art gegen die Chamberlain'sche Politik.

Seitdem ist festgestellt worden, daß Dr. Clark damals wiederholt vertrauliche Unterredungen mit Chamberlain gehabt hatte, dem er von der Zeit seiner Bewerbung um einen Abgeordnetensitz in Caithneß her verpflichtet war. Diese Unterredungen konnten zu keinem Ziele führen, da Chamberlain — wie ich dies zu Dr. Clark von Anfang an ausgesprochen hatte — unbedingt auf den Krieg los arbeitete. Gleichwohl ließ sich Dr. Clark eine Zeit lang beeinflussen und redete einmal den Vorschlägen Chamberlains das Wort, unter abfälligen Bemerkungen über Krüger.

Ganz gemäß seiner stets vorsichtig tastenden Haltung schrieb Dr. Clark in dem vielberufenen Briefe nach Pretoria: „Die Besetzung der Päße durch die Buren würde wohl bei Kriegsausbruch von augenblicklichem Nutzen sein; allein der Einfluß eines solchen Vorgehens auf die Stimmung in England würde schlimme Folgen nach sich ziehen.“ Daß die Päße besetzt werden würden, verstand sich gewiß von selbst, und die betreffende Aeußerung enthielt wahrlich nicht sowohl einen Rath, als vielmehr die Erwähnung einer unausbleiblichen Thatsache. Das ergiebt sich auch aus dem Nachsatze, in welchem gewiß kein Landesverrath, sondern eher eine Abmahnung enthalten ist.

Den freien Bürgern der Republik blieb keine andere Wahl, als vorzudringen, um sich ihrer Unabhängigkeit zu wehren. Einem Wunder gleicht

es, daß eine Bevölkerung, die nicht zahlreicher ist, als die einer englischen Kleinstadt, noch heute der Weltmacht, die eine zehn- oder zwanzigfach größere Streitmacht in's Feld geführt hat, sowohl im Oranje-Freistaat, als auch in der Südafrikanischen Republik, nach einem Jahre des Kampfes noch immer die Spitze bietet — wiederholt sogar in nächster Nähe der Hauptstädte dieser Republiken! Sind da die neuen Ausdrücke: „Die Oranje-Fluß-Ansiedelung" und „Die Transvaal-Ansiedelung", eigentlich am Platz?

England schafft sich in Südafrika ein zweites Irland, bevölkert von einem Volksstamme, der nicht, wie die Iren, englisch spricht, und der zu dem Hasse, den die Mehrzahl der Iren gegen England empfindet, noch eine zähe Ausdauer im Kampfe entwickelt, die dereinst, wenn das Weltreich einmal einen großen Krieg mit wohlgerüsteten Fremdmächten zu bestehen hat, schwer mit ins Gewicht fallen wird. Säen doch die neuesten, alles Völkerrechtes spottenden Verordnungen des Heerführers in Südafrika eine wahre Drachensaat des Ingrimms unter den Niedergezwungenen!

Den Bürgern der beiden Freistaaten liegt gesetzlich die allgemeine Wehrpflicht ob, wenn das Aufgebot an sie ergeht. Folgen sie ihm nicht, so kann ihnen gesetzlich durch ihre Mitbürger der Standrechtstod drohen. Schwören sie aber den durch Lord Roberts von ihnen geforderten Neutralitäts-Eid, so machen sie sich eines strafbaren Verbrechens gegen ihr Vaterland schuldig. Schwören sie ihn nicht, so sollen sie als Kriegsgefangene über Meer nach St. Helena oder Ceylon abgeführt werden. Eine schöne Wahl!

Wo ist je in der Geschichte Gleiches vorgekommen?

Man denke sich die Franzosen oder Russen, oder Beide zusammen, hätten sich Londons und noch eines weiteren Theiles von England bemächtigt; es bestünde in diesem Lande die allgemeine Wehrpflicht; und der Oberbefehlshaber des eingedrungenen Heeres erließe eine solche Verordnung für Leistung eines Neutralitäts-Eides, oder er erklärte gar die Bürger des Vereinigten Königreichs für Unterthanen seines Fürsten!

Hat nicht Chamberlain noch 1896 in amtlichen Schriftstücken die südafrikanische Republik als einen „fremden Staat", eine „Fremdmacht", förmlich anerkannt? Wie? wenn etwa Deutschland, dessen Heer 1871 halb Frankreich besetzt hielt, von den Bürgern des Landes einen Neutralitäts-Eid gefordert oder sie gar zu Unterthanen erklärt hätte? Man braucht die Vergleichung nur zu ziehen, um das Ungeheuerliche der Vorgänge in den südafrikanischen Freistaaten zu empfinden.

Wenn Männer wie Dr. Clark, der jetzt seinen Abgeordnetensitz bei den Neuwahlen verloren hat, und Andere, bald mit mehr, bald mit weniger Entschiedenheit, sich gegen solche Unthat auflehnen, so begehen sie nicht Hoch- oder Landesverrath. Nein, sie handeln lediglich nach den Geboten der Menschlichkeit, des Rechtes und der Gerechtigkeit, die auf's Schmachvollste verletzt zu haben dereinst England — dem wir gewiß nie Unheil, sondern stets nur Wohlergehen angewünscht haben — wahrlich theuer kann zu stehen kommen.



Sulamith.

Eine biblische Novelle.

Von

Gustav Jäger.

— Berlin. —

„Und ewig wird Dein Leiden dauern, Weib!"

— — — — — — — — — — — — —

So schloß der weise Hirtenpatriarch
In heißer Wüste seine Abendpredigt
Und sah gen Westen, wo die Sonne sank,
Ein rother Ball, in rothe Gluth getaucht.
Sein Auge glühte, durch die gelbe Haut
Der magern Wange schimmerte es roth,
Und zornig zitterten die schmalen Lippen
Von seinen Worten noch. Es war ein Weib
Des besten Hirten vor nicht langer Zeit
Zum Nachbarstamm geflohen, denn sie fand
In seinen Zelten ihren Ehebrecher;
Doch floh der Gram mit ihr, sie siecht' und starb
Auf fremder Matte, aber jede Nacht
Umflog ihr Geist wehklagend ihre Sippe,
Und jeden Abend schloß der Patriarch
Mit bittern Worten seine Abendpredigt:
„Und ewig wird Dein Leiden dauern, Weib!"

— — — — — — — — — — — — —

Nachdenkend saß bei den Kameelen noch,
Ob diesen Worten, Sulamith, die Junge,
Und starrte in die Luft. Schien Nachts der Mond
Und traf sein Licht die junge Sulamith,
So zitterte der kalte Strahl, es sah
Das weiße Licht das Urbild reinster Schönheit.

Die Hirten aber, die sich Weisung holten
Von Sulamith, der Patriarchentochter,
Zu täglichen Geschäften, huben an
Zu stammeln und zu stottern, sah ihr Auge
Des Mädchens Auge. Einer freilich, einer
Der braunen Hirten sog die Strahlen auf
Und gab sie der zurück, von der sie kamen.
Es war sein Name Jabal, und sein Vater
Besaß die Königswürde seines Stammes,
Und wie es Sitte, dient er in der Fremde,
Doch seiner Arbeit leuchteten zwei Sonnen,
Des Tags Gestirn und Sulamith, die Junge,
Und schnell verging der schweren Arbeit Zeit.

* * *

Jerusalem. — Es liegt auf seinen Dächern
Die stille Nacht, nur heller Wächterruf
Ertönt zeitweilig in den engen Straßen,
Doch um die Königsburg ertönt kein Laut,
Die Wachen stehen auf den Speer gestützt.
Mit mattem Leuchten schimmert wohl ein Stern
In einem Eisenhelm, ein weißer Burnus
Verräth auch hier und da die ernsten Krieger,
Lautlos und regungslos bewachen sie
Die Mauern Zions, König Davids Burg. —
Der Juden großer König sieht den Tod
An seinem Lager steh'n, es weichet nicht,
Wie sonst, der Tod dem Drohen dieses Königs.
Er steht und harrt, bald kommt der Augenblick,
Den, stärker als der König, Gott bestimmt.
Geduldig wie ein treuer Bote harrt
Der schlichte Tod auf diesen Augenblick. —
Drei Männer weilen noch in dem Gemach,
Der Arzt, der Hohepriester und der Feldherr.
Des Königs Freunde nennen sich die Drei,
Und unversucht blieb immer ihre Freundschaft
Für ihren König, also sind es Freunde.
Dem Lager nahet Malluch jetzt, der Arzt,
Und läßt des Königs Athem seine Hand
Berühren, langsam nickt sein Haupt, er neigt
Zum Ohre Davids sich, er spricht, nun hebt
Die feuchten Augenlider König David.
Der Arzt spricht wieder, winkt dem Feldherrn zu,
Dem Hohenpriester, Beide nahen sich
Dem Lager Davids, Jeder spricht zu ihm,
Der König seufzt. „Es muß sein," drängt der Arzt,
„Die Zeit enteilt, und morgen —" „morgen?" seufzt
Der kranke König, „morgen fühlt Dein Leib
Der Jugend Sonnenkuß zu seinem Heil!"

So lockt der Arzt, der Feldherr nickt, der Priester,
Und seine feuchten Augenlider hebt
Der kranke König. „Ja, er will,“ raunt Malluch,
„Nun eile, Feldherr Kaleb, eile, eile!“
Der Feldherr ging, der König seufzt, dann schläft er.
Es schweigt der Hohepriester und der Arzt.
Die laue Nachtluft hebt des Fensters Teppich,
Unhörbar streift sie Davids heiße Stirn,
Unhörbar kichert auch der schlichte Tod.

* * *

Endlose Wüste. Wie ein grünes Blatt
Erhebt sich die Oase aus dem Sand,
Und weiße Zelte leuchten durch das Grün.
Der Patriarch steht neben seinem Roß
Bereit zum Aufsprung, Waffen trägt sein Leib,
Und seine Hand hält fest des Rosses Haar.
Anstatt des Stabes tragen scharfe Lanzen
Die Hirten, ihre Augen haften fest
Auf ihrem Herrn, gewärtig des Befehls.
Windschnell rollt eine Wolke Wüstenstaub
Dem Lager zu. Es dröhnt und klirrt und blitzt
Aus ihrem Dunst; die Hirten warten stumm,
Stumm harrt der Patriarch. Die Wolke naht,
An der Oase Rand löst sie sich auf,
Und eine kleine Reiterschaar sprengt an.
„Willkommen, Kaleb!“ ruft der Patriarch,
Und Kaleb: „Heil und Königs Gruß Dir, Saphat.
Heil Dir und Deinem Stamm, es segnet Dich
Jehovah! Wo weilt Sulamith, sie wird,
Des Königs Weib noch heute, schmücket sie,
Die Auserwählte meines Herrn und Königs!“
Tief beugt sein weißes Haupt der Patriarch,
Der König will es, also fragt er nicht.
Doch Kaleb greift nach seiner Hand und spricht:
„Schwer krankt der König in Jerusalem.
Wir fürchten Alles, doch ein reines Kind,
Aus edler Zucht, das nie der Städte Luft
In ihren Busen trank, sie rettet ihn,
Wenn sie in Liebe bald sein Lager theilt.
So will es Malluch, Davids größter Arzt.
Heil Dir, ich habe Sulamith erwählt,
Und diese Nacht sieht sie als Königin.
Tragt die Geschenke in ihr Zelt und prüft sie!“ —
Die Feuer prasseln, Lämmer drehen sich
Und junge Zicklein schmorend an dem Spieß.
Auf Schalen häufen sich die Früchte auf,
Und aus den Krügen duftet das Getränk.
Zum Mahl naht Sulamith, Kaleb springt auf:

„Beim ew'gen Gott, das ist die Schönheit selbst!"
Er kniet und küßt den breiten Purpursaum
Am Kleide Sulamiths, des Königs Kleid.
Und Sulamith — —? Wer fragt ein Kind, ein Weib,
Nach seinem Willen. Sulamith erhebt
Ihr schönes Auge; eine Welt voll Glück
Birgt dieses Auge, horch, jetzt spricht sie auch:
„Ich will Dir folgen, Kaleb." Langsam senkt
Das Auge sich. Der feuchte Glanz des Auges,
Er sammelt sich zu einer großen Perle,
Sie zittert an der Wimper, fällt, — das Gras
Verwundert sich, — seit wann fällt Mittags Thau?
Ein schneller Abschied. Eine Hand nur ruht
Ein Weilchen länger in des Mädchens Hand.
„Auch ich bin einmal König," flüstert Jabal.
Zwei Augenpaare suchen sich, umkost
Vom Wüstenwind bewegt sich sacht das Haar
Der beiden Menschen. Jetzt spricht Sulamith
Zwei Worte noch. Zwei böse Worte sind es,
Wenn sie zwei Herzen trennen: „Lebe wohl!"
Windschnell rollt eine Wolke Wüstenstaub
Vom Lager fort, es dröhnt und blitzt aus ihr;
Sie löst sich auf am fernen Horizont,
Doch die Oase liegt in heißer Ruh'.

* * *

Die stille Nacht liegt auf Jerusalem.
Am Lager seines großen Königs steht
Sein großer Arzt und hält den dürren Arm
Des siechen Greises lange Weile schon.
Wie langsam schleicht der träge Purpurstrom
Durch Davids Leib, der Arzt erschrickt und fragt
Den Hohenpriester: „Wo bleibt Kaleb, Freund?
Kaum fühlt mein Finger noch des Kranken Blut,
Er stirbt, kommt Kaleb diese Stunde nicht!"
Noch tönt das angstvoll laut gesprochne Wort,
Als Kaleb eintritt. „Endlich, endlich, Kaleb!"
Ruft Malluch freudig, und sein Auge sucht
Die Jungfrau. „Bei den Frauen ließ ich sie,"
Spricht Kaleb. „Rasend ging der heiße Ritt,
Sie braucht Erholung, Bäder, Salben, Kleider!"
„Was noch!" ruft spöttisch Malluch, „wie sie sprang
Vom Roß in Deinen Arm, so brauch' ich sie!
Will ich ein Mädchen, das nach Bisam riecht,
Geh' ich zum Mäkler. Schnell zur Stelle sei
Dein Wüstenkleinod. Sicher fliegt ihr Puls
Noch wild vom tollen Ritt durch ihren Leib.
Noch trägt ihr Körper jenen wilden Duft
Von Steppenblumen, Schafen, Ziegen, Pferden,

Den ich so schön mir als Arznei gedacht.
Und Puls und Duft und Jugend soll zugleich
Einwirken auf des Kranken stillen Geist,
Aufregend heilsam, also will ich es!"
Und Kaleb ging und brachte Sulamith.
Da stand sie im Gemach, es legt der Arzt
Auf ihre Schulter seine schmale Hand
Und spricht ein leises Wort: „Entkleide Dich."
Gehorsam folgt die Jungfrau. Leise flüstern
Die Männer unter sich, dann zieht der Arzt
Den dunkeln Schleier von der Ampel Licht.
Nun hebt er nochmals seine schmale Hand,
Beschattet seine Augen, sieht — und schweigt.
Es schweigt der Hohepriester und der Feldherr,
Vergaßen sie den König? — Sulamith
Steht nackt im Lichtschein da der goldnen Ampel,
Ganz nackt. — So sah gewiß die Jugend aus,
Da sie vor Zeiten aus des Schöpfers Hand,
Als Eva auf die junge Erde stieg
Und Eden erst zum wahren Eden machte.
Den Kopf neigt Sulamith, ihr langes Haar,
Rothbraun von Farbe, hat sich aufgelöst;
Wie dunkle Gluth umstrahlt es ihren Leib,
Es funkelt, knistert; — floh ein heißer Strahl
Der Wüstensonne in die Königsburg
Und zähmt' erschrocken hier sein grelles Licht?
Des Mädchens Augen starren auf das Bett
Des kranken Königs, welcher Weise löst
Die stumme Sprache dieser Augen auf?
Der zarte Busen wogt in wilder Hast,
Getrieben durch des Herzens tollen Schlag,
Deß dumpfe Töne Niemand unterbricht.
Nur sie erzählen in dem schwülen Raum
Von Allem, was das Mädchenherz verlor,
Begrub, beweinte, trostlos, willenlos.
Ein tiefes Athmen geht durch das Gemach,
Die Männer grübeln, selbst der kühle Arzt,
Starrt länger, als es sein Beruf erlaubt,
Hartnäckig auf die Jungfrau, seine Hand
Umschließt sein Kinn, und langsam nickt sein Haupt. —
Doch unbemerkt hob eine Jünglingshand
Den schweren Teppich an der hohen Thür.
Zwei Augen flammten zu der Jungfrau Leib
Nur einen Augenblick, dann fiel der Vorhang
Unhörbar wieder, und unhörbar ging
Der Sohn und Erbe Davids, Salomo.
In dem Gemach führt Malluch jetzt, der Arzt,
Des Patriarchen Tochter hin zum Bett

Des alten Königs, und er spricht zu ihr:
„Von vielen Tausend bist Du auserlesen
Zum Weibe König Davids, ihm zum Heil,
So hofft sein Reich, Jerusalem und wir.
Jehovah segnet Dich und Deinen Vater,
Und wie in alter Zeit einst Abraham,
Sein Kind gehorsam zum Altare trug,
Als bestes Opfer seines weiten Landes,
Da es sein Gott befahl, so steigst auch Du,
Mit Deines Vaters Willen, als ein Opfer,
Auf den Altar von weichen Purpurkissen,
Den eine Jungfrau nur als Weib verläßt!"
Im Bett liegt Sulamith. Der Feldherr ging,
Der Hohepriester und zuletzt der Arzt,
Nachdem verschleiert er der Ampel Licht.
Drei gingen, dennoch blieben drei zurück,
Der König, Sulamith, der schlichte Tod.
Wer schweigt am tiefsten wohl von diesen Drei?

* * *

Die stille Nacht liegt auf Jerusalem.
Es schwand die Mitternacht, schon funkelt auf
Am dunkeln Himmel hell der Morgenstern,
Da klirrt an einem Mauerstein ein Pfeil,
Das Echo weckt ein langer Wacheruf,
Dem Antwort wird. Zwei Wachen nahen sich.
„Ich sah es deutlich, wie ein Mann erwuchs
Aus jener Mauerzinne, und da schoß ich!"
Erzählt die erste Wache. Beide schreiten
Den weiten Burghof ab zum Mauerrand.
Sie finden nichts. „Du sahst ein Nachtgespenst!"
Raunt sacht der zweite Wächter. Jeder macht
Ein heimlich Zeichen gegen böse Schatten
Und tritt in seinen Winkel. Im Gemach
Des kranken Königs hebt sich Sulamith
Aus einem Traum vom weichen Kissen auf.
Unheimlich deutlich freilich war der Traum,
Sogar das leise Pfeifen hörte sie,
Mit dem sie Jabal in der Wüstenheimat,
Wenn Alles schlief, aus ihrem Zelte lockte
Und mit ihr von der schönen Zukunft sprach
Und gute Nacht ihr sagte, sündenlos.
Da pfeift es wieder leise, — Sulamith
Schrickt auf und sieht — und „Jabal, Jabal" haucht sie.
Er steht vor ihr, sie springt vom Lager auf
Und schwankt und fällt, sanft läßt sie Jabals Arm
Zu Boden gleiten, auf dem hohen Teppich,
Da findet Jabal seine Sulamith,
Heiß saugt sich Mund an Mund in wilder Hast,

Und toll tobt Herz an Herz in dumpfen Tönen.
Nur sie erzählen in dem schwülen Raum,
Wie tiefe Liebe nimmermehr entsagt
Und daß noch keine Trennung Weiten schuf,
Die tiefe Liebe nicht bezwungen hätte. —
Der kranke König schlägt die Augen auf.
Er träumte auch — den letzten Traum — die Jugend
War bei ihm, und als Hirt im Weideland
Erging er sich mit seinem liebsten Mädchen.
Dann ruhten sie im Grase. David lächelt
Und stützt sich mühsam auf den morschen Arm,
Die trüben Augen suchen im Gemach,
Sein Mund will Malluch rufen, doch er schweigt
Und lächelt wieder; süßer, süßer Traum,
Du willst nicht schwinden, wohl, so bleibe noch.
Er sinkt zurück noch lächelnd, glücklich, froh,
Wie einst in ferner, goldner Jugendzeit,
Und da er ein Gesegneter des Herrn,
So scheint es Gott der rechte Augenblick,
Daß er die reine Seele wieder rufe,
Er winkt dem Tod, der Tod erschauert, tief
Beugt sich der Unsichtbare, und sein Hauch
Berührt den großen König David.

* * *

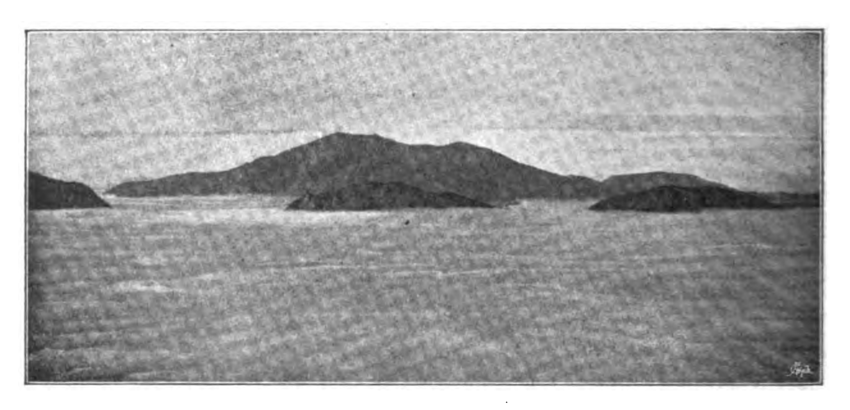
Im Osten tagt es, da hebt Salomo,
Nach ruheloser Nacht den schweren Teppich
Zur Thür des Königszimmers sacht empor.
In grauen Nebel hüllen das Gemach
Der Ampel schwaches Licht und Morgendämmer.
Er späht zum Bett; dort ist es todtenstill,
Doch zittert Doppelathem durch den Raum
Vom Boden zu der dunkeln Decke auf.
Nun sieht er Sulamith, sieht Jabal auch,
Wie auf des Teppichs Blumen Brust an Brust
Im Schlaf die Beiden sich umfangen halten.
Zum Bett des Vaters schreitet Salomo,
Und Davids stilles heit'res Angesicht
Sagt Alles ihm. Still kniet er vor der Leiche,
Ein König, betend vor dem todten König,
Sieht er der eignen Zukunft Herrlichkeit
In dieser Stunde vor dem jungen Blick?
In tiefen Zügen athmet hinter ihm
Die heiße Liebe durch den stillen Raum
Und weckt aus seinem Beten Salomo.
Er tritt zu Sulamith und Jabal hin
Und hält mit sich und der Philosophie
Vor Beider Schlaf ein lautlos Zwiegespräch.
Doch die Philosophie läßt ihn im Stich

Und macht dem ungewollten Neide Platz.
Des jungen Königs Fuß weckt Jabal auf.
Jäh kündet des Erwachten Weheruf,
Daß er des Tages Jammer ganz erfaßt.
Wild rollt sein glühend Auge, kennt er doch
Aus manchem Kriegszug König Davids Sohn.
Nun reicht er Jenem trotzig seine Hand,
„Ich bin ein Königssohn, wie Du," so trotzt er,
„Ich bin ein König," lächelt Salomo;
„In dieser Nacht starb König David, starb,
Indeß sein Weib als Ehebrecherin
In Deinen Armen girrte, schweige, Jabal,
Die Liebe soll auch Dich entschuldigen,
Sie war Dir Führerin in dieser Nacht,
Vor ihr schützt keine Mauer, möge Dich,
So treu wie Liebe, Hoffnung heimgeleiten."
Jabal will sprechen, aber Salomo,
Zeigt schweigend auf den Teppich, Sulamith
Schläft sorglos weiter, wie die Jugend schläft.
„Komm, Jabal," drängt der König, Jabal leert
In diesem Augenblick den vollen Kelch
Der Bitterniß des Lebens langsam aus,
Erspart bleibt ihm kein Tropfen. „Jabal, komm!"
Mahnt Salomo, wild glühen Jabals Augen,
Wie rothe Augen eines Wüstenlöwen,
Der Beute wittert. König Salomo
Bewacht ihn fest. Er spricht zum dritten Mal:
„Komm, Jabal!" Und es tönt wie fernes Grollen
Des Wüstenlöwen, welcher Beute heischt,
Und Jabal geht; ein Löwe weicht dem andern,
Und wieder ruht in hehrem Doppelschweigen
Des Todes und des Schlafes das Gemach.
Doch jetzt weckt Sulamith ein ferner Schrei;
Er traf ihr Herz, und sie fährt jäh empor.
Sie ist allein, — allein, — unheimlich liegt
Im Morgendämmer dort des Königs Bett,
Und drohend spricht zu ihr die Wirklichkeit.
Sie flieht hinaus, und „Jabal, Jabal!" ruft sie.
Der Wandbekleidung bunt durchwirkter Stoff
Verschlingt ihr Jammern, endlos scheint der Weg
Der breiten Gänge, die ihr Fuß durcheilt;
Ein großer Prachtsaal hält sie endlich auf,
Verwirrt, erschöpft und keuchend hält sie sich
Am hohen Bogenfenster, vor ihr liegt
Jerusalem in blauem Morgenduft,
Und frische Luft strömt kühlend auf sie ein.
Sie beugt sich weit hinaus und athmet tief
Und horcht. Ein rauhes Männerlachen schallt

Empor, nun hört sie: „Hollah, Nachtgespenst
Von Fleisch und Blut, Du spukst wohl nimmermehr!“
Sie sieht hinab. Da unten, abgrundtief,
Auf weißen Felsenklippen läuft die Mauer
Der Königsburg. Zwei Wachen sprechen dort
Und deuten lachend auf den scharfen Stein;
Dort liegt ein Mensch, aus seinem Munde fließt
Ein dünnes rothes Bächlein. Sulamith
Starrt unverwandt hinab, die Zeit vergeht,
Sie starrt noch immer, schweigend, thränenlos.
Im Osten glüht der Himmel, Salomo
Fand Sulamith im hohen Königssaal.
„Ist hier der Platz, wo meines Vaters Weib
Nach ärztlichem Beschluß verweilen soll?“
So fragt er jetzt die bleiche Sulamith.
Die Weib gewordne Jungfrau aber sprach:
„Mein Platz ist nicht beim König, nicht bei Dir,
Dess' goldnes Kleid den Königssohn verräth;
Dort unten ist mein Platz, bei jenem Leichnam,
Der lebend Jabal hieß. Wer fragte mich
Mit einer Silbe nur um meinen Willen?
Ich war gehorsam, doch mein junges Herz
Bethörte mich in einer heißen Stunde,
Und ich bereue nicht. Mein armes Hirn,
Es konnte nicht mehr denken, übermüdet,
Von ängstlicher Gedankenjagd erschöpft,
Vergaß es Alles, auch die Pflicht.“ Es schwieg
Die bleiche Sulamith, doch Salomo
Ließ keinen Blick von ihrer weißen Schönheit.
Wollüstig quälte er sie fort, er sprach:
„Ich lasse Alles gelten, doch die Andern,
Die richten anders wie mein junger Kopf,
Denn Du bist eine Ehebrecherin!“
Und Sulamith sank bebend in die Kniee.
Im Osten ging die heil'ge Sonne auf,
Ein goldner Ball, in goldne Gluth getaucht.
Da sah die Wüstenheimat Sulamith,
Sah ihren Vater, hörte seine Worte,
Die bittern Worte seiner Abendpredigt,
Die eine Ehebrecherin verdammten,
Wenn roth im Westen tief die Sonne sank.
Doch in der Nacht umflog der Todten Geist
Wehklagend ihre Sippe. Sulamith
Schrie auf entsetzt, von schwarzer Furcht getrieben,
Ihr nackter Leib erbebte in der Sonne.
Mit seinem goldnen Kleid bedeckte sie
Der junge König, aber ihre Hand
Stieß ihn zurück, da lächelt Salomo

Und spricht: „Ich liebe Dich!“ Doch Sulamith
Starrt aus dem Fenster auf den weißen Felsen.
Und höher steigt die Sonne, jetzt ertönt
Vom heil'gen Zelt Musik und Chor der Priester.
Sanft zieht des frommen Liedes Melodie
Herüber zu der hohen Königsburg,
Und wieder naht der König Sulamith.
Ein feines Lächeln liegt um seinen Mund,
Er kennt die Wirkung eines frommen Liedes,
Es löst des Herzens Qual und stimmt versöhnlich,
Und Sulamith ist noch so jung, er spricht:
„In dieser Nacht, als Jabal bei Dir war,
Starb König David, dessen Weib Du bist
Vor Gott und Menschen, arg wär' der Verdacht,
Der auf ihm ruhte, blieb am Leben Jabal.
Gott wollte seinen Tod, die stille Nacht
Und ich, sonst Niemand weiß von Eurer Sünde.
Er starb als ein Gerechter, aber Dir
Wird Heilung durch die Zeit, denn Du mußt leben
Für Deinen Herrn und König, Salomo.
Nun wähle zwischen mir und jenem Todten!“
Da schien es Sulamith, als hörte sie
Aus weiter Ferne ihres Vaters Worte:
„Und ewig wird Dein Leiden dauern, Weib!“
Ein tiefer Seufzer stieg aus ihrer Brust;
Ihr schönes Antlitz wandte sich zum König
Und prüfte seine Züge; sah ihr Auge
Prophetisch ihres Namens Glorie?
Und langsam, langsam hob sie ihre Hand.
Da reichte seine Hand der junge König
Der bleichen Sulamith, sein Auge fragte
Ihr Auge, hast Du schon gewählt? Da sprach
Die Weib gewordene Jungfrau leise Worte,
Unhörbar fast, melodisch doch, es klang
Wie jener Sang der kranken Nachtigall,
Mit dem für immer sie vom Frühling schied:
„Was will ich thun, ich muß Dich lieben, komm!“
Und seine Herrin küßte Salomo;
Was sie ihm war, besingt das hohe Lied.





Der Schneeberg über dem Wolkenmeere, am Morgen des 15. November 1898.
Aufnahme von Dr. Kostersitz.

Illustrirte Bibliographie.

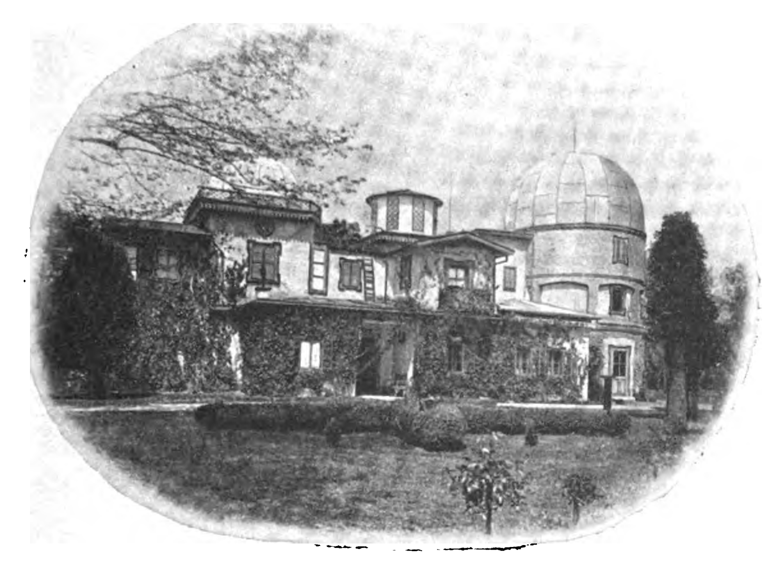
Die Photographie im Dienste der Himmelskunde und die Aufgabe der Bergobservatorien. Von Dr. Carl Kostersitz. Mit 23 Illustrationen und 2 Tafeln in Heliogravüre. Wien, Carl Gerolds Sohn.

In Folge der großen Fortschritte, die in den letzten Jahren in der Technik des Photographirens gemacht worden sind, hat sich die Photographie auf fast allen Forschungsgebieten zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel herausgebildet. Namentlich in der Astronomie sind überraschende Entdeckungen mit Hilfe der Photographie gemacht worden und dürften noch weitere werthvolle Errungenschaften, die sich auf die Ergründung des Baues des Weltalls beziehen, zu erwarten sein. Freilich sind mit der Astrophotographie auch gewisse Schwierigkeiten verknüpft, zu denen in erster Linie die Unruhe der Luft und in Folge dessen das mehr oder minder starke Zittern der einzelnen Bildpunkte gehört; diesem Uebelstand steht indeß der Vortheil gegenüber, daß das photographische Fernrohr mit einer großen Sicherheit und Exactheit arbeitet, wie solche bei persönlicher Beobachtung schwer zu erreichen ist. — Nach einer allgemeinen Besprechung der Photographie im Dienste der Himmelsphotographie, die überhaupt erst durch Einführung der Trockenplatten möglich geworden ist, geht der Verfasser auf die speciellen Gebiete über und erörtert die Photographie der Sonne, der Planeten und Trabanten, der Asteroïden, der Kometen, der Meteore, der Fixsterne, der Sternsysteme und Nebel. Hieran anschließend werden die großen und überraschenden Erfolge der Photographie in Verbindung mit der spectral-analytischen Beobachtung hervorgehoben. Durch die letztere sind hinsichtlich der Feststellung der physischen Constitution der Fixsternsysteme, der Spectraltypen der Fixsterne und der Eigenbewegung der letzteren wesentliche Fortschritte gemacht worden. — Den vom Verfasser Dr. Kostersitz construirten Apparat zur photographischen Aufnahme von Sternschnuppen geben zwei der dieser Besprechung beigefügten Bilder wieder, zu deren Erläuterung wir die zugehörige Beschreibung der Broschüre entnehmen.

Auf drei Stativen, A_1, A_2, A_3 (S. S. 270, Fig. 1 und 2), ist ein Grundbrett B, dessen Stabilität durch ein in C angehängtes Gewicht (einige Ziegelsteine) verstärkt wird, starr befestigt und mittelst einer Libelle horizontal gestellt. Um eine Verticalaxe D horizontal drehbar ist damit, der Polhöhe des Beobachtungsortes entsprechend, ein parallaktischer Zwischentheil E, F, G verbunden, der aus einem horizontalen, auf dem Grundbrette schleifenden Brette und zwei starken, fest mit diesem Brette verschraubten Holzdreiecken

besteht. Auf der Aequatorebene des parallaktischen Zwischentheiles ist ein Brett a fest aufgeschraubt, das die Grundebene für die weitere Anordnung des Apparates bildet.

Auf diesem Brette liegt nämlich, um die Polare H in Rectascension drehbar, das Aequatorbrett b, auf welchem die beiden Camerabretter c_1 und c_2, mit Schlitzführungen in Declination verstellbar, montirt sind. Jedes dieser Bretter trägt zwei, auf den Brettern drehbare Camera I, II, III, IV. Bei dem von Dr. K. verwendeten Apparate war die Camera IV etwas tiefer montirt als in der Zeichnung angegeben, um die Cassetten bequemer wechseln zu können; aus dem gleichen Grunde wurden auch die vier Cameras nicht auseinanderschauend, sondern gegeneinanderschauend montirt. Jede Camera wurde mit einem einfachen Sucher aus Carton für directe Visur versehen (ein solcher in Fig. 2, Camera IV gezeichnet), der auch während der Exposition jeden Augenblick die Controle über die richtige Einstellung, sowie auch die Entscheidung der Frage gestattet, ob ein Meteor durch das Gesichtsfeld eines der vier Apparate gegangen ist.



Astrophysikalisches Observatorium in O'Gyalla (Konkoly-Stiftung).
Aus: Dr. Carl Kostersitz: „Die Photographie im Dienste der Himmelskunde und die Aufgabe der Berg-Observatorien". Wien, Carl Gerolds Sohn.

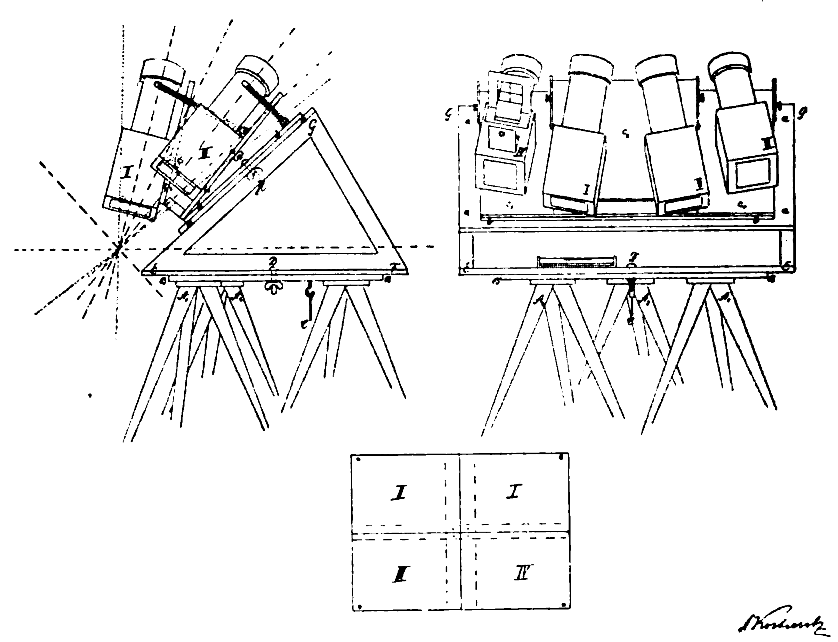
Nachdem das Grundbrett horizontal gestellt und der parallaktische Zwischentheil im Meridian orientirt ist, werden die vier Cameras so eingestellt, daß ihre Bildfelder wie die vier Quadranten eines rechtwinkligen Coordinatensystems aneinanderstoßen, jedoch mit theilweisem Uebergreifen der Ränder. Der Mittelpunkt des zu beobachtenden Feldes muß dann bei den Suchern in den vier inneren, auf den vier Visirscheiben, also in den vier äußeren Ecken der Quadranten erscheinen (Fig. 3). Der Winkel, den die beiden Camerabretter, sowie der Winkel, den die optischen Axen je zweier auf einem Camerabrett montirten Apparate mit einander einschließen, ist gleich dem nutzbaren Bildwinkel der verwendeten Objective, abzüglich der durch das theilweise Uebergreifen der Bilder bewirkten Verminderung und betrug bei den von Dr. Kostersitz verwendeten Voigtländer-Porträtlinsen etwas über 24°, so daß er mit Hilfe dieser Anordnung am Himmel ein Feld bestreichen konnte, das in linearer Ausdehnung einem Gesichtswinkel von rund 50° entsprach.

Eine Serie von je vier Platten (Schleußner) wurde immer je eine halbe Stunde lang gleichzeitig exponirt. War ein Meteor durch das Gesichtsfeld gegangen, so wurden die Objective mit einem, einerseits an der Oberkante des ersten Camerabrettes, anderer-

seits an einem entsprechend langen Stabe befestigten Einstelltuche für einige Secunden verdeckt, so daß in den Strichspuren der bei dem stillstehenden Apparate vorüberziehenden Fixsterne kurze Unterbrechungen entstanden, welche in Verbindung mit den Zeitangaben des Beobachtungsprotokolls eine genaue Bestimmung der scheinbaren Bahn jener Meteore gestatten, deren Spuren sich auf einer Platte eingezeichnet haben.

Trotz der geringen Intensität der im November 1899 beobachteten Meteore gelang Dr. Kosterlitz doch die Aufnahme einiger Sternschnuppen*), ein Erfolg, den er nicht minder der ausgezeichneten Qualität der Voigtländer'schen Objective, wie der zweckmäßigen Anordnung des von ihm construirten Apparates zu danken hat; eines ohne das andere hätte kein Resultat ergeben.**)

Die gut ausgestattete und mit hübschen Abbildungen versehene Broschüre ist die Wiedergabe eines seitens des Verfassers in der Wiener Photographischen Gesellschaft am 13. Februar d. J. gehaltenen Vortrags. Zum Schluß hat der Verfasser 12 Gutachten



Apparat zur photographischen Aufnahme von Dr. Carl Kosterlitz.
Aus: Dr. Carl Kosterlitz: „Die Photographie im Dienste der Himmelskunde und die Aufgabe der Berg-Observatorien". Wien, Carl Gerolds Sohn.

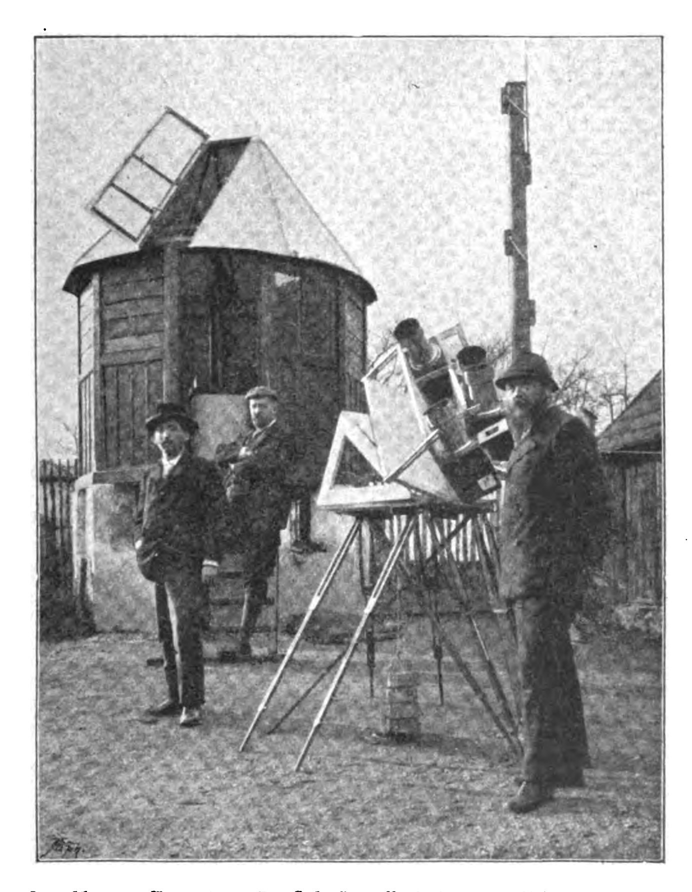
von Fachgelehrten Oesterreichs, Deutschlands und Amerikas über das Project der Errichtung einer Sternwarte auf dem Schneeberg beigefügt. Mit demselben ist er bereits vor zwei Jahren auf Grund eigener Beobachtung und Studien, sowie angeregt durch die großartigen Erfolge der amerikanischen Bergobservatorien, vor die Oeffentlichkeit getreten. —

Die diesem Referat beigegebenen Illustrationen verdanken wir dem freundlichen Entgegenkommen der Photographischen Gesellschaft in Wien, in deren von Regierungsrath L. Schrank herausgegebenem und geleitetem Organ, der „Photographischen Correspondenz" die jetzt als Broschüre vorliegende Abhandlung des Dr. Kosterlitz

*) (Bieliden.)

**) Will man ein noch größeres Feld am Himmel bestreichen, so kann man neun analog angeordnete Objective verwenden u. s. w.

zuerst veröffentlicht worden ist. Wir nehmen die Gelegenheit wahr, auf dieses ausgezeichnete Fachblatt empfehlend hinzuweisen, das ebensowohl die wissenschaftliche als auch die künstlerische Seite der Photographie umfaßt und alle technischen Neuerungen registrirt, zugleich durch Proben ihre Leistungsfähigkeit veranschaulichend. In den uns vorliegenden Heften



Sternschnuppen-Apparat von Dr. Kosterlitz. (Beobachtung der Andromediden 1899. Station Pottschach N.-Ö.)

Aus: Dr. Carl Kosterlitz: „Die Photographie im Dienste der Himmelskunde und die Aufgabe der Berg-Observatorien“. Wien, Carl Gerolds Sohn.

finden sich Aufnahmen von hervorragender Schönheit, die beweisen, wie weit die Photographie über ihre ursprüngliche Aufgabe, ein bloßes Abbild der Wirklichkeit mechanisch zu liefern, hinausgewachsen ist; die darlegen, daß sie in die Sphäre der Kunst sich erhoben hat resp. erhoben werden kann und wohl im Stande ist, nicht nur das Object, sondern zugleich die individuelle Auffassung desselben durch ein Künstlerauge wiederzugeben.

K. W.

Bibliographische Notizen.

Nordlicht. Roman von Elisabeth Gnade. Dresden und Leipzig, Karl Reißner.

Wiederholt schon haben wir in diesen Heften der schriftstellerischen Bedeutung von Elisabeth Gnade gedacht, und jede ihrer neuen Schöpfungen giebt uns andere Gründe für unser anerkennendes Urtheil. Auch der jüngste, obengenannte Roman der Dichterin ist in mannigfacher Beziehung ein hervorragendes Buch, obgleich wir es nicht als ihr bestes betrachten können. Elisabeth Gnade steht hier viel mehr auf dem Boden der Wirklichkeit, als in ihren früheren Romanen; sie schafft dieses Mal nicht die seelischen Conflicte aus ihren Gestalten heraus, sondern sie entnimmt sie der Zeit, schafft für deren Widersprüche gewissermaßen nur Typen. Aber gerade das scheint die Dichterin in ihrer Eigenart unfrei gemacht zu haben: wir vermissen wenigstens dieses Mal in den Hauptpersonen jene individuellen Züge, die unsere warme Sympathie sonst von vornherein wachgerufen; wir können weder den Professor Neubrandt trotz seiner trefflichen Eigenschaften, noch sein reizendes Weib Käthe so lieb haben, als dies sonst Elisabeth Gnade für ihre Menschen hervorruft. Ein zweifacher Conflict gelangt in „Nordlicht" (warum das Buch so heißt, ist uns übrigens unerfindlich) zu dichterischem Austrage. In überaus glücklicher Ehe leben der Professor und Käthe, bis sie entdeckt, daß ihr Gatte ein crasser Atheist sei, der nicht einmal während der heiligen Ceremonie ihrer Trauung etwas von beseligender Gottesnähe empfunden habe! Das ist dem frommen, kirchlich erzogenen Käthchen ein Greuel! Dieser Mann, ihr Gatte, behauptet, daß er Gott und die Religion nicht brauche; daß er fest auf dem Boden der Wissenschaft stehe, und diese alle Fragen, alle Zweifel ihm beantworte; seine Anschauungen hätten sich durch ihre Lehren zu einem Ganzen gefügt, kein Riß hindurch erschüttere den Gleichmuth, den für alle Vorkommnisse des Lebens gerade jenes Causalitätsgesetz erzeugt, das die Wissenschaft dictirt! Käthchen schüttelt über alles das traurig den Kopf; aber sie will nun aus eigener Anschauung kennen lernen, was so viel lauter und eindringlicher ihrem Gatten erklungen, als die Priesterworte von der Kanzel, als der Evangelisten heilige Aufzeichnungen! Und sie studirt und studirt, bis — sie jede Freude an dem Dasein verliert; predigt der Glaube, kündet die Wissenschaft: Wahrheit? Käthchen will vom Leben scheiden; sie kann nicht weiter leben ohne Gott! Im letzten Augenblicke ringt sie der Gatte dem Tode ab; in einer Nervenheilanstalt findet sie dann allmählich Heilung und ihren Gott wieder. — Inzwischen aber ist Neubrandt sich selbst treu geblieben; rastlos, unerschütterlich forscht und arbeitet er weiter. Endlich, endlich ist's erreicht! Das Resultat seines langjährigen Studiums; zahlloser schlafloser Nächte; der höchsten Potenzirung seiner geistigen Kraft, in diesem Fläschchen war es enthalten, und Heil, unabsehbares Heil sollte dessen Inhalt der Menschheit bringen! Das war sein Streben, das war sein Ehrgeiz seit vielen Jahren; o! die Natur ist geschwätzig, man muß sie nur zu belauschen verstehen! Er, der Professor Neubrandt hat es verstanden, und Unsterblichkeit, andere wie die im Himmel da droben, wird sein Theil werden! Wenn er nur erst am Menschen erproben dürfte, was alle Thier-Experimente schon erwiesen haben! Aber, freilich, es steht das Gesetz dawider! Jetzt gerade kommt der Knabe ihm in den Weg, der ihm für sein Experiment so sehr geeignet erscheint; was thut's, daß er gegen den Willen der Mutter handelt, daß er das Kind fast zwingen muß, ihm zu Willen zu sein — dem Heil der Menschheit gilt's, da ist nicht die Ausführung, sondern das Zaudern ein Unrecht. — „Vorbei! In Ordnung!" ruft er triumphirend, hoch sein Haupt in die Höhe hebend, „und gar nicht weh hat's gethan, nicht wahr, Du Goldjunge?" — das Kind antwortete nicht; das Kind war todt! — Das geliebte Weib im Irrenhause; sein heilbringendes Serum vielleicht ein Gift — da empfand der Professor Neubrandt doch einen tiefen Riß durch seine Anschauungen gehen; Alles, was er wußte, wovon er überzeugt gewesen, war ihm ein Stückwerk geworden! — Die Geschichte von dem religionslosen Professor und seiner religiösen Frau wird uns mit vollendetem Feingefühl, mit jener echt künstlerischen Veranlagung, durch Anmuth zu erfreuen, durch seelische Vertiefung zu erschüttern, was Beides Elisabeth Gnade als Schriftstellerin kennzeichnet, erzählt; dennoch ist die Dichterin uns dieses Mal ein undefinirbares Etwas schuldig geblieben. Weniger als sonst befriedigt auch das Episodische; da ist die Dichterin doch recht häufig dem Gefallen am Ueberschwänglichen erlegen.

A. W.

Herrenmoral. Roman von Ernst Wichert. Dresden und Leipzig, Karl Reißner.

Wir rechnen Ernst Wichert zu den besten deutschen Erzählern — nicht zu den hervorragendsten Dichtern; um ein richtiger Poet zu sein, ist er viel zu gründlich; hat zuviel Juristenblut in seinen Adern! Der uns vorliegende Roman aber ist in der Feinheit der Behandlung eines sehr heiklen Themas, in der psychologischen Vertiefung von dessen Für und Wider eine meisterliche Schöpfung. Eine sehr schwierige Frage hat sich Ernst Wichert zu dichterischer Ausgestaltung gewählt. „Ist eine große Liebe möglich, wenn die Achtung fehlt?" Zweifellos sollte von Rechts wegen die Frage auf beide Geschlechter Bezug haben; wie aber unsere conventionelle Moral nun einmal beschaffen ist, glorificirt den Mann, was die Frau schon als eine Verworfene erscheinen läßt. Aus der hierdurch erzwungenen Einseitigkeit seiner Beweisführung heraus hat Wichert wohl den Titel seines Buches gewählt. Eine geistig hochorganisirte, edle, temperamentvolle Frau, die Gräfin Isolde, geräth in die traurige Lage, lieben und — den Geliebten verachten zu müssen! Mit allen ihren starken Verstandeskräften, wehrt sie sich gegen ihr Schicksal, denn für sie ist jene Frage a priori keine Frage: Nur den Mann, den sie achtet, kann die echte Frau auch wahrhaft lieben! Also wäre ihr Gefühl für den Rittmeister Freiherrn von Rippen die wahre Liebe nicht? Aber wenn sich nun in uns — ohne unseren, ja selbst gegen unseren Willen, etwas so gewaltig regt, daß kein anderes Empfinden daneben mehr Platz hat, auch unser ganzes Denken ausfüllt, und wenn dieses Etwas Bezug hat auf ein Wesen des anderen Geschlechtes, in dessen Nähe wir zu einem ganz neuen Menschen werden; dessen Blick unser Blut zum Kreisen bringt, dessen Berührung wonnige Schauer entfesselt, von dem uns die höchste Wonne des Daseins herzurühren scheint, eines Daseins, das wir doch jeden Augenblick bereit sind, in die Schanze zu schlagen, wenn es das Wohl jenes Wesens erheischt — ist das Alles nicht die wahre Liebe? So war das Empfinden der Gräfin Isolde, und jeder Zweifel erstarb: sie liebte jenen Mann, wie ein Weib ihrer Art nur einzig lieben kann, und dieser Mann war doch im Grunde nichts als ein Wüstling. Sie liebte ihn bis zur Sinnlosigkeit und war sich doch dieser Sinnlosigkeit vollständig bewußt; aber dann mußte ihre Liebe doch ein pathologischer Zustand sein? Wie kann denn eine Frau ihres Gleichen die brennende Sehnsucht hegen, Alles, Alles für einen Mann thun zu wollen, den sie eigentlich verachtet? — Es war die letzte Hoffnung der Gräfin Isolde, daß ihre Liebe Irrsinn sei. Und sie ging zu einem hervorragenden Psychiater und schilderte ihm den Zustand ihrer „Freundin" — der gelehrte Herr schüttelte den Kopf ob solch' gewaltigen seelischen Sturmes, und manch bedenklicher Blick streifte die Gräfin; aber zu helfen — vermochte er nicht! Und so vollzog sich das Verhängniß. Sie konnte nicht länger widerstehen; die Leidenschaft bewies ihre Selbstherrlichkeit — Isolde wurde das Weib Detlefs, ohne staatliche oder kirchliche Legitimation. Die Ehe war ihr ein zu heiliges Band; das durfte mit einem Manne, den sie nicht achten konnte, nicht in Betracht kommen; aber wenn sie für ihre Liebe alle traditionellen Grenzen des Erlaubten überschritt, wen kümmerte das! Und das Weib in ihr erhob sich, gleichsam verjüngt und geklärt aus der befriedigten Leidenschaft, die ihr, dessen war sie sich voll bewußt, kein Rausch, sondern eine heilige Sache war, und deswegen vielleicht — auch ihm heilig wurde! Dem war nicht so. Detlef war die Hingabe der Frauen gewöhnt; er unterschied nicht zwischen geiler Gier und höchstem Liebesopfer — arme Isolde! Bald war der Traum ausgeträumt; daß sie als eine Wachende noch weiter leben könnte, daran dachte sie nicht einen Augenblick. — —

Wir wiederholen: Ernst Wichert hat das Problem meisterhaft behandelt; psychologisch fast unantastbar — bis zuletzt; zuletzt will uns scheinen, als ob Isolde, die muthvolle Streiterin für eine ewige Moral, für die höchste Weiblichkeit, der culturellen Einrichtung, was die Institution der heutigen Ehe doch nur ist, eine gar zu große Bedeutung beimißt; besonders da in allen Betrachtungen hierüber von der Bildung der Familie niemals die Rede ist. — „Herrenmoral" ist ein sehr ernsthaftes Buch, über das nachzudenken einen hohen Anreiz gewährt. A. W.

Pariser Ehemänner. Von Marcel Prévost. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. Mit 19 Illustrationen von Edward Thöny. München, Albert Langen.

Bei jedem neuen Buche von Marcel Prévost wird uns immer von Neuem bewußt, wie viel gerade dieser Schriftsteller an dichterischer Wirkung der Eigenart seiner Nationalität verdankt — in vielen seiner

Bücher ist es weniger der Dichter Prévost, als der Vollblut-Franzose, der diesen ihren besonderen Reiz verleiht. Die „Pariser Ehemänner“ sind stofflich wirklich als ein recht fades Buch zu bezeichnen! Betrogen werden sie natürlich alle, die glücklichen Männer der Pariserinnen, jene Huldinnen, die wir ja aus einem anderen Prévost'schen Buche gerade in ihren ehelichen Vorzügen genau kennen gelernt, und außerdem erfahren wir durch die Beichte aus den Alkoven recht viel Unschönes, das aber allerdings in Prévost'scher Schilderung nur pikant, niemals anstößig wirkt. Prévost als Sprachkünstler — das ist in seinen meisten Büchern das Geheimniß seiner großen Erfolge! Während uns z. B. in dem vorliegenden Buche die vielen Variationen über das eine Thema schließlich langweilig würden, gerathen wir immer und immer wieder in den Bann des Erzählers. Nicht was Prévost berichtet, sondern wie er es berichtet, ist nahezu unvergleichlich. Diese Grazie in der Darstellung; die Feinheit, in der die Fäden der Handlung ausgesponnen, so daß der dürftigste Stoff fast epischen Charakter empfängt; die Geschicklichkeit, die gewagtesten Situationen, die heikelsten Themata ganz unzweideutig und dennoch decent zu behandeln, das Alles ist Prévosts Meisterschaft, die aber, wie schon bemerkt, ihren Nährboden nicht nur in seinem großen Talent, sondern eben auch in der französischen Sprache und in der französischen Geistesart besitzt. Wir verneinen es absolut, daß die französische Litteratur durch dieses Prévost'sche Buch eine Bereicherung erfahren; aber amüsant ist es, das können wir als ehrlicher Kritiker nicht leugnen. Die das Buch illustrirenden Skizzen von Edward Thöny gereichen diesem zu besonderem Schmuck. A. W.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **G.** = Gesellschaft. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **Ku.** = Kunstwart. — **Kultur.** — **L. E.** = Das litterarische Echo — **N.** = Nation. — **L.** = Lotse. — **N. D. Ru.** = Neue Deutsche Rundschau. — **N. u. S.** = Nord und Süd. — **R. U.** = Reclams Universum. — **T.** = Türmer. — **V. & Kl. M.** = Velhagen & Klasings Monatshefte. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft — **Z. f. B.** = Zeitschrift für Bücherfreunde. — **Zeit.**

Aesthetik der Gasse. Von A. Lindner. W. Ru. IV, 17.
Berliner Secession. Von H. Haberfeld. Zeit. 311.
Bernhard, Sarah, in der Caricatur. Von Ed. Fuchs. B. u. W. III. 1.
Blaue Blume, Die. Von Ricarda Huch. W. Ru. IV. 18.
Bonn, Ferdinand. Von Edm. W. Braun. Berliner Bühnenkünstler XIV. B. u. W. II. 24.
Chinesische Frage, Die. Von M. v. Brandt. D. Ru. 1900. 12.
Chinesische Krieg, Der. Von Werner. D. Re. 1900. Sept.
Deutsche Verfassungsgeschichte. Von H. F. Helmolt. Z. VIII. 50.
Dostojewski, Th. Von E. Hennequin. G. XVI. Sept. II.
Ebner-Eschenbach, Marie von. Von W. Bölsche. D. Ru. 1900. 12.
— Von J. J. David. Zeit 310.
— Von H. Mayne. T. II. 12.
— Von E. Heilborn. N. 1900. 50.
— Von Th. Schücking. L. E. II. 23.
— Aus dem Leben von. Von A. Bettelheim. D. Ru. 1900. 12.
Eisenbahn, Die sibirische. Von E. Zabel. D. Ru. 1900. 12.
England, Das heutige. Von K. Brunne. Z. VIII. 49.
— Von A. Tille. Z. VIII. 51.
Englische Bühne, Die. Von W. F. Brand. Zeit. 305.
Germanische Litteratur, Eine neuentdeckte, Von E. Holm. Zeit 311.
Gobelins, Die Ethik der. Von R. Kassner. W. Ru. IV. 18.
Goethe-Monat, Im. Von M. G. Conrad. G. XVI. Sept. II.
Goetheschriften. Von R. M. Meyer. L. E. II. 23.
Goethe und die Predigt. Von Chr. Rogge. T. III. 1.
Goethe als Ehemann. Von W. Bode. Zeit. 308.
Goethes „Faust“, Zwei der grössten Menschenfeinde und ihre Rolle in. Von H. Türck. B. u. W. III. 1.
Grün, Anastasius und Nicolaus Lenau. Ungedruckte Briefe. Mitgetheilt von B. Frankl v. Hochwart. Zeit 311.
Gutenberg, ein dramatisches Problem. Von S. Lublinski. B. u. W. II. 24.
Hase, Karl von. Von R. Böhme. N. 1900. 47.
Hebbel und Nietzsche. Von S. Lublinski. Ku. XIII. 24.
Hofer, Andreas, und Hormayr. Von J. Hirn. Kultur I. 8.
Hohenfels, Stella. Von M. Necker. B. u. W. III. 1.
Hygiene der deutschen Reichshauptstadt, Aus der. Von L. Staby. R. U. 1900. 26.
Ibsens Weltanschauung. Von H. Lichtenberger. L. E. II. 24.
Imperialismus unserer und alter Zeiten. Von K. Breysig. L. I. 1.

Innere Mission und Heidenmission. Von K. Jentsch. Z. VIII. 51.
Internationale Kunst in Paris. Von Remy de Gourmont. W. Ru. IV. 17.
Jenaer Studenten. Von E. Franken. Z. VIII. 50.
Jesuiten, Die vormaligen und gegenwärtigen. Von I. Langen. D. Re. 1900. Sept.
Kunst, Die klassische. Von P. Schumann. Ku. XIII. 24.
Kunstausstellungen, Die beiden Berliner. Von H. Rosenhagen. Z. VIII. 46.
Lenau, Nicolaus und Emilie von Reinbeck. Von O. Berdrow. T. II. 12.
Lex Heinze. Von K. Jentsch. Z. VIII. 25.
Liszt. Briefe L. und der Fürstin Wittgenstein. N. D. Ru. XI. 8/9.
Malerei auf der Weltausstellung, Die. Von R. Muther. Z. 308/10.
Medium, Ein deutsches. Von Erich Bohn. N. u. S. 1900. Nov.
Missionare in China. Von W. v. Hanneken. Z. VIII. 50.
Nietzsche in Frankreich. Von H. Lichtenberger. Zeit. 309.
Nietzsche, F. An F. N. Bahre. Von K. Breysig. Z. VIII. 49.
— Von M. Kronenberg. N. 1900. 48.
— **-Schriften.** Von L. Berg. L. E. II. 24.
— Zu seinem Tode. Ku. XIII. 24.
— † Von F. Lienhard. T. III.
Orientalischer Dichterlohn. Von T. Kellen. I. L. VII. 19.
Oesterreichischen Dichtern, Von. Von H. H. Houben. G. XVI. Sept. I.
Platens Tagebücher. Von J. Hart. L. E. II. 24.
Preussen und Russland im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts. Von P. Bailleu. D. Ru. 1900. 12.
Raimund. Ein verschollenes Stück R.'s. (Moisasurs Zauberfluch). B. u. W. II. 24.
Reclame, Die. Von A. Emminghaus. N. 1900. 49.
Reger, Max. Von G. Göhler. Ku. XIII. 25.
Reim und Rhythmus. Von E. Steiger. L. E. II. 23.
Richter, Hans. Von M. Graf. Z. VIII. 46.
Riehl, W. H., als Erzähler. Von C. V. Susan. L. E. II. 24.
Russischen Schauspielkunst, Der Vater der. (Fjodor Wolkow). Von Alex. v. Reinholdt. B. u. W. II. 24.
Schule der Zukunft, Die. Von F. Better. T. III. 1.
Secession der Bühne. Von A. Gold. Zeit. 306.
Socialismus in Grossbritannien, Der. Von A. Hamon. G. XVI. Aug. II. Sept. I.
Suaheli, Erzählungen der. Von R. Petsch. N. u. S. 1900. Nov.
Theater. Berlin. Von den Berliner Theatern 1900/1901. I. Von H. Stümke. B. u. W. III. 1.
— **Hamburg.** Das Deutsche Schauspielhaus in H. Von H. Stümcke. B. u. W. III. 1.
— (Orange.) Vom französischen Bayreuth. Von P. Ehlers. B. u. W. II. 24.
— **Wien.** Das Leopoldstädter Theater in W. u. sein Theater-Almanach. Von A. Schlosser. B. u. W. II. 24.
Tod und Jenseits im klassischen Alterthum. Von E. Eckstein. T. III.
Ungarische Litteratur, Neuere. Von H. Glücksmann. L. E. II. 24.
Volkserziehung des 20. Jahrhunderts, Einige Gedanken über die. Von H. Schiller. D. Re. 1900. Sept.
Waldersee, Graf. Von Gebh. Zernin. N. u. S. 1900 Nov.
Weltmächte und die Weltsprachen. Die. Von K. Walcker. N. u. S. 1900. Nov.
Werder, Karl, Eine Erinnerung an. Von F. Laban. D. Ru. 1900. 12.
Wiecke, Paul, Von O. Francke. B. u. W. II. 24.
Wirthschaftliche Concurrenz, Das Wesen der. Von G. Schmoller. L. I.
Zeichenunterricht als ästhetisches Erziehungsmittel. Von I. Folnesics. L. I.
Zeitungswesen im 16. und 17. Jahrhundert, Deutsches. Von M. Beyer. Kultur. I. 8.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Armee und Marine. Illustrirte Wochenschrift. Jahrgang I. Heft 1 u. 2. Berlin, Boll und Pickardt.
Aus fremden Zungen. Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslandes. Zehnter Jahrgang. 1900. Heft 17, 18. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Baer, Julius, Eine beschränkte Frau. Tragikomödie an einem Tage und in drei Acten. Dresden, E. Piersons Verlag.
Baldauf, Grete, Die Lieder des Mädchens aus dem Volke. Mit dem Bilde der Dichterin. Dresden, E. Piersons Verlag.
Bartels, Wanda von, Die Hölle. Schauspiel in drei Acten und einem Nachspiel. Leipzig, H. W. Theodor Dieter.
Bernhard, Marie, Ein Gottesmann. Roman. Bd. 1. 2. Dresden, E. Piersons Verlag.
Biesendahl, Carl, Dichtungen aus Württembergs Vergangenheit. II. Bändchen. Stuttgart, Glaser & Sulz.
Bötticher, Georg, Lieder eines Landstreifers. Leipzig, R. Maeder.
Brausewetter, Ernst, Knecht Ruprecht. Illustrirtes Jahrbuch für Knaben und Mädchen jeden Alters. Köln a. Rh., Schafstein & Co.
Bülow, Frieda Freiin von, Abendkinder. Roman. Dresden, Carl Reissner.
Chiger, Siegmund, Bericht über die Ausstellung für Krankenpflege zu Berlin 1899. Berlin, Oswald Seehagens Verlag. (Martin Hoefer.)
Dahn, Felix, Am Hof Herrn Karls. Vier Erzählungen. I. Die Freibitte. II. Der Liebe Mass. III. Einhart und Emma. IV. Herrn Karls Recht. (Kleine Romane aus der Völkerwanderung, Bd. XI.) Leipzig, Breitkopf und Härtel.
— Gedichte. Auswahl des Verfassers. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Fahrten und Abenteuer des Herrn Steckelbein. Eine wunderbare und ergötzliche Historie. Nach Zeichnungen von Rudolf Töpffer. In Reimen von Julius Kell. 5. Aufl. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Federn, Karl. Neun Essays. Berlin, Gebrüder Paetel.
Friedrich, Ernst, John Bull und die Buren. Ein hochbegeistertes Heldengedicht. Zweiter Theil. Mit einem Anhang „Burenlieder". Dresden, E. Piersons Verlag.

Gardini, Dr. Carlo, In der Sternenbanner-Republik. Reiseerinnerungen. Mit 41 Illustrationen und einer Karte der vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach der zweiten Auflage des italienischen Originals von M. Rumbauer. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg.

Geiger, Ludwig, Das junge Deutschland und die preussische Censur. Nach ungedruckten archivalischen Quellen. Berlin, Gebrüder Paetel.

Gnade, Elisabeth, Bergauf. Gedichte. Dresden, Carl Reissner.

Gutfreund, Ernst, Leo Freymann. Sociales Zeitbild in vier Aufzügen. Wien, M. Breitenstein.

Guttzeit, Johannes, Der neue Mensch. Deutsches Sammel- und Sühneblatt. I. Halbjahrg. Mai u. Juni 1900. Heft 2. u. 3. Loschwitz, Joh. Guttzeit.

Gyp, Bijou. Roman. Einzig berechtigte Uebersetzung von Emma Richter. Dresden, Heinrich Minden.

Hauffs Werke. Textabdruck der Illustrirten Pracht-Ausgabe, herausgegeben von Dr. Cäsar Flaischlen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Hechinger, F., Königin Mode. Novellen. Berlin, Karl Siegismund.

Heilbronn, Ernst, Novalis, der Romantiker. Berlin, Georg Reimer.

— Novalis Schriften. Kritische Neuausgabe auf Grund des handschriftlichen Nachlasses. Erster und zweiter Theil. Berlin, Georg Reimer.

Horneffer, Ernst, Gedächtnissrede auf Friedr. Nietzsche gehalten an seinem Sarge bei der Trauerfeier im Nietzsche-Archiv zu Weimar am 27. August 1900. Göttingen, Franz Wunder.

Itzerott, Marie, Frau Ada. Dramatische Studie in einem Act. Oldenburg, Schulze-sche Hofbuchdhlg.

Jahrhundert, Das neunzehnte, in Bildnissen. Mit Anderen herausg. von Carl Werckmeister. Lfg. 54. 55. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Juraschek, Prof. Dr. Fr. von, Otto Hübners Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde 49. Ausgabe für das Jahr 1900. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Klein-Hattingen, Oskar, Das Liebesleben Hölderlins, Lenaus, Heines. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Kohut, Dr. Adolph, Berühmte israelitische Männer und Frauen in der Culturgeschichte der Menschheit. Lebens- und Charakterbilder aus Vergangenheit und Gegenwart. Ein Handbuch für Haus und Familie mit zahlreichen Porträts und sonstigen Illustrationen. Heft 2. Leipzig-Reudnitz, A. H. Payne.

Krauss, P., Karte von Ost-China mit Specialdarstellungen der Provinzen Tschili und Schantung, des unteren Peiho Laufes sowie Plänen von Peking, Tientsin, Taku, Tsingtau, Schangai, Kanton und Hongkong. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Kunad, Paul, Aphorismen. Dresden, E. Piersons Verlag.

Lenz, Leo, Schwüle Nächte. Dramencyklus. Dresden, C. Reissner.

Linke, Oskar, Milesische Märchen. Zweite Auflage. Dresden, Carl Reissner.

Manteuffel, Ursula Zöge von, Zur linken Hand. Roman. Bd. 1/2. Dresden, E. Piersons Verlag.

Mengs, Georg, Karen. Eine Sylter Geschichte. Halle a./S., O. Hendel.

Muret-Sanders encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Theil II (Deutsch-Englisch) Lfg. 18. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Niemann, Johanna, Die beiden Republiken. Vaterländischer Roman. Zweite Auflage. Dresden, Carl Reissner.

Planitz, Ernst Edler von der, Ein Königs-Märchen. Mit Titelbild und Illustrationen im Text. Sechste Aufl. Berlin, A. Piehler & Co.

Platzhoff, Eduard, Ernest Renan. Ein Lebensbild. (Männer der Zeit. Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. IX. Bd.) Dresden, Carl Reissner.

Proelss, Robert, Kurzgefasste Geschichte der deutschen Schauspielkunst von den Anfängen bis 1850 nach den Ergebnissen der heutigen Forschung. Leipzig, F. A. Berger.

Reininger, Robert, Kants Lehre vom inneren Sinn und seine Theorie der Erfahrung. Wien, Wilhelm Braumüller.

Richter, Mil, Moderne Reclamekunst. Mit dreizehn Illustrationen und Texterklärungen. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Schaukal, Richard, Sehnsucht. München, Verlag der Deutsch-Französischen Rundschau.

Schäfer, Rudolf, Tragische Novellen. Drei Künstlergeschichten. Dresden, E. Piersons Verlag.

Schmidt & Günthers „Illustrirte Weltbibliothek". Heft 1. China, Peking und Tientsin mit 59 Illustrationen. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Schulze-Smit, Bernhardine, Arkadien und andere Novellen. Dresden, Carl Reissner.

Sergejenko, P., Wie Leo Tolstoi lebt und arbeitet. Deutsch von Heinrich Stümcke. Leipzig, Georg Wigand.

Steller, Konrad Gustav, Gedenkblätter. Dichtungen. Dresden, E. Piersons Verlag.

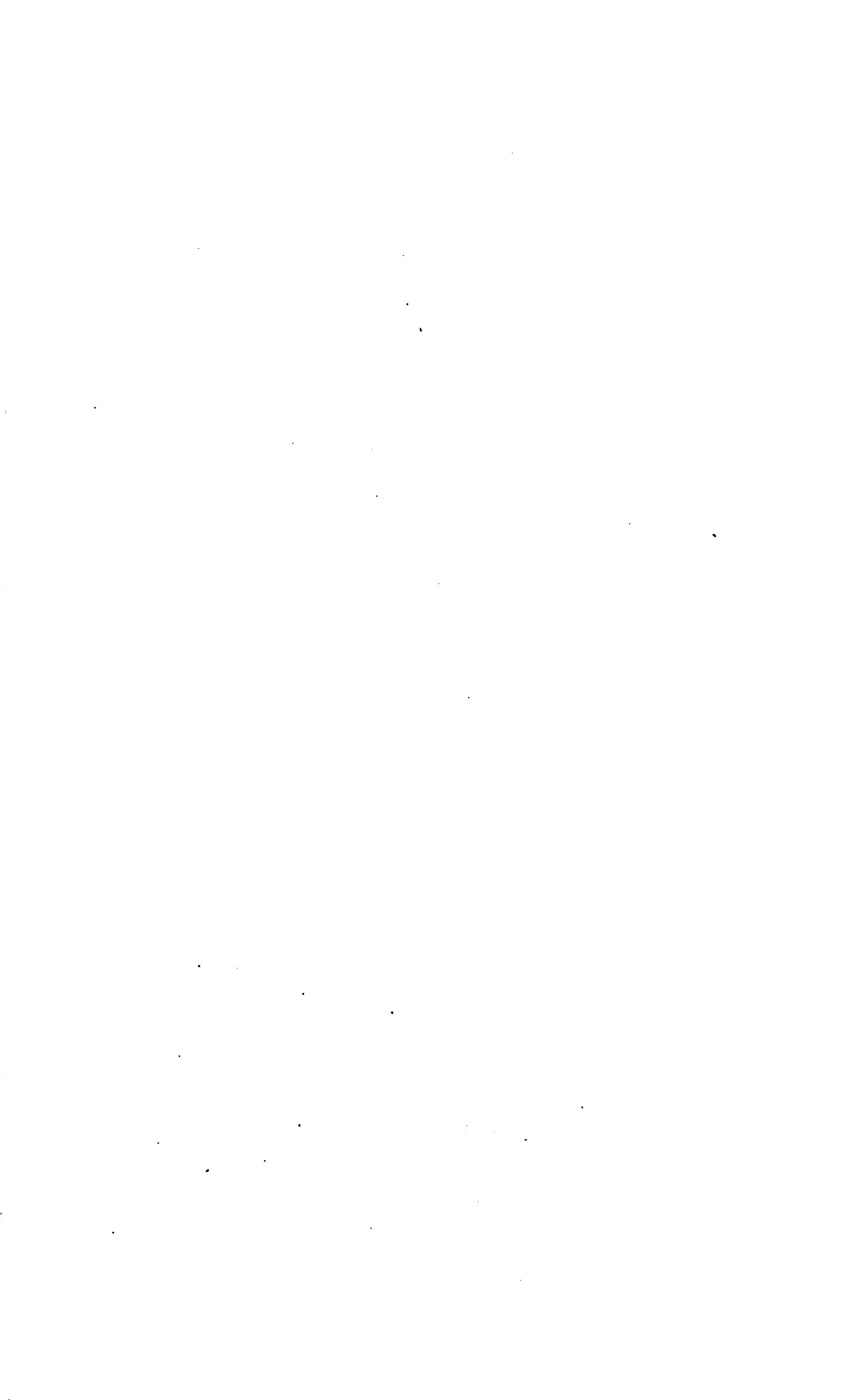
Striedinger, Ivo, Das Künstlerhaus in München. München, Commissionsverlag, L. Werner.

Telmann, Konrad, Was ist Wahrheit? Roman. Bd. 1. Dresden, Carl Reissner.

Wachler, Ernst, Deutsche Zeitschrift. XIV. Jahrgang des Deutschen Wochenblattes. Nationale Rundschau für Politik und Volkswirthschaft, Litteratur und Kunst. XIV. Jahrgang. October 1900. Heft 1. Berlin, Gose & Tetzlaff.

Wielands Werke, mit Wielands Leben, Bildniss und Facsimile, Einleitungen und erläuternden Anmerkungen, herausgegeben von Professor Dr. G. Klee. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.





Richard Muther

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

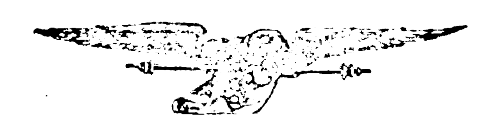
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XCV. Band. — December 1900. — Heft 28[illegible].

(Mit einem Portrait in Radirung: Richard Muther.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Richard Muther

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

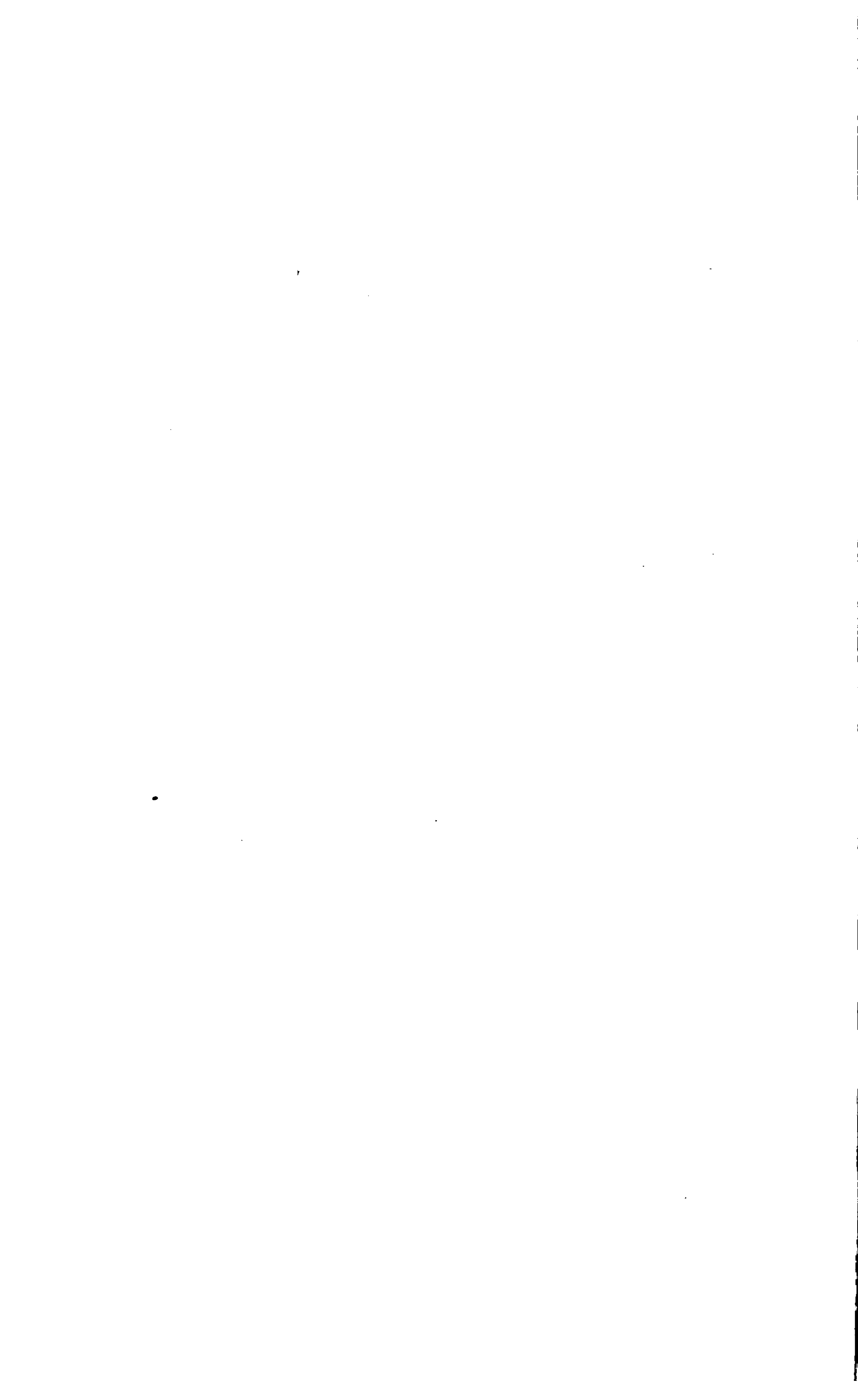
Paul Lindau.

XCV. Band. — December 1900. — Heft 285.

(Mit einem Portrait in Radirung: Richard Muther.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.





Die Kolchierin.

Culturbild aus dem Kaukasus.

Von

Stanislaus Lucas.

— Breslau. —

I.

Der steinerne Kessel, auf dessen Grunde Tiflis, die Hauptstadt Süd-Kaukasiens, liegt, strömte eine unerträgliche Hitze aus; die Augustsonne brütete auf ihm, und die Luft darin flimmerte wie die über einem offenen Feuer. In den Eisenbahnwaggons war's noch schlimmer; deshalb blieben alle Fahrgäste auf dem Bahnsteig und stiegen erst ein, als das Zeichen zur Abfahrt gegeben wurde. Als der Zug sich in Bewegung setzte, hatte Jeder das Gefühl, als sei in der Hölle eine Thür nach außen geöffnet worden, durch die wir Erlösten entschlüpfen konnten, um endlich einen freien Athemzug in frischer Luft zu thun.

Es ist in den ersten Morgenstunden, als wir Mzchet, die alte Königsstadt Grusiens, erreichen. Sie besteht jetzt größtentheils aus Kirchen und Klöstern; von fern durch die dämmerige Morgenluft betrachtet, sehen wir nur ihre zahlreichen Kuppeln, ihre vergoldeten Knäufe und Kreuze, die frei in der Luft zu schweben scheinen und einer Fata Morgana gleichen. Dann aber führt uns das Dampfroß den Bergen Guriens zu, der west-östlichen Wasserscheide des südlichen Kaukasuslandes, das Thal der Kura hinauf, wo uns zuerst ein sanftgewelltes Hügelland umfängt, dem waldgekrönte Höhen folgen, die hie und da von bizarren Felspartien unterbrochen werden, während wir selbst in der lieblichen Flußniederung dahineilen, unter uns das Brausen des Bergwassers, über uns das Rauschen unberührter Forste.

Wunderschön ist dieses Land, es vereinigt uralte Cultur mit unentweihter Ursprünglichkeit. Es zeigt nicht die rauhe, den Wirkungen der

Jahreszeiten unterworfene Schönheit des nördlichen Kaukasuslandes, es erschreckt nicht durch die wilde Grandiosität seiner Berglandschaft, wie der Kaukasus selbst; die entsetzlich traurigen Naphthasteppen des Ostens fehlen hier, und Steinfelder wie in Armenien giebt's nicht. Ringsum Fruchtbarkeit, idyllischer Frieden. Der tiefgründige Schwarzboden wird von sechsspännigen Ochsenpflügen bearbeitet, schmucke Grusinierinnen sind in den Weinbergen beschäftigt, aus friedlichen Dörfern steigt Rauch empor, und die Bergkuppen sind gekrönt von romantischen Ruinen verfallener Burgen und Castelle, die an frühere Feudalzeiten erinnern.

Ich verweile am offenen Fenster meines Waggons, frische Bergesluft umfächelt mich, und ich kann mich nicht satt sehen. Mir gegenüber sitzt mein Reisegefährte Pilkin, ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren, der ununterbrochen mir etwas vorschwatzt, worauf ich indeß nicht höre, da ich genug zu sehen und zu sinnen habe. Und doch habe ich mich herzlich gefreut, als ich ihm zufällig auf dem Golowinskij-Prospect in Tiflis begegnete, er mir um den Hals fiel, mich abküßte und fortwährend fragte: „Theuerster College, welches Schicksal führt Sie mir in den Weg!“ daß die Leute verwundert stehen blieben.

Pilkin ist groß und wohlgenährt; sein rundes Gesicht zeigt in seinen unteren Partien slavischen Typus, aber die niedrige, nach oben sich verengernde Stirn und die winzige abgestumpfte Nase, von der eigentlich nur zwei Löcher Zeugniß ablegen, unverfälscht mongolischen. Denkt man sich dazu kurzgeschorenes rothes Haar und gelbe Sommersprossen, so wird man zugeben, daß der junge Mann weder zu den schönen noch gescheit aussehenden Leuten gehörte und daß es kein Wunder war, wenn der Beschauer dieser Physiognomie unwillkürlich lächeln mußte. Trotzdem fühlte man für ihn Sympathie, denn er besaß das, was die Russen so gern für sich in Anspruch nehmen, nämlich eine sogenannte „breite Natur“. Wenn er seine Offenheit und Biederkeit bis auf die Spitze trieb, wurde er wohl manchmal etwas derb, blieb aber dabei gutmüthig; doch wer geglaubt hätte, ihn deshalb leicht nehmen zu dürfen, würde sich bitter getäuscht haben, denn er war im Umgang mit Menschen sehr scharfsichtig, in Behandlung von Geschäften sehr umsichtig, so zu sagen gerieben. Trotz seiner Jugend durfte man in ihm einen unverfälschten Vertreter des russischen Bürgerthums sehen, der, obgleich Sohn eines Millionärs, das Arbeiten noch nicht aufgegeben hatte und deshalb eines soliden Charakters nicht entbehrte.

Vor zwei Jahren war er im Gouvernement Charkow in die Zuckerfabrik gekommen, in der ich Ingenieur war, um einige tausend Centner Melasse für die Brennereien der Moskauer Firma Pilkin und Söhne zu kaufen. Da ich die Vertretung des abwesenden Directors hatte, führte ich mit ihm die Verhandlungen. Das wird nach russischer Sitte nicht schnell abgethan, denn er wollte die Melasse möglichst billig haben, während ich naturgemäß die Interessen meines Chefs wahrnahm. Jeder Schritt, den

wir uns näherten, wurde gewissermaßen als eine gewonnene Schlacht betrachtet, die durch ein Fest gefeiert werden mußte. Ich hielt ihn vier Tage, führte ihn bei allen Oberbeamten ein, gab auch selbst einen Herrenabend mit Kartenspiel, Gesang, Kosaktanz bei Ziehharmonikamusik und unendlichen Libationen und hatte endlich mit ihm achtzigtausend Pud Melasse abgeschlossen. Natürlich lud er mich auch zu sich ein. Er baute gerade eine große Brennerei, die erste für Melasseverarbeitung. Das Technische überließ er Monteuren, weil er nichts davon verstand, war aber bei der Abnahme sehr schwierig, indem er auf seinem Schein bestand, d. h. die volle technische Leistung desjenigen verlangte, was ihm im Vertrage versprochen worden war. Die administrativen Geschäfte aber hatte er völlig in seiner Hand z. B. die großen Einkäufe von Materialien aller Art, und er disponirte mit solch routinirter Geschäftskenntniß, daß ich in Anbetracht seiner Jugend in Erstaunen gerieth. Ich sagte ihm darüber manches Schmeichelhafte, worüber er sich so freute, daß er mich seitdem seinen „Collegen" nannte, was zweifellos für mich eine Ehre sein sollte.

„Sehen Sie, verehrtester College," sprach er zu mir, „Papascha (Papachen), Maxim Gerassimowitsch, verfolgen das Princip, nie etwas zu thun, was zu thun sich nicht der Mühe lohnt; jede Arbeit muß etwas Lohnendes einbringen. Diesem Princip haben es Papascha zu verdanken, daß sie aus einem armen Prikaschtschik (Ladendiener) ein mehrfacher Millionär geworden sind. Wir sind vier Brüder, von denen ich der jüngste bin. Der älteste, Issai Maximitsch, verwaltet die drei Brennereien im Gouvernement Moskau, der zweite, Samoil Maximitsch, die drei Brennereien im Wolgagebiet, der dritte, Daniil Maximitsch, unsere drei Brennereien hier im Süden. Jedem von uns geben Papascha, sobald die Zeit kommt, das nöthige Geld, um sich Land zu kaufen und Brennereien zu bauen, dann suchen ihm Mamascha (Mamachen) ein schmuckes Weib, und er ist selbstständig, das heißt, Papascha behalten die Oberleitung, der Spiritusverkauf geht nur durch ihre Hand, denn wir exportiren nach Sibirien und Turkestan, und jetzt wollen wir auch noch die Türkei erobern. Die älteren Brüder müssen immer die jüngeren anlernen, deshalb sehen Sie mich diese Brennerei, die meinem Bruder Daniil gehört, bauen, denn demnächst werden Papascha auch mir, Samson Maximitsch, seinem Jüngsten, die nöthigen Gelder geben, um mich selbstständig zu machen."

Das waren echt großrussische Geschäftsprincipien. Der Besitz oder das Erbe wird von Allen gemeinsam bearbeitet und der Gewinn gleich vertheilt. Ich sah Pilkin, der viel herumreiste, noch oft, nie aber hätte ich erwartet, ihm in Tiflis auf der Straße zu begegnen. Seine Fragen beantwortete ich mit der Gegenfrage, was er hier vorhabe.

„Papascha haben mir befohlen, im Kaukasus mir Land genug zu kaufen, um drei Brennereien zu errichten, damit ich nicht ärmer als meine Brüder bin. Und Mamascha verfolgen die Absicht, mich demnächst zu ver-

heirathen. Wir wollen nämlich aus dem hier massenhaft wachsenden und billigen Mais Spiritus brennen und dann den Export nach Mesopotamien und Persien in unsere Hand nehmen."

Dieser Plan war ebenso einfach als großartig, und ich betrachtete mir das simple Gesicht dieses jungen Menschen, der ihn ausführen sollte. Er schien sich deshalb nicht viel Gedanken zu machen, Papascha und Mamascha wollten es ja so haben. Seine Miene war völlig sorglos und verrieth nur Interesse an mir. „Was suchen Sie eigentlich hier?" fragte er mich.

Ich erklärte, daß ich keinen anderen Zweck verfolge, als Welt und Menschen zu sehen, und erzählte, wo ich schon überall gewesen.

„Und wo wollen Sie nun hin?" fragte er weiter. „Denn hoffentlich verfolgen Sie nicht die Absicht, in diesem höllischen Backofen hier sich zu einer Piroge (Pastete) verbacken zu lassen."

„Ich reise nach Kolchis."

„Nach Kolchis?" wiederholte er verwundert. „Nach Kolchis . . . wo liegt denn das?" Dabei zog er hastig sein Notizbuch und suchte unter seinen Notizen. „Ich sage Ihnen, dieser Kaukasus ist ein seltsames Stück Welt: hundert Länder, fünfhundert Völker, tausend Sprachen, zum größeren Theil tatarisch — da soll ein Christenmensch sich zurechtfinden. Tschort! (Teufel) in meiner Reiseroute steht ein solches Land nicht verzeichnet."

„Aber Samson Maximitsch, haben Sie denn niemals von Kolchis und den Argonauten gehört?"

„Teufel, Sie verkennen mich, College, wenn Sie mich für so gelehrt halten. Aber ja doch, es ist mir so, war ich doch auch einmal auf dem Gymnasium," rief er, sich besinnend. „Kolchis . . . Kolchis . . . regierte dort nicht ein alter Zar, der ein goldnes Vließ besaß, und ließ nicht derselbe Zar seinen Schwiegersohn Drachenzähne säen, was wahrscheinlich nur Maiskörner waren, die doch ganz die Form von Zähnen haben?"

Letztere Bemerkung kam mir gar nicht so übel vor, und ich half ihm aus der Verlegenheit, indem ich sagte: „Das alte Kolchis heißt jetzt Mingrelien und gehört zum Gouvernement Kutais."

„Ah, das hätten Sie mir gleich sagen sollen!" rief er, abermals in seinem Buche nachsehend. „Sehen Sie, hier steht's: Kutais, der fruchtbarste Boden im Kaukasus, ganz für Maiscultur geschaffen. Also dorthin wollen Sie? Dann haben wir ja einen Weg, und wir können ihn zusammen machen."

Mir war's recht, denn ich kannte ihn als guten Reisegefährten. Und wenn er auch Naturschönheiten nicht dasselbe Interesse wie ich entgegenbrachte, so war er doch ein Mensch mit scharfen Augen und offenem Kopf, der manches Andere sah, was mir nicht aufgefallen wäre.

Und jetzt saßen wir einander gegenüber in einem Eisenbahnabtheil, auf dem Wege nach Kolchis. Doch war ich mit ihm überein gekommen, in Gori den Zug zu verlassen, um von dort aus erst die Troglodytenstadt

Uplis-Ziche zu besuchen und dann per Achse uns nach dem aufblühenden Schwefelbade Borshom zu begeben.

Pilkin sah von alledem, was sich ringsum so reichlich zu sehen bot, nur die Maisfelder. Die freuten ihn außerordentlich, und er rief bei ihrem Anblick: „O, der Kaukasus hat eine Zukunft! Bis in Alexandropol in Armenien bin ich gewesen — nichts los. Sehr gut dagegen hat mir's in Kachetien gefallen, wo ich beinahe Lust gehabt hätte, meinen alten Plan, aus Wein Cognac zu machen, wieder aufzunehmen. Wir werden ja noch sehen. Hier hat der alte Zar von Kolchis mit seiner Drachensaat entschieden ein gutes Werk verrichtet! Besaß der nicht auch eine Tochter, die Medea hieß? Gedenken Sie noch unserer Medea, die wir vergangenes Jahr in der Krim kennen lernten, von der Sie sagten, sie habe den Wuchs der Pinie und das Auge der Gazelle?"

Wir tauschten einige angenehme Erinnerungen aus, betreffend eine schöne, junge Frau, die aus dem Kaukasus stammte, der wir in Jalta begegnet waren, und an die er, wie mir's schien, sein Herz verloren hatte, und äußerten Beide den Wunsch, der Zufall möchte sie uns wieder in den Weg führen. Bald aber sprang er von diesem Thema ab, indem er berichtete, wie Papascha, die während des Krieges viel im Kaukasus gereist wären, ihm gerathen hätten, täglich eine Mahlzeit von Chinin zu halten, um nicht vom Fieber angefallen zu werden. Dabei zog er eine Schachtel aus der Westentasche, die mit Chininkapseln gefüllt war. Diese Vorsichtsmaßregel war sehr nothwendig, aber — er hatte sie bei seiner an's Pöbelhafte streifenden Gesundheit kein einziges Mal anzuwenden brauchen. Denn Mamascha hatten ihm beim Abschied ein geweihtes Bild der Muttergottes von Iwerien um den Hals gehängt. Und er griff hinter seinen Kragen und zog da an einem goldnen Kettchen eine kleine goldne Medaille mit dem Bilde dieser Muttergottes hervor, dessen Original sich im Kreml zu Moskau befindet, wohin es aus Iwerien, dem alten Iberia und jetzigen Grusien, gekommen ist. Pilkin war ein guter Sohn; er hatte beiden Eltern gefolgt und war deshalb gesund geblieben.

Indeß begann ihn die ewig schöne Gegend, vielleicht auch meine Einsilbigkeit zu langweilen, und er stand auf, um einen Spaziergang durch den ganzen Zug zu machen. Als er wiederkam, berichtete er: „Die dritte Klasse ist überfüllt, man möchte sagen mit lauter Räubergesindel, wenn es nicht schon bekannt wäre, daß im Kaukasus die Leute alle wie Räuber aussehen. Die erste Klasse vollständig leer, so daß die Conducteure auf den Sammetpolstern Karten spielen. In der zweiten Klasse in jedem Abtheil ein Passagier. Sehen Sie sich einmal dort den Herrn an," fuhr er seine Stimme senkend fort, „gleicht der nicht einem geräucherten Lachs? Das ist ein Armenier. Ach, wie ich diese Sorte nicht leiden mag!"

Ganz allein in einer Ecke saß ein alter Herr, der trotz der enormen Hitze einen schwarzen Gehrock trug, der ihm bis unter die Knie reichte; das

Haar und der stachlichte Bart waren grau gemischt, und seine Gesichtsfarbe glich — um mich weniger drastisch als Pilkin auszudrücken — derjenigen einer getrockneten Dattel, so rothbraun und zugleich glänzend war sie. Der Herr mochte dem Kaufmannsstand angehören und sah wohlhabend aus. Wenn Pilkin seine Abneigung gegen ihn äußerte, so hatte das seinen Grund in dem angeborenen Haß der russischen Kaufleute gegen die Armenier, die ihre ärgsten Concurrenten sind. Denn ein Sprichwort sagt: daß zehn Juden von einem Griechen an Schlauheit übertroffen würden, daß aber ein Armenier noch über zehn Griechen ginge.

„Ich bin wahrhaftig kein Adonis, doch so was von Häßlichkeit sollte in der Welt verboten werden. Geruhen Sie doch gefälligst diese ungeheure Nase zu betrachten!" rief Pilkin gleichsam im Neid der besitzlosen Klasse; denn seine Nase war beinahe gar nicht vorhanden. „Awoßj (wohlan), ich werde auf Kosten dieses alten Burschen spazieren fahren!"

Auf Kosten Jemandes „spazieren fahren" heißt, in einfaches Deutsch übersetzt, Jemanden anulken. Das verstand Pilkin mit Leuten, die ihm wenig imponirten, ausgezeichnet.

„Hej, Gaspadin," rief er, sich unverfroren vor den Armenier hinsetzend, „wollt Ihr mir nicht eine Handvoll frischer Luft verkaufen? Ich geb' Euch dafür den ganzen Berg Ararat! Findet Ihr nicht auch, daß es verdammt heiß ist?"

Ich sah, wie der Armenier mit einem einzigen prüfenden Blick den jungen Mann in's Auge faßte, mit würdiger Artigkeit eine Antwort gab und ihn dann so in ein Gespräch verwickelte, daß alle Scherze aufhörten und nur noch von Geschäften die Rede war.

Das dauerte eine ganze Weile, bis Pilkin mir zurief: „College, kommen Sie doch her. Dieser Herr ist Besitzer von Bergwerken und Hochöfen und möchte gern Ihre Meinung hören."

Es stellte sich heraus, daß der Armenier, ein früherer Advocat, jetzt Großgrundbesitzer sei, dessen Güter theils bei Kutais, theils bei Borshom lagen. Er lud Pilkin, der Land kaufen wollte, ein, seine Güter in Augenschein zu nehmen, und mich, der ich Ingenieur bin, seine industriellen Werke zu besichtigen; in Gori erwarte ihn sein Wagen, der uns nach Borshom bringen würde, und dort, in seinem Hause, sollten wir uns seiner Gastfreundschaft bedienen, so lange es uns beliebte.

Das Alles war in sehr liebenswürdiger Weise und in einem vorzüglichen Russisch vorgebracht, aber es war zu viel Ziererei dabei, und sein Blick schien mir lauernd. Er hatte offenbar ein egoistisches Interesse an uns, er wollte uns Beide ausnutzen. Da wir uns aber so wie so auf dem Wege nach Borshom befanden, so konnte uns das Anerbieten recht sein. Als ich erklärte, ich wolle durchaus die Troglodytenstadt bei Gori besichtigen, und Pilkin mich unterstützte, zeigte er wieder, wieviel ihm an uns gelegen war, indem er uns zwar zu bedenken anheim gab, daß

darüber der Abend kommen würde, aber gleich zuvorkommend hinzufügte, er werde ein gutes Nachtquartier ausfindig machen, und am nächsten Tage könnten wir desto gemächlicher seine Besitzungen, die noch vor Borshom lagen, ansehen.

Wir unterbrachen also in dem freundlichen Bergstädtchen Gori die Fahrt. Diese Stadt soll in der Geschichte Grusiens einst eine große Rolle gespielt haben, jetzt besteht sie gerade nur aus einer Straße, die aber durch ihre sauberen, bemalten, mit originell geschnitzten Balkonen und Gallerien versehenen Häuser äußerst anheimelnd wirkt. Wir mietheten Pferde und Führer und ritten zunächst nach Goris-Ziche, einer alterthümlichen Festung aus dem siebenten Jahrhundert, die auf einem kahlen Felsplateau liegt, dessen Wände schroff nach der Kura und der Liachwa abfallen. Auf dem vollständig kahlen Plateau fehlt selbst der spärlichste Graswuchs, aber diese Aussicht! Nur der leise Flug wilder Tauben oder das Huschen aufgescheuchter Eidechsen unterbricht die heilige Stille hier oben. Das paradiesische Thal zu unseren Füßen, überreich geschmückt durch eine üppige Vegetation, ist einzig in seiner Schönheit, selbst das besungene Kaischaurthal, das ich, vom Darjalpaß kommend, so sehr bewundert, bleibt hinter diesem mit allen Reizen einer südlichen Natur ausgestatteten Thale zurück, das sich, gleich einem buntfarbenen Riesenteppich hingelagert, nach Süden zu in einer grünen Höhe verliert, während nach Osten und Norden hin des Kaukasus Riesen Wache halten, anzuschauen wie Könige, deren erhabene Häupter mit schneeigem Diadem gekrönt sind.

Ein zweiter Ritt führt uns nach der wundersamen Troglodytenstadt Uplis-Ziche, sieben Werst unterhalb von Gori. Strabo versetzt die Troglodyten nach dem nördlichen Kaukasus, wo sie am Flusse Hypponas (Kuban) in Höhlen wohnen. Jedenfalls wurde die Troglodytenstadt von Uplis-Ziche von einem Volke errichtet, das sich auf der tiefsten Culturstufe befand, deutliche Spuren weisen aber darauf hin, daß auch spätere hochcivilisirte Geschlechter diese in ihrer Art einzige Stätte bevölkerten. Durch kahle, zerrissene Felsen führt uns der Weg nach dem Dorfe gleichen Namens. Brausend und schäumend wälzt sich die Kura zu seinen Füßen, während auf der anderen Seite eine schroffe, gelbe Felswand sich erhebt, in deren Innerem, vier Stockwerke über einander, sich die Troglodytenstadt befindet, deren größter Theil für Besucher unzugänglich ist und deren Zugänge gleich Augenhöhlen in einem Todtenkopfe, die äußere glatte Felswand düster unterbrechen.

Durch eine gewundene, muldenartige Felsrinne gelangen wir in das erste Stockwerk, das die Eingeborenen den „Bazar" nennen, denn in der That scheinen die in den Stein gehauenen kleinen Gemächer Läden und Schänken gewesen zu sein. Klopfenden Herzens durchschreiten wir mehrere gewölbeartige Räume und betreten dann einen großen Saal, dessen Decke mit Rosetten geschmückt und durch künstlich ausgehauene Träger, die gleich-

sam hölzerne Tragebalken vorstellen sollen, unterbrochen ist, während nach beiden Seiten Zugänge zu anderen Zimmern sich öffnen. Der Boden zeigt mehrere Vertiefungen, die nach Art eines Impluviums als Wasserbehälter dienten, in die Wände eingelassene Nischen sollten wahrscheinlich die Hausgeräthe bergen und steinerne Bänke Lagerstätten vorstellen. Ueber eine Treppe in das zweite Stockwerk gelangt, öffnet sich abermals ein großer Raum, dessen Aeußeres eine Art Fronton schmückt, der freie Platz vor demselben, gerade über dem Abgrunde, sollte entweder eine Terrasse oder einen Balcon darstellen. Die Decke des Saales selbst ist kunstreich ausgehauen, Bretter nachahmend, die auf Balken ruhen. Inmitten dieser steinernen Behausung standen vor Bewunderung auch wir wie versteinert. Wessen Hände hatten diese Werke geschaffen? Nicht ungeschlachte Cyklopen errichteten diese Zeugen einer althellenischen Kunstepoche. Welchen Zwecken diente dieses düster erhabene Asyl? War es ein Heidentempel oder der Palast einen Herrschers? Keine Inschrift giebt uns Antwort. Im dritten Stockwerk finden wir abermals zwei Säle, in denen sich mit kleinen Steinen kunstgerecht gebaute Schornsteine befinden, und zuletzt erblicken wir die Reste einer altchristlichen Kirche. Ein weiter platzartiger Raum ist von einer Art Lauben in arabischem Stil umgeben, schlanke Säulen mit Spitzbögen bilden Zugänge, und ein großes Zimmer zeigt ein Kreuzgewölbe, dessen Schluß durch eine mit reichem Capitäl geschmückte Säule gestützt wird.

Mit einem Gemisch von Grauen und Neugier folgen wir unseren Führern, die ein mangelhaftes Russisch sprechen, weshalb der Armenier den Dolmetscher spielt. Wir durchschreiten Corridore, Säle und Zimmer, die kein Ende zu nehmen scheinen, obschon wir kaum den zehnten Theil zu sehen bekommen. Der Schein der Fackeln stört Eulen und Fledermäuse auf, aus schwarzer Höhlung flackert uns ein Licht entgegen; es sind Hirten um ein Feuer, welche diese Räume als Zufluchtsort für sich und ihre Heerden benutzen. Schafgeblök und Meckern der Ziegen empfängt uns, durch die Löcher, die wir von unten sahen, blicken wir tiefathmend in's Freie. Schwindelnd ist die Höhe, und wohlgeborgen mußten sich hier diejenigen fühlen, welche Furcht vor bösen Menschen und Thieren hertrieb. Aber einen jämmerlichen Anblick boten die an den Felsenvorsprüngen hängenden niedrigen Saklen (Hütten) im Vergleiche zu dieser unzerstörbaren Troglodytenstadt, deren Gründer sich mit ihr ein ewiges Denkmal gesetzt. Ein Denkmal, ewig aber schrecklich traurig, mahnend an die Vergänglichkeit menschlicher Geschlechter, ein überwältigender Contrast zu der stets sich verjüngenden, in ihren schönsten Reizen prangenden Außenwelt. Mit seltsamen Gefühlen traten wir den Rückweg an, die geheimnißvolle Troglodytenstadt mit ihren ungelösten Räthseln hinter uns lassend, um in dem zwischen pittoresken Felspartien, alten Burgen, Klöstern und Ruinen malerisch gelegenen Ateni die trüben Erinnerungen an diese unterirdischen Wohnstätten zu vergessen.

Der Armenier, der sich Pjotr Tareliewitsch nannte und hier völlig zu Hause war, führte uns in einen schmucken Duchan (Gasthaus), der ganz wie ein Schweizerhaus aussah. In dem Feigengarten dahinter nahmen wir unser Abendbrod ein und plauderten bei einem Schlauche Wein noch lange. Vor dem Schlafengehen sagte Pilkin zu mir: „Reich scheint er zu sein, und gescheit ist er auch, aber doch nicht gescheit genug, um mich dumm zu machen. Sicher will er mir etwas anschmieren, doch da verkennt er mich. Na, ich habe doch Augen im Kopfe, um den Werth seines „Gutes" tariren zu können." Und auf meine Frage nach dem Familiennamen des Armeniers fuhr er fort: „Hören Sie, diese Armenier haben in ihrer Schafssprache so unaussprechliche Namen, daß Pjotr Tareliewitsch uns vollkommen genügen kann."

Am anderen Morgen in der Frühe rollten wir in dem bequemen Phaeton des Armeniers dem nur einige zwanzig Werst südlich gelegenen, durch seine Schwefelquellen berühmten Badeort Borshom zu. Einige Werst vor dem Orte befanden sich die industriellen Werke unseres Gastfreundes. Wir sahen hier einige Hochöfen, eine Glashütte und einige Kohlengruben, wo in sehr primitiver Weise gearbeitet wurde. Der Besitzer mochte indeß dabei gut verdienen, denn im Kaukasus giebt es sehr wenig dergleichen Industrie. Wie ich aber dem Armenier erläuterte, daß mit einigen hunderttausend Rubel Einlage hier Millionen herausgewirthschaftet werden könnten, blitzten seine Augen habgierig auf, und ich mußte ihm Alles sehr genau auseinandersetzen.

Das hatte stundenlang gewährt, und wir kamen erst gegen Abend nach Borshom, wo uns das sehr noble Haus des Armeniers nicht wenig imponirte. Ein Diener meldete ihm etwas, worauf er sich bei uns entschuldigte, seine Frau sei in kleiner Gesellschaft bei der Großfürstin-Statthalterin, und wir müßten das Abendbrod leider ohne sie einnehmen. Vom Arbeitszimmer unseres Wirthes überblickten wir die ganze Enfilade von Zimmern, Herrenzimmer, Speisezimmer, Salon, Damenzimmer, an der Hinterfront befand sich eine große Veranda und dahinter ein weitausgedehnter, in üppigstem Grün prangender Garten. Und was die Hauptsache war, die ganze Einrichtung, die Möbel, das Arrangement des Tisches verriethen guten Geschmack.

Wir hatten uns schon auf unsere Zimmer zurückgezogen, die eine Galerie verband, die außen um das ganze Haus herumlief. Pilkin und ich tauschten unsere Eindrücke aus. „Das Alles gleicht dem Heim eines Grandseigneurs," sagte ich.

Pilkin, der sich nicht imponiren lassen wollte, schwefelte: „Na, wenn seine Frau so schön ist wie er, wird sie eine Zierde des großfürstlichen Hofes sein."

Es war schon Mitternacht, als eine Equipage angerasselt kam, neben deren Schlage ein Mann ritt, von dem wir in der Dunkelheit nur die flatternden Aermel, die sich von einer athletischen Gestalt loszulösen schienen,

erkennen konnten; wahrscheinlich war's ein Kosakenoffizier des großfürstlichen Hofes.

„Chic!“ meinte Pilkin halb spöttisch, halb imponirt. „Ich bin nur neugierig, ob diese große Dame geruhen wird, uns morgen zu empfangen.“

Das Frühstück wurde uns auf's Zimmer gebracht. Dann holte uns Pjotr Tareliewitsch zu einem Spaziergang ab; seine Frau pflege bis 12 Uhr zu ruhen, erst um zwei würde gespeist. Dieser Moment, den wir mit Neugier und Ungeduld erwarteten, kam endlich heran, und da fragte uns erst unser Wirth nach unseren Familiennamen, die wir ihm ebensowenig als er uns den seinigen gesagt hatten. Wir nannten sie, vergaßen aber im Drange der Erwartung, auf den seinigen hinzuhören.

Im Salon empfing uns eine wunderschöne Frau von höchstens zwanzig Jahren. Bei unserem Anblick machte das Lächeln auf ihren klassischen Zügen dem Ausdruck der Ueberraschung Platz.

Und wir waren verblüfft wie Schuljungen. Noch niemals hatte Pilkin so ein dummes Gesicht gemacht, als er mich verwundert ansah und zu fragen schien: „Ist das nicht unsere Medea?“

Und mein Gesichtsausdruck mochte auch nicht viel schlauer sein, denn beinahe hätte ich laut ausgerufen: „Das ist ja die herrliche Frau Azarianz!“

II.

Grade vor einem Jahre hatte mir Pilkin folgenden Brief aus der Krim geschrieben.

„Man sagt, verehrungswürdiger College, daß ich zu den Attentätern auf die Menschheit zu zählen bin, weil ich — Schnaps fabricire. Uebelwollende behaupten sogar, daß diese Sorte von Menschen mit dem Teufel im Bunde stehe, dem sie die armen Seelen zutreibe, nachdem sie dieselben vorher mit Branntwein duselig gemacht hat! Und doch fühle ich mich an alledem unschuldig, wie ein Küken aus dem Ei; denn die Menschheit will nun einmal ihre Herzstärkung haben. Wenn also das Haus Pilkin und Söhne nicht dafür sorgt, so thun's Andere. Das wäre schade. Denn Papascha, die nie etwas thun, was sich nicht lohnt, sagen immer: wozu sich den Vortheil entgehen lassen?

„In Verfolgung meiner Selbstständigkeitsbestrebungen bereise ich die Krim, um einen Ort ausfindig zu machen, allwo durch meine Bemühungen neues Heil der durstigen Menschheit erwachsen könnte, — mit einem Worte, ich verfolge den Plan, aus Weintrauben Cognac zu erzeugen. Die bösen Zungen müssen nunmehr schweigen, was? Denn giebt man einem armen Teufel einen billigen Schnaps, so heißt's gleich, man sei ein Seelenvergifter; bietet man aber den anständigen Leuten einen theuren Cognac an, so kommt's noch so heraus, als sei man ein Wohlthäter der Menschheit, die, durch die moderne Cultur geschwächt, eines Wiederbelebungsmittels bedürfe.

„Also, ich irre in der Krim umher und komme auch nach Jalta, wo ich unseren gemeinsamen Freund Ljubobratitsch mit seiner Frau finde. Ich habe mich des Wiedersehens aufrichtig gefreut. Er weniger; denn seit dem bewußten Wodki-Turnier, wo ich den alten Maladjez (Recken) niedertrank, kann er mich nicht recht leiden, und seine gelehrte Frau auch nicht. O, diese gelehrten Weibsen . . . na, laßt mich in Ruh!

„Trotzdem er mir alle Augenblicke versichert, daß ich wohl manchmal was Gescheites sage, das Meiste aber Dummheit sei, so giebt er mir dennoch den Auftrag, an Sie zu schreiben. Der gute Mann verkennt mich. Denn nun meint er wahrscheinlich, nachdem er mir vorher jede Engelszunge abgesprochen, ich habe einem Engel eine Schwungfeder aus dem Flügel gerissen, um Sie schriftlich zu etwas zu überreden. Von Ihnen aber hat er die beste Meinung, denn er sagt von Ihnen: mitunter brächten Sie es fertig, sich zu verlieben, mitunter auch nicht, immer aber verständen Sie sich auf das Bewundern! Also, kommen Sie her und bewundern Sie!

„Befindet sich nämlich hier ein Weib . . . sage und schreibe Ihnen: ein Weib! . . . Sie ist jung, reich, schön und aus dem Kaukasus — das genügte der gelehrten Frau Ljubobratitsch, eine ganze Mythologie um sie zu spinnen und ihr den Namen „Medea“ zu geben, weil dort hinten in Asien einmal ein Frauenzimmer dieses Namens gelebt haben soll, die verschiedene Leute verzauberte. Unsere Medea hat's gleichfalls mit einem Zauber zu thun, das merkt man an Ljubobratitsch und Anderen, die Alle in sie verliebt sind, ohne indeß Gegenliebe zu finden. Nun versetzt mir Ljubobratitsch bei jeder Gelegenheit Rippenstöße und sagt: „Vorwärts, Pilkin, versuchen Sie Ihr Glück, offenbar wartet man auf Sie!“ Der gute Mann verkennt mich nun einmal. Denn ich denke ja gar nicht daran. Erstens würde die wunderschöne Medea sich in eine Visage, wie die meinige, niemals vergaffen, zweitens wäre ein ernstes Verhältniß gegen meine anerzogenen Principien. Denn Papascha sagen mir immer: „Mein Sohn Samson Maximitsch, lasse Dich mit einem Weibe niemals länger als einen Tag ein!“ Und Mamascha haben mich mit Thränen umarmt und gebeten: „Samson Maximitsch, mein junger Falke, mein guter Maladjez, schone Deine Jugend. Ich erwähle Dir ein Weibchen, das Dir alle anderen Frauen ersetzen soll.“ Wie soll man da nicht folgen? O, ich habe Papascha und Mamascha immer gefolgt.

„Nur Einer ist hier, den ich im Verdachte geheimen Glücks habe. Das heißt, nur einen Verdacht, ohne eine Spur von Beweis; denn ich denke immer, zwei so herrliche Menschen gehören zusammen, das will die Natur einfach so haben. Aber kommen Sie doch selbst und urtheilen Sie, Sie werden von Ihren Freunden mit Ungeduld erwartet.“ —

Eine Fahrt nach der Krim, die reizte mich, zumal ich noch nicht dort gewesen war und die Reise nicht länger als vierundzwanzig Stunden währte. Ich nahm kurzen Urlaub und machte mich auf den Weg.

Die eintönigen, durch keine Bodenwelle unterbrochenen Ebenen des Gouvernements Jekaterinoslaw und Taurien zeigten eine braune Färbung, als hätte ein Steppenbrand hier gewüthet. Es ist der fruchtbarste Boden von Europa, die Weizenernte ist eingeheimst, und auf der tischglatten Fläche der nogaischen Steppe bewegen sich kleine Lebewesen, die gleichsam wie Schwärme von Fliegen sich darauf niedergelassen: das sind Schafherden, die bekannten schwarzwolligen Krimer Schafe, manchmal hunderttausend Stück beisammen, die hier Winter und Sommer auf der Weide bleiben. Dann kommt die Landenge von Perekop, die so schmal ist, daß man das Meer zu beiden Seiten sieht, und nun folgt wieder ein eintöniges Hochplateau, in dessen Mitte wie eine Perle in weiter grauer Muschel das alte Bakschi-Sarai liegt. Sage und Dichtung haben die Trümmer seiner Chan-Paläste verklärt, und die niedrigen Tatarenhäuser liegen idyllisch im Schatten wilder Aprikosenbäume. Und jetzt nur noch zwei Stunden Eisenbahnfahrt, da hören wir einen Namen durch die Conducteure ausrufen, einen Namen, der einst in Europa jahrelang täglich in Aller Mund war: Sewastopol!

Ich halte mich indeß hier nicht auf, sondern fahre im Wagen auf der herrlichen Chaussee nach Jalta weiter, rechts den schimmernden Pontus, links rebenbekränztes Felsengestade. Und das saubere schöne Jalta sieht mit seinen flachen Häusern, die von Galerien und Veranden umgeben und von Epheu umrankt sind, einem Städtchen der Riviera ähnlich, so farbengesättigt liegt es in der Sonne da, so balsamisch ist die Luft gewürzt, die von Asiens Küsten herweht.

Mein Erstes war, Ljubobratitsch aufzusuchen. Der Riese drückte mich an seine Brust, daß mir die Rippen krachten. „Golubtschik,“ rief er in seiner breiten, gemüthlichen Art, „wir bleiben hier, denn es ist hier zu schön, wir können von hier nicht mehr fort, denn wir haben von den Früchten . . . von was für Früchten haben wir gegessen, Stasia?“

Die gelehrte Frau verfehlte nicht, bereitwilligst zu erwidern: „Gleichsam von den Früchten der Lotophagen.“

„So ist es,“ bestätigte er mit belustigtem Lächeln. „Ich begreife nur nicht, wie man sich von hier entführen lassen kann, was schon vorgekommen sein soll . . . wie hieß doch die klassische Dame, Stasia?“

„Iphigenie! . . . Ja, die kehrte auch in ihre Heimat zurück, nach dem gottgeliebten Hellas,“ belehrte Frau Ljubobratitsch höchst schulmeisterlich.

Auf der Strandpromenade ging es sehr lebhaft zu, obgleich die Hochsaison erst im October zur Zeit der Weintraubenlese stattfindet, denn dann bildet die Traubenkur den hauptsächlichsten Zweck des hiesigen Aufenthalts. Man sah viel elegante Menschen, und die Weisen der Kurkapelle flutheten weit in's Meer hinaus, dessen Wellen, gleichsam ein Echo, schmeichelnd den Strand schlugen.

Hier begegneten wir der Dame, die Frau Ljubobratitsch „Medea“ genannt hatte, und die in Wahrheit Tamara Iraklijewna Azarianz hieß.

Eine ältere Dame diente ihr als Gesellschafterin. Pilkin, der seine „breite Natur" überall bekunden zu müssen glaubte, umarmte mich jubelnd. Ein junger, schmächtiger Herr, Troskin, Assessor beim Bezirksgericht, ging der jungen Frau nicht von der Seite.

Nach den ersten hergebrachten Redensarten, die der Vorstellung folgten, gingen wir paarweise weiter, ich mit dem Ehepaar Ljubobratitsch zuletzt. Die Frau nahm sofort das Wort.

„Der Name Azarianz ist armenisch. Wahrscheinlich hat sie ihren Mann, der Advocat in Kutais sein soll, wegen seines Reichthums geheirathet. Sie ist eine Kolchierin; ihr Name, ihre wunderbare Schönheit, der ganze poetische Zauber, der sie umgiebt, sagt es."

Ich platzte gleich mit dem heraus, was mir am meisten auffiel: „Daß der Mann seine junge, schöne Frau so allein in den Seebädern herumreisen läßt, ist zum Mindesten eigenthümlich."

„Er hat eben Vertrauen zu seiner Frau," antwortete sie rasch, „und dieses Vertrauen ist, wie wir bemerkt haben, ihrerseits immer nur gerechtfertigt worden."

Aber Ljubobratitsch, der seines Zeichens Friedensrichter ist, warf etwas aufgebracht ein: „Wenn dieser Mann vor meinem Richterstuhl Klage führen wollte, daß ihm Jemand sein Weib gestohlen — ich würde den dummen Menschen noch bestrafen, weil er durch seine Unachtsamkeit Gelegenheit zu Diebstahl gegeben!"

Wir saßen Alle zusammen in den Anlagen vor dem Orchester, als plötzlich ein wahrer Enakssohn vor uns erschien. Der Friedensrichter stellte ihn als den Sohn eines seiner Jugendfreunde vor: Beloserow, Zenon Konstantinitsch, Lieutenant im Leibgarde-Chevalierregiment.

Er mochte wenig über Fünfundzwanzig alt sein, seine Figur, die über sechs Fuß maß, war das Vollkommenste, was man sich von männlichem Körperbau denken konnte, der enganliegende Kittel, d. h. der weißleinene Interimsrock hob sie bestens hervor, das Gesicht schien aus Marmor gemeißelt, so regelmäßig waren seine Züge und von so gleichmäßig weißer Farbe seine Haut, die Haare und der hübsche Schnurrbart hell und glänzend wie gebleichtes Roggenstroh. Er reichte Allen die Hand, auch Frau Azarianz. Diese unterbrach einen Augenblick ihr Gespräch mit dem Assessor und sah den Lieutenant mit unbewegten Augen an. Nichts verrieth die Beiden, und doch hatte Jeder, glaube ich, ebenso wie ich das Gefühl, daß diese beiden Menschenkinder zu einander gehörten.

Am Abend vereinigte uns ein Souper, wobei wir uns den Krimer Lafitte, den besten Wein des Südufers, munden ließen. Das Ehepaar Ljubobratitsch stellte dabei die Repräsentanten der Solidität vor, doch der eigentliche Mittelpunkt des Conviviums, um den sich Alles, wenn auch nicht bemerkbar, drehte, bildete die schöne Frau Azarianz. Ihr klassisches Gesicht gerieth beim Sprechen in leichte Bewegung, was hinreißend wirkte; es be-

durfte keiner seelischen Anregung, um ihre schwarzen Augen leuchten zu lassen, denn sie funkelten schon bei jedem Auf- und Niedersenken ihrer langbeschatteten Wimpern. Figur, Kleidung und Benehmen waren hochelegant, man merkte, daß sie die Erziehung einer großen Dame genossen. Ihre Stimme war ein sehr weicher Alt, und da sie zu sprechen liebte, so befand sich der Zuhörer fortwährend gleichsam im Banne dieser angenehmen Stimme, denn Alles schwieg unwillkürlich, sobald sie sich vernehmen ließ. Pilkin hatte schon Recht gehabt, als er mir schrieb, daß Alle in sie verliebt seien. Der Lebemann Ljubobratitsch zeigte das in der altmodisch ritterlichen Weise alter Herren, die markiren wollen, daß sie noch ein Herz haben. Der Assessor Troskin schmachtete die schöne Frau an, daß es zum Erbarmen war, er zerschmolz schier in Glück, wenn sie mit ihm sprach, und machte eine Miene zum Fürchten, wenn sie sich zu einem Anderen wandte. Pilkin hielt sich ungeheuer correct; er spielte nicht den Verliebten, zeigte aber offen seine Bewunderung durch verschiedene Aufmerksamkeiten und durch Verbeugungen, die ebenso tief wie ungeschickt waren. Aus Beloserow aber wurde ich nicht recht klug.

„In Adlerhelm und Panzer muß er dem jungen Achill gleichen!" flüsterte mir Frau Ljubobratitsch von einer Seite zu, während von der anderen mir der Friedensrichter in's Ohr raunte: „Aber einem blasirten Achill, der, der Himmel weiß aus welchem Grunde, das Liebesschlachtfeld meidet. Seine Ruhe der schönen Kolchierin gegenüber finde ich empörend!" Thatsächlich machte Beloserow den Eindruck der Blasirtheit, oder er war ein Phlegmatiker. Er mochte am Petersburger Hofe mit weiblichen Schönheiten verwöhnt worden sein, obgleich ich bezweifelte, ob er auch dort ein Weib gefunden, das äußerlich so vollkommen war, wie Frau Azarianz. Er sprach und sah sie immer nur dann an, wenn es unumgänglich nothwendig war; viel lieber schien er sich mit Männern zu unterhalten, heut war ich derjenige, an den er sich hauptsächlich wandte. Und der Mann, der einer der höchsten und reichsten Familien des Landes angehörte, dem in der Petersburger Gesellschaft jede Gelegenheit geboten worden, durch Auskosten aller Genüsse blaïrt zu werden, gab sich mir gegenüber als der einfachste, natürlichste Mensch. Durch Erziehung werden diese russischen Aristokraten Culturmenschen von feinster Blüthe, innerlich bleiben sie die Naturmenschen, die sie von Anbeginn waren. Seine maßvollen Bewegungen ließen niemals den Einfluß einer vornehmen Erziehung vermissen, sein Gesicht trug den Stempel der Gutmüthigkeit, nur eine Falte zwischen den Augenbrauen zeugte von einer Leidenschaftlichkeit, die, wenn einmal geweckt, möglicherweise zur Gewaltthätigkeit geneigt war. Eine chevalereske, vertrauenerweckende, sympathische Persönlichkeit, mußte er auf Frauen großen Eindruck machen; deshalb rief es bei Unparteiischen eine förmliche Entrüstung hervor, ihn ein gleichmüthiges Wesen da zur Schau tragen zu sehen, wo man ihm lieber das Glück eines Eroberers gegönnt hätte.

Als wir in wunderschöner Mondscheinnacht nach Hause gingen, befand sich Beloserow neben Frau Azarianz. Es war eine echt südliche Mondnacht, deren Licht die Gestalten plastisch hervortreten läßt. Und da fiel es mir so recht in die Augen, welch' herrliches Paar die Beiden waren.

Pilkin faßte mich unter den Arm und raunte mit etwas erregter Stimme: „Sie denken jetzt ganz dasselbe, was ich denke. Beloserow ist der, von dem ich Ihnen schrieb. Ich habe ihn im Verdacht, daß er bereits unter dem Zauber Medeas steht. Es kann auch gar nicht anders sein. Dieses herrliche Menschenpaar kann nicht gleichgiltig an einander vorüberlaufen, die müssen einander in die Arme sinken!"

Ich legte mich auf's Beobachten, konnte aber vor der Hand nichts bemerken.

Am folgenden Tage machten wir eine Ausfahrt nach den Schlössern. Wir stiegen die herrliche Lehne des Jaïla-Dag hinan, wo das Schloß des Fürsten Woronzow, des Besitzers all dieser Weinberge ringsum, liegt, das herrliche Alupka, das mit seinem maurischen Stil inmitten seiner Cypressenhaine einem morgenländischen Traumbild gleicht. Und ringsum rebenbekränzte Lehnen, wo das Kind Frankreichs, die Bordeauxrebe, reift und ihr angeborenes Feuer mit der Kraft dieses fetten Bodens vereinigt. Weiterhin liegt das liebliche Orianda, und näher dem Meeresufer das kaiserliche Liwadia, das wir indeß nicht betreten durften, da die kaiserliche Familie hier wohnte.

„Sehen Sie, das haben Alles die Russen hervorgebracht!" sprach die allrussische Patriotin Frau Ljubobratitsch zu mir. „Vor hundert Jahren gehörte dieses Land noch den Tataren, und da durfte hier kein Weinstock wachsen."

An einem der nächsten Abende wohnten wir einer Reunion bei. Beloserow und auch ich tanzten abwechselnd mit Frau Azarianz. Der Assessor, der nicht tanzte, verging vor Eifersucht und Aerger; mich betrachtete er überhaupt als Atmosphäre, gerade wie der Vogel Strauß, der den, von dem er Gefahr fürchtet, nicht sehen will. Und dabei war ich völlig unschuldig. Pilkin ging umher, anscheinend leidenschaftlos, neidlos, aber mit offenen Augen und gesundem Urtheil. Er machte mich auf das Paar während der quadrille monstre aufmerksam. Beloserow tanzte ungemein elegant und echt höfisch, die Kolchierin voll angeborener Grazie. Und da sah ich, wie der gleichmäßig bleiche Ton ihrer Wangen von rosiger Gluth durchbrochen wurde, wie ihre Lippen sich durstig aufthaten und ihre Augen so eigenthümlich schillerten, als wenn Sonnenstrahlen sich in einem Thautropfen brechen . . .

„Welcher Wuchs, welche Augen!" raunte mir der Friedensrichter zu. „Wissen Sie, wenn man dieses wunderschöne Weib vor meinen Richterstuhl schleppte und irgend einer Sünde anklagte — ich würde, falls sie mich so ansähe, sie auch als Schuldige freisprechen!"

Tage und Nächte gingen vorüber, sie glichen Märchenträumen; viel zu früh schlug mir die Stunde des Abschieds. Als ich davon sprach, rief Pilkin ganz unvermittelt:

„Ich habe einen Gedanken!“

„Ah, Sie haben einen Gedanken?“ sagte Ljubobratitsch ironisch, denn er konnte Pilkin nicht leiden, seitdem ihn der einmal niedergetrunken. „Das ist ein Wunder Gottes!“

Pilkin erwiderte ruhig: „Sie verkennen mich, Lazar Matwejewitsch.“

Aber die freundliche Frau Azarianz kam dem jungen Mann, der ihr immer so große Hochachtung bewies, zu Hilfe und sagte: „Bitte, Samson Maximitsch, sagen Sie doch Ihren Gedanken.“

Pilkin machte Allen den Vorschlag, mich bis Sewastopol zu begleiten, und zwar zur See, das sei eine sehr schöne Fahrt.

Dieser Vorschlag wurde allerseits angenommen. Am meisten begeisterte sich dafür Troskin, der, seitdem ich abzureisen gedachte, mein bester Freund geworden war.

Der Dampfer trug uns über die blaue Fluth des heut so gastlichen Pontus. Wir schwammen wie auf einem ruhigen Flusse, und das terrassenförmig ansteigende Ufer glich einem riesigen Wasserfall, dessen grüne Fluthen auf uns zustürzten. Während die Füße des über 1500 Meter hohen Jaïla-Dags das Meer bespült, umranken seine Knie die Weinberge von Massandra und Ai-Danil, umkränzen seine Hüften dunkle Pinienwaldungen, der mächtige Rücken aber ist kahl und flimmert in blendender Weiße. Wie ein Geschmeide von vielfarbigem Edelgestein, welches drei Solitäre schmücken, zog sich diese Küste hin. Die minaretartigen Thürme von Alupka gleichen demantnen Nadeln; Orianda ist durch seine Orangenhaine gleichsam à jour gefaßt; und Liwadia, ach Liwadia, es liegt unter seinen Palmen wie eine orientalische Schöne, die ihren glänzendsten Schmuck angelegt hat.

Ich wendete mich plötzlich, um meinen Reisegefährten eine bewundernde Bemerkung zu machen — hinter mir standen Tamara Iraklijwna und Belosorow. Ihre Blicke waren in einander getaucht. Wie die hellblaue See ringsum die Sonne glänzend widerspiegelte, so leuchteten die Augen der jungen Frau; die seinen waren so dunkel wie Nachtschatten; aber in beiden lag der Widerschein der Märchenpracht — nicht der von drüben, die sie in diesem Augenblick nicht sahen, sondern der, die in ihren Seelen gleich einem Zauberbild aufstieg. . . . Ich hatte auf den Grund ihrer Seelen geschaut.

Bild auf Bild dieses wunderschönen Panoramas rollte sich vor uns ab, jenseits der lieblichen Bucht von Balaklawa sahen wir die kahlen Höhen von Inkerman, deren Felsenwände von Löchern durchbrochen sind, — den Zugängen zu einstigen Troglodytenstädten, die man in die Zeit der Christenverfolgungen versetzt. Nun macht der Dampfer eine Wendung nach Norden

um das Cap Chersones, und wir fahren in die fünftheilige Bai von Sewastopol ein, deren schroffe Ufer auf uns zu fallen drohen.

Eine in Felsen gehauene sehr breite Treppe, die deutliche Spuren des Bombardements zeigt, führt zu der terrassenförmig ansteigenden Stadt hinauf, die theilweise noch in Trümmern liegt. Sie macht einen traurigen Eindruck, den Eindruck eines verfallenen Kirchhofs, welchen die zahlreichen Denkmale der Helden, die hier den Schlachtentod gefunden, noch verstärken. Ein Wagen bringt uns über hundertfach durchwühltes Terrain nach dem Malachow-Kurgan, der seinen Namen von einem russischen Matrosen führt und ihn dann weitergegeben hat als Herzogstitel für einen französischen Marschall. Von den unteren Etagen des wieder hergestellten, zusammengeschossenen Thurmes übersehen wir die ganze Gegend, wo einst Hunderttausende hier eine beispiellose Belagerung, dort eine ebenso beispiellose Vertheidigung geführt. Ringsum ist der Boden von Trancheen, Wolfsgräben und Bombenlöchern durchwühlt. Wie viel Blut und Thränen sind hier geflossen! Und wozu? Frau Ljubobratitsch, die allrussische Patriotin, stellte mit einer gewissen Befriedigung diese Frage und knüpfte daran politische Erörterungen. Der Friedensrichter aber war hier in seinem Element; dort drüben, auf den Feldern von Inkerman, hatte der frühere Offizier die Feuertaufe erhalten.

„Zenon Konstantinitsch," wandte er sich nach Beloserow um, „dort drüben wurde Dein Vater an meiner Seite verwundet!"

Beloserow stand mit Tamara Iraklijewna vor einem französischen Denkmal, welches die Inschrift trug:

Unis pour la victoire,
Réunis par la mort —
Du soldat c'est la gloire,
Des braves c'est le sort.[1]

Während er ihr die Inschrift vorlas, berührten sich ihre Schultern, und ihr gegenseitiger Athem wehte sie an. Es sah aus, als ob sie sich ein sehr tiefes Geheimniß anzuvertrauen hätten, wer weiß, ob er wußte, was er las, und sie schien nicht den Worten zu lauschen, wohl aber seiner Stimme. Pilkin blinzelte sie mit seinen kleinen Luchsaugen von der Seite an.

Ljubobratitsch wandte sich im Eifer ab und gab uns folgende Schilderung zum Besten:

„Unser Husaren-Regiment stand in Front und glaubte sich so sicher aus der Schußlinie, daß wir unsere Pfeifen stopften und schlechte Witze über die Franzosen zu machen begannen, die sich aus ihren Trancheen nicht hervorwagen wollten. Rechts von uns erschien es plötzlich wie ein rothes Gewölk, das war die englische Cavallerie. Wir lockerten schon unsere Säbel und glaubten, daß eine Attacke endlich Abwechslung in das langweilige Geschieße bringen würde — ja, hat sich was. Unsere Kartätschen begannen unter den Engländern aufzuräumen, daß es schon nicht mehr anständig war — glaubt

Ihr, Gaspada, daß die Engländer zurückgingen? Die Dickköpfe ließen sich alle niederknallen, was allerdings eine große Ehre für sie war. Nun begannen wir neidisch zu werden, und unsere Schnauzbärte schimpften weidlich, es sei eine verfluchte Mode geworden in diesem Kriege, einander nur immer aus der Ferne zu tractiren. Gerade als sollten sie Recht behalten, tauchte da vor uns eine rothe Linie auf, Infanteristen in türkischer Kleidung, von denen viele eine Katze auf dem Tornister trugen. „Kostja,“ sage ich zu meinem Freunde, dem Lieutenant Beloserow, „die Teufelskerls wollen wohl mit ihren Katzen unsere Pferde wild machen.“ Der belehrte mich, daß es Zuaven seien, und zum Spott begannen unsere Husaren zu miauen. Auf achthundert Schritt fingen sie an zu schießen. Wir rissen schön die Augen auf, als wir die blauen Bohnen um unsere Ohren pfeifen hörten. Unsere Schießprügel reichten nur auf vierhundert Schritt — und die treffen auf achthundert! Diese Ssukinssyny halten's mit der unreinen Macht, sagten unsere Altgedienten, als sie die Katzen sahen und die Kugeln spürten. Da fällt ein Pferd, dort fällt ein Mann, und wir stehen da, wie Hasen im Treiben. Aber unser Commandeur sagt: „Rybjata (Kinder), wir sind nicht schlechter als die Engländer — schließt Euch!“ Und wir traten in die Lücken und konnten deutlich sehen, wie sie uns auf's Ziel nahmen. „Kostja,“ sage ich zu Beloserow, „wenn das der ganze Krieg sein soll, so mag ihn der Teufel holen. Ich hatte mich auf eine flotte Hauerei schon so gefreut.“ Wie er mir Antwort geben will, kommt ihm Blut aus dem Munde. „Kostja, Golubtschik!“ schreie ich, „Du bist verwundet!“ Er sieht mich an, als wenn er nichts wüßte. Aber der Wachtmeister, ein alter Praktiker, ruft ihm zu: „Schnell hinter die Front, Euer Wohlgeboren, ehe Ihr umfallt!“ Und Kostja hat gerade noch Zeit, zum Verbandplatze zu reiten, wo er thatsächlich umfällt. Nun aber geht uns die Geduld aus. Ohne ein Commando abzuwarten, werden die Zügel locker gelassen, die Rößlein wissen, was sie zu thun haben . . . Paschol! Ura! Die Zuaven fallen auch sofort zu Boden, als hätte sie unser Ura umgeblasen, und unsere Rößlein setzen elegant über sie hinweg; denn Ihr müßt wissen, so ein Pferd hat Verstand und Herz, es wird einem Menschen niemals absichtlich etwas zu Leide thun. Plötzlich bekommen wir aber Feuer von hinten. Dort liegen die Zuaven auf dem Bauch und schießen fröhlich in uns hinein, und die Katzen auf ihren Tornistern machen krumme Buckel und grinsen uns an. Es bleibt uns nichts übrig, als unseren Weg durch dieses Höllenfeuer zurückzunehmen, wobei unsere Rosse abermals elegant, wie es sich für russische Rosse, die keinen Menschen treten wollen, geziemt, über Zuaven und Katzen hinwegsetzen. Als wir uns endlich, nachdem wir den dritten Mann auf dem Platze gelassen, gesammelt, beginnt ein schreckliches Fluchen und Wettern. „Es giebt keinen ehrlichen Krieg mehr!“ klagen die Einen. Andere rufen ingrimmig: „Du spuckst in die Hand und hältst den Säbel fest, als wolltest Du die Köpfe nur so fliegen machen — und haust Löcher in die Luft,

nichts weiter!" Viele heulen vor Wuth: „Erbarmt Euch, unser russischer Bruder kämpft wohl gegen Menschen, doch nicht gegen die unreine Macht! Habt Ihr die verfluchten Katzen gesehen mit dem gesträubten Haar? Das sind keine natürlichen Katzen!" Und als zum Rückzug geblasen wird, versichern die Haudegen noch immer, daß es nicht mit richtigen Dingen zuginge."

Ljubobratitsch hatte, von seinen Erinnerungen fortgerissen, einen derb soldatischen Ton angeschlagen, der vereint mit seiner Laune in diesem Milieu sehr wirkte. Wir folgten seinen Ausführungen mit gespanntem Interesse, wie er jetzt die Vertheidigung und den Sturm auf den Malachow schilderte. Tag und Nacht hätten die Kanonen gedonnert, der Thurm und die Redouten seien nur noch ein Trümmerhaufen gewesen, und da die Russen dennoch nicht wichen, legten die Franzosen Minen an. Einmal verging einem russischen Bataillon doch die Geduld, nur als Zielscheibe für Schießübungen zu dienen, und es brach unter einem plötzlichen Impulse hervor, um die feindlichen Schützen aus den Trancheen zu vertreiben. „Man ruft ihnen unsererseits warnend zu: „Mina!" (Mine). Die biederen Krieger aber wußten nicht, was eine Mine ist, verstehen falsch und geben zur Antwort: „Wir gehen nicht mima (zurück), wir gehen nur vorwärts! Pascholl! Ura!" Die Mine ging los, und sie flogen in die Luft."

Wir gelangten auf den Kirchhof im Norden der Stadt, der auf einem hohen Plateau gelegen ist, von dem man eine prachtvolle Aussicht genießt über Stadt, Land und Meer. In seiner Mitte erhebt sich eine neue Kirche von der originellen Form einer Pyramide. In ihr befindet sich das Grabmal des Fürsten Gortschakow und vieler anderen Generäle, und ringsum in den Massengräbern erwarten hunderttausend gefallene Soldaten die letzte Reveille. Sie mögen hier wohl ruhen, „des Ruhmes hochgeehrte Narren" — wie Frau Ljubobratitsch Byron citirte — im Schatten der Cypressen und Trauerbirken. Manches Grabmal ist eingesunken, manches geborsten, manche Säule umgestürzt. Nichts kann die erhabene Traurigkeit dieses Ortes wiedergeben, seinen ergreifenden Contrast zu der Umgebung: hier Verwesung, Zerstörung, ringsum die schaffende, lachende Natur.

Ljubobratitsch und nicht minder seine gelehrte Frau besprachen mit uns diese grausig erhabene Epopöe, die hier der Menschengeist gedichtet, als sich Pilkin, der bislang geschwiegen, plötzlich hören ließ: „Ja, ja, so hat sich Alles zugetragen."

„Ah, Pilkin giebt zu, daß sich Alles so zugetragen," versäumte Ljubobratitsch nicht, ihn zu ironisiren. „Woher mögen Sie nur diese Kenntniß haben, mein Kleiner?"

„Von Papascha!"

„So? War Ihr Papascha im Krimkriege? Und als was denn?"

„Als Schnapslieferant!"

„Teufel, da hat er gewiß mehr Beute nach Hause gebracht, als wir Anderen! Ist's nicht so?"

„Papascha pflegen sich darüber nicht auszulassen. Doch wie ich sie kenne — Papascha unternehmen nie etwas, was keinen Gewinn bringt."

„Diese Schnapsritter haben uns damals ein Gemisch von fünfgradigem Branntwein mit aufgelöstem Pfeffer als wärmenden und stärkenden Trank verkauft! . . . Der Teufel wird sie dafür holen!" rief Ljubobratitsch sehr von oben herab.

Mit erhabener Ruhe erwiderte der Millionärssohn: „Lazar Matwejewitsch — Sie verkennen das Haus Pilkin und Söhne." —

Einige Wochen später sah ich Pilkin, der mir berichtete, daß er seine Pläne in der Krim aufgegeben, das Land sei für ihn zu klein, um sich dort gehörig entfalten zu können. „Aber eine andere Entdeckung habe ich gemacht," fuhr er fort. „Beloserow und unsere Medea haben's mit einander! Als ich auf irgend einer Station in den Zug, der von Sewastopol kommt, einsteige und nach meiner Gewohnheit durch den ganzen Train gehe, schiebe ich die Thüren eines Abtheils erster Klasse auf, um ein Ruheplätzchen für mich zu suchen. Wen sehe ich! Beloserow in Civil hält die Hände unserer schönen Medea, und sie lächelt ihn so lieblich an, als hätte er ihr die schönste Geschichte von der Welt erzählt! Ich discret die Thür sofort wieder zu, so daß sie mich nicht gesehen haben. Wozu das zärtliche tête-à-tête stören? Freue mich herzlich, daß ich Recht behalten und daß die Beiden, die unbedingt zu einander gehören, sich nun gefunden haben."

Es zuckte so eigenthümlich um seine Lippen, daß es mir zur Gewißheit wurde, was ich bislang nur geahnt: er liebte die schöne Kolchierin, ohne sich's eingestehen zu wollen. Vielleicht war er sich auch darüber klar, daß er mit seiner „Visage" niemals Gnade vor ihren Augen finden würde, und da erfüllte es ihn mit einer wenn auch schmerzlichen Befriedigung, wenn sie ihre Liebe einem schenkte, den er dieses Glücks für würdiger als sich selbst hielt.

Und bald darauf erzählte mir der Friedensrichter, daß der Assessor Troskin nur immer die Kolchierin im Kopfe habe und so zerstreut sei, daß er alle Spitzbuben, die er abzuurtheilen habe, statt nach Sibirien in den Kaukasus verschicke.

„Die Dummen haben immer das größte Glück!" rief er in komischem Grimm. „Ein Esel von Ehemann, der seine junge Frau Monate lang allein im Bade läßt, muß das Glück haben, daß dieser jungen schönen Frau nur Männer begegnen, die keinen Eindruck auf sie machen, und der einzige, der ihr gefährlich werden könnte, muß ein Phlegmatiker sein, den man selbst mit Prügel nicht aus seiner Ruhe bringt!"

Ich verwunderte mich baß über diese Rede, denn sie ging von einem Manne aus, der sich immer rühmte, sein ganzes Vermögen auf das Studium des Lebens und der Menschen ausgegeben zu haben.

III.

Und nun gewannen wir unerwartet einen Einblick in die Verhältnisse der jungen Frau, die uns bislang so geheimnißvoll geschienen hatten.

„College, 's ist nicht zum Glauben!" rief Pilkin manchmal förmlich entrüstet. „Dieses jugendschöne Weib und dieser geräucherte Lachs — dahinter muß ein Zauber stecken! Wahrscheinlich hat er, der reich gewordene Parvenu, sie, die aus guter, aber verarmter Familie sein muß, mit dem Glanze seines vielen Geldes an sich gebracht. So was von ungleichem Ehepaar habe ich doch noch nicht gesehen. Schauen Sie sich blos einmal seine ungeheure Nase an; sie gleicht einem Kupferbergwerk! Wie kann man so eine Nase haben!"

Und Pilkin griff nach seiner eigenen, um sich zu überzeugen, daß sie beinahe nicht vorhanden sei, und im Stillen Betrachtungen darüber anzustellen, wie ungleich die Natur ihre Gaben vertheilt.

Aber der Gedanke, die schöne Kolchierin befinde sich im Besitze des scheußlichen Armeniers, versetzte ihn in eine fortwährende stille Wuth.

„Wo ist denn dieser Dummkopf Beloserow? Weshalb entführt er sie nicht?" rief er in komischer Verzweiflung. Sein Haß gegen deren Gatten ging in's Unheimliche.

In der That, ein ungleicheres Ehepaar konnte es nicht geben. Azarianz behandelte zwar seine Frau mit väterlicher Milde und Nachsicht, nur seine lauernden, stechenden Blicke gefielen mir dabei nicht. Sie stand gesellschaftlich über ihm, Beweis, daß sie am großfürstlichen Hofe beliebt war. Nachdem sich ihre erste Ueberraschung gelegt, plauderte sie unbefangen über unsere Erlebnisse in Jalta, wobei wir uns hüteten, den Namen Beloserow auszusprechen; und sie schien sich seiner auch nicht mehr zu erinnern. Azarianz bekundete über unsere frühere Bekanntschaft große Freude, ohne nach den näheren Umständen zu fragen; diese Verlanassung schien ihm recht, eine noch größere Cordialität zwischen sich und uns, besonders Pilkin, herbeizuführen. Er nahm den jungen Mann völlig in Anspruch, pries die Fruchtbarkeit des hiesigen Bodens, besonders für Mais, und versprach ihm, ihn nach einer großfürstlichen Brennerei zu führen, die gleichfalls mit Mais brenne.

Wir tranken nach dem Diner unseren Kaffee auf der Veranda, welche zwei riesige Sykomoren flankirten. Ein hohes, kolossal üppiges Weinspalier zog sich von einem Ende des sehr tiefen Gartens zum anderen; rechts und links standen Feigen, Oliven, Citronen und Orangen-Bäume, die hintere Seite wurde durch eine Reihe hoher Cypressen abgegrenzt. Aber vorn vor dem Balkon breitete sich ein gut gepflegter Blumengarten aus, der jetzt in voller Rosenpracht stand, denn Rosen sah man hier allenthalben, von Stöcken, die kleinen Bäumen glichen, bis zu hohen Gebüschen, in denen ein Mensch völlig verschwinden konnte.

„Die Rose ist meine Lieblingsblume,“ sprach zu mir Tamara Iraklijewna, „ich kann sie nirgends missen, ich muß sie überall sehen und ihren Geruch einathmen können.“ Und in der That befanden sich in jedem Zimmer Rosensträuße, so daß alle Räume mit ihrem Wohlgeruch erfüllt waren.

Da Geschäftsleute, wenn sie einmal ein Geschäft planen, für nichts mehr als dieses zu haben sind, so war Pilkin schon am folgenden Tage mit Azarianz nach Achalzig gefahren, der Kreisstadt von Borshom, wo sich die großfürstliche Maisbrennerei befand, um diese zu besichtigen. Ich blieb zurück, da ich vorzog, den Badeort kennen zu lernen, wozu ich den ganzen Vormittag Zeit hatte, denn die Frau des Hauses kam vor zwölf Uhr nicht zum Vorschein. Mit meinem Feldstecher ausgerüstet zog ich los. Das Thal, durch welches sich die Kura schäumend wälzt, ist weit, am fernen Horizont umsäumen es hohe Bergketten, es bildet indeß keine gleiche Ebene, sondern ist von bewaldeten Hügeln und Berglehnen durchzogen, in die zahlreiche Villen, manche davon von palastartiger Größe eingebaut sind. Seitdem der Großfürst-Statthalter des Kaukasus hier sich angekauft und angebaut hat, ist der Ort zu rascher Blüthe gelangt.

Natürlich thut die Regierung sehr viel. Das Kurhaus, die Bäder, die öffentlichen Anlagen sind von einer Großartigkeit und Pracht, die nicht bald irgendwo in solchem Maße zu finden ist. Am bemerkenswerthesten sind aber die Villen des Großfürsten und die aller der Großen und Reichen, die seinem Beispiel gefolgt sind. Diese Villen zeigen einen Mischstil aller Zeiten und Culturepochen des Orients, so ungefähr kann ich mir den Baustil der macedonischen Zeit denken, die eine Verschmelzung von Hellenenthum und Barbarenthum darstellte. Die Kirchen, die die Russen überall, wo sie hinkommen, mit großer Pracht bauen, sind natürlich byzantinisch; von den Villen sind die einen rein klassisch, andere im italienischen Casastil, noch andere zeigen Renaissance; hier streben unter riesigen Olivenbäumen arabische Spitzbögen, die von schlanken Säulchen getragen sind, empor, dort erheben sich die compacten Formen eines Baues nach altpersischer Art. Stellt man sich dazu den vornehmen Anstrich vor, den Borshom durch die Anwesenheit des Großfürsten und so vieler Großen hat, die hier einen großen Theil des Jahres weilen und den Ort gewissermaßen zur Landesresidenz machen, so kann man sich denken, wie frappirend diese noble Culturstätte wirken muß inmitten eines Landes, das bei all seiner Naturschönheit eigentlich wild und barbarisch ist.

Ich hatte mich von der Hauptstraße entfernt und Nebenwege eingeschlagen, da wo die Gärten ausmünden und das Grün südlicher Baumarten dichter wird. Längs einer Lehne erstreckte sich rechts ein Olivenwald, links der große Garten einer Villa; ein Stück tiefer im Olivenwalde sah ich zwei gesattelte Pferde grasen, die ein Kosak, der lang am Boden lag und gemächlich rauchte, am Zügel hielt. Offenbar erwartete er

Jemanden, der in der Nähe spazieren ging oder zum Besuch war. Ein Stück weiterhin setzte ich mich unter einen der riesigen Stämme, denn von hier aus hatte ich einen prachtvollen Blick über Borshom. Da höre ich die Rosse schnudern, ein Kosakenoffizier tritt aus einem versteckten Pförtchen der Villa und reitet nach meiner Richtung. Er war ganz in Scharlach, vergoldete Patronenhalter glänzten auf seiner Brust, und von einer so prachtvollen Gestalt, wie ich sie nur einmal gesehen. „Das ist ja Beloserow!" denke ich. Wie er an mir vorübersaust, sieht er auch mich, wendet sich aber schnell zur Seite, läßt sein Roß einige wilde Sätze machen und verschwindet. „Bei Gott, das ist Beloserow, und er — will mich nicht sehen," sage ich mir, und sofort entwickelt sich bei mir eine ganze Gedankenreihe.

Ich richte meinen Feldstecher auf die Villa, aus der er durch das Hinterpförtchen getreten. Richtig, das ist die Villa Azarianz. Ich erkenne sie an der Reihe hoher Cypressen, an den beiden riesigen Sykomoren bei der Veranda, an dem grusinischen Stil mit plattem Dach und der Galerie ringsum. Der Besuch trug den Stempel der Heimlichkeit; wahrscheinlich sind die Vormittage der schönen Frau Beloserow gewidmet.

Heute speise ich mit Frau Azarianz allein. Ich beobachte sie; sie ist unbefangen, aber die leichte Röthe ihrer Augen scheint mir auf vergossene Thränen zu deuten. Gegen Abend kommen Pilkin und der Hausherr an. Ersterer ist völlig enthusiasmirt. „Die Sache mit dem Maisbrennen geht prächtig. Ich bin fest entschlossen, das Angebot des Armeniers anzunehmen und mich hier anzukaufen!" Azarianz fließt die Rede wie Honigseim von den Lippen, nur daß mir sein Ton etwas zu pastoral klingt. Er lobt besonders seine beiden Complexe in Mingrelien, von denen er einen gern verkaufen möchte.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß Pilkin sich plötzlich an Frau Azarianz mit der Frage wandte, ob sie nie etwas von Beloserow gehört habe.

Ohne die geringste Verlegenheit antwortet die junge Frau: „Seit Monaten sehe ich ihn jeden Tag, denn er steht hier im Convoi des Großfürsten-Statthalters."

Das Gesicht, mit dem mich Pilkin ansah, war unbezahlbar, ich hätte beinahe auflachen müssen.

Jetzt begann Azarianz mit widerlicher Salbung die Vorzüge Beloserows hervorzuheben, in dem er seinen besten Freund sehe. Worauf der biedere Pilkin die Absicht verlauten ließ, Beloserow morgen zu besuchen, da er ihn sprechen müsse.

„Er ist heut auf Urlaub nach Rußland abgereist," sagte Frau Azarianz mit leicht bebender Stimme.

Als wir in unseren Zimmern waren, rief Pilkin sich zufrieden die Hände reibend: „Da haben Sie's! Er ist der beste Freund dieses mit Oelblättern drei Mal Geräucherten! Das gefällt mir so. Etwas wird

schon draus werden! Denn wenn ein alter häßlicher Bursche ein junges, schönes Weib an sich kettet — das ist Unrecht und verdient Strafe!"

Ich hütete mich, ihm zu sagen, was ich heut gesehen hatte.

Am folgenden Tage sprach der ungeduldige Pilkin davon, morgen nach Mingrelien zu reisen. Azarianz setzte sich ihm natürlich nicht entgegen, und mir war's auch recht, denn mein Urlaub reichte nicht mehr weit hin. Da äußerte ganz unerwartet Tamara Iraklijewna den Wunsch, sie wolle mit uns reisen, um in Kutais ihr dortiges Sommerwohnhaus mit dem prächtigen Rosengarten zu beziehen.

Ich saß mit Frau Azarianz im ersten Wagen, Pilkin folgte mit dem Armenier im zweiten. Es plauderte sich mit der jungen Frau gut, zuletzt lenkte ich das Gespräch auf Beloserow. Erst war sie sehr unbefangen; als ich aber, nicht ohne Absicht, ihn mit Lobeserhebungen bedachte, konnte ich bemerken, wie ihr gleichmäßig zarter Teint sich fluthartig mit feiner Röthe überzog, die verschwand und wiederkehrte, und wie ihre dunklen Augen aufleuchteten. Ihre Stimme begann zu wanken, und zuletzt weinte sie; dazwischen bemühte sie sich, zu lachen, aber die Thränen kehrten immer wieder.

Um ihr Zeit, sich zu sammeln, zu lassen, beugte ich mich aus dem Wagen und winkte den nachfolgenden Pilkin und Azarianz zu. Dann begann ich von der Schönheit ihrer Heimat zu sprechen, und sie rief: „Ach, ich könnte meine Heimat nicht für immer verlassen!" Worauf die kaum erstickten Thränen wieder ausbrachen.

„Medea," hatte sie Frau Ljubobratitsch genannt, wohl nur deshalb, weil sie aus einem Lande stammte, das im Alterthum Kolchis hieß. Aber eine Medeanatur war die junge Frau ganz gewiß nicht. Sie schien mir ein sanftes, lebensfreudiges Wesen, das die Verhältnisse, der Himmel weiß auf welche Weise, in einen Conflict gebracht, dem sie, wie es schien, nicht gewachsen war. Trotz ihres Rabenhaars und ihrer kohlschwarzen Augen hatte sie nichts Dämonisches, ihre Gesichtszüge waren weich, wie diejenigen passiver Charaktere, und ihr Lächeln zeugte von einer Gutmüthigkeit und Herzensgüte, die Niemandem zu nahe treten wollte. Sie kämpfte, so wie ich sie nach dem, was ich wußte, beurtheilen konnte, zwischen Pflicht und Liebe. War sie vielleicht von Beloserow, der auf Urlaub gegangen, verlassen worden?

In Gori besteigen wir wieder die Eisenbahn. Langsam schleppt uns der Zug auf die Höhe des Ssuram-Passes. Ein Pfiff, er rollt schneller, und ich eile auf die Plattform, um das Land besser schauen zu können, dessen üppige Naturschönheiten alles bisher Gesehene übertreffen — Kolchis!

Denn im Lande des goldenen Vließes befinde ich mich, wohin einst über das ungastliche Meer zu rudern es die Argonauten nicht verdrossen! Rauschende Urwälder bedecken es, und fabelhaft fruchtbar muß es sein, davon zeugt das riesenhafte Geäst seiner Walnußbäume und Edelkastanien, seiner

Oel- und Feigenbäume, die, von Weinreben und Epheu umrankt, durch Lianen zu einem unentwirrbaren, undurchdringlichen Ganzen verbunden sind, das beweisen seine wogenden Maisfelder.

Ein gesprächiger russischer Jamschtschik (Kutscher) bringt mich von der Eisenbahnstation nach Kutais, der Hauptstadt Mingreliens und der angrenzenden Gebiete Imeretien und Abchasien. Stellt jene herrliche Burgruine nicht den einst hochragenden Königspalast des Aeetes dar? Und dieses melancholisch bewegte Maisfeld, flüstert es uns nicht das Geheimniß zu, daß an dieser Stelle einst die Drachensaat ausgestreut wurde? Ruhig nach stürmischer Thalfahrt wälzt der Rion seine krystallklaren Fluthen zwischen grünenden Ufern — es ist der alte Phasis, und von den verdecklosen Barken auf seinem Rücken ist die größte wohl Argo, das dunkle Meerschiff, das fünfzig Paar Heldenarme fortbewegten. In die weiße Tschadra (Ueberwurf) lose eingehüllt, daß die schlanken zierlichen Glieder allenthalben kenntlich sind, schreiten die Mädchen aus dem Volke daher. Eine Granatblüthe steckt hinter dem Ohr, die schwarzen Haare hängen ihnen tief in die Augen, den schmalhalsigen Wasserkrug balanciren sie auf dem Haupt und wiegen sich dabei graziös in den Hüften — sind sie nicht alle vom Geschlechte der Medea?

Wir fahren über den weiten Marktplatz, wo riesige Platanen ihre Schatten werfen, wir halten vor einem stattlichen Hause, das in üppigstem Grün förmlich ertrinkt, wir glauben nicht anders, als daß König Aeetes mit seiner zauberkundigen Tochter hervortreten und uns begrüßen müßte, aber — „Hôtel de France!" schreit der Jamschtschik in russischer Aussprache, und ein Schwarm befrackter Kellner fragt in einem Dutzend verschiedener Sprachen nach unseren Wünschen. Und ich, den das Bewußtsein, mich in Kolchis zu befinden, förmlich verzaubert hatte, bin plötzlich entzaubert.

Azarianz bietet uns zwar Gastfreundschaft in seinem Hause in der Stadt an; da er aber jetzt von seinen Geschäften allzu eingenommen ist, so ziehe ich den Aufenthalt im Hôtel de France vor, und Pilkin schließt sich mir an, weil er von dem Armenier unabhängiger bleiben will. Azarianz begleitet darauf seine Frau nach deren „Rosenhaus" vor der Stadt.

Schon den nächsten Tag fährt Pilkin mit Azarianz nach Orpiri, dem Gute des Letzteren, das er dem Russen verkaufen möchte. Und ich gehe mich umsehen.

Um die herrliche Umgebung von Kutais mit einem Blicke überschauen zu können, besteige ich den ruinenbedeckten Burgberg am rechten Ufer des Rion, über den eine sehr schön gebaute Brücke führt. Zwischen dichten Gärten, in denen Pfirsiche und Mandeln reifen, immer als Ziel die düster romantischen Trümmer einer alten Kirche vor Augen, gelange ich in Kurzem auf die Höhe. Wundersam melancholisch wirken diese Ruinen auf den Beschauer. Säulen und Bogenreste sind von dichtem Epheu umschlungen, der liebend diese traurigen Zeugen einer herrlichen Vergangenheit bedeckt, und aus den klaffenden Rissen sprießen überall Myrten hervor, wie

Todtenkränze, die dahingegangene Größe zum letzten Mal schmücken. Großartig muß dieser Dom einst gewesen sein, die umgestürzten Säulenstümpfe, die byzantinischen Capitäle, das theilweise noch erhaltene Blattwerk der Wände zeugen davon. Als dieses Land noch unter der Herrschaft der Byzantiner stand, muß wohl die Cultur hier ihre edelsten Blüthen getrieben haben; aber wie viel traurige Jahrhunderte gehörten dazu, um Alles das zu vernichten und Zustände herbeizuführen, die gegenwärtig in wieder besseren Zeiten kaum denkbar sind. Als die Russen vor wenig über hundert Jahren das Land zum ersten Male betraten, fand das kleine Corps Soldaten keine Wege durch die Urwälder und Sümpfe und drohte Hungers zu sterben, und die Fürsten des Landes, die über Bettler herrschten, verschafften sich dadurch Einkünfte, daß sie ihre durch Schönheit berühmten Unterthanen an die Türkei als Sklaven verkauften. Darin besteht eben die hohe culturverbreitende Rolle der Russen in Asien, daß sie solchen Zuständen ein rasches Ende bereiten.

Von der Burgruine aus genieße ich ein Panorama, von dem ich mich schwer loszureißen vermag. Breit hingelagert dehnt sich die Stadt zu beiden Seiten des Rion, ein einziger Garten, aus dem nur hin und wieder ein Dach hervorlugt, und ringsum ist das Thal von waldbedeckten Bergen umschlossen. Von Norden bricht aus pittoresken Felsformationen der Rion hervor, um im Süden der Stadt ruhig in der fruchtbaren Ebene dahinzufließen, zwischen Urwäldern verschwindend, aus deren grünem Grunde sein silberner Spiegel dann und wann hervorblitzt, um weithin am Horizonte als blauschimmerndes Band sich zu verlieren.

Durch die Straßen der Stadt flanirend, werde ich durch die Bewunderung gehemmt, die ich den einzelnen von Schlingpflanzen gänzlich verdeckten Häusern zollen muß. Sie gleichen Bouquets von Granaten, Lorbeern und Oliven, zwischen die goldige Südfrüchte Abwechslung bringen, sie gleichen Nestern in blühende Gebüsche hineingebaut, und beneidenswerth kommen mir die fröhlichen Menschen darin vor. Diese Flora ringsum — sie wäre das Entzücken eines Botanikers. In dem von Wasserläufen durchzogenen Stadtpark mit seinen zierlichen Brücken, breiten Fahr-, Reit- und Spazierwegen lustwandelt eine bunte Menge. Meist sind Nationaltrachten vertreten, sogar die vornehmen Eingeborenen, Damen und Herren, verschmähen sie nicht, tragen aber zum Zeichen angenommener Civilisation Glacéhandschuhe.

Noch interessanter ist das niedrige Volk — welch außerordentlich schöner Menschenschlag, Männer wie Frauen! Wie hochgeschätzt die Schönheit der Letzteren immer war, beweist der Umstand, daß sie noch in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts zu höchsten Preisen in der Türkei käuflich gesucht waren. Besonders die Gurier zeichnen sich durch malerisch schöne Trachten und stolze Haltung aus. Ein kunstvoll drapirtes Tuch oder auch ein Baschlik bedeckt das Haupt, eine eng anliegende, mit

Patronenhaltern auf der Brust besetzte, schwarze Tscherkeßka umschließt den geschmeidigen Oberkörper, pralle, mit silbernen Galons besetzte Hosen die Beine, ein breiter türkischer Shawl umschließt die Hüften als Gürtel, worin viel kostbares altes Gewaffen steckt, während den Mantel silberne oder kupferne Zierrathen schmücken.

Außerhalb der Stadt, auf dem Wege nach der Eisenbahnstation, lag das Landhaus, welches Frau Azarianz ihr „Rosenhaus" nannte. Es verdiente diesen Namen vollauf; denn rings umgaben es Rosen, es lag unter denselben förmlich begraben. Ringsum zog sich eine Hecke wilder Rosen, deren kleine Blüthen Thautropfen glichen; am Hause empor rankten sich an Spalieren weiße und rothe Rosen, die bis auf das platte Dach kletterten und von dessen Rande wie Guirlanden niederhingen, an denen die Blüthen glühten, so daß diese Enden bunten Lämpchen glichen. Jeder Gang in dem nicht kleinen Garten war von Rosen eingefaßt, es gab da Rosenalleen, Rosenbögen, Rosenbosquets, Rosenlauben in allen Farbenabtönungen dieser Blumenart; die einheimischen Arten wechselten ab mit den ausländischen, künstlich gezüchteten. Ich sah die gelbe Marschall-Niel neben der großen blaßrosa Lafrance, die blutrothe Puebla stach prächtig ab von der schneeweißen Malmaison. Und inmitten dieses Rosenhains stand sie, ein Südlandskind, eine Tochter dieses gefährlichen Bodens, schlank wie eine Liane seiner Urwälder, die prächtigste Blüthe unter all diesen Blüthen, deren Düfte sie umgaben, wie Opferdüfte eine Schutzgöttin. Weiter nach hinten war ein Orangenhain; seine goldigen Früchte schienen mir die Aepfel der Hesperiden, welche die Glücklichen, die hier wohnen, Alles vergessen lassen. Dieses Rosenhaus glich einem Nest, das die zauberkundige Medea geschaffen, um sich vor den Augen der Welt zu verbergen . . .

Den folgenden Tag kam Pilkin an und rief ganz glücklich: „College, ich habe Orpiri gekauft! Zehntausend Desjatinen, darunter dreitausend in Cultur und siebentausend Urwald. Von ersteren kostet die Desjatine dreißig Rubel, vom Walde zehn Rubel, macht zusammen 160000 Rubel — ein Butterbrot! Und doch habe ich noch zehntausend Rubel heruntergehandelt, denn der Armenier soll nicht denken, daß er einem Russen überlegen ist, wenn er auch über hundert Juden geht. Er braucht nämlich baar Geld, denn seitdem Sie ihm Ihren Plan in Betreff seiner Berg- und Hüttenwerke entwickelt, läßt es ihm keine Ruhe, durch Hineinlegen größeren Betriebscapitals die Millionen, die dort heraus zu wirthschaften sind, zu gewinnen. Ich natürlich lege in Orpiri eine Mais-Brennerei an, das Erste aber ist, daß ich den Urwald exploitire. Dort giebt es nämlich Steineichen, in deren Schatten schon die bewußten Schafe mit dem goldenen Vließ geweidet haben müssen. Ich lege also mitten im Walde ein Dampfsägegatter an und verbinde es durch eine Pferdebahn mit dem Flusse. Ich mache Balken, Bretter, Schwellen, Telegraphen- und Gruben-Holz, flöße es den Rion hinab, belade damit ein Schiff im Schwarzen Meere und sende es

nach Italien oder Frankreich. Sie sollen sehen, wie ich aus dem Walde, der mich nur siebenzigtausend kostet, eine Million herauswirthschafte! O, der Kaukasus hat eine Zukunft!“

Er schwefelte mir noch viel vor, aber aus alledem konnte ich ersehen, welch speculativer Kopf er war, und wie er den Armenier hereinzulegen trachtete. Den folgenden Tag wollte er wieder mit Azarianz nach Samtredi fahren, dem zweiten Gute des Letzteren, um auch dieses zu besichtigen. Der Armenier entschuldigte sich bei mir, daß er sich so wenig mir widmen könnte. Da erklärte seine Frau, sie wolle nach dem Kloster Gelaty sich begeben, und ich solle sie begleiten. Und Azarianz äußerte darüber seine Befriedigung nach der Weise zärtlicher Bühnenväter.

Der uns hinfahrende, jüdische Kutscher unterschied sich in Sprache und Kleidung durch nichts von einem Eingeborenen, nur winzige Löckchen an den Ohren verriethen seine Abstammung. Prachtvoll ist die Fahrt durch die riesigen Wälder, in deren undurchdringlichem Dickicht Dörfer versteckt liegen, deren Dasein nur manchmal das Krähen eines Hahnes errathen läßt, und auf hohem Berge liegt das berühmte Kloster aus dem zehnten Jahrhundert mit seinen zahllosen vergoldeten Kuppelknöpfen und Kreuzen, anzuschauen wie eine wundersame Klippe inmitten des grünwogenden Meeres der Urwälder. Herrlich ist hier die Aussicht auf den schneebedeckten Kaukasus und den weitrauschenden Ponteuxin. Das Kloster, eines der größten und berühmtesten Alterthümer Grusiens, besteht aus einer Gruppe von Kirchen in reichem byzantinischen Stil, die innen überreich mit Ornamenten verziert und mit kostbaren Reliquienschreinen angefüllt sind.

Schwarzverschleierte Mönche mit ehrwürdigen Bärten zeigten uns besonders die historischen Reliquien, Schenkungen von Waffen, Kleidern und anderen Kostbarkeiten der bekanntesten Zare Grusiens aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, welche große Verehrung genießen. Die meisten dieser Alterthümer sind dem Andenken der Zarin Tamara geweiht, deren Regierung im dreizehnten Jahrhundert den Höhepunkt des Ruhmes und der Größe Grusiens darstellt. Und unsere Tamara kniete vor den mit Schmuck überladenen Altären, betete und weinte. Sie opferte zahlreiche Wachslichter und warf in alle Opferkästen Geld. Und als sich ein Gesang a capella erhob, hehr und zugleich lieblich, das Flehen der armen Menschenkinder zu ihrem himmlischem Vater zu ergreifendem Ausdruck bringend, da weinte und betete sie noch mehr. Draußen, als wir wieder die Blicke in das Land ringsum tauchten, pflückte sie von einem alten Gemäuer einen Myrtenzweig, den sie mit Wehmuth betrachtete, indem sie seufzte: „Ach, wenn ich meine Heimat auf immer verlassen müßte . . . ich würde nicht weiter leben können.“

Mir schien's, als wenn die junge Frau mit einem harten Entschluß kämpfte, sonst hätte ich mir diese Bewegtheit nicht erklären können, die

immer dann hervorbrach, wenn ich mein Entzücken über die Schönheit dieses Landes äußerte. Und als wir wieder in ihrem Rosenhaus anlangten, blieb sie inmitten ihrer Blumen träumerisch stehen und sagte: „Meine geliebten Rosen, wo würde ich euch in solcher Fülle und solcher Pracht wiederfinden!"

Pilkin, der denselben Abend wiederkam, äußerte, er werde Samtredi noch nicht kaufen, sondern den Armenier erst noch tüchtig drücken, damit er es billiger lasse. „Es sind sechstausend Desjatinen nahe bei Kutais, davon viertausend noch fruchtbareren Maisbodens, als in Orpiri. Aber dieser zehnmal durch alle Rauchfänge der Hölle gegangene Armenier bildet sich ein, ich werde ihm für das ganze Gut eine Viertelmillion zahlen. Er verkennt mich. Gerade die Hälfte geb' ich, nicht mehr. Denn die dortige Fieberluft nehme ich höchstens umsonst in Kauf. Er wird schon noch baares Geld brauchen, warten wir ab."

In der Hast, in der beide Geschäftsleute ihre Angelegenheit betrieben, der Eine um zu verkaufen, der Andere um zu kaufen, Beide um ein Geschäft zu machen, das ihren Wünschen entsprach, beschlossen sie, den folgenden Tag nach Tiflis zu reisen, wo alle Formalitäten durch Azarianz geregelt werden sollten, während Pilkin den Kaufschilling in der Reichsbank deponiren wollte. Ich konnte ihre Rückkehr, die vielleicht erst in fünf oder sechs Tagen erfolgen sollte, nicht abwarten, denn ich mußte mich auf den Weg machen. Wir nahmen also Abschied, und meine Abreise sollte mit dem Zuge erfolgen, der um drei Uhr Morgens nach Poti geht, von wo aus mich ein Dampfer über das Schwarze Meer bringen sollte.

Am Spätnachmittag desselben Tages begab ich mich in das Rosenhaus, um Frau Azarianz meinen Abschiedsbesuch zu machen. Ich durchschritt langsam den Garten, noch einmal einen Blick auf diesen wunderbaren Rosenhain werfend, den ich wohl nirgends in solcher Pracht und Ueppigkeit finden zu können glaubte. Das Haus schien wie ausgestorben, eine drückende Schwüle, die Regen verkündete, lagerte über dem Garten, daß die Rosen matt ihre Köpfe senkten. Ich kam an einer Laube von Theerosen vorbei und glaubte Schluchzen zu hören. Indem ich meine Blicke auf das Innere der Laube richtete, sah ich zwei Gestalten in inniger Umarmung. Tamara Iraklijewna in ihrer farbenreichen mingrelischen Nationaltracht, lehnte ihr Haupt an die Schulter eines Mannes in modernem Civil, dessen Gesicht ich nicht sehen konnte, in dem ich aber an der vorzüglichen Gestalt Beloserow erkannte. So schnell wie möglich wollte ich mich entfernen.

Aber Beloserow kam mir schon nach.

„Kann ich Sie in einer Stunde unter vier Augen sprechen, Stanislaw Fjodorowitsch?" redete er mich an, als wenn weiter nichts vorgefallen wäre.

„Gewiß, Zenon Konstantinitsch. Kommen Sie aber bestimmt in's Hôtel de France, denn ich reise um Mitternacht ab."

„Ich will denselben Zug benützen und hoffe, daß wir zusammen reisen," sagte er mit einer Miene, als sei das ein großer Entschluß.

Also war er doch noch nicht abgereist und schien hierher zu einem letzten Rendezvous gekommen. Wahrscheinlich wollte er sich meiner Discretion versichern, denn er hatte gewiß von Frau Azarianz gehört, daß ich noch hier sei, und daß ich ihn leicht sehen könnte.

Er kam zu mir und ging ohne Umstände auf die Angelegenheit ein.

„Sie werden jetzt nicht mehr im Zweifel sein, wie ich mit Tamara Iraklijewna stehe, denn Sie haben mich zwei Mal in Situationen, in Borshom und hier, gesehen, die zu Gedanken Anlaß geben."

Ich entschuldigte mich wegen des Vorfalls von vorhin, es sei nicht meine Absicht gewesen, indiscret zu sein.

„Ich verlange von Ihnen keine Erklärung," fuhr er fort, „sondern bin vielmehr hergekommen, Ihnen eine Erklärung zu geben, zumal ich, offen gesagt, Sie um Unterstützung in einer Angelegenheit bitten möchte, die nicht allein mich, sondern auch eine Dame betrifft, der Sie gewiß Ihre Achtung nicht versagen werden."

Nach dieser wuchtigen Vorrede konnte ich mir denken, daß ich nun über Manches Aufschluß erhalten würde, was mir bislang einigermaßen räthselhaft erschienen.

„Sie werden das, was ich Ihnen zu sagen habe," fuhr er fort, „in einem andern Licht sehen, wenn Sie den Lebensgang Tamara Iraklijewnas wissen. Sie ist eine geborene Mingrelierin und Tochter des Herrn Girgoladze, der Gouvernements-Ingenieur in Kutais war, mithin zur höheren Beamtenschaft gehörte. Auf einem Gute bei Borshom, das sein übrigens so werthloses Eigenthum war, daß er nicht einmal dessen Holzbestände verwerthen konnte, entdeckte Girgoladze eines Tages Steinkohlen und Eisenerze, welcher Umstand ihn als Fachmann veranlaßte, dort ein Hüttenwerk anzulegen. Da er nicht viel baare Mittel besaß, so hatte ihm der Advocat Azarianz zu diesem Zweck dreißigtausend Rubel geliehen. Die Sache ging gut, Girgoladze fuhr fort, nach den Bodenschätzen dieses jungfräulichen Landes zu muthen, und vergrößerte seine Unternehmungen immer mehr. Er starb aber an einer Malaria, die er bei seinen Muthungen inmitten der fiebergeschwängerten Urwälder sich zugezogen hatte, und seine einzige Erbin war sein damals zehnjähriges Töchterchen Tamara. Zum Vormund des Kindes, dessen Mutter auch nicht mehr lebte, setzte er Azarianz ein, mit dem er lange befreundet gewesen, dessen hervorragende Geschäftskenntniß er kannte, und der auch der geeignetste Mann schien, die im Aufblühen begriffenen Unternehmungen und Werke erfolgreich zu administriren, zumal er ja selbst ein nicht geringes Capital drin stecken hatte. Der Verstorbene hätte auch keine bessere Wahl treffen können. Girgoladzes industrielle Werke nahmen unter seiner Verwaltung einen bedeutenden Aufschwung, und Tamara durfte mit der Zeit eine sehr reiche Erbin werden.

„Das sah der schlaue Azarianz wahrscheinlich bei Zeiten ein und gründete darauf, zumal er um diese Zeit gerade Wittwer wurde, seinen Plan. Indem er die kleine Tamara dem Institut der adeligen Fräulein in Charkow zur Erziehung übergab, entzog er sie allen Einflüssen ihrer Umgebung, das Kind kannte und sah nur noch ihn, der der Waise gegenüber sich als der zärtlichste, besorgteste Vater erwies, der für Alles sorgte, von dem alles Gute ausging. Dadurch hatte er sich eine dankbare Kindesseele geschaffen, die völlig in seiner Gewalt war. Als Fräulein Girgoladze siebzehn Jahre alt geworden, hatte ihr der schlaue Armenier planmäßig ihr Alleinsein in der Welt, die Last der Verwaltung ihres Vermögens, das bei unvorsichtiger Verwaltung leicht in nichts zerfließen könnte, die Gefahren, die mit ihrer Jugend, Lebensstellung, Verhältnissen und Vermögen verbunden wären, so glaubwürdig darzustellen gewußt, daß sie sich nicht viel besann, seine ihr angebotene Hand zum Ehebund anzunehmen. Erbarmen Sie sich, man kann das verstehen. Sie sollte hinaus in die Welt, in der sie keinen einzigen Menschen kannte — außer Azarianz; sie sollte ihr schwieriges Erbe antreten, das kein Mensch zu verwalten wußte — außer Azarianz. Ihr Alleinsein kam ihr jetzt erst zum Bewußtsein, ihre Verlassenheit ängstigte sie, und der Wittwer Azarianz konnte sie in seinem Hause nicht anders aufnehmen, außer als seine Gattin. Und da glaubte sie in ihrer Unwissenheit und Unschuld das Institut mit dem elterlichen Haus zu vertauschen, denn Azarianz hatte sie immer nur als zärtlichen Vater zu betrachten gelernt."

„Also so verhält sich die Sache!" unterbrach ich ihn. „Und ich glaubte immer, das Vermögen wäre auf seiner Seite gewesen, und sie hätte ihn als armes Mädchen geheirathet."

„Richtig betrachtet gehörte dem Armenier damals schon der größte Theil des Girgoladze'schen Erbes. Denn er hatte natürlich seinen ursprünglichen Antheil von dreißigtausend Rubeln riesig anwachsen lassen, da er der bevollmächtigte Verwalter war, der die Werke zweifellos gehoben hatte. Wenn Jemand den Knäuel hätte entwirren, d. h. eine Erbschaftsregulirung herbeiführen wollen, dann würde die Erbin wahrscheinlich mit leeren Händen ausgegangen sein, denn Sie dürfen nicht vergessen, daß Azarianz ein Armenier ist."

„Ach, die arme Frau!"

„Zuerst ging Alles sehr gut, und eigentlich geht auch jetzt noch Alles ausgezeichnet. Denn Azarianz, der nur Verlangen nach dem Vermögen seiner Frau hatte, spielt die Rolle des zärtlichen Vaters weiter und läßt seiner Frau die größtmöglichste Freiheit. Nachdem ihn ihr Vermögen zum reichen Mann gemacht, nachdem die Ehe mit ihr seine verdächtigen Manipulationen zugedeckt, soll nun ihre Schönheit und Bildung seinen Ehrgeiz befriedigen helfen. Denn der Parvenu ist ehrgeizig, er möchte einen Titel, noch lieber einen Orden erlangen. Sie haben gesehen, welcher Gunst die junge Frau sich am Hofe des Großfürsten-Statthalters erfreut. Er spielt

daneben eine traurige Figur, er ist eben nur der Mann seiner Frau, aber das kümmert ihn nicht, wenn er nur seinem Ziele näher kommt. Nicht allein, daß ihm Lieferungen zuertheilt werden, man schafft ihm auch noch andere Vortheile, weil man die Industrie in diesem Lande heben will; schon hat er dem Großfürsten Vortrag darüber halten müssen."

Wir saßen bei einer Flasche Wein. Es war inzwischen finstere Nacht geworden, denn in diesen Gegenden bricht die Nacht unvermittelt, ohne jeden Uebergang von Dämmerung herein. Zudem stieg ein Gewitter auf, das eine unerträgliche Schwüle vor sich hertrieb. Jetzt erfolgten plötzlich so heftige Windstöße, daß wir eiligst die Fenster schließen mußten. Und dann kam es unter grellen Blitzen und furchtbarem Donnerrollen hernieder wie ein Wolkenbruch, der Alles wegzuschwemmen drohte. Ich äußerte meine Besorgniß. Aber Beloserow, der die Natur dieses Landes schon kannte, beruhigte mich mit der bestimmten Aeußerung, daß diese heftigen Gewitter nicht lange dauerten.

„Na, wenn es uns nur nicht an der Abreise hindert," sagte ich.

„Es wird uns nicht hindern, es darf uns nicht hindern!" sagte er in so entschlossenem Tone, als wenn von dieser Abreise wer weiß was abhinge, that einen großen Schluck und kam wieder auf seine Erzählung zurück.

„Ich sah Tamara zum ersten Male in der Oper in Petersburg, wo sie sich mit ihrem Manne gerade aufhielt. Den Eindruck, den ihre Schönheit auf mich machte, kann ich Ihnen nicht schildern, genug, er entschied über mein Leben. Ich ließ mich dem ungleichen Ehepaar vorstellen, und Azarianz, der sich an Leute der großen Welt gern herandrängt, konnte mir für die Ehre, die ich ihm erwies, nicht genug danken. Er vergaß natürlich auch nicht seinen Vortheil, denn ich mußte ihm auf Grund meiner Verbindungen nach oben zur erfolgreichen Abwickelung eines Geschäftes verhelfen, wegen dessen er nach Petersburg gekommen war. Eifersucht schien er nicht zu kennen. Von ihm selbst ging sogar der Vorschlag aus, Tamara solle ihrer Gesundheit wegen einige Monate in Jalta zubringen, und mich bat er, seiner Frau dort Gesellschaft zu leisten, denn er sei gerade in dieser Zeit mit Geschäften überhäuft."

„Donnerwetter!" konnte ich mich nicht enthalten, zu rufen, „die Sache wurde Ihnen bequem gemacht!"

„Ob der Armenier damals schon wußte, wie es zwischen seiner Frau und mir stand, kann ich nicht behaupten," fuhr er fort. „Als Sie uns in Jalta sahen, spielte ich meine Rolle als Gleichgiltiger mit vielem Erfolge, nur um die junge Frau nicht zu compromittiren. Auch ist es wiederum der Gedanke des Armeniers gewesen, daß ich in den Convoi des Großfürsten-Statthalters eintrat, wo ich ihm auf seine Bitten mancherlei Dienste leisten mußte. Erst Tamara fand mit dem Feingefühl des Weibes heraus, daß wir in den Augen dessen, der ihr Gatte hieß, nichts als Ziffern in seinen Berechnungen waren. Seitdem sie liebte, waren ihr die Augen aufgegangen

über die Bande, in die die eigene Unerfahrenheit und die Hinterlist ihres früheren Vormunds sie geschlagen. Und nun noch die Entdeckung, daß er Alles errieth und Alles duldete, so lange es ihm in seine Rechnung paßte. Welche Schmach! Von diesem Augenblicke waren wir entschlossen, diese Fesseln, sei es mit Güte, sei es mit Gewalt, zu sprengen. Gutwillig wird er in eine Scheidung nicht willigen, denn er braucht seine Frau oder vielmehr deren Schönheit. Es bleibt also nichts übrig, als eine Thatsache zu schaffen, die ihm beweist, daß seine Frau nicht willens ist, sich weiter mißbrauchen zu lassen. Tamara reist heute mit mir ab. Dann will sie Azarianz ihr ganzes Vermögen anbieten, wenn er in die Scheidung willigt, und wir werden dann Mann und Frau. Sollte der Armenier nicht darauf eingehen, dann helfe ich mit meinem Vermögen nach; sollte das nicht genügen, so setze ich meine Verbindungen nach oben in Bewegung. Die Scheidung muß durchgesetzt werden, Tamara muß meine Frau werden!"

Er ging mit aufgeregten Schritten auf und ab. Und ich erwähnte, daß Tamara Iraklijewna der Abschied von ihrer schönen Heimat sehr schwer werden würde, sie hänge allem Anschein nach mit ganzer Seele daran.

Er blieb vor mir stehen und sagte: „Sehen Sie, auch ich laufe ein großes Risico, auch ich muß Opfer bringen. Ich werde aus der Armee austreten müssen, und wenn ich eine geschiedene Frau heirathe, komme ich mit meiner Familie auseinander und werde aus den hohen und höchsten Kreisen, in denen ich bislang zu leben gewohnt war, verbannt. Aber der Kaukasus ist ein Land, wo das Gras über gewisse Ereignisse viel schneller und viel üppiger als anderswo wächst. Erst muß Tamara meine Frau sein, das Uebrige wird sich finden."

Ich betrachtete seine kraftvolle Gestalt und seinen Antinouskopf. Er machte nicht den Eindruck jener Lebemänner, die mit den Herzen der Frauen spielen und deren Unglück als einen Triumph ihrer Männlichkeit auffassen. Gewiß gehörte er zu jenen Naturen, die sich nur langsam erwärmen, bei denen aber die Leidenschaft, einmal erweckt, fester sitzt, ebenso wie eine Krankheit gerade in einem unberührten Körper die größten Verheerungen anrichtet. Er war ehrlich, und ich glaubte ihm, daß er Alles so thun würde, wie er sich's vorgenommen, ohne sich durch die schwierigsten Hindernisse abschrecken zu lassen.

Und nun bat er mich, ich solle ihm bei Ausführung seines heutigen Planes meine Unterstützung gewähren. Er habe mit Tamara verabredet, sie zwischen zwölf und ein Uhr im Rosenhause abzuholen, im Salon werde Licht sein, auch habe er einen Schlüssel zu der Thür der Veranda. Der Jamschtschik, den ich gemiethet, solle uns nach dem Bahnhofe bringen, wo ich die junge Frau, die man nicht leicht erkennen würde, unter meinen Schutz nehmen sollte, denn er, den man leichter erkennen könnte, würde

sich mit den Reisevorbereitungen beschäftigen und sich so anstellen, als gehöre er nicht zu uns.

Eine Entführung! Man erlebt dergleichen nicht alle Tage! Weshalb also sollte ich den Liebenden nicht den Gefallen thun, um den mich Beloserow anging, da sich die Sache eigentlich ganz von selbst machte. —

Um Mitternacht fuhren wir mit dem Jamschtschik ab. Ich hatte nur einen Koffer, Beloserow gar nichts, sein Gepäck war bereits nach Poti auf den Dampfer geschickt. Der Regen hatte aufgehört, aber der fette schwarze Boden sich in eine pechzähe Masse verwandelt, und da es so finster geworden, daß wir die Hand vor den Augen nicht sahen, konnten die Pferde nur im Schritt gehen. Wir passirten die Rionbrücke, unweit dahinter lag das Rosenhaus. Wir fuhren vorbei, sahen im Salon Licht und blieben ein Stück weiterhin halten, wo wir ausstiegen, Beloserow, um in das Haus zu gehen, ich, um an der Pforte zu warten.

Es war eine wunderbar stille, rabendunkle Nacht und die Luft nach dem Regen mit balsamischen Düften förmlich gesättigt, wie in den Tropen. An den Blättern hingen dicke Regentropfen, man hörte hin und wieder ihr gluckſendes Niederfallen, und von dem Rosenhain her kam von Zeit zu Zeit eine wahre Wolke betäubenden Rosenduftes, als hätten hunderttausend Blumenkelche sich geöffnet. Zwei Fenster und die Glasthür des Salons waren erleuchtet. Ich beobachtete Beloserow durch meinen Feldstecher, ich sah ihn an der Glasthür stehen und hörte ihn mehrere Male klopfen; aber es rührte sich nichts. „Wahrscheinlich ist die junge Frau eingeschlafen," dachte ich und sah nach der Uhr; es war schon eins. Nun öffnete Beloserow leise die Thür und blieb in der Oeffnung derselben lange regungslos stehen; ich sah seine dunkle Silhouette sich von dem beleuchteten Inneren abheben. Er trat ein, die Thür hinter sich offen lassend.

Ich wartete und wartete vergebens.

Sollte sich die Kolchierin weigern, ihre Heimat zu verlassen? Sollte sich die sanfte junge Frau den Folgen ihres Schrittes nicht gewachsen fühlen?

Ich wurde ungeduldig, doch wollte ich nicht so indiscret sein und Beloserow nachgehen. Es wurde zwei Uhr, und der Zug geht um drei Uhr. Wir hatten einige Werst bis zum Bahnhofe und konnten nur Schritt fahren; also die höchste Zeit.

Es blieb Alles so still, als schlafe der Rosenhain ringsum, als schlafe das Rosenhaus, als schliefen seine Bewohner.

Ich entschloß mich endlich, da die Thür immer noch offen stand, selbst nachzusehen, und betrat den Salon. Er war, obgleich seine Thür nach der Veranda seit einer Stunde offen stand, noch so von Rosenduft erfüllt, daß es mich förmlich betäubte.

Ringsum Rosen, an allen Fenstern, auf allen Tischen, und der ganze Fußboden davon bedeckt.

Auf einer Couchette lag völlig wie zum Ausgehen angekleidet, die schöne Kolchierin. Neben ihr kniete Beloserow, die Stirn gegen ihre Hand gepreßt

Ihr Lager war ganz mit zerpflückten Rosenblättern bedeckt, zu ihren Häupten standen große Bouquets, ihre Rechte ruhte auf ihrem Herzen und hielt ein Sträußchen weißer Rosen.

Rothe, weiße, gelbe, rosa Rosen . . . sie hatten ihre Seelen ausgehaucht und mit ihren Düften auch die Seele ihrer Königin davongeführt . . .

* * *

Drei Tage später führt mich die Eisenbahn durch die Sümpfe des Rion nach der Hafenstadt Poti. Wohin ist das herrliche Kolchis, dessen Zauber noch vor wenigen Stunden auf mich gewirkt! Einige tausend junger Eukalypten, die man hierher verpflanzt, um die Luft von Fieberdünsten zu reinigen, lassen ahnen, daß, wenn sie sich zu ihrer Thurmhöhe werden entwickelt haben, auch hier die Natur nicht ohne Reize sein wird. Aber jetzt ist hier kein Leben, jetzt ist hier Alles traurig.

Beloserow starrt hinaus, aber er sieht nichts.

Mit Mühe hatte ich ihn von der Leiche seiner Geliebten fortgebracht. Nur der Hinweis, daß unsere Situation eine schiefe sei und daß wir die Verstorbene compromittiren könnten, vermochte ihn zu bewegen, wenigstens in den Garten zu gehen und die Thür wieder zu schließen, während ich die mir bekannte Dienerschaft wecken ging: es sei noch Licht im Salon, Beloserow und ich seien auf dem Wege zum Bahnhof, vielleicht sei die Herrin noch zu sprechen, wenn nicht, so solle man ihr unsere letzten Grüße bestellen.

Die Dienerschaft wunderte sich, daß noch Licht im Salon sein sollte. Alsbald entstand eine große Unruhe, ich hörte laufen, rufen, weinen und betrat den Salon, um das zu sehen, was ich schon wußte. Es wurde nach Aerzten geschickt, ich telegraphirte an Azarianz und Pilkin.

Wenn Tamara Iraklijewna mit Absicht sich hätte den Tod durch Blumenduft geben wollen, sie hätte es nicht besser anstellen können. Vielleicht war es so, vielleicht brachte sie es nicht über sich, ihre Heimat zu verlassen, doch wahrscheinlicher ist es, daß die Umstände hier verhängnißvoll wurden. Sie wollte von ihren geliebten Rosen Abschied nehmen und stellte sie überall auf und streute sie überall umher. Dann kam das Gewitter, und sie mußte Thür und Fenster schließen. Um die Zeit träumend hinzubringen, legte sie sich mitten unter ihren Rosen nieder und verfiel unmerklich in eine Betäubung, aus der es kein Erwachen gab . . .

Rasselnd wurden die Anker gelichtet, wogenpeitschend setzte sich der Dampfer in Bewegung. Der blauschimmernde, gastliche Ponteuxin trägt uns leise wiegend auf seinem Rücken dahin; in weiter Ferne begleitet uns die zerklüftete Felsenküste, und über ihr thürmt sich in schweigend ernster

Majestät, schneeleuchtend, gletscherblinkend, die himmelanstrebenden Spitzen getaucht in rosige Abendrothgluth, der Kaukasus. Es wurde Abend, höher stieg das Dunkel der Nacht, Füße, Leib, Schultern der Riesen mit ihrem schwarzen Mantel einhüllend, nur die Häupter strahlen noch in Silber mit rothem Golde, gleich gigantischen Altären, auf denen eine Opferflamme brennt. Dann verschwand Eines nach dem Anderen, gleichsam in die Unterwelt versinkend, nur die höchste Spitze glühte noch, anzuschauen wie ein Karfunkel in der Krone eines Königs. Der Kaukasus grüßte zum letzten Mal, und ich vermochte meine Augen nicht abzuwenden. Wie viel Wunder hatte ich geschaut! Ewigen Schnee und ewiges Feuer, paradiesische Gegenden und unterirdische Wohnstätten, die menschliche Schönheit in ihrer vollendetsten Form und die Leidenschaften der Erdenkinder — ein Land, in dem hundert Völker wohnen und hundert Sprachen klingen.

Die Sterne schimmern am tiefschwarzen Himmel, südlich laue Nacht umgiebt mich, und Wohlgerüche, hergehaucht von Asiens Küsten, betäuben mich fast, eintönig schlagen die Pontuswellen den Bord: Thalatta, Thalatta! Phosphorisch schimmert das Kielwasser, rauschend schäumen die Wellen am Bug, das Schiff strebt dem Lande zu, wo einst Iphigenie im Schutze der Götter lebte — ich aber träume noch immer vom Kaukasus.

Nur Beloserow träumte von Anderem. Er sah nichts. Denn er starrte in die bald purpurnen, bald azurnen, bald stygisch schwarzen Wellen.

* * *

Ein Jahr später schrieb mir Pilkin:

„Verehrtester College! Es scheint, als wenn die schöne Frau Azarianz nur deshalb diese Welt verlassen, um mich zum Erben ihrer Güter zu machen. Denn thatsächlich bin ich jetzt im Besitze fast alles dessen, was einst ihr Vater ihr hinterlassen hatte. Wir waren immer der naiven Meinung gewesen, daß der Armenier der reiche Mann war, der mit seinem Gelde ihre Jugend und Schönheit gekauft; und nun ist sie doch die reiche Erbin und er der Erbschleicher. Kaum war sie begraben, als sich ein Dutzend Leute meldeten, die alle den Namen Girgoladze trugen und Erbansprüche erhoben. Da kamen sie aber bei Azarianz, der sicher seine hundert Jahre in Satans Rauchkammer gehangen, schön an. Alles gehöre ihm, nichts habe der alte Girgoladze hinterlassen als Schulden, auch habe er mit seiner Frau in Gütergemeinschaft gelebt. Die armen Leute mußten abziehen, ein Glück, daß sie kein Geld zum Processiren hatten, sie würden Alles verloren haben, denn Azarianz ist nicht allein Armenier, sondern obendrein noch Advocat. Dann bot er mir geschwind die Herrschaft Samtredi an. Ich that so, als wenn ich sie nicht brauchen könnte, und drückte ihn auf diese Weise auf die Hälfte des Kaufpreises herunter. Die sechstausend Dessjatinen habe ich für 120000 Rubel bekommen — ein Butterbrot, was?

„Wissen Sie, College, wenn ich den Mann mit der ungeheuren Nase an derselben Nase herumführen kann, so ist mir's eine Herzenslust! Und wenn ich den sieben Mal Geräucherten ein achtes Mal in meiner Weise anräuchern könnte, ich würde glauben, ein gutes Werk verrichtet zu haben!

„Der Armenier braucht nämlich fortwährend Geld, denn ihn reitet ein Teufel, den Sie, verehrtester College, ihm in Ihrer Unschuld auf den Hals gehetzt haben. Er will allzuschnell die Millionen, die in seinen Berg- und Hütten-Werken zweifellos liegen, herausholen, Alles aus reiner Habgier. Das Geld für Orpiri und Samtredi hat er bereits hineingesteckt, das that ihm nicht leid; aber Fachleute, die etwas verstehen, die er aber hoch honoriren müßte, sich zu engagiren, hindert ihn sein Geiz. Nun bot er mir seine Herrschaft bei Borshom an. Ich ließ ihn zappeln, bis er mir die Dessjatine für zehn Rubel überließ. Ich sehe es noch kommen, daß ihm der Athem ausgeht, und daß er mich um weitere Hilfe angehen wird. Er verkennt mich! Natürlich werde ich ihm das Geld geben, aber nur, um ihn — wie bei uns der Ausdruck lautet — „abzuwürgen"! Wie genau ich diesen Augenblick berechnet habe, beweist, daß ich bereits mit Rothschild, dem Besitzer der großen Petroleumwerke in Baku, eine Compagnie zur Exploitirung der Borshomer Werke im Geheimen gegründet habe.

„Sie fragen verwundert, weshalb ich den Armenier so hasse? Erstens, College, weil er eine so große Nase hat. Zweitens, weil, mag man mir sagen, was man will, der poetische Tod unserer Medea, die er in die Ehe mit ihm lockte, weil er ihr Erbe nur zu seinen Gunsten verwendet hatte, kein Werk des Zufalls gewesen! Der scheußliche Armenier hat ihre Jugend gemordet, und sie hat nicht länger leben wollen! Sie wissen, wie leidenschaftlos ich bin — und doch war die schöne Kolchierin Diejenige, welche mich die guten Grundsätze Papaschas und die Bitten Mamaschas hätte vergessen machen können! Sie hat mich geschont — Dank sei ihr dafür! Wenn es aber ein Mittel gäbe, sie in's Leben zurückzurufen, dann würde ich Orpiri, Samtredi und Borshom ihr zu Füßen legen . . . bei Gott!

„Doch das Schicksal hat beschlossen, daß ich dort Mais-Brennereien baue. Denn Papascha sind mit mir sehr zufrieden und haben mir eine Million zur Verfügung gestellt. Und Mamascha schreiben mir, daß die Braut meiner schon harre. Ich werde also meine Flitterwochen im „Rosenhaus" verleben und im Winter das noble Heim in Borshom bewohnen, als ein unumschränkter russischer Culturträger im Kaukasus. Und dann will ich daran gehen, dieses gesegnete Land für das Haus Pilkin und Söhne zu erobern! Dem Teufelssohn von Armenier aber soll nur sein Kupferbergwerk von Nase bleiben. O, der Kaukasus hat eine Zukunft!"





Richard Muther.

Von

Paul Kiesenfeld.

— Breslau. —

Unter den neun Schwestern vom Parnaß befinden sich Urania und Klio. Zwei Wissenschaften in engem Bunde mit den Künsten. Die Muse der Sternkunde kommt für uns hier nicht in Betracht, aber Klio interessirt uns besonders. Der ästhetische Geist der Griechen reihte die Verkünderin vergangener und gegenwärtiger Ruhmesthaten bei den Künstlerinnen ein. Das geschah damals und war nur zu einer Zeit möglich, wo Kunst und Wissenschaft durch das kostbare Band einer großen, einheitlichen, künstlerischen Weltanschauung zusammengehalten wurden. Lorenzo Magnifico und Leo X. wurden später die Wiedererwecker der verschwundenen hellenischen Herrlichkeit. Die schönen Tage Griechenlands sind nun vorüber. Der Geist der lieben Modernen will von einer Versöhnung der beiden Culturfactoren nichts wissen. Sie liegen fast beständig mit einander in Streit und fordern den modernen Menschen mit auf den Kampfplatz. Aus diesem Zwiespalt resultirt zum Theil seine eigenthümliche Haltlosigkeit, Zersplitterung und Gebundenheit. Das aufschäumende Temperament der freien Künstlernatur sucht die Fesseln philiströser Beschränkung zu sprengen. Die starkpulsirende Subjectivität bäumt sich gegen die kühle, nüchterne Objectivität der Fach-Wissenschaftler auf. — Der Rembrandt-Deutsche, ein typisches Opfer solcher Beschränkung und Beschränktheit, faßt seine Gedanken über die Historie in folgende Worte: „Das Wasser der Objectivität ist gut; aber der Wein der Begeisterung darf auch nicht fehlen; Beides mit einander erst giebt die rechte Mischung. Ohne Enthusiasmus ist, nach Goethe, eine Kunst nicht denkbar; und so auch nicht die Kunst der Geschichtsschreibung. Ihrer bisherigen Art von Objectivität fehlt häufig

das so unentbehrliche Gegengewicht einer entsprechenden starken Subjectivität; auch hier herrschte bis jetzt mehr Verstand als Seele. Die logische Entwickelung der Thatsachen erschöpft die Aufgabe des Geschichtsschreibers nicht; Ethik ist mehr als Logik. Bei aller Schärfe und Klarheit der Beobachtung wie Darstellung ist etwas Tonloses, Farbloses, ja etwas geistig Charakterloses in der Geschichtsschreibung; sie zeichnet weit mehr, als daß sie malt; und es ist doch nicht zu leugnen, daß dies gerade so sehr zur Aufgabe des Geschichtsschreibers gehört wie Jenes. Das tiefe Pathos der Gesinnung, das volle Einsetzen der überzeugten Persönlichkeit fehlt . . ."

Von je her tobte sich der Kampf zwischen Objectivität und Subjectivität in der Philosophie aus. Schopenhauer schien ihr endlich die erlösende Wendung zur Kunst gegeben zu haben, als sich jene nüchterne, materielle Weltanschauung Bahn brach, die so verderblich für die freie Kunstentfaltung zu werden drohte. Man erinnere sich nur des Ausspruches eines der Gelehrten dieser Zeit, welcher Goethe allen Ernstes tadelte, daß Faust nicht schließlich deutscher Universitätsprofessor und Gretchen seine Frau wurde . . . Da kam Nietzsche, der große Ueberwinder der Heerdenthiermoral und Wissenskleinkrämerei, der Apostel einer neuen Kunstcultur, der Verkünder der großen freien Persönlichkeit. „Der Mensch an und für sich" tritt in den Vordergrund des Interesses; auch in der Kunstbetrachtung beginnt eine anthropocentrische Regung. Charakteristisch dafür sind die Worte des Mannes, dessen Name über meiner Ausführung steht: „Nicht was der Künstler soll, darf für uns maßgebend sein, sondern was er will." Abgesehen davon, daß dieser Satz allen ästhetischen Raufereien die Spitze bietet, bildet er die Quintessenz der echten zeitgenössischen Kunstkritik . . . Da wären wir ja nun endlich am Ziel, anscheinend nach weitschweifigen Abweichungen. Doch ich gab keine jener beliebten allgemeinen Einleitungen, sondern, theils unbewußt, eine Exposition meines Themas. Ich wollte die Geistesrichtung entwickeln und charakterisiren, aus der heraus die moderne Kunstgeschichtsschreibung Muthers zu verstehen ist und die Anschauungsweise der entgegengesetzten Strömung danebenstellen, der das Verständniß dafür verschlossen bleiben muß . . . — Was Muther zusammen mit den wenigen anderen „Modernen" von den gestrengen Wissenschaftlern trennt, sind die großen künstlerischen Qualitäten, die psychologische Vertiefung in die Objecte ihrer Kritik, das ästhetisch fast Ueberfeine, man kann sagen „Dichterische". Nietzsche hat mit seiner „Geburt der Tragödie" den Philologen gezeigt, was aus einem scheinbar ganz todten Material gemacht werden kann, wenn der frische, belebende Odem eines Künstlergeistes hineingehaucht wird. Man kann ihm gegenüber die Worte gebrauchen, die Vasari auf Cimabue anwendet: „Durch ihn ist mehr Liebe in die Kunst gekommen" — gemeint ist die starre, in trocknem Schematismus befangene byzantinische Kunst. Dasselbe wie von dem Florentiner Meister könnte man von Muther sagen, wenn er mehr Archäologe wäre. Was würde er Alles aus dem an=

scheinend so spröden Stoff herausgeholt haben, wieviel näher hätte er Allen die Erzeugnisse der Hellenen gebracht, deren raffinirte Cultur und Ueber-Aesthetik in uns Gegenwart-Menschen so verwandte Töne erklingen lassen. Schade! Aber seine Unterlassungssünde ist leicht zu erklären. Das eigentliche Gebiet Muthers ist die Malerei und muß es sein. Sie besitzt in höherem Grade die Eigenschaft Stimmungen auszudrücken als die Plastik und ist persönlicher, temperamentvoller, feinerfühlend, nervöser als diese. Schließlich eignet sich die Malerei wegen ihrer Vielgestaltung besser dazu, die Zeitseele zu studiren als die Bildhauerei. Die Zeitseele —! Sie ist der Ausgangspunkt der Muther'schen Kunstbetrachtung. Man kann ihr als Motto die Worte Shakespeares beigeben: „Die Kunst ist der Spiegel, die abgekürzte Chronik ihrer Zeit." Zum Beweise für die Richtigkeit des Satzes wird eine Fülle des Rein-Historischen, des Volks- und Culturgeschichtlichen herangezogen, die den Uneingeweihten in Staunen setzen dürfte. Vor Allem benutzt Muther die Litteratur und religiöse Strömung, um die Zeitstimmung zu charakterisiren, aus der die verschiedenen Kunstproducte entstehen. Die künstlerische Genesis — wie überhaupt die jeder Entwickelung — vollzieht sich für ihn nach dem Proceß der Reaction. Dieser Gedanke, dieses Streben Entwickelungstendenzen zu geben, dieser Zug in's Große bestimmt Muther dazu, immer einen allumfassenden Zusammenhang darzustellen. So ist seine „Kunst des 19ten Jahrhunderts" die Gedanken- und Gefühlsencyklopädie der Moderne überhaupt, die „Geschichte der Malerei", soweit sie bis jetzt vorliegt, die Entwickelungsdarstellung der gesammten christlichen Cultur und Psychologie. Aehnliche Themen nach Muther'schem Sinne wären beispielsweise: Geschichte der Stile, die zu zeigen hätte, daß eine jede Zeit ihren eigenen charakteristischen Stil hat und haben muß, „Psychologie des Portraits", deren Aufgabe es wäre zu veranschaulichen, wie in den Bildnissen die verschiedenen Epochen und Menschenschläge sich wiederspiegeln, eine „Psychologie der Mode", die dasselbe auf das Gebiet der Costüme zu übertragen hätte u. s. w. — Bei keiner seiner Betrachtungen trennt Muther die chronologischen von den nationalen Gesichtspunkten, er behandelt nie die Kunstwerke eines einzelnen Volkes losgelöst von den anderen, sondern die malerischen Producte aller zugleich in dem großen Rahmen der Zeit, die allen Theilen der civilisirten Erde ein eigenes, charakteristisches Gepräge verleiht. Die Stile gehen durch die Welt, im Princip sind sie gleicher Art und erfahren nur kleine ethnographische Nüancen. Die consequente Ausführung dieses Gedankens gestattet die Betrachtung der verschiedenen National-Künste zu ein und derselben Zeit und eröffnet interessante Einblicke in ihren Zusammenhang. Es ist dies ein Kunstkosmopolitismus, der die Betrachtung der Malerei aus dem Geiste ihrer Zeit heraus ohne Vernachlässigung völkerpsychologischer Documente ermöglicht . . . Es ist ein gewaltiger Bau, den Muther vor unseren Augen entstehen läßt. Als geschickter Architekt verwendet er auch Rohmaterial, das ihm Andere auf das Gerüst reichen,

durch ihn aber erst die rechte Form erhält. Auch mancher fertige, schöne Stein ist dabei, er verwendet ihn aus rein praktischen Gründen. Kann er doch seinem Hause bloß zur Zierde gereichen. Er selbst ist es, der das Material so anzuordnen weiß, daß ein herrliches Gebäude vom Erdboden emporragt. Aber der größte Theil der Steine besteht aus eigenen Funden, einfach deshalb, weil kein Steinbruch der Welt sie in solcher Vollendung birgt. Und Muther ist ein leidenschaftlicher Mineralog, das ist die Hauptsache. Er liebt den hellglitzernden Brillanten ebenso wie den harten, kalten Granit, er bevorzugt den weichschimmernden Amethyst nicht vor dem derben Kieselstein. Alle verehrt er sie gleich ohne Rücksicht auf Farbe oder Form, alle Künstler schließt er mit der naiven Freude des Begeisterten in sein Herz, sobald sie die eine Grundforderung erfüllen: Echte Persönlichkeiten, wahre künstlerische Individualitäten zu sein. Hat erst einer die Feuerprobe bestanden, dann nimmt der Held auch alle Rechte des Starken für sich in Anspruch. Er fordert, daß man sich in seine Seele versenke, um daraus ihr Ur-Eigenes hervorzuholen. Und ganz besondere Ausdrücke sollen dafür geprägt werden, Worte, die gerade ihn und keinen Anderen charakterisiren. Auch in dieser Theorie der Trennung liegt wieder etwas specifisch Modernes. An ihre praktische Bethätigung, eines der schwierigsten Unternehmen, werden sich nur die Größten getrauen dürfen. —

Wir leben in einer Zeit der ästhetischen Revolutionen; wir sehen ja die Maler, Componisten, Dramatiker, Lyriker nach neuen Formen und Ausdrücken ringen, da sich die alten zur Offenbarung ihrer unaussprechlichen Gefühle und Gedanken nicht zu eignen schienen. Und doch liegt noch so Vieles in den Tiefen der Künstlerseele verborgen, das nicht an die Oberfläche kann. Eine ewige große Symphonie von Farben, Worten und Tönen möchte man componiren, aber es ist immer noch ein Residuum in dem traditionell „heitren" Künstler, ein Unaussprechliches, Tragisch-Letztes . . . Aehnlich ergeht es der Kritik. Das armselige, blasse Wort soll ausdrücken, was der That Qual genug verursachte. Man muß also, wie ich oben sagte, wenigstens symphonisch zu gestalten verstehen, die einzelnen schüchternen, unbedeutenden Töne zu rauschenden Harmonien anwachsen lassen. Muther fühlt diese Nothwendigkeit deutlich. Er äußerte z. B. einmal: „Das Bild dieses Meisters verlangt geradezu ein Uebersetzen in Musik, die dann vielleicht einen passenden Ersatz für die Unzulänglichkeit des Wortes bieten würde . . ." Auch die Malerei selbst wird herangezogen, um auf vergleichendem Wege Erzeugnisse ihrer Kunst zu charakterisiren. Oder es ist das Portrait des Malers oft genug ein sicherer Führer in dem Labyrinth seiner Muse . . . aber lange nicht immer stellen sich dem Kritiker solche Hindernisse entgegen. Muther findet genug eigene Ausdrücke prägnantester Charakteristik. Vermöge einiger weniger Epitheta, die den Nagel auf den Kopf treffen, wird der empfängliche Leser oder Zuhörer unwiderstehlich in den Bann des betreffenden Künstler-Milieus gezogen. Selbstverständli

kann und muß sich der Kritiker der ihm zu Gebote stehenden, für ihn brauchbaren Hilfsmittel bedienen. Muther entnimmt der zeitgenössischen Litteratur oder der Dichtkunst anderer Epochen Citate, giebt ihnen zuweilen verschiedene Ergänzungen bei, formt sie in seiner Weise um, bis sich die Worte zur Charakteristik eines Meisters oder seiner Werke zu eignen scheinen. Franz Liszt z. B. fand für den Stimmungs- und Ideengehalt von Kaulbachs „Hunnenschlacht" eine herrliche Musik. Die Aufgabe jedes Liedercomponisten ist es, auf einen gegebenen Text, dessen Dichter er nur in den seltensten Fällen ist, eine passende Musik zu schreiben, welche die Gefühle und Gedanken des Poeten wiederzugeben hat. Nichts Anderes thut Muther. Er übersetzt Bilder in Worte und legt dadurch den Keim zu einer neuen herrlichen, bis jetzt noch namenlosen Kunst. Vulgo wird sie Plagiat genannt. Doch mit der Wortbildnerei ist die Thätigkeit des Beurtheilers nicht erschöpft, er muß ein ebenso bedeutender Psycholog sein. Muther ist ein hervorragender Seelen-Analytiker. Bis in die feinsten Theile löst er das Innere eines Menschen auf und zeigt, wie sein ganzes Temperament nach immanenten Gesetzen seine ganz bestimmte Kunst schaffen mußte. Das Biographische dient nur als äußeres Hilfsmittel. Es findet seine nothwendige nützliche Anwendung bei der Deutung der Bilder eines Meisters aus seinem Milieu heraus, oder wenn es zu zeigen gilt, wie gewisse Jugendeindrücke oder Ereignisse und Wandlungen späterer Zeit bestimmend auf seine Kunst wirkten.

„Die biographische Klein-Arbeit ist ja gewiß verdienstvoll, doch keineswegs unser Ziel. Wir waren bisher noch zu sehr befangen im Biographischen, wissenschaftlich-Kritischen und vernachlässigten so die ästhetische und psychologische Würdigung. Die wenigen Bücher, die von dieser Form abwichen, galten der rein wissenschaftlichen Kunstbeschreibung als ästhetischer Dilettantismus, der mit geistreichen Hypothesen arbeitet. Jetzt sind wir ja glücklich darüber hinaus, so zu urtheilen. Man muß vor allem ein geistvoller Mann sein, um über einen Künstler zu schreiben; die wissenschaftliche Bildung allein genügt nicht." Dazu bemerke ich bloß: Leider sind wir immer noch nicht ganz von dem alten Standpunkt losgekommen. Noch lange nicht Alle aus der großen Schaar der Viel-zu-vielen haben sich zu den Höhen wahrer Kunstbetrachtung aufgeschwungen. Und man muß auch noch mehr sein als ein geistreicher Mann. Man muß eben selbst ein Stück vom Künstler in sich fühlen und die seelischen Processe, welche ihn zu seinen Werken antrieben, in der eigenen Brust sich wenigstens schwach vollziehen gespürt haben.

Daß Muther diese Bedingung vollkommen erfüllt, beweist jede Seite aus seinen Büchern, jeder Satz seiner Vorträge. Wer sich eins seiner Capitel über Tizian, Michelangelo, Rethel, Schwindt, Feuerbach, Böcklin, u. v. A. durchliest, wird merken, daß alles mit dem eigenen Herzblut geschrieben ist, daß hinter dem „Professor" ein großer reproductiver Künstler

erscheint. Muther hat ganz und gar nichts von dem senilen Docenten-Typus. Im dritten Bande seiner Kunst des 19. Jahrhunderts findet sich der Satz: „In der Kunst, wenn man aufrichtig ist, sind einmal die Jungen Hauptsache, weil sie allein die Zukunft versichern, ohne welche die Vergangenheit bald stirbt.“ Es sind dies die Worte eines tapfren Streiters in dem schweren Kampfe warmen Lebens gegen todte Tradition. Nirgends vielleicht tritt seine Jugendlichkeit, seine impulsive Elasticität so deutlich zu Tage wie im mündlichen Vortrag. Man kann darauf mit einer Variante die Goethe'schen Balladenverse anwenden: „Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm; da war's um ihn geschehn.“ Seine letzte Vorlesung über Michelangelo z. B. war im Stande jene Dionysos-Stimmung hervorzurufen, die eine Aufführung des Hamlet, der Hedda Gabler, der Beethoven'schen D-moll Sinfonie oder Coriolan-Ouvertüre heraufzubeschwören vermag. Der Ueberschuß an Temperament und Sensitivität des Vortragenden ist ihm auf dem Gesicht zu lesen, aus seinen Worten herauszuhören und scheint sich in den nervös vibrirenden Fingerspitzen entladen zu wollen. Er gehört zu jenen subtilen, impressionistischen Stimmungskünstlern, wie wir sie an Maupassant, Dehmel, Schlaf, Hofmannsthal haben. Aber auch seine Ideale sind die großen Einsamen, die gigantischen Querköpfe und kraftleidenden Barock-Genies, deren Verständniß uns der Heroen-Cult Nietzsches erschlossen hat. Doch trotz aller Modernität verfällt Muther nie in das interessante letzte Stadium der Modernsten, in die Decadence. Dazu ist doch viel zu viel gesunder Menschenverstand in ihm, ein viel zu starker und gerader Wille, der dem Nervenfieber der Jahrhundertwende ein heilsames Gegengift bereitet. Muther stellt so die Verkörperung der Harmonie zwischen Kunst und Wissenschaft, Empfinden und Verstand, Seele und Geist dar. Er ist das lebendige Beispiel dafür, wie Recht die Griechen hatten, der Klio ihren Wohnsitz auf dem Parnaß anzuweisen.





Silhouetten aus dem Seelenleben.

Von

H. Frank.

— Pernau (Livland). —

Können wir von dem etwas wissen, was wir nicht wissen? Sokrates hat einmal diese Frage bejaht mit dem Ausspruch: er wisse, was er nicht wisse! wohl in dem Sinne, daß in der Gesammtheit des Gewußten die Grenzen des nicht Gewußten gleichsam als eingehüllter Gegenstand vor oder in uns liegen, wie einst der zeugumwickelte Stein statt des Zeus im Magen des Kronos oder wie auf Landkarten die Grenzen des Unbekannten innerhalb der bekannten letzten Zonen des Erforschten liegen und weiß gelassen sind, höchstens Einzelnes in's Unerforschte hineinpunktirt oder mit Fragezeichen versehen ist oder wie am Sternhimmel das Unbekannte, die Unendlichkeit mit vor uns liegt.

Aber das Paradoxon vom Wissen dessen, was man nicht weiß, hat auch noch einen tieferen Sinn als den einer bloßen Begriffsunterschiebung der Abgrenzung des Ungewußten gegen das Gewußte statt des Ungewußten selber.

Doch steigen wir herunter auf die öffentlichen Straßen und Gemeinplätze des gewöhnlichen Lebens: vielleicht daß wir das Gesicht des Unbekannten im Gewühl wiederfinden; das Gesicht des Unbekannten, den wir daran kennen, daß er uns fremd ist; wie jener Logikprofessor dem verspäteten Semesternachzügler sagte: „Sie sind der Herr Müller?“ — „Ja, aber wie kennen Sie mich?“ — „Ganz einfach vermöge meiner Logik, alle Anderen kenne ich schon, Sie nicht, folglich kenne ich Sie.“

Der Straßenverkehr im menschlichen Seelenleben sind die Vorstellungen. Bunte Schauläden, grell erleuchtet, Proben dessen, was ganz Innen ist,

theils phantastisch aufgeputzt, theils verstaubt und sonnenlichtverblichen, theils besser, theils schlechter, als im Waarenraum aufgestapelt. Kann der Mensch völlig gleichzeitig und völlig gleich stark zweierlei denken? zwei Gedanken, zwei Vorstellungen völlig zugleich haben? Nein, höchstens können solche zwei in unendlich kleinem Zeitraum auf einander folgen, so daß die rückschauende Vergegenwärtigung den trennenden Haarstrich vergißt. Nur in diesem Sinne wohl lesen wir bei den Alten, daß Julius Cäsar auf mehrere Dinge zugleich sein Augenmerk habe geistig richten können. Ist der Mensch je ohne Vorstellungen? etwa wie der helle Kreis, auf dem die Bilder der Laterna magica erscheinen, leer bleibt, bis das zweite Bild kommt, nachdem das erste vorüber? — Nein! ehe es dahin kommt, erfaßt uns die Höllenangst der Langenweile, tritt der Zwang ein, etwas denken zu müssen! Völlig weißes Gesichtsfeld ist schon der Wahnsinn. Und Wahnsinn ist schon die Signatur der verlängerten Einzelzellenhaft.

Nein, der normale Mensch trägt in sich ein ewiges Panorama vorbeiziehender Bilder, nie keins, nie zwei Bilder aufeinander. Es findet stetiger Vorstellungsverlauf statt, theils mit, theils ohne die Zugaben, welche die Sinne aus der jeweiligen Außenwelt in die Camera obscura unseres Gehirns leiten. Da die Vorstellungen gleichsam den fetten Rahm von der Wahrnehmung abschöpfen, und dieses Abrahmen das Vorrecht des Menschen vor dem Thier ist, so sehen wir von der Mischung mit den Wahrnehmungen vorläufig ganz ab, verlassen also diese Straße, welche aus der Stadt hinaus in die äußere grüne Natur führt, und kehren nach dem Stadtgewühl der Vorstellungen zurück, — denn wer hätte niemals, von der Schönheit eines Aussichtspunktes überrascht, ganz Auge, sich selber und sein Quälen und Sehnen vergessend, dagestanden und wäre dann nicht, während der Blick in die Weite sich verliert, mit einer Träumerei in seiner eigenen Seele wieder aufgewacht? Wir kehren also doch in die Stadt zurück. Und ebenso wollen wir, die Arme gekreuzt und den Blick mechanisch auf einen Gegenstand geheftet, uns den Menschen vorstellen, wie er dem Spiel seines Vorstellungsverlaufes folgt.

Wie wunderbar webt der sich zusammen! Vergangene Bilder, ferne Gestalten, Zukunftspläne, Luftschlösser, kurz ein Mosaik des Gewesenen und dessen phantasievolle Anwendung auf die Zukunft sind dessen Inhalt. Da liegt doch unwiderstehlich nahe, die Wellen in's Meer und die Wassertropfen zu Seglern der Lüfte umgeformt aus dem Meere auf ihrem Rundgang von den Bergen wieder in's Meer verfolgen zu wollen, „des Menschen Seele gleichet dem Wasser." Es sind ja unendliche Vorstellungen, und wo sollten sie herkommen, wenn sie nicht in uns wären? Und der Allgeist hat auch den Aermsten mit diesen unendlichen Schätzen beschenkt. Aber welchen Gesetzen folgen die Vorstellungen? und wie beschwören wir die Geister in öden Stunden? haben wir Macht über sie? können wir sie zwingen, im Festgewand vor uns zu erscheinen statt im Arbeitskittel?

Nun schon hier zeigt uns ein Blick in's Leben, daß solches Zuschauen zum Wellenspiel unseres Vorstellungsverlaufes ein seltenes Vergnügen sei, hört schnell auf, ein Vergnügen zu sein, und wirkt, zum Hang ausgebildet, schädlich und erschlaffend.

Das Leben fordert viel mehr gebieterisch eine bewußte Regelung des Vorstellungsverlaufes. Alle Disciplin des Geistes, alles Lernen, alles Aufmerken auf denselben Gegenstand ist die vorsätzliche Regelung des Vorstellungsverlaufes. Können wir das wirklich? mindestens nur so lange, als der Geist nicht ermüdet! Dann tritt Gefährdung ein, dann müssen wir das Gegentheil vom Sich-sammeln vornehmen, wir müssen uns zerstreuen. Jeder dürfte sich aus der Schulzeit der schrecklichen Augenblicke erinnern, wo der beste Wille, denken, fassen, aufmerken zu wollen, so ohnmächtig blieb, wie die Gehbewegung gegen den Orkan. Die Vorstellungen zerstreuter Art und eigener Laune schleichen da herum, halb versteckt, bald hier, bald da hinter den Büschen hervorlugend, wie das Wild vor der Schützenlinie, wenn die Treiber den Wald durchklappern. — Und manches Tadelswort des Lehrers fiel, ohne daß es möglich war, eine moralische Verschuldung aufzuspüren.

Ueber diese Klippen hinwegzukommen, zwischen Trägheit und Müdigkeit zu unterscheiden, das war schwer! Die Leistung war unendlich schwer, der Erfolg unendlich groß, die Theilleistung aber mindestens ohne entsprechenden Theil am Erfolg. Ein Räthsel, das nicht gelöst, eine Stelle in einem fremden Schriftsteller, die nicht verstanden, eine mathematische Aufgabe, die nicht überwunden, eine gestern memorirte Sache, die heut nicht mehr gegenwärtig, dies Alles sind Beispiele, wo die größte Mühe und Pein einer Theilleistung uns ohne jede Befriedigung läßt und keinem Theilerfolg entspricht. Kurz, es wäre dem moralischen Gefühl entsprechend, wenn das Lernen an diesen kritischen Punkten theilbar, leichter und, je nun, auch der Erfolg theilbar, immerhin geringer, aber erzwingbar bliebe. Was hier im Kleinen sich abspielt, im Rahmen der Schule und des Lernens, das wiederholt sich im Breiten und Großen, im natürlichen Verlauf des menschlichen Gehirnlebens überhaupt. Die Natur hat den Menschen mit dem Zwange versehen, ewig aus den Wahrnehmungen die Silhouetten (die Vorstellungen) auszuschneiden, diese Blättchen im Seelensack aufspeichern zu müssen und in Päckchen und Ballen (Anschauungen) in die Repositorien (Ideen) aufzuschichten. Rastlos langt die Seele diese Vorstellungen, nach Gesetzen, die wir nicht kennen, in einem Zusammenhang, der sich nicht einsehen läßt, heraus und läßt sie stetig wie den Sand in der Sanduhr vor dem Guckloch unserer Seele (dem Bewußtsein) herunterrinnen. Und doch ermüdet dieser Vorgang so enorm, daß die Natur, um den Menschen vor dem Wahnsinn zu schützen — den Vorstellungsverlauf alltäglich durch den Schlaf unterbricht. Auch der Vorstellungsverlauf eines Tages wäre für den Menschen zu viel. Einzelhaft, erzwungene Einsamkeit sind künstliche

Herbeiführungen dieses grausamen Zustandes. Es genügen Unterbrechungen kleinerer Art: durch die Sprache sind sie geschaffen. Der Mensch ist ein geselliges Wesen, und die Flucht vor dem dämonischen Zwange des Empfindens dieses nothwendig eintretenden Vorstellungsverlaufes treibt die Menschen schwatzend zu einander. Kant (in seiner Anthropologie) setzt die Zahl der Grazien (3) und Musen (9) als Grenzen, während in der Misere des kleinbürgerlichen Lebens oft ein ganzer großer Stammtisch kaum ausreicht, den Armen die Pein zu erleichtern, den eigenen Vorstellungsverlauf zwangsweise beobachten zu müssen.

Bei den Indogermanen geht das „Mensch" entsprechende Wurzelwort auf die Vorstellung „Denkthiere" zurück; und die Natur hat in der That in das Hirngefäß einen Denkkasten von so furchtbarer Wirkung eingefügt, wie sie etwa die elektrische Leitung bei unrechter Behandlung hervorspringen läßt.

Nachdem solcher Gestalt aus dem gewöhnlichen Leben, aus den Träumereien des Menschen, aus seinem Lernen auf der Schulbank, aus seinem Wachen und Schlafen, aus seiner Einsamkeit und Geselligkeit genügend anschauliches Material herbeigebracht ist, dürfte es nicht schwer sein, Posto zu fassen und zur eigentlichen Betrachtung überzugehen.

Was vorhin mit vielen Beispielen erläutert ward, soll hier in prägnanter Weise der Betrachtung als Gesammtes zu Grunde gelegt, also mit einer im gewöhnlichen Leben nicht vorkommenden und daher gewissermaßen unrichtig übertriebenen Ausschließlichkeit vorgebracht werden.

Der Mensch gleichsam träumerisch am Bache lagernd, wie der Knabe, und den Blumen der Vorstellung im Strome des Zeitverlaufes zuschauend. Der Mensch ist zwar Besitzer eines unendlichen Vorrathes von Vorstellungen, aber er steht gewissermaßen zu tief, um über die Ränder dieses Bassins, die Schwelle des Bewußtseins hinüberschauen zu können. Er nimmt, so zu sagen, dazu eine abwartende Stellung ein, wie etwa Brautleute zu den Kindern, die sie später haben werden oder haben könnten. Oder man kann sagen, es spiegelt sich hier das Verhältniß des Gesammtgeistes zum Einzelgeist (Seele) wieder. Alle denkbaren Gedanken in den Köpfen aller Menschen sind so etwa die Träume der Gottheit, deren sie bis zum Erwachen sich spielend hingiebt.

Alle Vorstellungen, die noch nicht über die Schwelle des Bewußtseins gelangt sind, müssen vorläufig als das Nicht-Wissen gelten. Wissen wir hiervon nun wirklich nichts? gar nichts? Ist's etwa ohne Bedeutung, daß statt eines Wustes metaphysischer Streitigkeiten, wie sie in den Gelehrtenköpfen und Gelehrtenstuben sich finden, vielmehr gleich den majestätischen weißen Wolken eines Junitages langsam die Weltreligionen, eine jede das Symbol ungezählter Seelen, über die Weltbühne hinziehen? Wo kommen sie her? Wagen die jeweiligen Bekenner deren nur eine als aus dem Kopfe eines einzelnen physischen Menschen hervorgegangen zu be-

trachten? — Die fremden wohl — die eigene Religion nicht! — Daß Sprachen da sind, deren Erfindung sich kein Einzelner rühmt, und die sind doch wohl nicht zwischen den Köpfen der Leute entstanden? Daß sich Volksseele, Volksgeist, historische Ideen, eine gemeinsame Weltgeschichte bilden kann, und der Einzelne weiß doch nichts, der Nachbar rennt zum Nachbar, nur um zu erfahren, was im Dörfchen vorgeht, und Jeder erzählt was Anderes, Frau Fama führt Alle an?

Müssen wir also doch wohl etwas von den Dingen wissen, von denen wir nichts wissen?

Eine Betrachtung der Stufen des Sich-erinnern-wollens, das Nachdenken bis hin zum Auffinden des Gesuchten, dienen hier als Beispiel. Es ist aber klar, daß sich an der Discussion nur die mit Erfolg betheiligen können, welche ein Mittel finden, mit dem Finger gemeinschaftlich auf denselben geistigen Vorgang zu deuten, der als Erfahrungsthatsache unserer Behauptung zu Grunde liegt.

Setzen wir den Fall, Jemand habe ein Wort, eine Zahl, einen Namen, einen Ort, kurz etwas für ihn von ungeheurer Wichtigkeit, was sich nicht mehr beschaffen läßt, vergessen. Eine namenlose Unruhe erfaßt ihn, er sucht im dunklen Seelensack hin und her. Da aber kommt ein Zeitpunkt, wo ihm das Gesuchte bereits wie eine zu fangende Ratte in einem pechdunklen kleinen Raum immer über die tastenden Hände springt. Alle diejenigen nun, welche nach ihrer Selbsterfahrung beistimmen, daß es einen Zeitpunkt giebt, wo über den Suchenden plötzlich eine Ruhe kommt und er sich sagt: „Gott sei Dank, ich werde das Gesuchte finden können", — alle diese werden auch darin beistimmen müssen, daß hiermit ein schwaches Beispiel gefunden ist, eine Formel, unter der man sich annähernd anschaulich machen kann, das Wissen von einer Sache, einer Vorstellung, die unter der Schwelle des Bewußtseins ist. Ferner: bei Lesung der Lebensschicksale großer Männer, die ja häufig, von den ehrsamen Läufen aller bürgerlichen Lebensberufsarten mit wahrem Hohn ausgeschlossen und als zu Allem unfähig erachtet, kommt uns der theilnehmende Gedanke, daß nur ein vorahnendes Wissen künftigen Schaffens solche Märtyrer unter den Philistern durch Nacht zum Licht geführt hat. Ich meine durch die Nacht der Gedanken, die noch jenseits der Schwelle des Bewußtseins waren, denn diese Nacht ist sternenloser, als die Nacht der Nichtanerkennung seitens einer bornirten Menge. „Vorahnen" ist nur ein Wort! Wie es in den lichten Seelenräumen der Besten, in den Gedankenwerkstätten der Meister aussieht, ob sie uns außer dem fertigen Werk auch die Materialreste und die Werkzeuge vorweisen können — und wollen, das ist eine andere Frage.

Jedenfalls haben wir hier nächst der Eingangs gegebenen, eine zweite Form der Bejahung unserer Cardinalfrage. Ja, die ganze Frage geht auf eine Aufgabe hinaus, uns unserer Seele, die wir ja stets nur an dem Seidenfädchen der Vorstellung — und auch da wird unsere Beobachtung

oft unterbrochen — herumtanzen sehen, möglichst in ihrer Totalität bewußt zu werden. Oder mit anderen Worten: aus der Vorstellung unserer Vorstellungen d. i. der Seele die Vorstellung jenes Bassins, in dem die Blumen schwimmen, zu gewinnen, d. h. die Seele in die Potenz des Geistes zu erheben. Können wir dies auch nur mit einem Fünkchen, so sind wir begeistert.

* * *

Eine Aufgabe! sagten wir. Sein ganzes Leben hindurch sieht sich der Mensch — und wenn auch mit so vielen Unterbrechungen — immer mit seinen Vorstellungen beschäftigt, ob sie ihn quälen oder erfreuen. Doch ist nicht zu verkennen, daß pomphaften, einer idealistischen Stimmung entsprungenen Schlagwörtern nicht allzuviel zu trauen ist. Wir lassen daher die Forderung der Erhebung der Seele zur geistigen Potenz vorerst zur Seite, um noch eine andere, sehr belebte Seitenstraße auf unserem Spaziergang durch die Stadt des praktischen Lebens einzuschlagen.

Sich nach der Sammlung zur Arbeit im richtigen Moment zu zerstreuen, war eine nöthige Vorsicht beim Lernen, und letzteres wurde als der vorsätzlich geregelte Vorstellungsverlauf bezeichnet. Auch die Natur leitet das Vorstellungsleben in entsprechender Weise, nur scheinen die Bezeichnungen umgekehrt anwendbar, indem das müßige Spiel der nächtlichen Sammlung, die Zerstreuung aber dem wachen Tage zukommt. Im normalen Schlaf fallen die Wahrnehmungen weg. Die Vorstellungen allein bleiben übrig. Das kann schon ohne Schlaf am hellen Tage stattfinden; wir nennen diesen Zustand daher auch ein Träumen (mit offenen Augen) und die Ablenkung: ein Erwachen. Umgekehrt hat der Schlaf sein Wachen mit geschlossenen Augen, einen Vorstellungsverlauf: das Träumen. Ausführliches hierüber sei einer besonderen Darstellung vorbehalten, hier sei für unser Thema nur ein Seitenweg berührt: das klassisch gewordene Beispiel des schlafenden Matrosen in der sich lockernden und stürzenden Hängematte. Aehnliche Beispiele sollte ein jeder ungläubige Thomas aus seiner eigenen Erfahrung aufzuspüren sich bemühen. Bei heftiger körperlicher Bewegung auf der Jagd, auf der Reise (zu Pferde), beim angestrengten Packen vor einem Umzuge, bei einer schweren Krankenpflege u. a. pflegt der Moment des improvisirten Einschlafens, besonders in lärmender Umgebung, beim Erwachen uns am leichtesten den Traum zurückzurufen und uns den Beweis zu erbringen, daß in einer bekannten und meßbaren Zeit lange Vorstellungsreihen durchlaufen sind. In Todesgefahr findet ähnliche schnelle Abhaspelung der Gedanken statt, und im Moment vor dem Sterben scheint — wenn die Analogie der Wiedererinnerung nach gefährlichen Krankheiten anwendbar sein sollte — eine rasendschnelle Gedankenbewegung stattzufinden. Nehmen wir noch hinzu, daß Vorstellungscomplexe (Ideen) blitzähnlich in das Bewußtsein treten oder fallen, (wir nennen sie daher „Einfälle"), so ergiebt sich hieraus

die hochwahrscheinliche Vermuthung, daß die transcendente, (wir meinen der beobachtenden Erfahrung entrückte) Vorstellungsgeschwindigkeit eine größere, im Geistesleben jenseits der Schwelle des Bewußtseins vielleicht zeitlos ist. Und wirklich erscheinen uns die seltenen glücklichen Stunden einer Disposition zu tiefster und fruchtbarster Meditation bei rückschauender Erinnerung als zeitlos. Und dies führt zu der allerdings abstrus klingenden Vermuthung, daß beim normalen alltäglichen trägen Vorstellungsverlauf, der meistens für's praktische Berufsleben ausreicht bezw.: ein Mehr der Arbeit (Ausführung von Willensacten) schädlich sein würde, die sich ablösenden Vorstellungen, dem Ticken der Uhr vergleichbar, die Messer der Zeit sind, daß aber der Vorstellungsverlauf oder ein ihm Analoges unter der Schwelle des Bewußtseins zeitlos ist, gleichsam Blicke auf Bilder ohne Worte. Kant kehrte die Sache um, erfand die Idealität der Zeit und nannte sie die Form der inneren Anschauung. — Dies wird immer am praktischen Leben eine unliebsame Correctur finden. Denn wenn sich Jemand z. B. nur mit ruhiger Besonnenheit sagt, daß seine Mutter vor ihm dagewesen ist, so bleibt doch für die Zeit etwas zwischen den Individuen Seiendes übrig, das auch da ist, ohne als Attribut des sich innerlich anschauenden einzelnen Menschen, also lediglich als seine ideale Hervorbringung auftreten zu müssen. Wir können daher nur sagen: das intensive eigentliche geistige Leben ist zeitlos, doch haben wir im praktischen Leben meistens keine Zeit dazu. Eine abscheuliche Ironie der Alltäglichkeit!

Leider aber giebt es im Menschenleben Augenblicke, wo wir uns doch die Zeit dazu nehmen müssen, unseren Beruf, unser Alltagsleben unterbrechen und eine ganz andere Lebensart einschlagen müssen, nämlich wenn wir krank sind.

Unsere ganze moderne Cultur, aufgebaut auf Erfahrungen, auf Zählen und Messen, unsere Unterwerfung der Natur und ihrer Kräfte, unsere exacten Naturwissenschaften, deren Theorie die Praxis, deren Praxis die Theorie alle Tage bestätigt, will zu solchen Träumereien allerdings garnicht passen. Sie gehören nicht in's neunzehnte Jahrhundert. Ganz auf diesem Standpunkt stehend sind aber einige Männer der Wissenschaft, und noch dazu einer sich stets im vollen Fortschritt bewegenden Nation (novarum rerum cupidi sagte Cajus Julius Cäsar) angehörend, gewissermaßen durch eine Ironie des Schicksals über einige Thatsachen gestolpert, die ihnen durch ihre Kranken alltäglich vor Augen geführt wurden. Wir meinen Charcot, Binet u. a. an der Krankenanstalt Salpêtrière. Ihre hysterischen Kranken gaben ihnen Räthsel zu rathen, zu deren Lösung das Schlagwort der Annahme eines doppelten Bewußtseins auftauchte. Ohne Mühe erkennen wir hierin eine dritte Form der möglichen Bedeutung der Eingangs gestellten Frage, ob wir von dem etwas wissen können, wovon wir nichts wissen.

Gesetzt, es käme ein Zeitalter, wo die Malerei so verpönt wäre, daß Niemand mehr malen, Niemand das Malen lernen, üben wollte, daß die

Leute vergäßen auf dies Talent zu achten, so würde es auch — bis zu einem gewissen Grade, aufhören, da zu sein, oder doch die Zahl derer, die es, objectiv genommen, hätten, würde sich vermindern, vielleicht verschwinden. Ebenso ist denkbar, daß ein ganzes Zeitalter, welches keinen Sinn für Selbstbeobachtung einer Reihe ursprünglich aus krankhafter Anlage hervorgehender Räthsel des Seelenlebens hat, nicht nur die Beobachtung hierfür verlöre, sondern auch die Eigenschaften, die zu beobachten sind, selber. Haben wir ferner ein Recht, uns vor der Gefahr märchenhafter Hirngespinnste durch den Compaß der Erfahrung und der Logik zu sichern, so tritt eben in manchen Zeitaltern, mangels geeigneter Objecte der Erfahrung, in der angedeuteten Richtung ein vacuum ein.

Vergeblich sehen wir uns daher nach geeignetem Erfahrungsmaterial in unserem durch und durch realistischen Zeitalter für jene Nachtseiten unseres Geisteslebens um.

Wir müssen in diesem Sinne daher der Eingangsfrage die allein logische Beantwortung geben, daß wir über die Grenzen unseres Wissens diesseit der Schwelle des Bewußtseins nicht hinaus, sondern nur Silhouetten in's Schwarze schneiden können. Es hat aber nie an einer fast abgöttischen Verehrung für diejenigen führenden Geister der Völker gefehlt, die als muthige Taucher aus jener schwarzen Tiefe Perlen hervorholten. Diese Männer selber, wie deren Umgebung, griffen stets zu Schlagwörtern, die auf eine genau so parodore Geistesdisposition schließen lassen, wie sie in der Eingangsfrage liegt. Namenlos und wortlos daher scheinen die Leiden des Genies. Keine Brücke führt vom redlichsten bewußten, logisch geleiteten Fleiß hin zur Leistung des Genius. Eine unnennbare Sehnsucht und Melancholie ist ihm an der Stirn geschrieben.

Nennen wir diesen Zustand die Erhebung des Seelischen zum Geistigen und setzen die Veranlassung in den Gegensatz der armen Seele, die am Seidenfädchen lauter einzelner dünner Vorstellungen wie an einem Galgen schwebt, zu jenem unendlichen Reichthum der möglichen Vorstellungen, so entdecken wir in dem Streben nach Genuß, nach Vergnügen, nach Zerstreuung, nach Geselligkeit nur den niederen Grad dieser Flucht vor der langen Weile und Armseligkeit. Liegt aber in diesem Streben nur der Wunsch des Hingelangens zum besseren Ich, zu einer Ergänzung dieser dünnen Einzelheit, so ist im höchsten Grade frappirend, daß die Natur selber sich dieses Dranges zur ewigen Erneuerung und Befruchtung der Vorstellungsherde bemächtigt hat, indem sie den Unterschied der Geschlechter schuf, einen ewigen Kreislauf des Symbols eines Entfliehens zum Anderen.

In den Anfängen, in der knospenden Liebe trägt ein jeder das Genie, den Genius in sich. Amor und Psyche! Daß hier die Natur mit fremdem Kalbe pflügt, lehrt ein Blick auf's Leben. Die Natur benutzt eine Eigenthümlichkeit des Seelenlebens, um den Egoismus zu brechen. Vielleicht Niemand hat diese Ironie besser in epigrammatischer Kürze, unbeabsichtigt

wiedergegeben, als Rückert. — Du meine Seele, Du mein Herz — meine Welt, in der ich schwebe, — wer?, wo? Die Geliebte unzweifelhaft, Frau Rückert? — nein das bessere Ich! Warum schuf Gott die Welt? aus Liebe!

Enthalten wir uns somit, als reiner Privatsache, auch aller Deutungen, die aus unserem wachen Bewußtsein für die Existenz, die Form, die Bewegungsgesetze des „Unbewußten" fließen könnten, das Eine ist jedenfalls nicht wegzuleugnen, daß die Gegensätze in unserer geistigen Tagesdisposition von der langen Weile bis zu dem sehnsüchtigen Schwunge der Seele des Verliebten, des Künstlers, des Philosophen, des religiös Erbauten auch in dem Leben des Urbierphilisters ein dumpfes Gefühl für den eigentlichen Werth des Ichs wachrufen. Manchmal wenigstens. Es ist ferner garnicht einzusehen, wie irgend ein Culturzustand so tief gewesen sein sollte, um die Besten ihres Volkes, ihres Zeitalters von der Reflexion über diese Urthatsachen des Seelenlebens abgehalten zu haben. Da ist vor Allem die Formung der Wahrnehmung, der Eindrücke zu Vorstellungen durch die Schöpfung der Sprache, da sind die Religionen, da die Künste — wenn keine andere, so die Poesie.

Wohl aber können und müssen die sprachlichen und logischen Mittel in der Darstellung solcher Seelenvorgänge ihre Geschichte haben.

Vielleicht nur dem Dichter ist es gestattet, durch die stammelnde Sprache hindurch uralte Thatsachen des Seelenlebens zu offenbaren. Könnten sonst die Epen aus der Kinderzeit, das Liebeslied aus der Jünglingszeit, die Märchen- Sagen- und Mythenwelt der Vorzeit den „Culturfortschritt" überdauern? Nicht nur das, sondern fragen wir uns ehrlich, wird die Poesie der Neuzeit — als deren vornehmste und eigenartigste Schöpfung wir wohl den Roman ansprechen dürfen — sich ähnlicher Dauer rühmen können? In der That, nicht nur Vorgänge in der Natur und Geschichte, sondern auch unmittelbar empfundene Thatsachen des Seelenlebens scheinen die Mythologien der träumenden Volksseele erfüllt zu haben.

Der Typus der ältesten Märchen beschränkt sich nicht auf den Kampf mit dem fabelhaften Unthier, einer Hydra, einem Einhorn, Riesen, bösen Zauberer, Drachen — darin steckt bereits eine historische Fortbildung der Sage zum Helden, der eine Gefahr für Andere beseitigt, der Cultur, Ordnung, Erfindungen, Erlösung für die Menschen bringt, wie Rustem, Theseus, Herkules, Prometheus, Siegfried — sondern das böse Wesen, das den Schatz, die Prinzessin bewacht, steht irgend im Dienst einer höheren Macht, wird durch eine List, eine Zauberformel, einen geschenkten oder gefundenen Talisman für den Angreifer leichter überwunden, als es anfangs den Anschein hatte. Eine frühere gute That, ein gutes Glück, ein kühner Muth, ein liebevolles Eindringen in die Natur, ein barmherziges Verhalten gegen ein unscheinliches Thier gaben das Beste dazu, nicht der Kampf mit Hilfe des guten Schwerts, des festen Panzers, des dressirten Rosses, des trainirten

Doggenpaares. Nein! Ein guter Griff, ein kühnes Errathen — kurz die Thatsachen des Seelenlebens, die den Instinct des Genius für das Richtige, das leichte Hervorbringen andeuten, also die Dinge, die Beharrlichkeit, Fleiß und Talent so sehr am Genie bewundert und — beneidet! Und während wir den Romanhelden mit einer gewissen Ernüchterung auf der letzten Seite in die Alltäglichkeit verabschieden, auch wohl mit einem Seufzer noch einmal in die früheren Seiten des Gelesenen zurückblättern, so sieht es hier ganz anders aus! Der Schatz, die Prinzessin ist gewonnen, der Drache für immer erschlagen, der Zauberer für ewig unschädlich gemacht. „Und sie lebten herrlich und in Freuden, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch."

Genie und Wahnsinn wohnen Wand an Wand! Ein tiefer Instinct der tastenden, noch mit der Natur eng zusammenlebenden Volksseele blickt mit frommer Scheu auf die Geisteskranken. Es läßt dies von ferne ahnen, daß die Volksseele eine nur im Diesseits der Bewußtseinsschwelle eingetretene Verwirrung annimmt, während jenseits der Schwelle bewegende Centren liegen, denen doch noch eine Bedeutung zukommt. Musik soll heilend wirken, denn Musik verzichtet ja ebenfalls auf einen Vorstellungsverlauf, scheint sich unmittelbar, ohne das Medium nothwendiger und zwischen Mehreren gleichmäßig hervorgebrachter Vorstellungen an das Jenseits der Vorstellungswelt zu wenden!

Nun, besser als diese Himmelstochter, die Musik, kann wohl nichts Zeugniß ablegen vom Geiste der Zeiten. Auf der einen Seite — wir leben ja auf solcher logisch und empirisch durchleuchteten Culturhöhe — muß Musik ja etwas Bestimmtes bedeuten! Man lese nur die Deckel der Notenhefte, schon der lyrischen, geschweige denn der dramatischen! Und wir haben ja auch das Lied. Der Tonkünstler muß nur den musikalischen Gedanken, das Motiv, recht zum Ausdruck bringen! und die Zuhörer sich nur in diese Ideen einleben können. Die Textworte helfen nach. Epos, Lyrik, Drama — Alles ist da. — Auf der anderen Seite fühlt doch jeder Unbefangene, daß der Mangel der Nothwendigkeit der Erzeugung dieser in's Bewußtsein fallenden Bestimmtheiten sich nicht ausreichend aus dem Stumpfsinn der Hörer erklären läßt. Mit anderen Worten, man kann ehrlicher Weise nicht immer den Componisten und die Hörer schelten, wenn sie nicht beim Produciren einer bestimmten Musik den Gang einer Ballade, oder den Waffengang eines Helden, oder eine „Scene am Kamin" oder den Tod eines bestimmten Großen von selbst so denken, wie im Textbuch oder der Ueberschrift zu lesen. Leichter wird schon zugegeben, daß Musik nicht Vorstellungen, aber wohl ganz bestimmte Empfindungen hervorrufe, und diese wenigstens mittelbar auf etwa ähnliche Vorstellungen auch bei einer Vielheit der Hörer hinleiten. Wenn Musik Thränen in's Auge lockt, eine heitere hüpfende Tanzstimmung erzeugt, todverachtend und muthig stimmt, religiös erhebt, sehnsüchtige Gedanken nach verlorenem Glück dem fernen

Lieb, Luftschlösser von Ruhm und Ehr' wachruft, so ist da schon etwas Bestimmtes, und wir denken zuversichtlich, daß schwerlich bei einer Musik der Eine lachen, der Andere weinen werde. — Auch an Theorien fehlt es nicht. Die überraschende Entdeckung gewisser Verhältnisse der Schwingungszahlen der Töne, Ober- und Untertöne, Klangfarbe — geben zu denken. Das Verhältniß von Melodie und Harmonie noch mehr. Und Schopenhauer, der wahrlich nie an Kleinmuth in der Vertheidigung dessen litt, von dessen Wahrheit er durchdrungen, hat seine Musiktheorie mit aller Reserve vorgetragen. Selbst nicht Musiker, mußte er fühlen, daß seine Theorie das eigentlich Musikalische, die Wirkung des einzelnen Tones nicht erklärt hat. — Vielleicht stehen die Bäume zu dicht. Wir sehen den Wald nicht.

Musik hat eine Geschichte! Die Theorie baut immer complicirtere Tonwirkungen auf, unsere modernen Nerven bedürfen das. Es ist ja in Aller Gedächtniß, mit welchen Kämpfen die kühnen Neuerungen Wagners das Feld eroberten. Wenn wir Musik erwarten, sind unsere Sinne schon gespannt, gerichtet. Wir machen bereits zwischen Geräusch, Laut in der Natur einerseits und (Kunst-)Musik andererseits einen solchen Unterschied, daß der Gesang des Vogels kein Gesang, das Auf- und Absingen des scharfen Windes, das Grollen des Donners, keine Töne sind, daß wir vielmehr sagen: der Musik fehle das Correlativ der Nachahmung aus der Natur! und die Kunstästhetik macht stutzend vor dieser Ausnahme Halt, welche die Musik von sämmtlichen übrigen Künsten scheide. Das Klappern und Trommeln zur orientalischen Musik (den melodischen Textworten) macht uns Kopfschütteln, und die Asiaten hören in unserem Operorchester ein sinnloses, unangenehmes Geräusch. Und doch ist der Asiat tief bewegt und ergriffen, oder zu kindlicher Fröhlichkeit von seiner Musik hingerissen! Und sie bewegt ihn doch!

Zwischen diesen Grenzpfählen und darüber hinaus freilich muß die Geschichte der Musik überschaut werden. Aus der Thurmhöhe eines Beethoven'schen Streichquartetts, einer Wagner'schen Oper können keine allgemeinen Theorien abstrahirt werden. Wir müssen auf die physische Geräuschwirkung zurückgehen, sie ist in der Natur vorhanden, sie hat einen Empfindungswerth, und dessen allgemeine Prägung ist nachdenkliches Hinhorchen, eine träumerische, sehnsüchtige Stimmung. Einsames Lauschen ist erste Bedingung. Menschenumgebung stört, zerstreut, beleidigt. Der rechte Genuß beginnt mit Entrücktsein aus der Menschenumgebung. Unter solchen Vorbedingungen beginnt die Natur bereits mit ihren Tönen eine Wirkung zu erzielen. Natur im weiteren Sinn, im Gegensatz zum Concertsaal mit numerirten Plätzen und einer unmöglichen Atmosphäre. — Die hellen, hohen Töne des Morgenwindes an der Burgruine auf dem Berge, der klagende sonore Laut einer fernen menschlichen Stimme in einsamer Waldgegend, der Lockruf der Haubenlerche in öder Gebirgsnacht, wenn der Mond hinter den Bergriesen versinkt, das sanfte Säuseln des Windes in den

Föhrenwäldern, oder das hohle Rauschen des Frühlingsthauwindes über'm schneeigen Garten hoch in den Lüften, das Klagen des Sturmes über der schottischen Haide, der langsam ersterbende über die Dächer der nächtlichen Stadt hinzitternde Ton des letzten Glockenschlages, das melancholische wie Schluchzen eines verlassenen Mädchens klingende Getön der niederfallenden Tropfen in der Meeresgrotte — die Griechen nannten es das Klagen der Nereiden um Thetis' Sohn — das Geräusch der niederperlenden Tröpfchen in der Höhle des Hörselberges — dies alles sind Vorbereitungen der musikalischen Empfindung, ja diese schon selbst — Hirtenpfeife und mit Saiten bespannter Hohlraum — Berühren einer gespannten Fläche auf einem Rahmen — bis in die ältesten Sagen hinein — Musik! Mythen über die Wirkung dieser ersten und einfachsten Musik — in überschwänglichen Ausdrücken.

Nun, qualitativ liegt in allem Diesen bereits neben dem Lautwerth des Geräusches der Empfindungswerth des Tones. Eine unbestimmte sehnsüchtige Richtung der Seele nach innen; ein Abbild ihres Verhaltens am Ufer jenes Meeres, aus dem uns die Vorstellungen zufließen, eine Sehnsucht nach dem, was in uns ist und wir doch nicht haben, wie nahe wir es uns auch fühlen.

Wenn hier eingewandt wird, daß Musik im modernen Sinne des Wortes uns nicht nur melancholisch oder nachdenklich mache, und nach den eigens danach eingerichteten Beispielen die theilweise Wirkung zur Verwerthung des musikalischen Eindruckes überhaupt bestimmt werde, so müssen wir uns erinnern, daß mindestens die Heiterkeit, das Lachen, weil auf Begriffliches und Intellectuelles angewiesen, der musikalischen Wirkung überhaupt fernbleibt; daß das Bereich des Gehörsinns dem Gemüth näher steht, als der kältere dem Verstand zugewandte Gesichtssinn, und daß nachdenklich aufgelegt sein schon ein Schritt zum Melancholischsein ist.

Wenn wir auch bei der Musiktheorie darauf verzichten, dieser die Kraft irgend einer Versinnlichung und Offenbarung unseres Seelenlebens jenseits der Bewußtseinsschwelle zuzusprechen, so ist dem unerachtet die Einzigartigkeit der Musik unter den Künsten doch ein werthvolles Beispiel. Gelingt es uns nämlich, ein allgemeines Analogon zu der von einem musikalischen Eindruck hingenommenen heftig bewegten Seele zu denken, so hätten wir eine weitere Formulirung eines Wissens von dem, was wir nicht wissen. Dann hätten wir ja ein nicht mehr ganz unbestimmtes Etwas, sogar einen werthvollen, im Bewußtseinsbereich liegenden Besitz, obgleich ihm die begriffliche und vorstellungsmäßige Seite abgeht. Die Sache wird vielleicht noch deutlicher, wenn wir sagen: die moderne musikalische Idee mit ihrem Entferntsein von Abbildern in der Natur (eine Sachlage, durch die sich Musik von allen Künsten zu trennen scheint), verhalte sich zum allgemeinen Empfindungswerth der Laute, der Stimmen in der Natur, wie Rhythmus und Reimgeklingele, von denen sich doch ebenso unmöglich behaupten läßt, daß sie das Wesen der Poesie ausmachen, zur Poesie selber.

Mit einem anderen Symbol zur Darstellung dieser Stimmung, wissen zu wollen, was wir nicht wissen, hat uns die romantische Schule beschenkt; sie singt von der blauen Wunderblume, deren Duft den ganzen Weltraum erfüllt. Aehnlich wie die Natur den Blumen Farbe und Duft verliehen hat, ohne daß sich begreifen läßt, was sie selber davon haben, da ihnen die Organe zur Wahrnehmung Beider fehlen, so ist uns Menschen die unvertilgbare Sehnsucht eingepflanzt, die nur einen Sinn hat unter Voraussetzung eines Wesens, das sie — denken wir uns zwei Stufen tiefer wie die Blumen — sehen und einathmen, sich ihrer freuen kann.

Denken wir uns die Schwelle des Bewußtseins als Schwelle des Tempels des unbekannten Gottes, so hoffen wir, daß ein neuer Paulus aufsteht und mit Flammenschrift über die Tempelpforte schreibt:

„Dem Genius."





Das Welträthsel.

Von

Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

— Potsdam. —

Für Jeden, der eine reichere Lebenserfahrung besitzt und sich an den Zäunen und Schlagbäumen, mit denen unser Erkenntnißgebiet ein für alle Mal umgeben ist, schon tüchtig wundgestoßen hat, hat es immer einen fast komischen Beigeschmack, wenn jugendliche Himmelsstürmer von einer Lösung des Welträthsels fabuliren und sich allen Ernstes einbilden, sie könnten diese Lösung durch das Zurechtmachen irgend eines Wortsalates thatsächlich erzwingen. Da schwätzen sie von einer Ueberwindung des Dualismus, von der Erringung eines monistischen Standpunktes, auf dem sie die nur scheinbaren Gegensätze von Geist und Materie, Gott und Welt, zu einem einzigen, alle Widersprüche beseitigenden Urbegriff zusammenfassen, und glauben nun Wunder was gethan zu haben, indem sie nicht ahnen, daß sie für das Räthsel wieder nur ein neues Wort gesetzt haben, in dem alle jene, nie und nimmer zu erdrosselnden Gegensätze eingekapselt liegen, wie die Trichinen in einer Speckseite. Hat uns denn Spinoza oder Goethe oder Häckel auch nur um einen Zoll der Lösung des großen Sphinxräthsels näher gebracht? Ist denn die Natur-Philosophie des geistreichen, aber manchmal phantastischen und von Schwankungen nicht ganz freien Ernst Häckel einen Pfifferling mehr werth, als irgend eine platt materialistische Stoffseligkeitslehre? In jedem sogenannten Monismus stecken immer wieder die dualistischen Gegensätze, und man könnte Den, der das nicht sieht und erkennt, eigentlich um seine bartlose Naivetät beneiden. Wenn uns ein Gelehrter und Forscher wie Häckel von der Entwickelung der Siphonophoren oder von arabischen Korallen erzählt, wenn er uns seine

Plankton-Studien vorträgt, dann folgen wir willig und dankbar dem scharf beobachtenden Naturforscher und beugen uns anerkennend vor seiner Gewissenhaftigkeit und Begabung; wenn er uns einen Stammbaum des Menschengeschlechtes entwirft, bewundern wir noch immer sein mannigfaltiges Wissen, aber in diese Bewunderung mischt sich schon ein leises Mißtrauen, ob nicht hier und da die Phantasie des Gelehrten ein wenig durchgegangen und ob nicht gelegentlich der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen sei; wenn er uns aber z. B. den Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft zu erweisen sucht, dann fühlen wir, daß er den Boden exacter Forschung verlassen und sich auf das Gebiet rein subjectiver Speculationen begeben hat, auf dem wir uns, wenn wir auch nur naturwissenschaftliche Laien sind, ihm doch völlig gewachsen fühlen und durchaus nicht mehr nöthig haben, etwa vor dem überlegenen Wissen des Gelehrten die Segel zu streichen. Und so geht es uns nicht nur Ernst Häckel, sondern Jedem gegenüber, der sich mit Schlagwörtern und Phrasen aus dem großen Lexikon der philosophischen Fachsprache an das Welträthsel heranzupirschen versucht und, wenn er auch selbst nicht zu einer Lösung gelangt, uns etwa glauben machen will, daß das neue Jahrhundert mit seinen sicher zu erwartenden weiteren Entdeckungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete unzweifelhaft die ersehnte Lösung einwandsfrei bringen werde. Solche Prophezeiungen sind thörichtes Geschwätz, unreife Aussprüche jugendlicher Phantasten, die sich an den Worten jener Dichter-Philosophen berauscht haben und die da gänzlich vergaßen, daß der Forscher auf transscendentalem Gebiete einem Kinde gleicht, das in einer Nußschale auf dem Ocean schwimmt und mit einem Peitschenschnürchen von etwa einem Meter Länge die Tiefe des Weltmeers auslothen will. Das fundamentale Welträthsel wird nie und nimmermehr von Menschen, die die Erde bewohnen, gelöst werden. Häckel giebt zwar zu, daß sich die Gegensätze des Theismus und Pantheismus, des Vitalismus und Mechanismus bis zur Berührung einander nähern, — und welcher tiefer Denkende hat das nicht längst zugegeben? denn es sind ja nur Gegensätze, die in unserer Anschauung und nicht im Objecte selbst liegen — wenn er aber hofft, daß die wachsende Natur-Erkenntniß des zwanzigsten Jahrhunderts auch nur irgend etwas zur Ausgleichung dieser Gegensätze durch Ausbildung des reinen Monismus beitragen werde, so ist dies sicher eine trügerische Hoffnung. Wir sind, so lange wir Menschen sind, eben nicht in der Lage, aus unserer Haut zu schlüpfen oder uns auf die eigenen Schultern zu steigen; wir sehen das große Räthsel, das mit Sternen- und Milchstraßen-Lettern an den Himmels-Dom geschrieben ist, aber auch der scharfsinnigste Keilschriftendeuter kann diese leuchtenden Hieroglyphen niemals entziffern. So wenig wir je im Stande sein werden, Gott zu erkennen und zu definiren, so wenig werden wir je das Welträthsel deuten, denn Gott und Welt sind vielleicht wieder nur zwei verschiedene Seiten eines und desselben Räthsels, ein Monismus, der eben kein rechter

Monismus ist, weil er für unsere menschlichen Sinnes- und Anschauungsorgane sofort wieder in zwei Hälften auseinanderfällt.

So hat sich auch der allzeit gedankenreiche Julius Hart in seinem „Der neue Gott“ der Lösung dieses Problemes näher zu kommen bemüht, aber auch er hat nur vermocht, uns längst Bekanntes zu wiederholen, ohne die Lösung zu finden. In einer Artikelreihe „Die Welträthsel und die moderne Naturwissenschaft“ kommt er auf die uralte und von keinem Denker mehr bestrittene Thatsache zurück, daß alle die Gegensätze, an die wir seit Jahrtausenden glauben, sich in Wahrheit aufheben, daß wir immer dasselbe nur mit anderen Worten sagen, daß der eigentliche Dämon aller Widersprüche und Feindschaften in unserem Gehirn sitze. Ja, Du lieber Gott, das wissen wir ja längst, aber eben weil es so ist, weil wir unser Gehirn nicht umarbeiten können und kein anderes Forschungsinstrument besitzen, deshalb ist eine Prophezeiung, daß der alte Streit der Gegensätze mit ihrer vollkommenen Versöhnung enden werde, eine trügerische und widerspricht der Logik, denn wenn unser Denken und unsere Sinne verschiedene Wege gehen, wenn uns unser Denkorgan eine andere Welt vorspiegelt, als dies unsere Sinne thun, wenn Denkkraft und Sinneskraft immer miteinander im Kampfe liegen, dann vermögen wir wohl zeitweise jene uralten Gegensätze im Geiste zu versöhnen, unsere Sinne werden sie aber immer wieder von Neuem zum Leben erwecken, d. h. der theoretisch erklügelte Monismus wird praktisch immer wieder zum alten Dualismus auseinanderklaffen. So lange das menschliche Gehirn nicht von Grund aus umgeändert wird, so lange bleiben wir trotz aller schönen Redensarten so oder so, im dualistischen Sumpfe stecken; wir wissen, daß das Organ, mit dem wir das Welträthsel aufschließen möchten, ein unbrauchbarer Schlüssel ist, und da soll uns kein Philosoph und kein Naturforscher weis machen wollen, daß dieser Schlüssel durch ein paar hochtrabende, aber innerlich leere Redensarten plötzlich passend gemacht werden kann. Dem Welträthsel wird auch das zwanzigste Jahrhundert den Schleier nicht vom Angesichte ziehen. Der Mensch kann nicht einmal das Räthsel des Mikrokosmos lösen, geschweige denn das des Makrokosmos. Das Räthsel des Mikrokosmos? Ja, so möchte ich das unergründliche Mysterium nennen, dem das Individuum seine leibliche Existenz verdankt und das da Ursache ist, daß der Kampf der leidenden Menschheit immer wieder in neuen Menschengeschlechtern von vorn anhebt: die geschlechtliche Liebe. Ist es denn nicht ein unergründliches Geheimniß, ein vollkommenes Wunder am lichten Tage, daß der kämpfende und leidende Mensch, durch das Wundfieber des Seins erschöpft, nicht dahin strebt, daß die Qual ein Ende habe und daß er, ohne Nachkommen zu hinterlassen, dereinst vom Kampfplatze verschwinde? Statt dessen nimmt er sich eine Eheliebste und schafft eine mehrfache Fortsetzung des leidenden Individuums in den seinem Ehebund entsprossenen Kindern. Freilich, mit vollem Bewußtsein und voller Absichtlichkeit kommt diese

Continuation des Lebenskampfes nicht zu Stande; vielmehr versetzt die Natur erst den Menschen in jenen himmelhoch jauchzenden Rausch des Herzens und der Sinne, den wir eben die Liebe nennen. In diesem Rausche geht jede nüchterne Erwägung der Thatsachen, jedes Bedenken und jede Zurückhaltung, ja sogar, der sonst so allgewaltige Selbsterhaltungstrieb unter und es vollzieht sich jenes Wunder aller Wunder, daß der nach Leidfreiheit und nach Glück sehnsüchtig verlangende Mensch allerlei Unruhe, Kampf und Noth freudig und bereitwillig auf sich nimmt, wenn er glaubt, nur auf diesem Wege an das Ziel seiner Wünsche, zum Besitz des geliebten Gegenstandes, gelangen zu können. Ja, jenes Wunder des Mikrokosmos bewirkt sogar das scheinbar Unbegreifliche, daß im Menschen der Trieb zur Selbstaufopferung erwacht, daß sich besonders das Weib rückhaltlos mit Leib und Seele dem Geliebten hingiebt und, um die Fortsetzung des Lebenskampfes in einem neuen Individuum sicher zu stellen, nicht selten bewußt in den Tod geht. Wer kann jenes Mysterium der Liebe ausdeuten, das den Menschen in einen Wirbelsturm von Wonne und Seligkeit versetzt, so daß er blind und taub wird gegen alle Einwände einer kaltblütig erwägenden Lebenspraxis? Wer hat jenes Wunder erdacht? wer bewirkt es tagtäglich in zahllosen Exemplaren der anderthalb Milliarden lebender Menschen? Die Natur? Ist mit dieser Antwort nicht ein neues Räthsel aufgegeben? kann sie etwa Jemanden befriedigen, wenn er nicht geradezu ein Plattkopf und unfähig zu jeder philosophischen Reflexion ist? Und wenn wir nicht einmal dieses Räthsel des Mikrokosmos zu lösen vermögen, wird es uns da jemals gelingen, jenem uralten Welträthsel auch nur um einen Zoll des Verständnisses näher zu kommen? Wie ein riesenhafter eisumpanzerter Urweltsgipfel starrt uns das Geheimniß des Weltprocesses an; ameisenklein stehen wir vor seinem granitnen, bis in die Wolken reichenden Wunderbau, und keine Logik und keine Feinheit des Geistes liefert uns die Steigeisen, um an seinen senkrechten, eispolirten Wänden emporzuklimmen. Wir müssen uns bescheiden und einsehen lernen, daß jenes von Schwärmern und unreifen Köpfen so oft bespöttelte und als thörichter Agnosticismus verurtheilte Wort Dubois Reymonds, hienieden immer seine Giltigkeit haben wird: „Ignorabimus in aeternum.“

Wie sehr sich übrigens gerade das philosophisch nicht geschulte und sich gern durch sogenannte Autoritäten imponiren lassende Publicum manchen Erörterungen Häckels gegenüber zu hüten hat, das möchten wir hier noch zuletzt durch die Beurtheilung darthun, die der unbestritten hochverdiente und geistreiche Professor durch den besonnensten und schärfsten Denker der Gegenwart, durch Ed. v. Hartmann (in dessen Geschichte der Metaphysik") erfährt. Hartmann gesteht dem Forscher Häckel einen dreifachen Fortschritt über Büchner hinaus bereitwillig zu, erstens in der hylozoistischen Verlebendigung und Verinnerlichung des Materialismus, zweitens in der Durchführung des Entwickelungsbegriffes auf dem Gebiete der organischen Natur und

drittens in der Erkenntniß eines Stufenbaues von Individualitäten, aber ebenso unwiderleglich weist Hartmann nach, daß Häckel principiell in einem rein mechanistischen antiteleologischen Materialismus stecken geblieben ist, den er trotz des Dualismus von Kraft und Stoff und trotz der Zweiheit der Erscheinungssphären (Mechanismus und Empfindung) merkwürdigerweise Monismus nenne, blos weil er die Teleologie leugnet. Auch wir erkennen ein hohes Verdienst Häckels darin, daß er dem Begriffe der Entwicklung in der organischen Natur zum Siege verholfen hat, aber durch diesen Sieg erhält die Teleologie (nach Hartmann) eine universell evolutionistische Bedeutung — ein Erfolg, den gerade Häckel, der alle Teleologie leugnet, weder beabsichtigt, noch vorausgesehen hat.

Wie unzuverlässig aber auch andererseits Häckel durch seine naturwissenschaftliche Einseitigkeit wird, ja, wie er gerade durch diese Einseitigkeit als Philosoph Schiffbruch leidet, das weist Hartmann des Oefteren nach in seiner „Geschichte der Metaphysik". Die Naturwissenschaft habe den Weltproceß nur unter dem causalen, mechanischen Gesichtspunkte aufzufassen; die Ueberschätzung der Naturwissenschaft, welche keine Wissenschaft über diese anerkenne, könne deshalb selbstverständlich auch keinen anderen Gesichtspunkt als den ihrigen und keine andere Art von Weltgesetzlichkeit anerkennen, als diejenige, die gerade nur ihr Arbeitsgebiet ausmacht. Hierin liegt die Einseitigkeit und Beschränkung Häckels, die aber mit einem Umschwunge des Zeitgeistes, der bereits begonnen habe, von selbst wieder schwinden werde. Es stecken in Häckel zahlreiche, auch der flüchtigsten Betrachtung in die Augen springende Widersprüche. So kennt er u. a. keine Metaphysik hinter der Physik, obwohl doch die Physik nur das rein mechanische Geschehen zu untersuchen hat, nicht aber das Empfinden und Wollen und nicht die Zusammenhänge des äußerlichen und innerlichen Erscheinungsgebietes miteinander und mit dem in Beiden erscheinenden Wesen. Ferner vermischt er willkürlich ganz verschiedene Begriffe; sein Monismus greift, nach Hartmann, über seine eigentliche Bedeutung als kosmonomischer Monismus hinüber in die Bedeutung der Identitätsphilosophie und schillert manchmal sogar in einen ontologischen Monismus im Sinne einer naturalistischen All-Einheits-Lehre hinüber, besonders in poetischen Citaten. Die wechselnden Standpunkte, die Häckel einzunehmen vermag, bezeichnet Hartmann in treffender, beinahe drolliger Weise, wenn er sagt: Häckel ist *ontologischer Pluralist*, indem er die Natur als eine Vielheit von getrennten Substanzen auffaßt, *metaphysischer Dualist*, indem er in jeder Einzelsubstanz zwei verbundene metaphysische Principien (Kraft und Stoff) annimmt, *phänomenaler Dualist*, indem er zwei verschiedene Gebiete der Erscheinung (äußeres mechanisches Geschehen und inneres Empfinden und Wollen) anerkennt, *Hylozoist*, indem er jedem Theil der Materie Belebtheit und Beseeltheit zuschreibt, *Identitätsphilosoph*, insofern er den Grund beider Erscheinungsgebiete in ein und derselben Art von Substanzen sucht, kos-

monomischer Monist, indem er die teleologische Gesetzmäßigkeit in der Welt leugnet und nur die causale gelten läßt, und Mechanist, indem er alles causale Geschehen als mechanische Vorgänge zwischen materiellen Theilchen ansieht. Das ist ein artiger Steckbrief! Der geduldige Leser, der sich aus solchem Pandämonium fremdsprachlicher Fachausdrücke nach seinem geliebten und ihm geläufigeren Deutsch zurücksehnt, möge mir das Citat verzeihen. Er ersieht aber auch hier, daß es gerade das Loos der Philosophen ist, immer wieder durch einen anderen Philosophen widerlegt und theilweise ad absurdum geführt zu werden. Die letztere unbestreitbare und unumstößliche Gewißheit, die wir erkämpfen können, ist die, daß wir nichts wissen und daß ein Wesen, das auch nur einen Zipfel vom Schleier des Welträthsels zu lüften vermöchte, auf dem Planeten Erde niemals geboren werden wird. Je höher ein Denker steht, um so bescheidener ist er, um so bereitwilliger wird er diese Thatsache zugeben.

Lohnt sich, wenn dem so ist, dann überhaupt noch alles Forschen und Grübeln, besonders die rein metaphysische Speculation? So frägt wohl Mancher und ist bereit, die letztere als etwas gänzlich Ueberflüssiges zu erklären und zu verwerfen. Vor diesem voreiligen Schlusse soll aber hier ausdrücklich gewarnt werden. Der Erkenntnißtrieb ist ein anthropologisches Phänomen: er läßt sich nicht unterdrücken und wird immer, wie Hunger und Durst, befriedigt sein wollen. Ja — wird man vielleicht einwenden — wenn man doch aber niemals an's Ziel gelangt, warum soll man dann noch ferner suchen? Die Antwort darauf würde lauten: Das Suchen-Wollen hängt ja garnicht von uns ab; wir müssen suchen und forschen, weil wir Menschen sind, weil uns der Trieb zum Suchen angeboren ist. Dann treiben wir aber — lautet ein neuer Einwand — ja eine ganz überflüssige und aussichtslose Sache. Halt! rufen wir denen zu, die solche Einwendung machen, woher wollt Ihr wissen, daß Euer Bemühen überflüssig sei? Ihr maßt Euch ja da ein Urtheil über den Weltproceß an, von dem Ihr soeben noch zugegeben habt, daß Ihr ihn nimmermehr begreifen und niemals den Schleier von seinem Geheimniß lüften werdet. So lange der Mensch athmet, so lange strebt er — das ist seine Bestimmung; so lange er strebt, so lange irrt er, denn errare humanum est. Bist Du ein Mensch, ein rechter Mensch, so strebe nur muthig weiter und beselige Dich durch Streben, Deine menschliche Bestimmung; bist Du aber ein Thor, ein rechter Thor, dann posaune den Gutgläubigen aus, Du habest das Welträthsel gelöst oder Du werdest es nächstens lösen oder es werde im Laufe dieses Jahrhunderts oder Jahrtausends sicher gelöst werden; nicht einmal die Gutgläubigen werden Dir Glauben schenken. Wer in dieser Thatsache einen Widerspruch findet, dem erwidern wir: das ganze menschliche Sein steckt voll scheinbaren Widersprüchen; wer in dieser Auffassung einen Pessimismus findet, dem sagen wir: in diesem Pessimismus steckt ein wundersüß schmeckender optimistischer Kern, man muß nur die

Milchzähne gewechselt haben, um ihn zu beißen und zu schmecken. Jenes unerforschliche X., jene Gleichung des n^{ten} Grades (n = unendlich), die wir nicht zu lösen vermögen und deshalb Gott nennen, sie ist für uns das Welträthsel, und wir sind nicht mehr kindlich genug, nach den Sternen greifen und dieses erhabene Räthsel lösen zu wollen. Wer aber deshalb glauben sollte, daß die Metaphysik ein überwundener Standpunkt sei, der würde die menschliche Natur und ihre Bedürfnisse arg verkennen. Den lebendigen Menschen lockt es immer wieder, dem Schwindel zu trotzen und den Blick hinabtauchen zu lassen in die tiefsten Tiefen der urewigen Weltgeheimnisse, und wenn auch sein kurzsichtiges Auge diese Tiefen nie ergründet, schon das sinnende und forschende Schauen bringt ihm Segen und giebt ihm die Gewißheit, daß hinter der sichtbaren Natur ein Unsichtbares waltet, zu dem er sich im Geiste wie ein Kind zu seinem Vater vertrauend retten kann aus allen Nöthen und Zweifeln dieses kurzen Erdenlebens.

Daß wir übrigens sonst dem Bemühen des ehrlich und tapfer nach Erkenntniß strebenden Verfassers der „Welträthsel" aus vollem Herzen beistimmen, das glauben wir nicht erst noch ausdrücklich versichern zu sollen. Nur seine Hoffnung, durch die Entwicklung seiner sogenannten monistischen Philosophie, wenn auch nur ein Scherflein zur Lösung der Welträthel beigetragen zu haben, müssen wir als gänzlich unbegründet zurückweisen. Wenn wir auch dieses oder jenes der einst von Du Bois-Reymond aufgestellten sieben Welträthsel heut als gelöst oder beseitigt anerkennen wollten; wenn wir auch ohne Weiteres zuzugeben bereit sind, daß z. B. zweckmäßige Einrichtungen rein mechanisch, ohne zweckthätige Ursachen, entstehen können, und daß der Kampf um's Dasein der große „züchtende Gott" ist, der ohne Absicht neue Formen durch natürliche Auslese schafft — auch dann ist das Welträthsel, das große und einzige, das Räthsel kat exochen, das Gottes-Problem, weder gelöst noch beseitigt, sondern nur weiter zurückgeschoben; es bleibt hartnäckig und unverändert hinter der ewigen und schrankenlosen Substanz verborgen, und diese zeitlich und räumlich unbegrenzte Substanz, ist sie nicht selbst wieder ein Räthsel, ein Wunder, ein unausdenkbares Ding, eine Verlegenheitsphrase des Forschers? Wie sagt doch Schiller in den „Worten des Wahns"?

> Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
> Doch der freie wandelt im Sturme fort. —





Delos und Tinos.

Eine antike und eine moderne Wallfahrtstätte in Griechenland.

Von

Adolf Bauer.

— Graz. —

Die Halbinsel Attika endet in ein 60 Meter hohes, tafelförmig abgeplattetes Vorgebirge, das aus Glimmerschiefer und krystallinischem Kalke besteht, in denen Eisenocker und Malachit zu Tage liegen. Seine steilen, vielfach zerrissenen Wände und einige vorgelagerte Klippen erheben sich in der bunten Pracht weißlicher, gelber, röthlicher und grüner, scharf von einander abgesetzter Töne aus dem Meer. Auf der oberen Fläche ragen blendend weiß in das durchsichtige Blau des südlichen Himmels elf 6 Meter hohe Säulen von einem durch Ausgrabungen bloßgelegten dreistufigen Unterbau empor. Nach ihnen trägt die Stelle ihren heutigen Namen: Cap Kolonnäs, das Säulenvorgebirge; im Alterthum hieß sie Sunion.

Der Marmortempel, der die Anhöhe krönte, war seit dem Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. ein Wahrzeichen für die Schiffer: hier lag die Einfahrt in den saronischen Meerbusen, in wenig Stunden war bei gutem Winde der Punkt erreicht, von dem man die Lanzenspitze der ehernen Kolossalstatue der Göttin auf der Burg von Athen zuerst aufblitzen sah. Wie die Ausgrabungen auf der Höhe von Sunion gezeigt haben, stand hier schon im 6. Jahrhundert v. Ch. ein Tempel aus geringwerthigem Stein, auf dessen Fundamenten der spätere Marmorbau errichtet worden ist. Ein noch älteres, noch primitiveres Heiligthum, vielleicht blos ein Altar wird diesem ältesten Tempel vorangegangen sein. Der Gott, zu dem die Griechen hier seit den frühesten Zeiten gebetet haben, war der meerbeherrschende Poseidon. Sein Cult an dieser Stelle, an der auch gewandte Segler mit den

wechselnden Winden und Meeresströmungen zu kämpfen haben, ist durch die Ausgrabungen im letzten Jahre erwiesen.

Zwischen leuchtend hellgrünen niedrigen Sträuchern hindurch, an mit bunten Blumen dicht besetzten Flecken vorüber, ersteigt man in wenig Minuten die Höhe, von der sich eine unvergleichlich schöne und weite Rundschau aufthut.

Im Nordosten über den Bergwerksbezirk von Laurion ragt die schneebedeckte Südspitze von Euböa, die Ocha hervor. Zwischen ihr und dem Festland von Attika streckt sich die lange Insel Makronisi. Durch eine breite Meeresstraße von einander getrennt, ziehen vor uns nach Südosten zwei Reihen von Inseln. Die eine, fernere scheint eine Fortsetzung Euböas zu bilden; sie umfaßt Andros, Tinos und das von Sunion aus noch nicht sichtbare Mykonos. Die zweite nähere Reihe erscheint wie eine Fortsetzung der attischen Halbinsel selbst; sie besteht aus Keos, Thermia (Kythnos), Seriphos und dem ferne am südlichen Horizont noch deutlich erkennbaren Melos. Zart, duftig, fliederfarbig und blau heben sich in reizvollen Umrissen diese Inseln von dem hellen Himmel ab, zu unseren Füßen und zwischen ihnen reckt sich das Meer. Der gewohnte Eindruck von Festland und Wasser ist in sein Gegentheil verkehrt: luftig, leicht, fast durchsichtig erscheint alles feste Land, schwer, massig, glänzend wie blauer Stahl und, wo Wolkenschatten liegen, wie Blei starrt die See. Wir stehen vor der Einfahrt in die griechische Inselwelt der Kykladen.

Der Dampfer nimmt seinen Curs in die breite Straße, die beide Inselketten trennt. Nach kurzer Zeit tauchen in ihrer Mitte wieder neue Inseln auf: Gyaros und Syra, dieses heute der Mittelpunkt des Handels im ägäischen Meere, mit einem stattlichen, die Berghöhe hinansteigenden Hauptort, der, wie das moderne Athen erst seit dem griechischen Unabhängigkeitskriege entstanden, gleich diesem ein Beweis ist, daß die städtebildende Kraft der alten Hellenen auch unter ihren Nachkommen noch fortlebt. Von Syra aus erblickt man am Horizont die langgestreckten, weißschimmernden bis 1100 und 770 Meter ansteigenden Gebirge von Naxos und Paros. Sie schließen vorläufig das Bild nach Süden ab und entziehen uns den Anblick einer zweiten und dritten, noch südlicher, ebenfalls quer über unseren Weg von Westen nach Osten streichenden Reihe von Inseln.

Eine solche Mannigfaltigkeit großer und kleiner Meerbecken, wie hier so zahlreiche Golfe und Halbinseln, diese auf's Höchste gesteigerte Gliederung der Meere und Länder findet sich sonst nirgends im Mittelmeere, so reich es auch anderwärts an ähnlichen Erscheinungen ist. Die Geologie lehrt uns deren Gründe kennen. Ein verwickelt gebautes gebirgiges Festland, dessen Kämme und Falten hauptsächlich in westöstlicher Richtung verliefen, wurde durch Einbrüche zertrümmert und ist großentheils in's Meer versunken. Diese Einbrüche, die das Festland in eine Inselwelt zerlegt haben, fanden quer zu der Richtung der Gebirgskämme und Falten statt, wodurch

die Mannigfaltigkeit und Abwechslung der Landschaftsbilder bedingt ist. Ihre eigenartige Schönheit vermag keine Beschreibung wiederzugeben.

Wer auf Mykonos zusteuernd das Auge nach Süden richtet, bemerkt, daß allmählich eine Anzahl dunkler gefärbter, niedriger Hügel wie große schwimmende Schollen von dem dahinterliegenden Naxos sich abheben, und wie schließlich an deren Westende ein unscheinbares Inselchen sich loslöst, das von jenen Hügeln durch eine schmale Durchfahrt getrennt ist. Das sind die beiden jetzt Klein- und Groß-Dilos, im Alterthum Delos und Rhenaia genannten Inseln, die kleinere von beiden, die Geburtsstätte Apollons, bis zur Zerstörung ihres Heiligthums 88 v. Chr. stets von Tausenden von Pilgern besucht, der bevorzugte Wallfahrtsort erst der Inselgriechen und Kleinasiaten, später ein religiöser Mittelpunkt fast der ganzen damals bekannten Welt. Das Eiland nahe zu unserer Linken, das bunt, stellenweise begrünt, mit zahlreichen Windmühlen und mehreren freundlichen Ortschaften besetzt ist, fällt durch eine weithin sichtbare schneeweiße Kirche mit einem hohen Glockenthurm auf. Es ist Tinos und die Kirche der Evangelistria, seit den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts der berühmteste Wallfahrtsort, soweit Griechen wohnen.

Nach einer Unterbrechung von fast 2000 Jahren ist also unweit eines religiösen Mittelpunktes der alten Hellenen und des hellenisirten Römerreiches abermals ein religiöses Centrum der neugriechischen Christen entstanden. Von der Hafenbucht des alten Delos aus erkennt man bei gutem Wetter mit freiem Auge die Kirche und den Thurm von Tinos; es hat nur eine kleine örtliche Verschiebung stattgefunden, als die Muttergottes an Apollons Stelle getreten ist. Im Glauben und im Cultus sind an beiden Stätten bemerkenswerthe Uebereinstimmungen zu beobachten, die in den ursprünglichsten, Jahrtausende und Religionen überdauernden, nationalen und allgemeinen menschlichen Eigenschaften begründet sind, in ihrer besonderen Form aber mit merkwürdiger Beständigkeit an diese Stelle gebunden erscheinen.

Diesem Eindruck vermag sich wohl kein Theilnehmer der „Inselreise“ zu entziehen, die unter W. Dörpfelds Leitung von dem deutschen archäologischen Institut in Athen alljährlich Anfang Mai veranstaltet wird, wobei an zwei aufeinander folgenden Tagen Tinos besucht wird und die Erklärung der Ausgrabungen auf Delos stattfindet. Es verlohnt sich jedoch, den allgemeinen Eindruck zu vertiefen, die Geschichte von Delos und den für immer erloschenen Glanz seiner Feste neben die Gründung der Kirche der Evangelistria und die hier alljährlich gefeierten Panigyris zu stellen und so Vergangenheit und Gegenwart zu einem anschaulichen Ganzen zu verbinden.

Die älteste litterarische Kunde von Delos bieten einige Verse der Odyssee, die dem siebenten Jahrhundert v. Chr. angehören. In seiner Ansprache vergleicht der schiffbrüchige Odysseus Wuchs und Schönheit der

Nausikaa mit dem Schößling der Palme, die er einst auf seiner Fahrt in Delos bei dem Altar Apollons gesehen. In nicht viel späterer Zeit als diese Verse, gegen Ende des siebenten Jahrhunderts, ist ferner aus der Verarbeitung mehrerer älterer, ursprünglich von einander unabhängiger Bestandtheile das noch erhaltene Gedicht eines Rhapsoden entstanden: der im Alterthum Homer bald zugeschriebene, bald ihm abgesprochene Hymnus auf Apollon. Darin wird ein Tempel des Gottes auf Delos und werden bei diesem veranstaltete große Feste erwähnt.

Eines der Stücke, aus denen dies Gedicht sich zusammensetzt, enthält die Stiftungslegende des delischen Heiligthums, die rührende Dichtung von einem Weibe, das einem göttlichen Kind das Leben schenken soll und vergebens um Aufnahme flehend überall umherirrt, bis Delos, die ärmliche unscheinbare Insel, sich bereit findet, Apollons Geburtsstätte zu werden. Auf grüner Wiese unter einer Palme wird das Knäblein geboren, von Göttinnen gebadet und in zarte Linnen mit goldenem Bande gewickelt. Mit Ambrosia und Nektar genährt, erhebt sich Apoll als Gott, zersprengt seine Fesseln und ruft den staunenden Pflegerinnen und der erfreuten Mutter zu:

„Mein soll sein die Leier, mein der Bogen! Den Menschen soll mein Spruch verkünden Zeus' wahrhaftigen Rathschluß!"

Goldenes Licht strahlt über Delos, da der Zeussohn nach der Höhe des Berges Kynthos hinansteigt.

Und hierauf schildert der Dichter die Festfeier. Auch andere Tempel und heilige Haine nennt Apollon sein eigen, doch am meisten freut er sich an Delos. Hier versammeln sich die Joner, die lange Gewänder tragen, mit ihren züchtigen Frauen und Kindern, des Gottes gedenkend erfreuen sie sich an Faustkämpfen, Tänzen und Gesängen. Wer die anmuthigen, schön gegürteten Frauen und die kühnen Männer, ihre schnellen Schiffe und die vielen Schätze sieht, der muß sie für Götter halten, strahlend in ewiger Jugend. Doch das größte unvergängliche Wunder sind die delischen Mädchen, die Dienerinnen des ferntreffenden Gottes, die Apoll, Leto und die pfeilfrohe Artemis besingen, Lieder zum Gedächtniß von Männern und Frauen der Vorzeit anstimmen und die schauende Menge erfreuen, indem sie aller Völker Sprachen, Musik und Tanzweisen nachahmen.

Derselben Zeit wie diese Dichtungen auf Apollon und der Mitte des sechsten Jahrhunderts v. Chr. gehören die ältesten Weihegeschenke und Inschriften an, die von den Franzosen bei den seit 1873 veranstalteten Ausgrabungen auf Delos gefunden worden sind. Eines ist vom Staate der Naxier gestiftet, andere sind Gaben naxischer und chiischer Künstler. Auch der homerische Hymnus giebt sich als das Werk eines blinden Sängers aus Chios, und als der Verfasser der delischen Cultlieder galt im fünften Jahrhundert der Lykier Olen. Die älteste litterarische und monumentale Ueberlieferung, die wir besitzen, hat also bereits ein von den benachbarten

Inseln und in Kleinasien verehrtes Heiligthum und eine von daher beschickte Festfeier zur Voraussetzung, sie kennt Delos nur als den religiösen Mittelpunkt der ionischen Griechen, denen es als die Geburtsstätte Apollons und der Artemis galt. Dazu kann jedoch Delos erst allmählich geworden sein; die Anfänge des Cultes, die ursprüngliche Auffassung des hier verehrten Gottes lehren uns weder die ältesten Weihegaben, noch die Dichtung des hellenischen Mittelalters kennen. Der homerische Hymnus verfolgt bereits den handgreiflichen Zweck, in die Ueberlieferungen von dem zu Delos, in Delphi, in Böotien und als Meergott, als Delphinios, verehrten Apollon Einheit und Zusammenhang zu bringen, das Fest der Inselgriechen auf Delos und die Geburtslegende daselbst sind für dessen Verfasser ebenso bereits etwas Gegebenes, wie der weithin reichende Ruhm des Orakels zu Delphi.

Nur einen flüchtigen Blick in noch frühere Zeiten auf Delos lassen uns die vorgeschichtliche Archäologie und die mythologischen Ueberlieferungen thun. Sie lehren übereinstimmend, daß ursprünglich auf Delos gerade wie in Delphi ein die Zukunft verkündender Gott an einer Stelle verehrt worden ist, an der ein natürlicher Felsspalt eine Verbindnng mit den furchtbaren und geheimnißvollen Mächten der Unterwelt zu vermitteln schien.

Auf halber Höhe des Berges Kynthos befindet sich in Delos, eine Viertelstunde steilen Anstieges von dem späteren Tempelbezirk und den anderen heiligen Malstätten entfernt, eine kleine Höhle in dem Berge, die bereits in vorgeschichtlicher Zeit durch einen Vorbau erweitert und mit einem primitiven Steindach versehen worden ist. Hier ist die älteste Orakelstätte der Insel, sie liegt wie der große Felsspalt in Delphi außerhalb des späteren apollinischen Tempelbezirkes, der auf Delos um die heilige Palme, die Geburtsstätte des Zeussohnes, entstand und nordwestlich von Kynthos in dem ebenen Theile der Insel aufgedeckt worden ist. In Delos hat sich aber, anders als in Delphi, keine Kunde davon erhalten, daß hier vor Apoll eine andere Gottheit Orakel ertheilte; war dies der Fall, so ist die Erinnerung daran durch die glänzende Entfaltung des Apollocultes früh in Vergessenheit gerathen.

Während nun in Delphi Apollon als der die Zukunft verkündende Gott von der uralten Orakelstätte Besitz ergriffen hat und weithin berühmt geworden ist, hören wir kaum ein oder das andere Mal davon, daß seine Priester auf Delos den Befragenden die Zukunft entschleiert hätten; weder Orakel noch Heilungswunder, die an anderen Orten des alten Griechenland zahlreiche Besucher anlockten, haben für Delos in geschichtlicher Zeit irgend merkbare Bedeutung gehabt, nur als die heilige Geburtsstätte Apollons ist es berühmt und zu einem religiösen Mittelpunkte geworden.

Die Insel bietet anscheinend nichts, was eine solche Entwickelung hätte fördern können. Sie hat nicht einmal genügendes Trinkwasser: eine einzige Quelle an ihrem Nordende fließt das ganze Jahr. Der Inopos, dessen

vom Kynthos sich herabsenkendes Bett noch deutlich erkennbar ist, kann nur nach starkem Regen zur Winterszeit vorübergehend gefüllt gewesen sein. Durch die Ausgrabungen sind zahlreiche Cisternen allerorten auf der Insel festgestellt worden, sie beweisen, daß Delos im Alterthum ebenso wasserarm gewesen ist wie heute und sammt dem benachbarten Rhenaia an sich nur ganz wenige Menschen hat ernähren können. So konnte die moderne Forschung leicht auf die Erklärung verfallen, daß der Mythos von der Geburt Apollons auf Delos sich erst gebildet habe, als das unwirthliche, von jeder politischen Rolle von vornherein ausgeschlossene und zum religiösen Mittelpunkt eben darum besonders geeignete Delos von den ionischen Colonisten zur Stätte ihres Nationalheiligthumes bestimmt wurde, und daß er lediglich den Zweck hatte, diese Wahl mythologisch zu rechtfertigen.

Ausreichend erklärt scheint damit weder die ursprüngliche Wahl noch die großartige Entwickelung des Heiligthums, die seiner Gründung an dieser Stelle gefolgt ist. Hierbei müssen besondere Umstände wenigstens fördernd, vielleicht aber auch geradezu veranlassend gewirkt haben. Sie lassen sich, wenn auch nur theilweise, noch erkennen.

Einen Vorzug hatte das arme unwirthliche Delos: es lag im Mittelpunkt der griechischen Inseln, etwa halbwegs zwischen dem griechischen Festland und Kleinasien, und es hatte zwei vorzügliche Häfen.

Für Segel- und Ruderschiffe ist das griechische Meer, von kurzen Unterbrechungen abgesehen, während des ganzen Jahres nicht leicht zu befahren. Zu den überall gefürchteten Herbst-, Winter- und Frühjahrstürmen, durch die früher Archäologen oftmals auf ihrem Wege nach Süden, nach Milos oder Santorin, erfaßt und bis Thasos und Lemnos nach Norden verschlagen worden sind, kommen hier die heftigen sommerlichen Nordwinde, die Etesien der Alten, die in vergangenen Jahrzehnten zahlreiche Reisende Tage, ja Wochen lang in nach Norden offenen Hafenbuchten festgehalten haben. Selbst die Schraubendampfer einer griechischen Gesellschaft, die heute den Verkehr zwischen den Hauptorten der Inseln vermittelt, verspäten sich bei stürmischem Wetter gelegentlich um ein bis zwei Tage.

In der nordsüdlichen Durchfahrt aber zwischen Groß- und Klein-Dilos liegen zwei Klippen, die Rheumatiaria, die größere von beiden gerade an der schmalsten Stelle des Sundes; sie decken gegen Nordwesten zwei Buchten der Insel Delos, die, wie Partsch bemerkt, sandigen Strand und guten Ackergrund haben. Gegen Westen und Osten bieten die beiden Dilos genannten Inseln selbst vortrefflichen Schutz. Diese Durchfahrt enthält also, da die eine nach Süden, die andere nach Norden offen ist, zwei Kammern, durch die man mit jedem Winde in die Hafenbuchten einfahren und sie wieder verlassen kann.

Trotz seiner Aermlichkeit ist also Delos der von der Natur vorgezeichnete Verkehrsmittelpunkt der griechischen Inselwelt und darum auch zu deren religiösem Mittelpunkt geworden. Es hätte freilich nimmermehr

dazu werden können ohne den festen Glauben der Hellenen an die Wirklichkeit der in der Gründungslegende erzählten heiligen Begebenheiten, ohne den Glauben an die Heiligkeit der Stätte. Solche rein ideelle Kräfte wirken in der geschichtlichen Entwickelung mit ganz derselben realen Macht wie die günstige geographische Lage und Anderes, was wir sehen, messen und wägen können.

So mögen wir uns ausdenken, daß in vorhomerischer Zeit an der Felsgrotte des Kynthos eine wenig bekannte orakelspendende Gottheit, daß später an der Stelle des heiligen Bezirkes von wenigen Familien, die die Insel bewohnten, bei einem Altar am Fuße einer Palme, eines auf den Kykladen vielleicht noch seltenen Baumes, die Geburtsstätte Apollons verehrt worden ist, der nun auch als der Orakelspender in der Felshöhle galt. In dem Hafen der Insel mögen oftmals Schiffer, von den benachbarten Inseln und von weiter herkommend, vor Sturm und Unwetter Zuflucht und aus Todesnoth Errettung gefunden haben. Sie dankten diese dem Gotte der Insel durch Gebet und Weihegeschenke und verkündeten seinen Ruhm nach ihrer glücklichen Heimkehr. Eine kluge Priesterschaft an dem Heiligthum selbst mag das Ihrige zu dessen Vergrößerung hinzugethan haben. So gewann die Cultstätte ihren ersten, über die nächste Nachbarschaft hinausreichenden Einfluß. Aber erst durch die starke religiöse und litterarische Bewegung, deren Niederschlag sich in der epischen Dichtung erhalten hat, ist die delische Stiftungslegende zu allgemeiner Anerkennung gelangt: Delos wurde jetzt unter den zahlreichen Verehrungsstätten Apollons speciell als der Ort seiner Geburt betrachtet. Die Festspiele, die hier begangen wurden, traten früh schon in den Vordergrund, bildeten die Anziehung für zahlreiche Besucher und wurden im Cultus das herrschende Element. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die im homerischen Hymnus neben den volksthümlichen Faustkämpfen erwähnten Chöre und Tänze der delischen Mädchen die Gründungslegende selbst zum Inhalt gehabt haben, daß wie sonst öfter, so auch im Cultus von Delos das Leiden der Göttermutter und ihres Sohnes, ihr Umherirren an zahlreichen Orten mimisch dargestellt und ihr Sieg im Liede gefeiert worden ist. Aus gleichartigen Bräuchen beim Dionysoscultc in Athen hat sich die schönste Blüthe der attischen Litteratur, das Drama entfaltet.

Die geschichtliche Kunde über das achte und siebente Jahrhundert ist viel zu dürftig, als daß man versuchen könnte, auch aus den politischen Verhältnissen der Zeit eine Erklärung zu gewinnen für das rasche Aufblühen des delischen Heiligthums und die Veranstaltung so glänzender Feste, wie sie der homerische Hymnus schildert. Eines hat dabei sicherlich mitgewirkt: der nationale Charakter des Götterglaubens der Hellenen, durch den sie wie die heutigen griechischen Orthodoxen sich nicht blos als eine religiöse, sondern auch als eine nationale Gemeinschaft gegen die Barbaren abschlossen und unterschieden. Die allgemeine Anerkennung der Heiligkeit von Delos,

seine Verehrung als die Geburtsstätte Apollos und der Artemis, die seit dem Ende des siebenten Jahrhunderts unbestritten sind, beweisen, welch' starke, positiv schaffende religiöse und zugleich werbende Kraft jener Periode griechischer Geschichte innewohnte, die für uns durch das homerische Epos vertreten ist. Was in Israel Propheten, in anderen Religionen priesterliche Einflüsse geleistet haben, ist in Hellas das Werk von Dichtern gewesen. Auch der Apoll, der auf Delos geboren ward und dort, wie es scheint, den düsteren alten Cult einer aus dem Erdspalt weissagenden unterirdischen Gottheit abgelöst und aufgesogen hat, der lichtspendende Held, unter dessen Schritten Delos goldig erglänzt, da er zur alten Orakelstätte hinanschreitet, der Olympier, dem zu Ehren frohe Feste gefeiert werden, ist eine Schöpfung dieser für uns namenlosen Sänger. Siegreich haben sie die alten grausigen Vorstellungen überwunden. Nur an abgelegenen, dem Verkehr mit der Heimat des Epos, mit Kleinasien, unzugänglichen Orten haben diese sich erhalten, so in den Bergen Arkadiens Apollon als der in Wolfsgestalt verehrte Beschützer der Heerden und in Leukas ein Apollon, dem Menschenopfer dargebracht worden sind.

Seit dem Anfang des 6. Jahrhunderts ist aber zu den das Gedeihen von Delos fördernden Umständen auch noch der hinzugetreten, daß weitschauende Politiker die Heiligkeit der Insel und das dort gefeierte Fest in das Bereich ihrer Combinationen zogen. Das ist im Zeitalter der Tyrannen geschehen.

Gestützt auf kriegerische Erfolge, getragen von der Zuneigung des mit der Adelsherrschaft unzufriedenen Volkes erhoben sich in Griechenland und auf den Inseln allenthalben während des 6. Jahrhunderts einzelne ehrgeizige Adelige, nahmen von den alten Königsburgen Besitz und herrschten, wie die Griechen sagen, als Tyrannen. Damals haben die griechischen Staaten zum ersten Mal auswärtige Politik im großen Stil getrieben. Ein griechisches Staatensystem schloß sich unter der Führung dieser Fürsten trotz mancher Rivalitäten zusammen, um sich den Großmächten des Orients, den Aegyptern und Persern gegenüber halten zu können. Schon waren ja die Perser bis an die Küste Kleinasiens vorgedrungen und hatten die griechischen Colonien daselbst unterworfen.

Zwei dieser Tyrannen, Pisistratus von Athen und Polykrates von Samos haben den Gedanken gefaßt, die starke einigende Kraft des delischen Festes und seines Heiligthums ihren politischen Zwecken dienstbar zu machen. Seit Solon gehörte Athen zweifellos zu den Staaten, die regelmäßig eine Theorie, eine Festgesandtschaft von Staatswegen, auf einem Schiffe nach Delos abordneten. Wie weit vor Solon Athens Theilnahme zurückgeht, ist nicht zu ermitteln; die Athener selbst hatten später ein großes Interesse daran, ihren Einfluß auf Delos als in die Urzeit zurückreichend darzustellen, und sie haben daher die Entsendung der ersten Theorie mit den Ahnherren ihres eigenen Staatswesens in Verbindung gebracht. So hat man in der

attischen Ueberlieferung spätestens seit der Zeit der Pisistratiden durch künstlich hergestellte, quasimythische Beziehungen sehr reale Herrschaftsgelüste zu begründen und zu rechtfertigen gesucht. Alte oder neue Sprüche und Orakel bezeugten überdies, daß Delos als Geburtsstätte Apollons rein und heilig sein müsse. Darauf stützte sich Pisistratus bei seiner Einmischung, indem er gemäß diesen Sprüchen die Insel reinigte, d. h. soweit der Blick von dem heiligen Bezirk reichte, den Boden durchwühlen, alle vorhandenen Leichen ausgraben und an entfernteren Stellen wieder bestatten ließ. In dieser dem Orte und der alterthümlichen Zeit angemessenen Form vollzog sich der erste Versuch Athens, auf Delos und durch Delos im ägäischen Meer seinen politischen Einfluß zur Geltung zu bringen. Der Mehrzahl der Zeitgenossen galt unzweifelhaft Pisistratos' Vorgehen als ein gottgefälliges Werk, bei ihm selber wird man auch in solchen religiösen Dingen weltliche Beweggründe annehmen dürfen, denn mit der Gründung eines Heiligthums des pythischen Apollon und des olympischen Zeus in Athen hat er den Cult dieser beiden berühmtesten Gottheiten des Peloponnes und Mittelgriechenlands den Gläubigen in Athen selbst ermöglichen und seine Vaterstadt von den auswärtigen Cultstätten unabhängig machen wollen.

Athen hat seit Pisistratus nie mehr dauernd darauf verzichtet, Delos, seine Bewohner, das Fest und seine Veranstaltung von sich abhängig zu erhalten. Nicht erst seit Themistokles und seit den Perserkriegen, sondern seit den Tyrannen strebt es nach der Herrschaft auf dem Meere und nach der Unabhängigkeit von den übrigen Staaten des griechischen Festlandes; dies spricht sich in dem verschiedenen Verhalten des Pisistratus gegenüber den großen Cultusmittelpunkten seiner Zeit, Delphi und Olympia einerseits und Delos andererseits, deutlich aus.

Mit diesen Bestrebungen Athens wetteifernd, hat Polykrates von Samos die Insel Rhenaia, die er erobert hatte, den Deliern und ihrem Heiligthum geschenkt. Durch eine eherne Kette fesselte er Rhenaia an Delos, um die ewige Dauer seiner Stiftung für den Gott sinnfällig zu machen.

Die der Zeit nach nächsten Berichte über Delos betreffen den Zug der Perser unter Datis und Artaphernes im Jahre 490 v. Ch. Nach der Plünderung von Naxos durch die Perser flohen die Delier nach Tenos hinüber, wurden aber von den im Hafen von Delos ankernden persischen Feldherren zurückberufen. Datis versicherte sie seiner und des Perserkönigs größten Ehrfurcht vor den Gottheiten der Insel, gestattete seinen Truppen nur auf Rhenaia zu landen, begab sich mit seinem Gefolge in festlichem Zuge nach Delos und verbrannte auf dem Altar Apollons 300 Gewichtstalente Weihrauch. Diese Erzählung Herodots ist von modernen Kritikern als ungeschichtlich verworfen und die Schonung von Delos durch den Umstand erklärt worden, daß die Insel sich den Persern freiwillig unterworfen habe. Dazu liegt kein Grund vor, die Geschichte an sich ist keine Erfindung,

und sie bedarf keiner anderen als der bei Herodot gegebenen Motivirung, im Einzelnen ist sie freilich von den Deliern ausgeschmückt, um den Ruf der Heiligkeit ihrer Insel zu erhöhen. Nach der Abfahrt der Perser soll Delos, in Erfüllung eines alten Spruches, seit Menschengedenken zum ersten Mal auch von einem Erdbeben erschüttert worden sein als ein Götterzeichen des den Hellenen bevorstehenden Unheiles. Eine andere, ebenfalls alte Ueberlieferung, der um diese Zeit Pindar Ausdruck gegeben hat, besagte, daß die Insel bis zur Geburt Apollons auf dem Meere umhergetrieben habe und erst von Zeus mit vier Stützen gefestigt wurde, um Leto aufzunehmen, und daß sie von da ab erst Delos, d. h. die Erschienene oder Geoffenbarte genannt worden sei. Viele andere ähnliche Erzählungen von Zeichen und Wundern, die sich auf Delos begeben hatten, mögen noch im Umlauf gewesen sein, wir kennen nur die wenigen, die zufällig in der litterarischen Ueberlieferung Aufnahme gefunden haben: so die märchenhafte, mit dem Apollocult auf Delos in Zusammenhang gebrachte und ebenfalls zu Herodots Zeit bereits auf der Insel recipirte Erzählung von den Hyperboräern, einem Priestervolk des Apollon und der Artemis, das im hohen Norden seinen Wohnsitz hatte. In dem Maße, als Apollon den Lichtgottheiten beigezählt und als solche verehrt wurde, traten auf diese seine Eigenschaft beziehbare mythische Züge in der Ueberlieferung hervor. Man erzählt daher von seiner zeitweiligen Abwesenheit an den Stätten seiner Verehrung und feiert seine jährliche Wiederkehr durch die Darbringung der Erstlinge der Früchte.

Denn mit der Gestalt, die das Epos geschaffen hatte, konnten sich immer wieder neue Züge verbinden, die veränderten Anschauungen und religiösen Bedürfnissen entsprachen. Dies ist geschehen, so lange die religiösen Anschauungen noch im Flusse waren und die schöpferische Kraft der Griechen sich auch auf diesem Gebiete bethätigt hat. Die poetischen Schöpfungen der epischen Dichter haben trotz ihrer starken Wirkung dennoch nicht als dogmatische Vorstellungen gewirkt, bei den Griechen hat keine einheitlich und hierarchisch gegliederte Priesterschaft dem freien Schaffen des religiösen Triebes jemals Fesseln angelegt und dadurch dessen Erstarrung bewirkt. Ausschließlichkeit seines Dienstes fordert kein griechischer Gott von seinen Bekennern, nicht einmal an der heiligen Stätte seiner Geburt. So konnte sich auf Delos nicht nur ein Heiligthum der Artemis und Leto neben dem Tempel Apollos in dem heiligen Bezirk erheben, sondern auch auf dem Gipfel des Berges Kynthos ein Heiligthum des Zeus und der Athena entstehen, und den griechischen konnten in noch späterer Zeit selbst ungriechische Gottheiten beigesellt werden. Schon Herodot beobachtete auf Delos eigenthümliche Opferbräuche thrakischer und päonischer Frauen in dem Artemisheiligthum und an dem außerhalb bei einem Oelbaum gelegenen Grabmale zweier Mädchen, die nach der Sage die ersten Gaben der Hyperboräer nach Delos gebracht hatten.

Noch entschiedener als bisher, wiederum von Athen bevormundet, wurde Delos in die politischen Combinationen nach den Siegen von Salamis und Platää und der Flucht der Perser aus Griechenland einbezogen. Die athenische Demokratie hat unmittelbar nach diesen Erfolgen die durch die inneren Kämpfe und durch den Ueberfall der Perser abgerissenen Fäden der Großmachtpolitik der Tyrannen wieder aufgenommen. Delos wurde zum religiösen und politischen Mittelpunkte des Bundes, den Athen zur Fortsetzung der Perserkriege mit den Inselgriechen abschloß. Die Beiträge der Mitglieder wurden im Apollotempel als Kriegsschatz aufgehäuft und von athenischen Beamten verwaltet. Hier fand alljährlich die Versammlung der Bundesabgesandten statt. Aber schon im Jahre 455 nahm Athen den Kriegsschatz von Delos weg und übergab ihn der Hut seiner Burggöttin, die ein Sechzigstel aller einlaufenden Gelder als Aufbewahrungsgebühr für ihren eigenen Schatz erhielt. Die Abgesandten der Bundesgenossen, die jetzt Unterthanen Athens geworden waren, kamen nicht mehr nach Delos, sondern überbrachten den Tribut nach Athen. Die Delier, die bisher aus der Verknüpfung der Religion mit der Politik nur Vortheile gezogen hatten, lernten nun die Kehrseite dieses Verhältnisses kennen.

Delos selbst freilich war und blieb als die heilige Stätte Apollons von jeder Tributabgabe befreit, so groß auch der Besitz des Gottes war, aber Athen übte die Prostasie d. h. die Vorsteherschaft bei dem Heiligthum, und die Veranstaltung der Festspiele durch besonders abgeordnete Beamte viel nachdrücklicher aus. Im Winter des Jahres 426/25 v. Chr. knüpften die Athener noch einmal ganz unmittelbar an das Vorbild an, das Pisistratus gegeben hatte. Wieder wurden alte Orakel aus dem Staube der Vergangenheit hervorgezogen, die Reinigung der Insel durch Pisistratus wurde für ungenügend erklärt, abermals und nicht blos in Sehweite vom heiligen Bezirk, sondern auf der ganzen Insel wurden die Gräber geöffnet, alle Bestatteten nach Rhenaia überbracht und verfügt, daß in Hinkunft kein menschliches Wesen auf der Insel zur Welt kommen oder sterben dürfe. Zugleich richteten die Athener neben dem bisher alljährlich gefeierten Feste eine neue, alle vier Jahre sich wiederholende Festfeier, die großen Delien, ein und fügten zu den bisher üblichen Kampfspielen als Neuerung Pferderennen hinzu.

Es darf angenommen werden, daß der Besuch des Festes nachgelassen hatte, seit Delos nicht mehr Mittelpunkt des attischen Seebundes gewesen ist. Athen schrieb jetzt alljährlich in der Volksversammlung den unterthänigen Städten und Inseln durch Handmehr die Höhe des Tributes vor, es herrschte auf Naxos und Samos, das einst unter Polykrates mit Pisistratus um den maßgebenden Einfluß auf Delos gerungen hatte. Das Zusammenströmen der Griechen von Kleinasien und von den Inseln, die theils zu dem religiösen Fest, theils zum Besuche der damit verbundenen Messe nach Delos kamen, bot jedoch den Athenern zu große Vortheile, die

Veranstaltung des Festes durch seine Vertreter war ein so bequemes und wirksames Mittel, seine Macht allen Theilnehmern augenscheinlich zu machen, daß die leitenden Politiker der Demokratie dessen Verfall unmöglich gleichgiltig zusehen konnten. Die Restauration vollzog sich in denselben religiösen Formen, die Pisistratus gewählt hatte; ihre Wiederholung ist der stärkste Beweis, daß die überwiegende Mehrzahl der Griechen auch am Ende des fünften Jahrhunderts trotz der Sophisten und trotz der Aufklärung in den höheren Kreisen an dem religiösen Glauben der Väter nicht irre geworden war.

Allein der wissenschaftliche Forschungstrieb war einmal erwacht, und diese zweite Reinigung von Delos darf als die älteste Ausgrabung auf der Insel bezeichnet werden, denn Thukydides, der sie mit erlebte und uns davon berichtet, hat dabei gemachte Beobachtungen, unbekümmert um Apoll und seine heilige Geburtsstätte, als Geschichtsforscher zu rein wissenschaftlichen Schlüssen benutzt, ja nur um ihretwillen überhaupt den Vorgang erwähnt. Bei der Hälfte der Bestatteten fand man Waffen und sie selbst in der Weise beigesetzt, wie sie bei den Karern im Süden Kleinasiens üblich waren. Darin erkennt Thukydides einen Beweis für die Richtigkeit der Ansicht, daß vor den Hellenen Karer auch die Inseln des ägäischen Meeres bewohnt hätten. Da jüngst auf Rhenaia die Stelle aufgefunden worden ist, an der die damals übertragenen Todten wieder beigesetzt wurden, so wird sich vielleicht feststellen lassen, ob die moderne Archäologie den Schluß des Thukydides billigen kann, oder ob sie ihn verwerfen muß.

Wenige Jahre später hat der Athener Nikias, ein geistig anders veranlagter Zeitgenosse des Thukydides, dem Apoll von Delos eine eherne Palme als Weihegeschenk gestiftet und der Tempelverwaltung Liegenschaften im Werthe von 10 000 Drachmen mit der Widmung geschenkt, daß von deren Ertrag an den Festtagen Freitisch für die Theilnehmer gewährt werde. Solche öffentliche Bewirthungen, Opferschmäuse und damit verbundene Vergnügungen der Festgäste haben gewiß schon in frühester Zeit zugleich mit den Faust- und Ringkämpfen stattgefunden und mit einen Anziehungspunkt für die zahlreichen Besucher des delischen Festes gebildet; so erwähnt schon Herodot einen Speisesaal der Bewohner von Keos in der Nähe des Artemisheiligthums in dem heiligen Bezirk von Delos. Nikias hat aber auch als Leiter der attischen Festgesandtschaft diese in ganz besonders feierlicher Ausstattung nach Delos hinübergeführt. Für gewöhnlich herrschte beim Landen der Festschiffe im Hafen arge Unordnung und ärgerliches Drängen der Theilnehmer, was Niemand Wunder nehmen wird, der griechische Barkenführer der Gegenwart kennen gelernt hat. Nikias brachte eine zerlegbare, auf seine Kosten angefertigte Brücke aus Athen mit, landete Nachts auf einer der beiden Klippen in der Mitte des Sundes zwischen Delos und Rhenaia, setzte die Brücke zusammen und zog am Morgen zu Fuß und in schönster Ordnung an der Spitze der Festgesandtschaft im Hafen

ein und stieg die Processionsstraße hinan zum Tempel, um das Opfer darzubringen und dem Gotte einen goldenen Kranz zu weihen.

Nikias, ebenso durch seinen Reichthum wie durch seine Frömmigkeit bekannt, war unzweifelhaft deswegen vom athenischen Volke mit der Führung der Festgesandtschaft betraut worden, um den üblen Eindruck zu verwischen, den das gewaltthätige Eingreifen Athens bei der Reinigung der Insel im Jahre 426/25 gemacht hatte. Allein kurz danach gewannen in Athen wieder jene die Oberhand, die unbekümmert um religiöse Bedenken und die Rücksicht auf die Heiligkeit des Ortes lediglich Athens Herrschaft auf der Insel zur Geltung bringen wollten. Schon im Jahre 421 v. Chr. wurden abermals unter dem Vorwand einer Reinigung alle Delier vertrieben, sie fanden in Kleinasien bei einem persischen Satrapen Aufnahme und Zuflucht. Im Kriege erlittene Verluste und die Mahnungen des Orakels in Delphi, dessen Priesterschaft die Diener des Gottes in der Schwesterkirche nicht im Stiche ließ, bestimmten zwar die Athener nach Jahresfrist die Vertriebenen wieder zurückzuberufen, aber Delos blieb vollständig von Athen abhängig. Bei dem von Athen eingerichteten, alle vier Jahre sich wiederholenden Feste weihte der Staat regelmäßig dem Gotte einen goldenen Kranz, wie dies schon Nikias gethan hatte. Sein Werth war je nach der günstigen oder ungünstigen Finanzlage Athens größer oder geringer.

Nach dem Zusammenbruch des attischen Reiches 404 v. Ch. erhielten die Delier von den Spartanern vorübergehend die Freiheit geschenkt. Mit dem baldigen Erstarken der Macht Athens verloren sie jedoch ihre Selbstständigkeit abermals, vergeblich suchten sie Philipp von Makedonien zu ihren Gunsten zu stimmen.

Erst am Ende des 4. Jahrhunderts wurden sie wieder frei, und damit beginnt eine zweite Glanzzeit für das Heiligthum. Delos zog jetzt aus dem lebhaften internationalen Verkehr Nutzen, der seit Alexander dem Großen die Mittelmeerländer einander näher brachte, Delos ist nun nicht nur eine Wallfahrtsstätte der Griechen, sondern aus der ganzen Welt, von Thronen und Hütten strömten die Weihegaben dahin zusammen.

Diese Steigerung seiner Bedeutung und seiner Einnahmen hatte sich schon in der letzten Zeit der athenischen Herrschaft geltend gemacht. Bereits damals haben die Delier unter anderen auch den Führer einer karthagischen Gesandtschaft, die den König von Aegypten und die Athener für ein Bündniß gegen den Tyrannen von Syrakus gewinnen sollte, durch eine Ehreninschrift um seiner Verdienste willen belohnt. Auch einem König von Sidon und Phönikien wurde damals die gleiche Ehre zu Theil. Von den ungefähr 2000 Inschriften aber, die die Ausgrabungen der Franzosen zu Tage gefördert haben, gehören die meisten der Zeit der Unabhängigkeit der Delier von Athen an. Mit größter Genauigkeit wurde von den Tempelbehörden auf Stein Buch geführt über die in dem Heiligthum aufgestapelten Schätze, über alle Einkünfte und Ausgaben der Tempelkassen. Der Gott von Delos

war der Bankhalter für die benachbarten Inseln und nahm zehn vom Hundert als Zinsen, sein Besitz auf Delos und Rhenaia war verpachtet, Strafgelder wurden eingetrieben, und gegen säumige Schuldner ist man mit Execution vorgegangen.

An der Wende des vierten und dritten Jahrhunderts v. Ch. bildeten unter dem Protectorat der ägyptischen Könige die Inseln des ägäischen Meeres nochmals einen Staatenbund, dessen sich die klugen Ptolemäer in dem Kampf um den Besitz des festländischen Hellas gegen Makedonien bedienten. Delos war auch in diesem Bunde eine bevorzugte Stelle zugedacht. Seine Mitglieder, die sich der nominellen Freiheit d. h. der Unabhängigkeit in allen inneren Angelegenheiten erfreuten, tagten abwechselnd auf Delos und auf Tinos. Diese Inselgriechen verehrten Ptolemäus I. zuerst als Gott, auf Delos wurde ihm ein Altar errichtet, und Festspiele sind ihm zu Ehren gefeiert worden. Mit dem wachsenden Einfluß der Ptolemäer auf den Kykladen hängt der Bau eines Heiligthums zusammen, von dem ansehnliche Reste erhalten sind. Mit Isis, Serapis und dem neuen rettenden Gotte Ptolemäus theilten jetzt die alten Götter Griechenlands ihr Ansehen an dieser Stätte. Der alexandrinische Dichter Kallimachos verfaßte einen Hymnus auf den delischen Apoll, in dem er die alten Stiftungslegenden dem Geschmacke der Zeit entsprechend behandelte. Ein neues Wunder, das jetzt den Besuchern der Insel gezeigt wurde, ist ebenfalls der Ausdruck der engen Verbindung von Delos mit Aegypten. Man behauptete, daß der vom Kynthos entspringende Inopos in einer geheimnißvollen Verbindung mit dem Nil stehe, so zwar, daß zu Beginn der Ueberschwemmung in Aegypten auch sein Bett auf Delos sich mit Wasser fülle.

Dem Heiligthum hat dieser Wandel der Zeiten nur Vortheile gebracht. Sieghaft beherrschte die hellenische Cultur damals die ganze Welt, Allen, die von ihr erfüllt waren, galt Delos als heilige Stätte. Unter dem Zeichen des Philhellenismus vollzog sich auch Roms Einmischung in die Verhältnisse des Ostens. Solange die römische Eroberungspolitik daraus Vortheile ziehen konnte, spielten sich die Herren des Westens als Beschützer der Griechen auf. Alle Römer von Namen und Ansehen, jener T. Quinctius Flamininus, der den Griechen auf dem Isthmus von Korinth die Freiheit verkündet hatte, zahlreiche Mitglieder der Familie der Scipionen, aber auch der König Massinissa von Numidien beschenkten das Heiligthum. Die häufigen Erwähnungen italischer, phönikischer und kleinasiatischer Kaufherren in den Inschriften beweisen, wie wichtig der treffliche Hafen als Zwischenstation des Handels zwischen Orient und Occident geworden war.

Daran änderte auch der Umstand nichts, daß die Römer, um Delos zu strafen, im Jahre 167 v. Chr. noch einmal die Athener zu Herren der Insel machten. Diese haben damals die Delier vertrieben, die sich nun an der Nordküste des Peloponnes niederließen und nicht mehr in die Heimat zurückgekehrt sind. Was die Römer mit einer Hand genommen hatten, ge-

währten sie, wenn auch nicht mehr den Deliern, so doch Delos bald darauf mit der anderen: um Rhodos zu schädigen, machten sie die Insel zum Freihafen. Athen fehlte zur wirklichen Ausübung seiner Herrschaft die Macht, und als 146 v. Chr. Mummius Korinth zerstört hatte, nahmen vollends alle Producte des Orients, die der römische Luxus consumirte, ihren Weg über Delos, damals ist es auch einer der größten Sklavenmärkte geworden. Zwar veranstalteten noch einige angesiedelte Athener die Feste zu Ehren Apollons, allein ausschlaggebend waren jetzt die auf der Insel ansässigen Römer, die großen Kaufleute aus Alexandria, aus Antiochia am Orontes, aus Herakleia am Schwarzen Meere und aus allen größeren kleinasiatischen und syrischen Städten.

Der starke Zusatz an Römern in der internationalen Colonie, die jetzt die Insel bewohnte und Handelsgeschäfte betrieb, hat es bewirkt, daß Delos in dem Kriege des Königs Mithradates von Pontus sich für Rom erklärte. Im Jahre 88 v. Ch. eroberten die Feldherren des Mithradates die Insel, 20 000 Menschen, die damals auf Delos und Rhenaia gewohnt haben sollen, wurden getödtet, das Heiligthum und die Stadt wurden geplündert und zerstört, die sämmtlichen Schätze geraubt. Was sich erhalten hatte, vernichteten 69 v. Chr. die Seeräuber. Unter den Kaisern spielt Delos keine Rolle mehr, nur verhältnißmäßig wenige Inschriften stammen aus dieser Zeit. Als in der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Chr. Pausanias in Griechenland reiste, war Delos menschenleer.

Als menschenleere Einöde wird es in allen Reisebeschreibungen genannt, die seit dem 15. Jahrhundert wieder vorliegen. Ueber der Erde war schon im 17. Jahrhundert nicht viel mehr von Alterthümern erhalten als in dem unsrigen, bevor die Franzosen mit den Ausgrabungen begonnen haben. Damals hat ein venetianischer Proveditore der zu Boden gestürzten Kolossalstatue des Apoll, den die Naxier im siebenten oder sechsten Jahrhundert v. Chr. geweiht hatten, das Gesicht absägen lassen und es als Andenken mit nach Italien genommen. Die Reste der Denkmäler dienten für die umliegenden Inseln als Steinbruch, bis 1822 holten die Türken mit Vorliebe von hier den Marmor für die Grabsteine ihrer Friedhöfe. Oefen, in denen besonders der Marmor der Sculpturen zu Kalk verbrannt worden ist, sind bis 1841 auf Delos im Betrieb gewesen, einzelne Engländer verübten Kunstraub gleich Verres, der auch hier gehaust hatte.

Der Hafen zwischen Delos und Rhenaia ist heute die Quarantainestation für das benachbarte Mykonos, das heißt, er ist völlig verlassen. Die drei Quadratkilometer große Insel ist eine Einöde, so wüst und traurig wie keine andere Trümmerstätte altgriechischer Heiligthümer. Ständig bewohnt sie ein alter Grieche, der Wächter der Alterthümer, ein paar Hirten verweilen kurze Zeit im Jahre mit ihren Schafen, nördlich vom Kynthos ist eine unscheinbare Niederung, in der von Leuten aus Mykonos ein paar dürftige Streifen mit Gerste bebaut sind. Kein Baum, so weit das Auge reicht, kein

lebendes Wesen außer zahlreichen Eidechsen und einer Art von Kleinschmetterlingen. Der Frühlingsflor ist nur von kurzer Dauer, dann verdorren die Lentiskussträucher und Cistusrosen, die giftige Alraunwurzel, Thymian, Mohn und Disteln.

Und trotz dieser fürchterlichen Verwüstung haben die Jahrhunderte seit 88 v. Chr. bis auf heute das doch nicht ganz vernichten können, was die früheren geschaffen haben. Noch sieht man den runden heiligen See mit seiner Einfassung von Stein, den Theognis im sechsten und Herodot im fünften Jahrhundert erwähnen. Zwischen den Schutthügeln, die bei den regellosen französischen Ausgrabungen aufgehäuft worden sind, verfolgt man die Reste der gepflasterten Processionsstraße und erkennt die Fundamente und einzelne Stücke des Oberbaues von zahlreichen Bauten, davon vielleicht drei Tempel des Apoll, einige Schatzhäuser waren. Ein sonderbares marmornes Gebäude aus hellenistischer Zeit, mit Stierköpfen an Stelle der Säulencapitelle, das als Stall oder als Schlachthalle für die Hekatomben gedient haben mag, ist erträglich erhalten, nördlich von dessen Schmalseite steht der Unterbau des Hörneraltares, der aus den rechten Hörnern der geschlachteten Opferthiere aufgethürmt war. Der heilige Bezirk umfaßt eine Fläche von drei Hektaren, steht also zwischen dem von Delphi (2·5 ha) und dem von Olympia (4 ha) bezüglich der Größe in der Mitte. Außerhalb desselben liegt der Thorbau Philipps V. von Makedonien aus dem Ende des dritten vorchristlichen Jahrhunderts. Auf der Nordhälfte der Insel erheben sich die Ueberreste der Marktanlage, einer Rennbahn und eines Gymnasiums, die einst ein Wald von Statuen schmückte, hier stehen wohlerhaltene Häuser aus römischer Zeit mit Mosaikfußböden, Marmorwänden und hübschem Stuckbewurf in den Wohnräumen. Auf dem südlichen Theil der Insel sind die bemerkenswerthen Ueberreste des Theaters erhalten. Von der Spitze des 106 Meter hohen Kynthos, der in der Mitte der Insel, aber an deren Ostrand sich erhebt, genießt man einen herrlichen Blick weit in die Runde. Noch erreicht das Auge im Norden die schneebedeckte Ocha auf Euböa, während im Süden Jos und die charakteristischen Umrisse der südlichsten der Kykladen, des vulkanischen Thera (Santorin) sichtbar werden. Im Osten erscheinen die der kleinasiatischen Küste vorgelagerten Inseln Chios und Ikaria, und mit bewaffnetem Auge erkennt man ein Stückchen Kleinasiens selbst, die Höhen bei Halikarnassos. Hier oben versteht man, daß Kallimachos, der Dichter des Apollonhymnus aus alexandrinischer Zeit, Delos das Herz der Kykladen hat nennen können.

Sein Schlag steht für immer stille; dahingestürzt, zertrümmert, verunehrt ist das Heiligthum, Delos ist wiederum, was es gewesen, ehe Apollo geboren ward: „öde, rinderlos, ohne Wein und tausend andere Pflanzen entbehrend", wie es im homerischen Hymnus heißt. Erfüllt hat sich, was Delos befürchtet, wenn es Apollon verlassen: eine Steinwüste liegt die Insel da, umrauscht von den Wogen, der Meerpolypen und schwarzen Robben Behausung. —

Die Stiftungslegende von Delos ist uns in dem schimmernden Gewande einer Dichtung des 7. Jahrhunderts v. Chr. überliefert, die Stiftungslegende von Tinos steht in einer lateinisch geschriebenen Doctordissertation zu lesen, die ein Grieche von dieser Insel, ein Herr Moschatos, im Jahre 1855 der Göttinger philosophischen Facultät überreicht hat.

Der Vater des Verfassers war zu der Zeit, da sich das Wunder begab, Priester auf Tinos und hat, wie der Sohn berichtet, Alles miterlebt. In der Nähe des Hafenortes, der nach dem Schifferpatron, dem heiligen Nikolaos, hier wie sonst oft der christliche Nachfolger eines altgriechischen Poseidon, benannt ist, befand sich ein Nonnenkloster. Pelagia, ein durch Frömmigkeit ausgezeichnetes Mitglied dieses Conventes, sah im Jahre 1822 im Traume eine weißgekleidete Gestalt, die ihr befahl, daß man im Garten eines gewissen Doxaras, der damals etwa fünf Minuten Weges von der Stadt entfernt war, nach einem alten, dort verborgenen Bilde mit der Darstellung der Verkündigung Mariä nachgraben solle. Die Nonne erzählte Niemandem von dem Traum, auf den sie selbst kein Gewicht legte. Erst als ihr dasselbe Traumbild zum zweiten Male erschien und den Ort noch genauer bezeichnete, machte sie davon Mittheilung, fand aber keinen Glauben. Da erschien ihr die Gestalt zum dritten Male nun drohend, und mit erneuten Bitten setzte Pelagia durch, daß Nachgrabungen gemacht wurden. Man fand jedoch nichts und wollte daher die Nachforschungen schon aufgeben. Nun kam die Nonne selbst zur Stelle, erkannte sogleich, daß man an einem unrichtigen Orte nachgesucht hatte, bezeichnete einen anderen Punkt als den richtigen, und in kürzester Zeit stieß ein schlichter Arbeiter zwischen Erdschollen auf ein Stück Holz, auf dem der Erzengel Gabriel gemalt war. Bald fand man auch die dazu gehörige Darstellung Marias und die Mauerreste einer kleinen Kirche. Es wurde beschlossen, diese wieder herzustellen und das Bild darin unterzubringen. Pelagia aber, auf im Traum erhaltene Weisungen gestützt, verlangte den Bau einer großen prächtigen Kirche, auf den sich jedoch die Tinioten aus Mangel an Mitteln nicht einließen. Nun drohte die Nonne, daß Tinos von der Pest werde heimgesucht werden. Thatsächlich schleppten bald darauf vor den Türken flüchtige Griechen die Krankheit ein, und nun erst entschlossen sich die Bewohner der Insel, für das wunderbar gefundene Bild der Evangelistria, d. h. der Mutter Gottes von der Verkündigung, eine große, prächtige Kirche zu bauen.

Eine Kritik des Inhaltes dieser Legende ist nicht nöthig; wie sich die Sache zugetragen hat, ist daraus unschwer zu entnehmen. Im Jahre 1836 sind auf der Insel Thera, wie Roß in seinen Inselreisen erzählt, ebenfalls auf Grund des Traumes eines alten Bauern ebenso erfolgreiche Nachgrabungen nach einer alten Kirche und einem Heiligenbild veranstaltet worden. An dieser Stelle, bei Perissa, hatte ein Meeresaustritt im Jahre 1650 Ruinen bloßgelegt, die wieder verschüttet worden waren, die Kunde

ihres Vorhandenseins hatte sich bei den Leuten als mündliche Ueberlieferung erhalten, und der Bauer hatte Roß schon ein Jahr früher 1835 zu bereden gesucht, hier eine Ausgrabung zu machen. Roß konnte darauf nicht eingehen; im folgenden Jahre aber erreichte der Mann mit seinem Traum bei den gläubigen Theräern in den benachbarten Dörfern seinen Zweck. Solche wunderbare Träume spielen auch heute noch in der griechischen Gesellschaft eine große Rolle. So brachten im vergangenen Frühjahr die Zeitungen in Athen die Nachricht, daß die Tochter des Vertreters der italienischen Schifffahrtsgesellschaft Florio und Rubattino im Piräus durch heftige Schmerzen in den Händen am Clavierspiel gehindert worden sei. Da erschien ihr die heilige Barbara im Traume und befahl ihr, in einer bestimmten Kirche eine Anzahl von Wachskerzen zu weihen. Als das Mädchen dies gethan hatte, wich das Uebel von ihr, und sie konnte ihre Clavierübungen fortsetzen. Dieser bis heute in der Bevölkerung unverwüstliche Aberglaube ist schon sehr alt; um nur an ein bekanntes Beispiel zu erinnern, die Exposition, die Herodot der Geschichte des Xerxeszuges gegen Griechenland giebt, ist auf einer solchen Traumerzählung aufgebaut, die in der wiederholten Erscheinung desselben Traumbildes das gleiche Motiv der Steigerung enthält, wie die Erzählung von den Träumen der Nonne Pelagia auf Tinos.

Wenn man aber bedenkt, daß buchstäblich alle griechischen Inseln und das Festland voll sind von Erzählungen wunderbarer Bildauffindungen, daß solche allenthalben bald dem Meere, bald der Erde entstiegen sind, so z. B. 1836 auf Thera und Naxos, 1837 auf Seriphos, 1843 auf Kasos, daß zahlreiche Klöster deshalb Phaneromeni, das Erschienene oder Geoffenbarte heißen, wie im Alterthum die beiden Inseln Delos und das südlich von Thera gelegene Anaphi, daß aber die Bedeutung all dieser Heiligthümer fast nie über die nächste Nachbarschaft hinausreicht, so fordert die Thatsache eine Erklärung, weshalb gerade der Ruhm der Evangelistria von Tinos sich in so kurzer Zeit so weit verbreitet hat.

Den ausschlaggebenden Grund hierfür lehrt uns ein kleiner Anachronismus verstehen, der in der officiellen Gründungslegende enthalten ist. Allen älteren Reisenden, die Tinos noch in den dreißiger Jahren besucht haben, so z. B. L. Roß und Brandis, ist damals berichtet worden, daß das Bild im Jahre 1824 aufgefunden worden sei. In der Mitte des Jahrhunderts aber, so auch bei Moschatos, ist dessen Auffindung in's Jahr 1822, in neuester Zeit wird sie auf den 25. März alten Stiles des Jahres 1821 verlegt, und somit das Wunder auf Tinos bis auf Jahr und Tag mit der ersten Erhebung der Griechen in Patras gegen die Türkenherrschaft in engste Beziehung gebracht. Der Tag ist überdies nach dem griechischen Kalender das Fest Mariä Verkündigung, der Evangelismos. So ist ein sinnvoller und wirksamer Zusammenhang mit einem großen kirchlichen Feste und einem politischen Gedächtnißtage hergestellt, die alljährlich im ganzen

Lande mit Gepränge gefeiert werden. Dieser Tag ist zugleich der der großen Wallfahrt, das Hauptfest von Tinos.

Die Thatsache also, daß noch während des Krieges gegen die Türken, wenige Jahre nach 1824, aus Griechenland, Kleinasien und von reichen, in der Diaspora lebenden Griechen so viele Spenden nach Tinos flossen, daß die große Kirche hat erbaut werden können, ist in der Legende durch die zeitliche Verschiebung des Ereignisses, das dazu den Anstoß gab, noch wirksamer gestaltet. Dies ist ein ebenso bewußter und beabsichtigter Eingriff in die Tradition wie die Behauptung der Athener, daß Erisychthon oder Theseus die Ersten gewesen seien, die eine Festgesandtschaft nach Delos von Staats wegen entsendet hätten, womit sie ihre Herrschaftsansprüche durch angeblich uralten Antheil an der Veranstaltung des Festes zu rechtfertigen suchten.

Wenn aber auch diese Einzelheit in der officiellen Gründungslegende von Tinos dem wahren Verlauf der Ereignisse nicht entspricht, so hat dennoch diese wunderbare Auffindung eines wunderthätigen Bildes eben darum den Ruhm aller anderen in kurzer Zeit überstrahlt, weil sie mit den Befreiungskriegen gegen die Türken, mit einer starken religiösen und nationalen Bewegung im griechischen Volke zusammenfiel, die reich an blutigen und wechselvollen Kämpfen war.

Die griechischen Priester, die Pappades, gelten in den Augen der reisenden Westeuropäer und vor dem Forum der christlichen Theologen anderer Confessionen als schmutzig und unwissend. Sie mögen darin Recht haben, ebenso unbestreitbar aber ist, daß sie, hoch und niedrig, während der türkischen Herrschaft und im Unabhängigkeitskrieg in den nationalen Bestrebungen des Volkes ganz und gar aufgegangen sind. Der Bischof von Patras hat den Moraïten das erste Zeichen zur Erhebung gegeben und ihre Fahnen geweiht, und der Sultan hat den 83 jährigen Patriarchen von Constantinopel in seinem priesterlichen Ornat über dem Eingangsthore der Kirche nach dem Gottesdienst aufhängen lassen, weil er wußte, wer seine gefährlichsten Gegner unter den Phanarioten waren. Es kann also nicht Wunder nehmen, daß ein in diesen bewegten Tagen von der Priesterschaft auf Tinos verbreiteter Bericht über die wunderbare Auffindung eines Bildes der Evangelistria und über Wunder, die es gewirkt habe, zahlreiche Gläubige in der ganzen griechischen Welt gefunden hat.

Aber auch die geschickteste priesterliche und weltliche Propaganda allein hätte Tinos doch niemals zu dem machen können, was es heute ist, wenn die Lage der Insel inmitten der Kykladen nicht ebenso günstig wäre, wie es die des benachbarten Delos im Alterthum gewesen ist. Wie im homerischen Hymnus die Ioner von Kleinasien und den Inseln als die zahlreichsten Besucher des Apollonheiligthumes genannt werden, so sind es auch heute die Inselgriechen und die aus Kleinasien, die noch unter türkischer Herrschaft stehen, die am zahlreichsten die Panigyris von Tinos

beschicken. Wenn sich die Zukunftsträume der Griechen, die Besitzergreifung Constantinopels und der Küste Kleinasiens, wenigstens Smyrnas und seines Gebietes, verwirklichen sollten, dann erst wird der Wallfahrtsort auf Tinos recht eigentlich im Mittelpunkt der griechischen Welt liegen. Der prächtige Unterbau aus Marmorstufen, auf dem die Kirche der Evangelistria sich heute erhebt, ist aus Steinen gefügt, die von den Ruinen von Delos stammen. Man hat sie der Bequemlichkeit wegen in den Zwanzigerjahren von dort herübergeholt, aber damit ist zugleich unbeabsichtigt eine sinnvolle Anknüpfung der Gegenwart an die Vergangenheit vorgenommen worden: Tinos ist heute, wenigstens als religiöser Mittelpunkt wiederum das Herz der Kykladen, an Apollons Stelle ist die Panagia getreten.

Die beiden Häfen von Tinos, bei Hagios Nikolaos und der zweite an der Nordküste halten freilich mit denen von Delos keinen Vergleich aus, beide sind offene Buchten, die eine dem Süd- die andere dem Nordwind ausgesetzt. Allein seit dem Alterthum haben sich die Schiffahrtsbedingungen erheblich verändert; für moderne Schiffe haben sie den einen Nachtheil, daß diese ihres beträchtlichen Tiefganges wegen nicht nahe der Küste ankern können, weshalb auch bei der Wiedereröffnung der Brüche auf Verde antico besondere Anlagen zur Verfrachtung der Blöcke nöthig gewesen sind.

In den letzt verflossenen Jahrhunderten ist aber gerade diese Unzugänglichkeit der Insel ihren Bewohnern von Vortheil gewesen, sie konnten zwar ihre Handelsbeziehungen unschwer aufrecht erhalten, sind aber von fremden, besonders von türkischen Kriegsflotten so gut wie ganz verschont geblieben. In ihrer Abgeschlossenheit haben sie sich ruhig und gedeihlich entwickelt, und dies ist der Entstehung und dem raschen Wachsthum des christlichen Wallfahrtsortes sehr förderlich gewesen.

In dem Inselbunde zur Zeit der Ptolemäer erscheint Tinos schon gleichberechtigt neben Delos, seine Vertreter tagen jährlich abwechselnd in dem Poseidonheiligthum, das an der Stelle des heutigen Hafenortes gelegen war, und in dem Apolloheiligthum auf Delos. Ein in der Anthologie erhaltenes Gedicht dagegen, das aus der Zeit nach der Plünderung von Delos stammt, schließt bereits mit der Frage: „Welcher der Menschen hätte wohl Delos gehofft öder als Tenos zu sehen". So lange vor der Gründung des modernen Heiligthums ergab sich bereits unwillkürlich ein Vergleich gerade dieser beiden benachbarten Inseln im Mittelpunkte der Kykladen. Von 1207—1714 war Tinos im Besitz Venedigs, venetianischer Einfluß ist in der Bauart der älteren Häuser von Hagios Nikolaos ebenso zu erkennen, wie darin, daß bis zur Zeit der Freiheitskriege die Zahl der orthodoxen und römischen Christen sich ungefähr die Wage gehalten hat. An den Kämpfen der Venetianer gegen die Türken haben sich die Tinioten, die auch direct unter türkischen Angriffen zu leiden hatten, wiederholt betheiligt. Von 1714 bis 1821 war die Insel türkisch und zahlte einen Tribut von 70000 Franken an den Sultan. Wenn dieser auch gelegent-

lich rücksichtslos eingetrieben wurde, so bestand doch im Ganzen die türkische Herrschaft auf Tinos mehr dem Namen nach als in der That. Die Indolenz der türkischen Behörden war gelegentlich so arg, daß Jahre vergingen, ohne daß der Capitän-Pascha auch nur auf der Insel erschienen wäre, um den Tribut einzuheben. Die Tinioten wurden von selbstgewählten Beamten regiert, ganz in der Art der altgriechischen Republiken auf den Inseln und an den Küsten Kleinasiens. Das Verhältniß dieser Städte zu dem persischen Großkönig in Susa ist im Alterthum im Uebrigen in der Regel ebenso frei gewesen wie das der Tinioten zum Sultan während der hundert Jahre seiner Herrschaft im ägäischen Meere. Vor Allem litt der Wohlstand der Insel unter der türkischen Herrschaft nicht im Mindesten; sowohl der Engländer Spon, der 1675 noch unter venetianischer Herrschaft Tinos besuchte, als der Franzose Choiseul, der hundert Jahre später dahin kam, sind über den Reichthum, sowie über den Fleiß der Bewohner des Lobes voll. Die Zucht der Seidenraupen und das Spinnen der Seide, sowie die Anfertigung von Seidenwaren für den Bedarf der ganzen Levante bildeten die stärkste Einnahmequelle der Tinioten, die nicht nur die eigne, sondern auch die Seide des benachbarten Andros verarbeiteten. Die Insel muß sehr dicht bevölkert gewesen sein, da beide Reisende erzählen, daß wie noch heute so schon damals viele Bewohner, junge Männer wie Mädchen, in der Fremde ihren Verdienst suchten. Tinos war so reich, daß es in den Jahren 1822 bis 1826 über 20000 spanische Thaler zu dem Nationalfonds und zur Führung des Krieges gegen die Türken beitragen konnte. Die Abschüttelung der türkischen Herrschaft vollzog sich der Lauheit entsprechend, mit der sie gehandhabt worden war. Am 31. März alten Stiles im Jahre 1821 wurde auf Antrag eines gewissen Palamaris der türkische Richter, der Kadi, feierlich verjagt und die Insel für frei erklärt. Sie hatte während des Krieges nicht im Mindesten zu leiden, ein einziges Mal landete eine türkische Flotte auf ihrer Fahrt nach Hydra kurze Zeit und feuerte einige unschädliche Bomben ab. Diese günstigen Schicksale von Tinos haben unzweifelhaft auch zu dem Gedeihen der 1824 erbauten Wallfahrtskirche beigetragen, die Tinioten waren reich genug, um wenigstens den Grundstein zu der großen Kirche zu legen, wie die Nonne Pelagia und, wer hinter ihr stand, verlangten.

Aus dem schönen einheimischen Marmor haben Baumeister aus Smyrna die Kirche mit ihren Säulen, Kuppeln und Thürmchen, den hohen durchbrochenen Glockenthurm und die sammt der Kirche durch eine Mauer eingeschlossenen, um eine große Hofanlage angeordneten Nebengebäude errichtet. Im modern griechisch-orientalischen Stil gehalten, erinnert sie allerdings ein wenig an die Zuckerbäckerarchitectur aus Tragant, macht aber als Ganzes keine üble Wirkung. Der dreischiffige Bau der Kirche selbst ist im Innern überladen mit kostbaren Weihegeschenken. Die Ikonostasis, d. h. die Wand, die den Altar dem Anblick der Andächtigen entzieht, ist bedeckt mit geschmack-

losen Heiligenbildern, von denen nur die Gesichter und Hände sichtbar sind; alles Uebrige ist durch schweres getriebenes Silberblech verhüllt, das mit edlen Steinen besetzt ist. Einige dieser Weihegeschenke, sowie die kostbaren Stickereien, die daneben und dazwischen aufgehängt sind, stammen aus Rußland. Sie sind wie die Farbendruckbilder des Zaren und der Zarewna, die man auf den griechischen Inseln in den Bauernhäusern sieht, die sichtbaren Anzeichen der russischen Versuche, auf Grund des gemeinsamen kirchlichen Bekenntnisses politische Propaganda in Griechenland zu treiben; russischer Vermittlung haben seit 1774 im Frieden von Küdschük-Kainardsche die Griechen die Freiheit ihres religiösen Bekenntnisses unter der türkischen Herrschaft zu danken gehabt.

An den Wänden der Kirche hängen zahlreiche große Rahmen, mit dunkelrothem Sammet bespannt, auf dem viele kleinere Weihegeschenke aus gravirtem Silberblech aufgeheftet sind, die übliche Zier auch katholischer Wallfahrtskirchen: menschliche Gliedmaßen, Schiffe, Häuser, Darstellungen von Thieren, besonders häufig ganze menschliche Figuren, Damen in Reifröcken, Herren in Schnallenschuhen. Sie sind nach dem Muster älterer europäischer Costümbilder von dem Kunstwerth der Malbogen unserer Kinder gearbeitet. Auf den neuesten Widmungen dieser Art werden die Weihenden als Modeaffen dargestellt, wie wir sie in unseren Witzblättern zu sehen gewohnt sind. Der gänzliche Verfall der Kunst und des Kunsthandwerkes bei den modernen Griechen ist an dieser Stelle besonders auffallend, die in so vieler Hinsicht an die Antike erinnert, des glänzenden Schmuckes künstlerisch gearbeiteter Anatheme aber völlig entbehrt, die auf Delos und anderwärts noch in ihren kläglichen Resten unsere Bewunderung erregen.

An die Kirche schließen sich weitläufige Gebäude mit Laubengängen und Loggien. Sie enthalten die Wohnungen der Priester, Zimmer und Massenquartiere für kranke Pilger. Ein Spital für Arme, ein Gymnasium und drei Volksschulen werden von der Kirche erhalten und kosten den Staat nichts, Waisenkinder werden aus ihrem Vermögen unterstützt, und jungen Leuten Stipendien zum Besuch auswärtiger Universitäten verliehen. Ein Tract dieser Gebäude enthält eine Wachskerzenfabrik, die durch eine große griechische Aufschrift ebenso unbefangen als Einnahmequelle bezeichnet wird, wie die reichen Geldeinkünfte dadurch sinnfällig vor die Augen jedes Besuchers treten, daß zwischen je zwei Säulen in der Kirche selbst riesige einbruchs- und feuersichere Geldschränke aufgestellt sind, die die deutsche Aufschrift tragen: „Allgemeine Wiener Kassenfabrik“. Ein zuverlässiger Berichterstatter, der mit dem Ausschuß zur Veranstaltung des Hauptfestes gute persönliche Beziehungen hatte, giebt an, daß die Spenden, die bei diesem Anlaß in wenig Tagen eingingen, einen Werth von fast einer halben Million Mark hatten.

Diese Schaustellung kirchlichen Reichthums erinnert unwillkürlich an die Inschriften mit den Tempelinventaren und der jährlichen Bilanz der

Geldgeschäfte des Apollon von Delos. Die griechische Priesterschaft legt in solchen, für unser Empfinden etwas heiklen Dingen im Alterthum wie in der Gegenwart die gleiche Unbefangenheit an den Tag, denn die Griechen waren und sind ein Handelsvolk. Reichthum zu erwerben, Macht und Ansehen zu gewinnen, wird allseitig erstrebt, welches das Capital ist, das gute Zinsen abwirft, ist gleichgiltig. Dieser Handelsgeist und Erwerbssinn bestimmt wie das tägliche Leben, so auch die Auffassung des Verhältnisses zwischen Gott und Menschen in alter wie in neuer Zeit. Die göttliche Mutter Apollons verspricht im homerischen Hymnus der Insel Delos, daß ihr Sohn das Eiland stets vor allen anderen Orten ehren werde. Aber nicht früher ist das mißtrauische Delos bereit, Apollons Geburtsstätte zu werden, als bis die Göttin zur Bekräftigung den heiligsten Eid mit Anrufung der Erde, des Himmels und der Wasser des Styx geschworen hat.

L. Roß erzählt von einem alten Schwammfischer aus Kalymnos, der als junger Mann einst in seinem mühseligen und gefährlichen Beruf in einem kleinen Boote sich von drei Walfischen bedroht sah. In seiner Angst gelobt er der Muttergottes von Tinos zwei spanische Thaler. Um zu beweisen, daß es ihm damit ernst sei, griff er in die Tasche, und wie ein Käufer, der beim Handeln den letzten Trumpf ausspielt, legte er die zwei blanken Thaler sichtbar auf die Bank seines Schiffes.

Die alten Hellenen haben aber durch die Aufstellung von Kunstwerken in den heiligen Bezirken ihrer Götter Glauben und Aberglauben gleichmäßig verklärt, sie haben auch dieser prosaischen Auffassung des Verhältnisses zwischen Gott und Menschen eine höhere Weihe zu geben verstanden. Aus den Inschriften ihrer Anatheme sind uns wahrhaft poetische Variationen des solch' praktischem Rechnen entsprungenen Gedankens erhalten, daß der Weihende für die Stiftung des Weihegeschenkes eine Gegenleistung von den Göttern erwarte. Dieselbe künstlerische Begabung der Hellenen hat auch in ihrer Geschichtschreibung unübertroffene Wirkungen erzielt und in ihrer Dichtung sich am höchsten entfaltet. Sie war keinem anderen Volke beschieden, sie fehlt auch den modernen Griechen, und darum ist der Ausdruck gleichartiger Anschauungen in der Gegenwart und in der Vergangenheit so wesentlich verschieden.

In dem großen Hofraum vor der Wallfahrtskirche von Tinos befindet sich eine schöne marmorne Brunnenanlage, die ein reicher Türke aus Dankbarkeit für seine wunderbare Errettung der Panagia der Griechen gestiftet hat, gerade wie einst der Perser Datis auf der Fahrt gegen Hellas dem delischen Apollo seine Verehrung bezeugt hat.

Links von der großen Freitreppe, die zur Kirche hinanführt, ist der Eingang in eine schwach erleuchtete niedrige Krypta. Das ist die Stelle, an der das wunderthätige Bild gefunden wurde. In die südliche Mauer der Krypta sind die Reste einer mehrere Schichten enthaltenden alten Quadermauer aufgenommen, auf die man beim Bau der Evangelistria gestoßen ist.

Drei an derselben Stelle gefundene Reste von Statuen beweisen, daß sich hier schon ein antiker Bau befunden hat. In dem Marmorfußboden der Krypta befindet sich ein kreisrundes Loch, in das ein Pappas mit einer Wachskerze von oben hineinleuchtet. Unweit davon ist eine kleine Quelle durch einen Marmorvorbau gefaßt. Besonderes ist selbstverständlich nicht zu sehen, die heilige Stätte ist nicht einmal auffällig weder von Natur noch durch Zuthat von Menschenhand. Gleich unscheinbar sind zahlreiche Wunderstätten des Alterthums: das Dreizackmal des Poseidon auf der Akropolis von Athen, der Salzquell im Erechtheion, die Höhle von Eleusis und die Grotte auf Delos. Nur der Felsspalt in Delphi, an dessen Ausgang die kastalische Quelle entspringt, oder die Schlucht hinter dem Amphiaraosheiligthum von Oropos, mit den wild durcheinander liegenden Blöcken, zwischen denen sich der Bach hindurchzwängt, wirken auf den modernen Reisenden so stark, daß man unmittelbar begreift, weshalb im Alterthum gerade an diese Stätte ein Cult angeknüpft hat. Der Gläubige brachte und bringt aber an alle diese heiligen Male, die das ersehnte Ziel Tausender waren und sind, Alles in sich mit, er bedarf keiner auffälligen und starken Sinneseindrücke von der Stelle selbst, an der sich das Wunder begeben hat.

Eines aber ist nothwendig, damit ihr Ruhm sich verbreite und wachse: durch zeitweilige Ansammlungen großer Massen und damit verbundene Schaustellungen im Cultus müssen die frommen Empfindungen der Einzelnen vervielfacht und gesteigert werden. Darum mußte sich über der unscheinbaren Malstätte von Tinos eine große Kirche erheben wie in Athen die Prachtbauten auf der Akropolis und die zahlreichen Tempel auf Delos. Darum gehört auch die Panigyris, das besondere Kirchenfest, nothwendig zu dem Rüstzeug eines großen Wallfahrtsortes: die Panathenäen in Athen, die großen und kleinen Delien auf Delos, in Tinos das große Fest am 25. März, das kleine am 15. August alten Stiles.

Eisenbahnen und Dampfschiffe passen schlecht zu Wallfahrtsorten. Es muß ein viel eigenartigeres und stimmungsvolleres Bild gewesen sein, wenn in früheren Jahrzehnten die weite Bucht von Hagios Nikolaos mit sich drängenden Segelschiffen aller Art angefüllt war. Heute bringen vollgepfropfte Dampfer die Mehrzahl der Wallfahrer dahin. Die gedruckte Liste der wunderbaren Heilungen, die unter die Abreisenden als Andenken vertheilt wird, stört ebenso die Illusion, wie das Drängen der Agenten, die nach beendetem Feste ihre Leute so rasch als möglich an Bord treiben. Diese Liste muß nothgedrungen schon vor der Panigyris gesetzt und abgezogen werden; mitunter, wenn noch Vorrath vorhanden ist, wird die Liste vom Vorjahre vertheilt. Die Geheilten selbst werden im Hospital der Kirche zurückbehalten und reisen erst später ab. Portraits der Begnadeten mit ihrem Namen und ihrer Biographie werden als Reclame für Tinos in ganz Griechenland verkauft. Als Portrait einer geheilten blinden Frau,

wählte ein Holzschneider unter anderem die bekannte Büste einer antiken Athena, die mit ihren offenen Augen ohne Augensterne ihm als geeignete Darstellung einer Blinden geschienen hatte. Darunter setzte er einen modernen griechischen Namen und eine Lebensgeschichte.

So sorgt eine geschickte und menschenkundige Priesterschaft im Verein mit dem gläubigen Sinne der Pilger und unterstützt von den Erfindungen der Neuzeit dafür, daß der alte Ruf der heiligen Stätte durch die Fortdauer der Wunder erhalten bleibt, die sich an ihr begeben. Dies war auch im Alterthum nicht anders. Auf Delos haben allerdings Heilungswunder keine Rolle gespielt, eine desto größere, um nur ein Beispiel anzuführen, in dem Asklepiosheiligthum zu Epidauros. Hier wurden im dritten Jahrhundert v. Chr. große Steintafeln aufgestellt, die Berichte über wunderbare Heilungen enthielten. Viele derselben haben die augenscheinliche Tendenz, den rege gewordenen Zweifel an der Allmacht des Gottes zu bekämpfen, einige liefern schlagende Analogien zu Erscheinungen, die sich in der Geschichte der Wunder von Tinos beobachten lassen.

Der Schwammfischer aus Kalymnos, von dem Roß erzählt, hält es für nöthig, die Muttergottes zu überzeugen, daß es ihm mit seinem Gelöbniß ernst sei, darum legt er seine zwei Thaler auf die Schiffsbank. Den Priestern in Epidauros war es ebenfalls bekannt, daß solche Versprechungen nicht immer gehalten worden sind. So nahmen sie in das Verzeichniß der wunderbaren Heilungen mehrere Erzählungen auf, deren Moral dahin lautet, daß man Asklepios nicht um sein Honorar prellen dürfe. Ein gebrandmarkter Sklave Pandaros war durch den Gott von seinen Brandmalen befreit worden. Er beauftragte einen gewissen Echedoros, das versprochene Geldgeschenk zu überbringen, das dieser aber veruntreute. Da bekam er des Pandaros Brandmal auf die Stirne und noch andere Zeichen dazu. Ebenso ergeht es einem geheilten Blinden, der, weil er kein Honorar zahlt, das Augenlicht wieder verliert, dann aber nach Begleichung seiner Schuld abermals geheilt wird.

G. Deschamp erzählt in seinem Buche über das moderne Griechenland nach athenischen Zeitungsnachrichten, daß ein armer Arbeiter Athanasios Khantzis seiner Frau das Reisegeld zur Wallfahrt nach Tinos versagte und sich dabei zu Gotteslästerungen hinreißen ließ. Alsbald erblaßte er, seine Kniee begannen zu zittern, er stürzte zur Erde und verlor die Stimme. Solchem Unglauben und dem Zweifel an der Wunderkraft des Gottes treten andere der Wundergeschichten von Epidauros entgegen. Ambrosia von Athen, die wegen Blindheit nach Epidauros gekommen war, spottet über die im Heiligthum aufgestellten Berichte. Da sie die Nacht im Tempel zubringt, wird ihr befohlen, zum Andenken an ihre Thorheit dem Gotte ein silbernes Schwein zu stiften, und hierauf wird sie von ihrer Blindheit geheilt. Auch die Neugier wird bestraft. Als einst die Kranken in dem Heiligthum eingeschlafen waren, wo ihnen im Traume Weisungen gegeben oder die Kuren

an ihnen vorgenommen wurden, stieg ein Vorwitziger auf einen Baum und sah, sich vornüber beugend, in das Allerheiligste hinein, er fiel vom Baum und schlug sich beide Augen aus, ward aber von dem mitleidigen Gotte geheilt. Wirkliche Menschenfreundlichkeit tritt neben schamlosem Betrug und Geldschneiderei in dieser inschriftlichen Sammlung antiker wunderbarer Heilungen zu Tage.

Auch auf Tinos ist Beides vereint. Die kindliche Frömmigkeit der Wallfahrer erleidet durch den Trug, der geübt wird, keinen Schaden. Westeuropäische Besucher der Panigyris nehmen aber deren Schilderung meist zum Anlaß, um über den absonderlichen Hang der modernen Griechen zum Aberglauben sich auszulassen.

Die großen Spenden, die Nikias dem delischen Apollo gestiftet hat, werden in manchen Geschichtsbüchern als Ausfluß seiner frommen Gesinnung angeführt. Ein paar Jahre später hat Nikias, aus der gleichen Geistesverfassung heraus handelnd, wider alle militärische Vernunft, einer Mondesfinsterniß wegen neun Tage im Hafen von Syrakus verweilt und so den Untergang seiner Flotte und seines Heeres herbeigeführt. Dafür pflegt man aber seinen Aberglauben verantwortlich zu machen. Während des Krieges der Griechen gegen die Türken ist es wiederholt vorgekommen, daß Palikarenführer sich die beste Gelegenheit zu erfolgreichen Waffenthaten haben entgehen lassen, weil der Schulterknochen des am Abend vorher verzehrten Lammes durch's Licht besehen unheilbringende Linien zeigte. Wenn aus demselben Grunde Kapitäne von Segelschiffen die Fahrt anzutreten oder fortzusetzen sich weigerten, dann sind neuere Reisende auf den Aberglauben der Griechen ganz besonders schlecht zu sprechen.

Die Grenze zwischen Frömmigkeit und Aberglauben scheint also schwer zu finden und, wo sie gezogen wird, von sehr subjectiven Erwägungen abhängig zu sein. Ein Unterschied zwischen Alterthum und Gegenwart besteht augenscheinlich nicht, ja die Uebereinstimmung geht noch weiter. Wer sich über den Aberglauben der alten und neuen Griechen erhaben dünkt und auf die unwissenden und gewinnsüchtigen Priester von Tinos schilt, wer sich im Besitz einer reineren und höheren Auffassung von Gottesdienst däucht und mitleidig auf diese Wallfahrer herabsieht, der sollte bedenken, daß dieselben Ueberzeugungen auch auf der anderen Seite vorhanden sind. Diese abergläubischen Griechen haben für alle Bekenner einer anderen als der orthodoxen christlichen Lehre ebenfalls nur das Gefühl des Mitleides und der Geringschätzung, sie betrachten alle Andersgläubigen als armselige, verlorene und unwissende Heiden! Die alten Griechen haben über die Barbaren nicht anders gedacht.

Zur großen Panigyris auf Tinos kommen die Wallfahrer meist schon einige Tage vor dem 25. März, Männer, Frauen und Kinder, Gesunde und Kranke, auf Schiffen an, oft von Musikanten begleitet. Jeder bringt die für die Evangelistria bestimmten Geschenke mit sich, die Reichen Geld

und kostbare Gaben, die Armen kleines Silbergeräth, Wachskuchen, Brote, Geflügel, Lämmer und Früchte. Bis zu 45 000 beträgt die Zahl der Pilger in diesen wenigen Tagen. Eine eigene Commission von Vertrauenspersonen aus der Bevölkerung ist, um Unterschleif hintanzuhalten, nebst Vertretern der Priesterschaft mit der Uebernahme der Gaben am Eingang der Kirche betraut. Aber auch die Tinioten von Hagios Nikolaos verdienen an den Wallfahrern für's ganze Jahr. Sie stehen bei ihren Landsleuten in dem Ruf hohe Preise zu machen, und ein Sprichwort sagt, wenn Du zum Feste nach Tinos gehst, so thue Geld in Deinen Beutel und rechne nicht nach, wenn Du es ausgiebst.

Aller verfügbare Raum in den mehrstöckigen Häusern, selbst deren flache Dächer sind von Fremden besetzt, obwohl jeder nur soviel Platz beansprucht, um sich auf den mitgebrachten Decken Nachts ausstrecken zu können. Die Heilung suchenden Kranken sind bemüht, in den Gebäuden und Gängen in der Nähe der Kirche, in dieser selbst oder in der Krypta, nahe dem Fundort des Bildes, die Nacht zu verbringen, und dennoch bleibt vielen nur ein Aufenthalt im Freien übrig.

In und außer dem heiligen Bezirk verkaufen die Tinioten den Bedarf für diese zahlreichen Schaaren. Wie in Delos seit frühester Zeit, so ist jetzt auf Tinos mit der Panigyris eine Messe verbunden. Da werden feilgeboten Copien des Bildes der Evangelistria und andere Heiligenbilder, Kerzen, silberne Weihegaben, bunte Perlenschnüre mit und ohne kleine perlenbestickte Säckchen, die angeblich Erde von der heiligen Stätte enthalten und als Amulete für Menschen, Maulthiere und Pferde gesucht sind. Daneben sind große Mengen eigenthümlich geformter Fläschchen zu haben, um das Wasser von der heiligen Quelle in der Krypta und das Oel nach Hause mitzunehmen, das die Priester verkaufen. Außerhalb der Mauer werden Lebensmittel aller Art, einheimische Seidenarbeiten und Strohflechtereien, kurz alles Mögliche bis herab zu alten Kleidern und Hüten aufgestapelt, ein rechtes Jahrmarkttreiben mit den dabei üblichen Schaustellungen entwickelt sich.

Für besonders gnadenreich gilt der Empfang der Taufe in der Kirche der Evangelistria. Viele Mütter, die ihre Kinder dazu herbeibringen, haben der Muttergottes soviel Kerzen gelobt, als das Gewicht des Kindchens beträgt. Es wird dann bei den Kerzenverkäufern auf eine Wagschale gelegt und auf der anderen buchstäblich mit Kerzen aufgewogen. Kranke aller Art, besonders zahlreiche Blinde suchen auf Tinos Heilung. Sie versammeln sich meist in der Kirche vor einem Gitter, aus dem aromatischer Rauch hervordringt, und starren mit glanzlosen Augen nach der Stelle, von der der Geruch ausströmt. Auch im Abaton, im Allerheiligsten von Epidauros hat bei den Heilungen und dem nächtlichen Tempelschlaf, der Incubation, das Verbrennen aromatischer Substanzen eine Rolle gespielt. Wie im Alterthum in Epidauros und im Amphiaraosheiligthum zu Oropos, so bringen jetzt noch

in Tinos viele Heilung Suchende die ganze Nacht in der Krypta oder in der Kirche zu, des Wunders gewärtig, das auch an ihnen geschehen soll.

Das heilige Bild, das sich in nichts von gewöhnlichen Heiligenbildern in modernen griechischen Kirchen unterscheidet, befand sich früher in der Krypta, jetzt ist es auf einer Art Pult zur Linken des Einganges in der Kirche selbst aufgestellt. Nur das Gesicht der Panagia und das des Erzengels ist sichtbar, alles Andere deckt ein kostbares Futteral aus Goldblech, das reich mit Edelsteinen besetzt ist. Jährlich einmal am Tage Mariä Verkündigung wird es aus seiner Hülle genommen, an die es mit Wachs befestigt ist, und hierauf zwei- bis dreimal mit Wolle, die in Wasser getaucht ist, gewaschen. Auch diese Ceremonie, zu der nur wenige besonders freigebige Spender oder angesehene Fremde als Zuschauer zugelassen werden, hat in ähnlichen Cultgebräuchen des Alterthums ihr Vorbild. Die Wachsstückchen, mit denen das Bild befestigt war, das Wasser und die Wolle, mit der es gewaschen wurde, gelten als besonders heilkräftig und werden an Bevorzugte verkauft. Der höchsten Gnade, des wirksamsten und darum auch kostspieligsten Heilmittels werden diejenigen theilhaft, deren Haupt die Priester mit dem heiligen Bilde berühren; für viele Blinde ist dies die letzte Hoffnung, das Augenlicht zu erlangen.

Ueber dem Bilde hängt von der Decke herab eine goldene Oellampe mit rothen Lichtern, das Anathem eines reichen athenischen Tabakfabrikanten. Das Oel dieser Lampe gilt um der steten Nähe des Wunderbildes willen ebenfalls für heilsam, und ein Mann hat vollauf zu thun, die ihm von den Wallfahrern dargereichten Wollstücke darein zu tauchen.

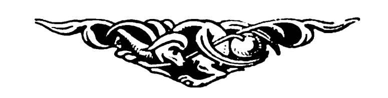
Wenn die Gläubigen ihrer religiösen Pflicht Genüge gethan haben, wenn die Gaben überreicht, das Gelöbniß erfüllt, die Andacht verrichtet und die gespendeten Kerzen verbrannt sind, dann kehren die Pilger nach Hagios Nikolaos zurück und begehen den zu jeder griechischen Panigyris gehörenden weltlichen Theil des Festes. Ein nach Palikarenweise am Spieß gebratenes Lamm, wenn die Fastenzeit dessen Genuß nicht verbietet, wird in größerer Gesellschaft verzehrt, Lieder werden gesungen, und es wird der Syrtos getanzt, damit auch diese Analogie zu dem uralten Apollonfeste auf Delos nicht fehle.

Mit feierlich ernsten Gesichtern — Sauerampfermiene hat ein attischer Komiker des fünften Jahrhunderts v. Chr. diesen Ausdruck genannt — schreiten zwei Schritte vor, einen zurück, sich an den Händen fassend, von einem Vortänzer oder einer Vortänzerin am rechten Flügel mittelst eines beiderseits angefaßten Taschentuches geführt, Reihen von Mädchen und Frauen in vielfachen Windungen auf und nieder. Aehnliche Tanzreigen, mitunter auch von Burschen ausgeführt, deren Vortänzer dann durch allerlei Sprünge und Körperverdrehungen sich hervorthut, bei derselben schwermüthigen Musikbegleitung kann man an den griechischen Ostertagen an vielen Orten, besonders in Megara, sehen. Kein Zug von Fröhlichkeit

erhellt die Gesichter der Betheiligten; dieser Tanz ist keine Unterhaltung für Bursche und Mädchen, sondern eine Cultushandlung, wenn er auch heute nicht mehr unmittelbar mit dem Cultus verbunden ist. Was Homer an Frauen und Mädchen preist, was an den seltsam trippelnden Schritten der Mädchen im Festzug des Parthenonfrieses auffällt, eine ganz besondere Art züchtiger schamhafter Haltung, die in Griechenland von dem Weibe in der Oeffentlichkeit verlangt wurde und noch verlangt wird, kommt bei diesen Tänzen der Frauen und Mädchen zum Ausdruck. Eine Procession, bei der das wunderthätige Bild feierlich umhergetragen wird, beschließt das Fest.

In der Form des christlichen Cultus auf Tinos hat sich ein starker heidnischer und antiker Einschlag erhalten. Er ist überhaupt dem Süden und auch den romanischen Völkern eigenthümlich. Daraus ergiebt sich eine Schlußfolgerung für die griechische Vergangenheit. Die unvergleichlichen Kunstwerke, die den Burghügel von Athen schmücken, was wir von Perikles hören und in der Litteratur seiner Zeit lesen, erweckt den Glauben, als ob die Griechen in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhundertes v. Chr., wenigstens die Athener, in ihrer überwiegenden Mehrheit eine Höhe der Cultur, eine Reinheit und Freiheit der Anschauungen errungen hätten, wie nie zuvor und auch später niemals wieder. Dieser Eindruck ist falsch. Die Menge derer, die zum Panathenäenfest den Weg durch die Propyläen hinangestiegen, die Menge derer, die nach dem heiligen Delos gewallfahrtet sind, waren desselben Geistes Kinder wie die armen Blinden und Kranken, die heute zur Panagia von Tinos ziehen. Nur wenige Auserlesene haben sich über die Anschauungen der Masse erhoben, auf sie und ihre Leistungen ist der ewige Werth jener Zeit beschränkt. Sie haben, was der semitische und arische Orient nicht vermochte, der Zukunft errungen: die Kunst und die Philosophie, Wissenschaft und geistige Freiheit.

Einen dieser wenigen hat aber die Masse der Athener zum Tode verurtheilt, weil er die Jugend verderbe und andere Götter lehre, als die der Staat anerkannte. Im Großen beschränkt und gewissenhaft im Kleinen haben sie die irdischen und die heiligen Satzungen in diesem Proceß gleich strenge beobachtet. Dem vom attischen Geschwornengerichte verurtheilten Sokrates ist der Schierlingsbecher nicht eher dargereicht worden, bevor nicht das mit der Festgesandtschaft zur Panigyris nach Delos entsendete heilige Schiff wieder nach Athen zurückgekehrt war. Diesem Aufschub des Urtheils dankt die Menschheit Platons Dialog: Phaedon oder von der Unsterblichkeit der Seele.





Aus der Seelengeschichte der Jugend.

Von

Hans Schmidkunz.

— Berlin-Halensee. —

... chaque âge a une tâche à remplir pour lui-même, et une autre relative à l'âge qui vient après lui.

Mme. Necker de Saussure.

I.

Die meisten erwachsenen Menschen haben Gelegenheit, ein oder das andere menschliche Wesen in seiner Entwicklung von der Geburt bis zur völligen Reife zu beobachten. Ueber den dabei hervortretenden individuellen Verschiedenheiten stehen, nur selten durch Abnormitäten ein wenig verändert, verschoben, verringert, die großen gemeinsamen Züge, die dieser Entwickelung ein typisches Gepräge geben. Millionenmal haben sie sich in der Welt vor den Augen der jeweils älteren Generationen wiederholt; und wie die allgemeine Erfahrung des Menschen vom Menschen eine allenthalben verbreitete populäre Psychologie ergiebt, unentbehrlich für die Praxis des täglichen Lebens, so hat auch jene specielle Erfahrung vom heranwachsenden Menschen eine specielle Psychologie der Entwickelung des Einzelmenschen abgelagert, durch die in uns Allen mehr oder minder undeutliche Bilder von der Sache vorhanden sind, bestenfalls so weit brauchbar, daß wir dem Spielen des Kindes, dem Tollen des Jungen in den Flegeljahren, dem Schmachten des Backfisches u. s. w. mit mehr oder weniger Verständniß und Nachsicht und Anpassung entgegenkommen.

Wenn man jedoch viele an solchen Erfahrungen reiche Menschen, Psychologen des Alltags, ohne Weiteres aufforderte, ihre Erfahrungen zu präcisiren und in geschlossenen deutlichen Bildern von der menschlichen Entwickelung zusammenzustellen, so würde man schwerlich Auskünfte bekommen, die theoretisch brauchbar sind, ja die auch nur so viel Festigkeit haben, daß sich auf sie praktische Maßregeln, z. B. für die Pädagogik, aufbauen ließen. Man versuche nur etwa, von mehreren Menschen des sogenannten praktischen

Lebens, soweit sie nicht schon an ein theoretisch verfeinertes Denken gewöhnt sind, eine einigermaßen brauchbare Antwort auf die Frage geben zu lassen, was die sogenannten Flegeljahre seien, mit welchen Lebensjahren sie sich abgrenzen, und mit welchen sonstigen Zügen der Entwickelung sie in Zusammenhang stehen: man wird schwerlich Antworten erhalten, die auch nur annähernd übereinstimmen, und die in einigermaßen befriedigender Weise ein näheres Bild von der Sache geben.

Allein auch theoretisch geschulte Menschen bieten in solchen Fällen wenig Zuverlässiges. Beispielsweise liegt uns eine Darstellung der „Flegeljahre" vor und zwar an einer Stelle, die in derlei Dingen geradezu als ein für weite Kreise maßgebender Ausdruck der gegenwärtigen Wissenschaft und wissenschaftlichen Praxis gelten kann: in Reins „Encyklopädischem Handbuch der Pädagogik" (von dem Pädagogiker und praktischen Pädagogen G. Közle in Cannstadt). Hier werden die Flegeljahre schlechtweg den Jahren der geschlechtlichen Entwickelung, der sogenannten Pubertät, gleichgesetzt und bis in ein ziemlich hohes Alter hinauf gerechnet, sogar bis in den Anfang der zwanziger Jahre. Ein auch nur einigermaßen klares Bild kommt dabei nicht heraus — und könnte bei einer solchen Ineinanderschiebung zweier Erscheinungskreise auch garnicht recht herauskommen. Wohl aber wird u. a. selbst das socialdemokratischen Vereinen zuströmende Publicum ebenfalls auf die Flegeljahre zurückgeführt.

Es würde nicht schwer sein, noch eine Reihe ähnlicher Belege dafür aufzuzählen, wie unzuverlässig meistens die ohnehin geringe Litteratur ist, die sich mit diesen Dingen beschäftigt, und dann noch einige Ausnahmen aufzuzählen. Im Verlauf der künftigen Beschäftigung mit diesem Gegenstand wird es allerdings auch nöthig werden, eine erschöpfende Uebersicht über das zu geben, was bisher durch eine nähere Beschäftigung mit dem Thema zu Tage gefördert worden ist; an dieser Stelle jedoch kommen gelehrte Beziehungen nur gelegentlich in Betracht.

In Einem Punkt freilich dürfte es sofort nöthig sein, mit der vorliegenden Litteratur unseres Gebietes sozusagen anzubinden: in dem Punkte nämlich, daß sie sich um die wichtigste Erscheinung und tiefstgreifende Wandlung innerhalb der gesammten Jugendzeit meistens mehr oder minder scheu herumdrückt: um die sogenannte Pubertät, die Mannbarwerdung oder Geschlechtsreife. Daß sie in der That so wichtig und tiefgreifend ist, wird kaum bestritten werden; daß es andererseits eine wichtige und in unser Denken und Handeln bezüglich dieser Dinge tief eingreifende Frage ist, wie weit wir die betreffenden Thatsachen kennen lernen und auch, wie weit wir unser Verhalten ihnen anpassen, wird ebenfalls kaum bestritten werden. In Wirklichkeit wissen wir zwar wohl Alle, daß es hier eine gewichtige Wandlung giebt, und haben auch eine ungefähre Vorstellung davon, um was es sich handelt; doch eine reinliche Beschreibung all dessen, was hier geschieht, und gar eine Unterscheidung dessen, was davon auf den Haupt-

punkt, auf jene bekannte Geschlechtsveränderung zurückgeht, von dem, was nur eben dieser Altersstufe, vielleicht lediglich den darauf entfallenden Besonderheiten unserer Cultur eigen ist, dürften hinwider wohl allen unseren Kenntnissen fehlen. Ebenso versäumen wir keineswegs, jenen Wandlungen in unserem Verhalten einige Rechnung zu tragen: andere Kleider, andere Anreden, selbst andere Rechtsverhältnisse werden den Jugendjahren nach und denen vor jener Wandlung (meistens genauer nach und vor dem Beginn der Wandlung) zugebilligt; selbst die obere Grenze der allgemeinen Schulpflicht dürfte durch diesen Einschnitt in die Jugendzeit mitbestimmt sein; im Uebrigen aber leidet unser pädagogisches Verhalten gegen die Jugend wesentlich unter einer Gleichgiltigkeit gegen diesen Einschnitt. Die Uebergänge in unserem Schulwesen von einer Schulstufe zur anderen fallen in verschiedene Zeitpunkte des Jugendalters, z. B. der von der Elementarschule zum Gymnasium etwa in's zehnte Lebensjahr, der vom Gymnasium zur Universität in das Ende des zweiten Lebensjahrzehnts; in's 14., 15. Lebensjahr fällt kaum einer von solchen wichtigeren Uebergängen unseres Schulwesens.

Allerdings: der Lebenseinschnitt der Geschlechtsreife ist kein so fester Punkt, daß mit ihm in ganz gleichmäßiger Weise gerechnet werden kann. Erstens handelt es sich ja nicht nur um ein einmaliges Ereigniß, sondern auch um einen länger dauernden Entwicklungsvorgang; zweitens ist selbst der Beginn dieses Vorgangs, ganz abgesehen davon, daß ihn bei der männlichen Jugend kein scharf bestimmtes Ereigniß darstellt, zeitlich recht veränderlich. Immerhin geht diese Veränderlichkeit nicht allzuweit: es kommen ganz greifbare Durchschnitte heraus, und die allgemeinen Verschiedenheiten dieser Durchschnitte bei verschiedenen Völkern, auf verschiedenen Culturstufen u. dgl. m. sind ebenfalls gut erkennbar.

Ländliche und überhaupt culturell unreifere Verhältnisse dürften im Allgemeinen den Eintritt der Pubertät verspäten, städtische und überhaupt culturell reifere Verhältnisse dürften ihn im Allgemeinen verfrühen. Für die Gegenwart wird der Durchschnitt aller Fälle von dem Physiologen Hensen dahin geschätzt, daß beim weiblichen Geschlecht die Pubertät etwa mit dem vollendeten 14., beim männlichen Geschlecht etwa mit dem vollendeten 15. Jahr eintrete; eine Schätzung, der man immerhin die Vermuthung entgegenstellen kann, daß die Durchschnitte noch etwas niedriger liegen. Das Ende dieses gesammten Entwicklungsvorganges dürfte beim weiblichen Geschlecht in's 17., beim männlichen Geschlecht in etwas spätere Jahre fallen. —

In besonders gewichtiger Weise kommen die Schätzungen eines solchen Durchschnitts zum Ausdruck in den culturgeschichtlichen Einrichtungen, die sich auf dieses Entwicklungsstadium stützen. Zu den vielgerühmten classischen Leistungen der Begründer unserer germanistischen Wissenschaft gehört Wilhelm Wackernagels inhaltsreiche kleine Schrift vom Jahr 1862: „Die

Lebensalter.“ Hier werden die geschichtlich hervorgetretenen Eintheilungen der menschlichen Lebenszeit und die auf Lebenseinschnitte basirten Cultureinrichtungen dargelegt. Immer wieder zeigen sich Daten, die auf den Pubertätseinschnitt hinweisen, seien es nun die 14 oder auch 16, 17 ersten Lebensjahre des römischen puer, oder die Ertheilung der männlichen Toga mit vollendetem 16., später im 15. Lebensjahr, oder des Hippokrates und Anderer Ansetzung der Knabenzeit in die zweiten sieben Jahre des Lebens. Drei „hauptsächlichste Marksteine der Unterscheidung und des Maßes“ machen sich dabei immer wieder geltend: „das Jahr, mit welchem die Kindheit schließt“ (man spricht auch kurz von der Periode des Zahnwechsels), „das Jahr, mit welchem die Geschlechtsreife entweder anhebt oder sich vollendet, und endlich das, in welchem das Greisenalter seinen Anfang nimmt.“ Auch das Kirchenrecht und deutsche Rechte anerkennen die Bedeutung des fünfzehnten, eventuell vierzehnten Jahres durch den Beginn der „Zurechnung“, allerdings bei Mädchen mit einer Verfrühung von drei Jahren.

Wollten wir uns in weitere historische Ueberblicke einlassen, so würden wir in der uns interessirenden Hauptsache und mit den wenigen später vorzuführenden Ausnahmen schwerlich etwas Wesentliches dazu lernen und vorwiegend nur wieder zu der Klage gezwungen sein, wie sehr das über diesen Gegenstand bisher litterarisch Geleistete enttäuscht. Besser wird es vorerst sein, zu dem uns Allen im Gröbsten bekannten Thatbestand, als zu dem Eindruck, den das junge Wesen vom ersten Eintritt der Geschlechtsreife an macht, zurückzukehren und zu versuchen, wie weit sich dieser Eindruck in seine Elemente zerlegen läßt. Kurz also: durch welche seelischen Eigenthümlichkeiten kennzeichnet sich der Mensch in der Pubertät?

Dürfen wir die ganze Breite der mannigfachen Antworten, die hier zu geben wären, in eine knappe Darstellung dessen zusammenfassen, was uns das Richtige scheint, so ergiebt sich Folgendes. Erstens waren in den ungefähr anderthalb vorangehenden Decennien eines individuellen menschlichen Lebens vor Allem die Sinnesempfindungen, dann die Reproductionen des Empfundenen und die an dieses geknüpften Beurtheilungen und natürlich auch Gefühle und Begehrungen zur Entfaltung gelangt (abgesehen von der Annahme, daß der Geruchsinn sich erst später zu seiner relativen Vollkommenheit entwickle); die letzten Jahre dieses Zeitraums waren insbesondere die goldene Zeit des Gedächtnisses, speciell des leichten Memorirens gewesen. Eine für das gesammte menschliche Leben zureichende Vollkommenheit des Seelenlebens ist aber damit noch lange nicht erreicht. Es fehlt vor Allem die Ausreifung dessen, was man, mit einer kurzen, bildlichen und doch recht gut treffenden Bezeichnung, die „höheren Seelenkräfte“ oder auch die „höheren Geisteskräfte“ nennt. Es ist damit all das gemeint, was sich auf jenen elementaren Leistungen aufbaut. Das Combiniren der Erinnerungen zu neuen Gestalten; das Abstrahiren, Classificiren u. s. w.; das Beurtheilen

nicht mehr blos von einzelnen Empfindungsinhalten, sondern von mannigfaltigeren Erscheinungen und speciell das Würdigen derselben als verschiedentlich werthvoller und werthloser Objecte (das sogenannte Werthen), wofür gern die Ausdrücke „Urtheil" im engeren Sinn und „Verstand" gebraucht werden, obschon das specifisch Logische nicht eben in dieser Zeit seine beste Entfaltung zu nehmen scheint; die Fähigkeit, Aesthetisches als solches zu genießen; ferner das Erheben der Begehrungen aus bloßen Trieben, dann aus Wünschen und aus „Strebungen" sowohl zu „Leidenschaften" als auch zu der bereits weitgreifenden Form des „Wollens"; weiterhin jene eigenthümliche Thätigkeit oder Fähigkeit, die als ein specifisches Zusammenwirken von Urtheil und Wille den Namen „Vernunft" zu bekommen pflegt; endlich der im engeren Sinn so genannte „Charakter". Alle diesen „höheren" Leistungen wachsen, nachdem die erste Kindheit vorüber ist, dem Menschen im Verlauf der ganzen Jugendzeit und je nach Verhältnissen auch noch des reifen Lebensalters stetig zu. Sie finden sich zum Theil, namentlich bei den „altklugen" Ausnahmen, schon vor der Pubertät; mit dieser jedoch scheinen sie sich erst so recht voll und beschleunigt zu entfalten. Nur die eine Frage, wie weit diese Entfaltung nicht blos mit der Geschlechtsreife vor sich geht, sondern auch geradezu durch sie bedingt wird (falls nicht gar eine ganz andersartige Philosophie auch dieses Körperliche von jenem Geistigen bedingt sein läßt): diese Frage wird so lange nicht recht zu beantworten sein, bis nicht eine größere Zahl von Fällen einer sehr verfrühten oder einer sehr verspäteten Geschlechtsreife erkennen läßt, ob die Entfaltung jener „höheren" Kräfte von einer solchen abnormen zeitlichen Verschiebung sich unabhängig zeigt oder aber wenigstens einigermaßen parallel mit ihr geht. Darf an dieser Stelle eine Voraussage gewagt werden, so ist es die, daß von einem derartigen Zusammenhang für diesen Punkt recht wenig zu merken sein werde.

Zweitens scheiden sich die Jugendzeit nach dem Pubertätsbeginn und die vor dem Pubertätsbeginn dadurch, daß vorher die mehr passiven und reproductiven, nachher die mehr selbstthätigen und productiven Leistungen vorherrschen. In dem Maß, als jene „höheren Kräfte" an sich schon mehr Actives darbieten, als die ihnen zu Grunde liegenden niederen, in eben dem Maß nähert sich unsere jetzige Scheidung der vorigen an. Vor Allem tritt, wie kurz vorher das Gedächtniß, so jetzt die Kraft in ihre goldene Zeit ein, die man mit einem manchmal recht umstrittenen Ausdruck die „productive Einbildungskraft" genannt hat. Ueber die rein „reproductive Einbildungskraft", über das bloße Combiniren von Erinnerungen und über das Gleichgewicht zwischen der Einbildungskraft und den Sinnen hinaus ringt sich ein selbstständiges Phantasiespiel empor und mit ihm ein intim nachfühlendes Interesse an ebensolchen Phantasieschöpfungen Anderer. Es beginnt die „Dichteritis": Lyrik wird selber gemacht und wird auch gleichwie Romanpoesie ebenso verschlungen, wie vorher etwa Kriegsgeschichten

verschlungen wurden. An dem nothwendigen Zusammenhang dieser Wandlung mit der Pubertätswandlung dürfte schwerlich zu zweifeln sein.

Drittens. Daß mit der Pubertät bei beiden Geschlechtern auch die Disposition zur Liebe im eigentlich erotischen Sinne sich entwickelt, und daß mit dieser Disposition hinwider theilweise die bisher erwähnten Eigenthümlichkeiten in innerer Verknüpfung stehen, bedarf wohl nur einer Erwähnung.

Wichtiger für uns ist dies, daß wiederum in Zusammenhang damit jene merkwürdige Sentimentalität und Weltschmerzlichkeit dieses Lebensalters auftritt, jenes schmachtende Anhängen an einsamen Gefühlen und Stimmungen weicher und trauriger Art (ein Gegenstück zu der robusteren Zeit der Flegeljahre), und daß sich damit jenes wohlbekannte pathetische Sehnen nach etwas Unbestimmtem, Fernem verbündet, Beide getragen durch einen träumerischen Hang, wie ihn die schon erwähnte productive Einbildungskraft begünstigt. Kurz also das, was man häufig die „Romantik" der Jugend nennt. An diese, wie alle vorigen durchaus normale und in den „Grenzen des Gesunden" veränderliche Erscheinung schließt sich unter Umständen eine abnorme oder krankhafte Steigerung derselben an; unter Umständen: d. h. wenn pathologische Bedingungen dazutreten — die Pubertät an sich ist eben so wenig wie andere Entwickelungsstadien etwas Abnormes oder gar Krankhaftes. Wer zu einer Geistesstörung neigt, insonderheit zur Melancholie, von dem ist in diesem Alter mehr als auf anderen Altersstufen ein „Ausbruch" dieser Neigung zu befürchten. Das zehrende Heimweh („Nostalgie"), eine specielle Nebenform jenes Sehnens nach etwas Fernem, tritt hier besonders häufig und intensiv auf. Ueberhaupt steigern sich die „mächtigen Gefühlstöne", die in dieser Zeit meist die neu zuströmenden ungewohnten Bewußtseinsinhalte begleiten, leicht zu Abnormitäten. Einen Ueberblick über dieses gesammte „Pubertätsirresein" hat der Psychiater Th. Ziehen in Reins „Encyklopädischem Handbuch der Pädagogik" unter dem eben genannten Schlagwort gegeben. Im Allgemeinen aber dürfte dieser dritte Punkt einerseits sich vorwiegend nur auf die erste Pubertätszeit beziehen und andererseits dem später zu erwähnenden Zug der Hoffnungsfreudigkeit der Jugend keinen Abbruch thun.

Eine zusammenfassende Unterscheidung der Pubertäts- und der, etwa mit den Juristen so zu nennenden, Impubertäts-Zeit hat der Verfasser dieser Zeilen anderswo unter dem Gesichtspunkt zu geben versucht, daß von zwei bekannten und in bekannter Weise zur Abkürzung dessen, was man meint, brauchbaren Schlagworten das des „Realismus" auf die vorhergehende und das des „Idealismus" auf die nachfolgende Jugendzeit angewendet wird. Im Genaueren sind es dort sieben Punkte. Erstens steht dem „Wirklichkeitssinn" des Impubertätsalters im Pubertätsalter der Trieb des Werthens gegenüber; zweitens dem reproductiven Seelenleben dort das productive hier; drittens dem dortigen vorwiegend directen,

geradeaus gehenden Interesse hier zum großen Theil ein indirectes, auf Ummwegen gehendes Interesse; viertens dem Zug nach Concretem und Anschaulichem dort ein abstracter Zug hier; fünftens dem früheren Vorherrschen der Außenwelt ein späteres Vorherrschen der Innenwelt; sechstens dem kindlichen Spielsinn eine verhältnißmäßige Gleichgiltigkeit gegen das Spiel in der eigentlichen Jugendzeit; endlich siebentens einer leichteren Zugänglichkeit des Kindes für einen als „mechanisch“ zu bezeichnenden Gehorsam eine leichtere Zugänglichkeit der reifenden Jugend für einen „judiciösen“ und zumal einen „ingeniösen“ Gehorsam.

II.

Ueberblicken wir kurz die bisherigen Anläufe zu einer vergleichenden Seelenkunde der verschiedenen Altersstufen, so treten, wie schon gesagt, wenig für uns brauchbare gemeinsame Züge als Charakteristik dieser Uebergangszeit hervor. Am ehesten wird noch die „geistige Gährung“, die Loslösung von der Autorität, der natürliche Trieb zur Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit u. dgl. mehr hervorgehoben, womit auch die entscheidende Ausbildung der Physiognomie um diese Zeit in Zusammenhang gebracht wird. Der große Seelenkenner Aristoteles hat u. A. einen Vergleich zwischen Jugend und Alter, allerdings nur in groben Umrissen, gezogen, bei dem die Kennzeichnung der Jugend anscheinend am ehesten die Zeit zwischen dem Eintritt der Pubertät und dem Ende des Wachsthums meint. In Kürze sind die Eigenthümlichkeiten, die er der Jugend als gegensätzlich zum Alter zuschreibt, folgende. Vor Allem tritt als seelischer Besitz der Jugend das hervor, was sich für uns als Hochsinnigkeit oder Großherzigkeit oder als Großzügigkeit des seelischen Lebens bezeichnen läßt, im Gegensatz zur Kleinherzigkeit, zum Kleinmuth des höheren Alters. Damit steht weiterhin in Zusammenhang die Selbstlosigkeit der Jugend gegenüber der Selbstliebe des Alters; dann die Vorliebe jener für das Edle, für das ästhetisch und ethisch Werthvolle (wörtlich: das Schöne), gegenüber der Neigung des Alters zum Nützlichen; ebenso kommt dort das in Betracht, was an sich oder schlechtweg gut ist, hier das, was für die betreffende Person gut ist. Eine weitere Beschreibung der jugendlichen Denkweise ergiebt, was wir kurz das Dogmatische nennen können. — Wird man nun auch diesen nur eben ungefähren Charakteristiken keinen besonderen theoretischen Werth beilegen, so lassen sie sich doch als eine beachtenswerthe Anregung für die Pädagogik betrachten; eine solche Einwirkung auf die reife Jugend, die jene Eigenthümlichkeiten nicht berücksichtigt, nicht verwerthet, die sie nicht vor gefährlichen Uebertreibungen behütet, wird einer entwickelten Pädagogik nicht würdig sein.

Schriftsteller, die dazu gelangen, die seelische Beschaffenheit der uns hier interessirenden Altersstufe zu kennzeichnen, halten sich vorwiegend nur

an eine oder die andere Eigenthümlichkeit, oder sie sprechen mehr nur im Ungefähren von der dem jungen Menschen eröffneten neuen Welt. So spricht Jean Paul in seinem pädagogischen Werk, in der „Levana", von der Zeit, „wo der Halb- und Dritteljüngling (oder das Mädchen) seine neue Amerikas-Welt des Geschlechts entdeckt", von der Zeit „der geistigen Frühlingsstürme" mit ihrem Gegengewicht gegen diese: den „Stunden der schönsten Träume, der Ideale, der höchsten Begeisterung für alles Große", und räth dem „erziehenden Wächter", er solle das eine ihm noch zur Verfügung stehende Gegengewicht dem jungen Herzen zufügen: „nämlich den Kopf; d. h. er spare auf dahin irgend eine neue Wissenschaft, irgend ein Ziel ergreifender Thätigkeit, irgend eine neue Lebensbahn auf"; ein Rath, der bezüglich des Unterrichtswesens die Folgerung in sich enthält, in diese Zeit der Jugend einen Uebergang von einer niederen zu einer höheren Schulstufe zu verlegen. Jean Paul hat nun auch in einem seiner Romane, in den „Flegeljahren", ein Stück Jugendpsychologie dichterisch dargestellt; welche Entwickelungsstufen dabei speciell gemeint sind, würde erst eine nähere Analyse dieses Werkes lehren. In der „Levana" spricht Jean Paul ausdrücklich von den „Kindern in der unmannbaren und Flegelzeit" und zwar in dem Sinne, daß damit ganz streng die Altersstufe vor der Pubertät gemeint ist. Anscheinend wird dabei von der unmannbaren Zeit bezüglich der Mädchen und von der Flegelzeit bezüglich der Knaben gesprochen; eine Ausdrucksweise, die also verhindert, die Flegeljahre den Jahren des „Backfisches" an die Seite zu stellen.

Eine besonders breite Darstellung ist dem Jugendalter, namentlich dem weiblichen, gewidmet worden von der französischen Schriftstellerin Necker de Saussure in ihrem dreibändigen Werk „L'éducation progressive ou étude du cours de la vie". Hier sind die einzelnen Altersstufen je in einer besonderen Betrachtung dargestellt. Allein auch hier kommt es zu keiner genügenden Präcision in der Beschreibung der Thatsachen, selbst abgesehen von dem stark fühlbaren religiösen Zug der Darstellung, der mit dem großen Einfluß der klösterlichen Erziehung in Frankreich zusammenhängen dürfte. Auch der treffende Satz, den wir unseren Zeilen als Motto vorangestellt, scheint in jenem Werk nicht so eingehend durchgeführt zu werden, wie er es verdienen würde, wie er aber vielleicht auch erst auf Grund neuerer Forschungen durchgeführt werden könnte. In der Behandlung der Pubertätszeit, jenes „Zustandes einer Fluctuation", kommt es der Verfasserin, wenigstens für das weibliche Geschlecht, zunächst darauf an, daß hier die jugendliche Seele sich selber findet, und daß ein erhöhtes Innewerden der Existenz dem jungen Menschen eine unbekannte Welt eröffnet (Alors l'âme se reconnaît: un sentiment de l'existence, plus fort, plus profond, plus intime, ouvre à la jeune personne un monde inconnu"). Dies gilt also für das Alter von 16 bis 18 Jahren, von der Verfasserin als adolescence bezeichnet. Mit 18 Jahren beginnt die eigentliche Jugend,

jeunesse, und endigt die planmäßig überlegte Erziehung, obschon eine Erziehung überhaupt (d. i. hier: Vervollkommnung des Individuums) stetig von der Geburt bis zum Tod gehen solle. Die Zeit gerade vor dem kritischen Uebergang wird bezüglich der Mädchen so geschildert, daß wir darin die Flegeljahre wiederfinden („une pétulance excessive" u. s. w.), und zwar mit einer ganz scharfen Unterscheidung von der kommenden Zeit des „instinct de pudeur" mit seinen „secrets avertissements".

Als ein deutsches Gegenstück zu jenem französischen Werk darf die „Erziehungslehre" von Fr. H. Chr. Schwarz bezeichnet werden, die, zuerst 1802 erschienen, zu den bedeutendsten Leistungen in der Geschichte der Pädagogik gehört. Auch sie nimmt Rücksicht auf die Reihe der jugendlichen Entwicklungsstufen; sie bietet immerhin einiges Präcisere zur Erkenntniß der fraglichen Verschiedenheiten (das wir denn auch zum Theil im Vorigen verwerthet haben), aber immer noch viel Moralisirendes. Allein auch aus ihr wird, wer zu einer solchen Erkenntniß und zu ihren Anwendungen gelangen will, manche nähere Förderung seiner Einsicht schöpfen; so wenn die Uebergangsperiode u. A. charakterisirt wird durch „eine Unbestimmtheit der Kraft, welche sich mehr in das Innere zurückzuziehen scheint, gleichsam um so im Geiste, wie im Körper, an Festigkeit zu gewinnen". Von dem, was hier weiterhin als die „Abweichungen" erscheint, zu denen das Jünglingsalter neigt, dürfte die der Heftigkeit und des Jähzorns noch am ehesten als eine greifbare Eigenthümlichkeit dieser Altersstufe gelten können.

Eine in erfreulicher Weise präcise, aber hinwider doch einseitige Darstellung des seelischen Zustandes in der fraglichen Zeit hat Friedrich Paulsen (in einem Artikel des erwähnten Encyklopädischen Handbuches) gegeben. Ihm ist diese Altersstufe die der „Aufklärung". Wie es im Leben der Völker eine allgemeine Entwicklungsstufe, eben die der Aufklärung giebt, so gebe es eine solche auch im Leben des Einzelnen. War das unmündige Wesen in den ungefähr ersten zwei Septennien des Lebens stets von fremdem Willen geleitet, hatte es mit fremden Gedanken gedacht und dieses Verhältniß so ohne Weiteres hingenommen, so trete nun, in engem Zusammenhang mit der Entwicklung des leiblichen Organismus, ziemlich plötzlich eine tiefgreifende Wandlung ein: „der Wille beginnt sich gegen die fremde Autorität zu sperren und Selbstständigkeit zu fordern, und ebenso verlangt der Verstand das Recht, mit eigenen Gedanken die Dinge zu denken." Die Entdeckung von bisher unbekannten Dingen „giebt dem Verstande des angehenden Jünglings eine Richtung auf Zweifel und Kritik, die dem Knaben fremd ist. Er versucht nun überall, hinter die Dinge zu kommen, zweifelnd, ob man nicht auch in anderen Stücken den Unmündigen mit täuschenden Reden hingehalten habe." „So nimmt das Denken leicht eine Richtung auf allgemeines Räsonniren und Negiren." Daraus aber erhebt sich unter günstigen Umständen „der männliche Drang, die Wahrheit zu suchen", und

was sonst den Bestand des reifen Alters ausmacht. Daß es zum Hinweghelfen über jene kritische Periode einer besonderen Erziehungskunst bedarf, wird hier in begreiflicher, aber gegenüber der sonstigen Vernachlässigung dieser pädagogischen Aufgaben nicht eben selbstverständlicher Weise energisch betont.

Eine Fortsetzung des Ueberblicks über die Versuche, dieser Altersstufe eine bestimmtere Erkenntniß abzugewinnen, führt uns zu der Herausarbeitung von noch zwei anscheinend richtig beobachteten Eigenthümlichkeiten: der Wandelbarkeit und der gesteigerten Reizbarkeit in dem Seelenzustand der heranreifenden Jugend. „Die diesem Alter eigenthümliche Wandelbarkeit der Neigungen, Entschließungen und Bestrebungen" wird hervorgehoben von G. Baur in dem Artikel „Entwicklung" in K. A. Schmids „Encyklopädie der Pädagogik"; ein ihn ergänzender Artikel „Entwicklungsperiode" von R. Köhler kommt mit früheren Ausführungen von uns insofern überein, als er sagt: „Für das innere Leben dieser Altersstufe ist die Richtung auf das Ideale Naturgesetz." Beide Darstellungen setzen wiederum die Pubertätsperiode mit den Flegel- und Backfischjahren gleich. — Das Merkmal einer „gesteigerten Reizbarkeit", das allerdings wiederum einer genaueren Erläuterung bedürfte, wird als Kennzeichnung der Pubertätszeit gelegentlich in einer kleinen Studie betont, die wiederum ähnlich wie das Werk der Frau Necker im Ganzen mehr moralische als psychologische Absichten verfolgt. Der Pädagoge E. Lentz hat in einer „Betrachtung für Schule und Elternhaus" über „Das Entwicklungsalter unserer männlichen Jugend" seinen guten Rathschlägen eine allerdings mehr äußerliche Beschreibung dieses Entwicklungsalters vorausgeschickt, aus der aber einigermaßen präcis nur eben dieses Merkmal einer gesteigerten Reizbarkeit, und zwar ohne nähere Bestimmungen, hervortritt.

In jüngster Zeit haben Psychologen und Pädagogen ein bereits seit Längerem bestehendes, nach den neuesten Zusammenstellungen litterarisch bis in's Jahr 1787 zurückreichendes Forschungsgebiet genauer zu pflegen begonnen: das Studium der Kindesseele. Es handelt sich dabei hauptsächlich um die Zeit, in der sich die elementarsten Thätigkeiten und Dispositionen der Seele entfalten, und in der die enge und leicht erkennbare Verbindung dieses Seelenlebens mit dem leiblichen Leben die Forschung durch die der Wissenschaft vom leiblichen Leben eigenen Vortheile bereichert; also vor Allem um die ersten drei Jahre des Lebens. Insonderheit hat sich dieser Forschungszweig in Amerika entfaltet, und da wieder vornehmlich an der Clark-Universität in Worcester (Mass.) unter den Bemühungen des Psychologen Stanley Hall, von dessen einzelnen Beobachtungsergebnissen jetzt manches auch durch die Tageszeitungen bekannt wird. In Berlin hat die neue „Zeitschrift für pädagogische Psychologie" ganz besonders auch dieses Thema in ihr Programm aufgenommen. Außerdem besteht hier ein Verein für Kinderpsychologie, ähnlich angelegt wie der Londoner Zweig-

verein des „Britischen Verbandes für Kindesforschung". Der Berliner Verein setzt als seinen Zweck „die Erforschung der geistigen Entwicklung der Kinder" an; der Londoner Verein greift insofern weiter, als er nicht nur das Kindheits-, sondern auch das eigentliche Jugendalter in seine Thätigkeit einbezieht. Er will die hier in Betracht kommenden Personen interessiren für „die systematische Beobachtung von Kindern und jungen Leuten, mit dem Zweck, einen besseren Einblick in die Natur des Kindes zu gewinnen und für humanere und wissenschaftlichere Methoden zur Behandlung der Jugend zu sorgen." Näheres über diese Programm-Erweiterung der Kindesforschung, des „child-study", ist uns allerdings noch nicht bekannt; sie scheint auch innerhalb dieser ganzen modernen Forschungsarbeit vereinzelt dazustehen.

III.

Und doch drängt so Vieles im jetzigen Zustand der Pädagogik auf diese Programm-Erweiterung hin. Vor Allem die in ihr selber liegende Tendenz, sich in der Richtung dessen, was man die Klitterung der Schulstufen nennen könnte, von unten nach oben zu erweitern. Sie hat sich als Pädagogik der untersten Schulstufe, als Volksschulpädagogik, seit längerem fest und breit entwickelt, hat dann ihre Anwendung auf die höheren Schulen, die kurz so zu nennende Gymnasialpädagogik, seit einiger Zeit wenigstens halbwegs entfalten können und besitzt neuestens kräftige Versuche, den ihr noch fast ganz fehlenden Theil, die Hochschulpädagogik, zu schaffen. Für alle diese neuen Anläufe bedarf sie einer gründlichen Kenntniß der Beschaffenheit aller in Betracht kommenden Altersstufen, insbesondre derer, die auf das — immerhin schon einigermaßen bekannte — Alter der eigentlichen, im engeren Sinn unmündigen Kindheit folgen. Nehmen wir ein Beispiel ganz aus dem praktischen Unterrichtsleben. An hohen Schulen wird, zumal beim naturwissenschaftlichen, medicinischen, auch kunstwissenschaftlichen Unterricht, über eine mangelnde Ausbildung der Fähigkeit junger Leute, richtig zu sehen, geklagt. Daß eine solche Ausbildung, ein derartiges Sehenlernen nöthig ist, und zwar *vor* dem hochschulmäßigen Studium, darüber wird wohl allgemeine Uebereinstimmung herrschen. Anders steht es mit der Frage, in welchem Lebensalter dieses Sehenlernen am natürlichsten geschieht, und an welcher Stelle es in die Klitterung der Schulstufen am zweckmäßigsten einzureihen ist. Das nun, was wir im früheren über die geistigen Verhältnisse des Menschen vor und nach dem Pubertätseintritt gesagt, stimmt gut zusammen mit dem uns bekannt gewordenen Rathschlage eines auch pädagogisch interessirten Naturforschers: danach wäre jenes Sehenlernen entschieden in die vorwiegend receptive, die Außenwelt verhältnißmäßig treu aufnehmende und wiedergebende Kindeszeit vor der Pubertät zu verlegen. In Zusammenhang damit darf wohl auch der Versuch des

Verfassers dieser Zeilen erwähnt werden, die sogenannte Gymnasialfrage dadurch zu „lösen", daß der Hauptstamm des realistischen Bildungsstoffes vor, der Hauptstamm des idealistischen Bildungsstoffes — um diese kurzen Schlagworte zur Verständigung zu benützen — nach der Pubertät gepflegt werde; also eine Ersetzung des „Entweder- Oder" durch ein Nacheinander.

* * *

Blicken wir auf die hier sowohl aus anderen Quellen mitgetheilten als auch von uns selber gegebenen Beschreibungen zurück, so ist doch immerhin Aussicht vorhanden, über die Schwierigkeiten der Sache und über die Voreiligkeiten der Autoren im Zusammenwerfen des Verschiedenen und im Erklären des Festgestellten hinaus zu einem klaren Ueberblick zu gelangen. Vor Allem scheint es wichtig zu sein, die Erscheinung der sogenannten Flegeljahre von der des eigentlichen Pubertätsüberganges zu scheiden, so sehr es auch bei den meisten Betrachtern dieser Dinge üblich ist, beide zeitlich gleich und als Grund und Folge anzusetzen. So viel wir sehen können, beginnt beim männlichen Geschlecht die „Flegelzeit" bereits eine geraume Zeit vor der Pubertät und dauert je nach Umständen noch zum Theil in diese hinein, ohne jedoch von ihr abhängig zu sein — vielmehr scheint uns sogar ein Gegensatz zwischen der Intimität des erwachenden Geschlechtsgefühls und dem so garnicht intimen Wesen des Flegelthums zu bestehen. Dieses zeigt sich als zusammengesetzt aus Zügen der Derbheit, des Uebermuths, des Trotzes und zwar sowohl im Denken und Sprechen als auch — wohl am auffälligsten — in den Bewegungen der Extremitäten; der häusliche Kreis reicht für den Ausdruck der übermächtigen Lebenskraft in den Armen und Beinen nicht zu und muß durch den Kreis der „Straße" erweitert werden, so daß sich der „Flegel" zum „Gassenjungen" steigert. Für das weibliche Geschlecht dürfte dies alles im Wesentlichen ebenfalls gelten, nur mit einer begreiflichen Abschwächung; allein um so schärfer tritt hier der Gegensatz auf zwischen der früheren Zeit, da auch das Mädchen sich einigermaßen durch lebhafte Bewegungen seiner Extremitäten austollt, und der dem Pubertätseintritt folgenden Zeit, in der gerade diese Ueppigkeit der Bewegungen sozusagen gebrochen wird. Der weibliche „Flegel" ist in dieser Beziehung scharf zu unterscheiden von dem „Backfisch": dort das ganze Kind, hier halb Kind, halb reifer Mensch. Immerhin können und müssen in diese spätere Zeit Züge jener früheren hineindauern.

Die Frage nun, worauf die erwähnten Eigenschaften der Flegelzeit zurückzuführen seien, läßt sich zunächst beantworten durch den allgemeinen Hinweis darauf, daß mit dem Aelter- und Reiferwerden überhaupt auch eine solche Periode einmal kommen müsse. Im Besonderen aber scheint es uns, daß die Lebhaftigkeit des Wachsthums in dieser Zeit, das wohlbekannte „Aufschießen" des jugendlichen Körpers, Reize auf ihn ausübt, die sich dann als die im Vorigen beschriebenen Eigenthümlichkeiten des Flegelthums ent-

laden. Diese Erklärung gilt einerseits sowohl für das männliche als für das weibliche Geschlecht und hält andererseits die zu erklärenden Thatsachen unabhängig von der eigentlichen Geschlechtsentwickelung. Natürlich muß jenes „Aufschießen" mit dem Beginn der Pubertät durchaus nicht zu Ende sein; namentlich beim männlichen Geschlecht dürfte es noch ein gutes Stück weit fortdauern. Dann bleiben die älteren, die „Flegel"-Eigenschaften neben den neuen, den Pubertäts-Eigenschaften bestehen, gerathen aber natürlich mit diesen, die zu ihnen ja großentheils gegensätzlich sind, in Zusammenstoß und in ein halb feindliches, halb ausgleichendes Spiel, das zu der widerspruchsvollen Mischung in dieser Entwickelungsperiode der jungen Seele ein besonderes Stück beiträgt. Sofern beim weiblichen Geschlecht der Zustand vor und der Zustand nach dem kritischen Punkt, abgesehen von Stimmungsänderungen kurz vorher, sich schärfer scheiden, wird hinwider jenes Gegeneinanderwirken belangloser, das Neue überwältigt schneller das Alte, als dies beim Jüngling geschieht, und der ungefähre Abschluß des Ausreifens geschieht auch aus diesem Grunde hier schneller (etwa mit dem 18. Jahr oder noch früher), beim männlichen Geschlecht entsprechend langsamer (mit einem Hinziehen vielleicht bis zum Anfang der 20er Jahre, das aber nicht überschätzt werden darf). So bekommt die theoretische Betrachtung und praktische Beachtung dieser Dinge beim Jüngling länger zu thun als bei der Jungfrau.

Innerhalb dieses von Widerstreiten erfüllten Zustandes bedarf also das Neue, das der „Nachflegelzeit" specifisch Eigene, einer endlichen genaueren Beschreibung und dann einer Unterscheidung dessen, was daran auf den Geschlechtswandel zurückgeht, und dessen, was davon unabhängig und nur Sache des vorgeschrittenen Bildungsprocesses überhaupt ist. Von den drei Hauptmerkmalen, die wir dabei hervorgehoben hatten: dem Entfalten dessen, was kurz die höheren Seelenkräfte zu nennen ist, dann dem Hervortreten des Productiven und schließlich dem so zu sagen romantischen Zug der Jugend, erschienen uns damals nur die zwei letzten als Zeichen des Pubertätsüberganges als solchen. Was dann im Folgenden noch von verschiedenen Seiten her zur Erweiterung der Kenntniß dieser Nachflegelzeit beigebracht wurde: die „idealistischen" Züge gegenüber den „realistischen" von früher oder die Richtung auf das Ideale, dann das Streben nach Selbstständigkeit, die „Aufklärung", ferner die Wandelbarkeit und die Reizbarkeit (auch Heftigkeit 2c.) des Seelenlebens in dieser Zeit, endlich das „Sichfinden", das diese Entwickelungsstufe kennzeichnen soll: das Alles wird wohl nicht vor einer genaueren Fassung dieser Charakteristiken und einer Scheidung ihrer Zugehörigkeit zur früheren oder zur späteren Altersstufe und hier hinwider zu der Pubertätsentwicklung oder blos zum Altersfortschritt überhaupt theoretisch und praktisch brauchbar werden. Das hier als Idealismus bezeichnete zerfällt wegen der Mehrdeutigkeit dieses Ausdrucks in ein Bündel einzelner Züge; das Streben nach Selbstständigkeit ist ver-

muthlich dem Flegelalter in höherem Maß eigen als dem Pubertätsalter, das vielmehr in der Kraft einer liebevollen Hingebung seinen Vorgänger übertreffen dürfte. Hingegen scheinen uns die zwei, verhältnißmäßig präcis zu fassenden Erscheinungen der Wandelbarkeit und der Reizbarkeit und die allerdings weniger präcis zu fassende, aber doch richtig gefühlte des Sich-findens noch am ehesten und directesten auf die Nachflegelzeit und auf die Pubertätsgrundlage dieser Zeit hinzudeuten.

Alles hier über die fragliche Zeit Gesagte gilt zunächst im Allgemeinen von beiden Geschlechtern, aber doch mehr vom männlichen als vom weiblichen. Die Eigenarten dieses gegenüber jenem machen zwar die Verschiedenheit der späteren von der früheren Zeit größer bei ihm als beim anderen Geschlecht; allein trotzdem muß von unserer allgemeinen Beschreibung der Pubertätsstufe für das weibliche Geschlecht etwas abgezogen werden. Insbesondere ist das „Productive" naturgemäß hier weniger zu erwarten als dort; aber auch das Streben nach Selbstständigkeit dürfte, soweit es überhaupt in diese Zeit hereingehört, bei der weiblichen Jugend geringer sein als bei der männlichen. Die weiblichen Eigenschaften nun, auf die diese Verschiedenheiten zurückgehen, werden hinwider der weiblichen Pubertätsstufe positive Züge verleihen, die der männlichen fehlen. Eine zureichende specielle Beschreibung von ihnen vermissen wir noch; vorläufig gilt der bekannte Name „Backfisch" an Stelle einer solchen Beschreibung.

Manchem wird nun Alles, was wir hier zur Beschreibung und Erklärung der fraglichen Dinge, also rein theoretisch, vorgebracht haben, recht gleichgiltig erscheinen gegenüber den Anwendungen, die davon für das praktische Leben zu machen sind, insbesondere für die Erziehung im Haus und in der Schule. Vor Allem wollen Eltern oder ihre Vertreter wissen, wie sie sich eben jenen neuen Erscheinungen gegenüber, die bei der ihnen anvertrauten Jugend hervorbrechen, und die beinahe den Eindruck von Räthselaufgaben machen, verhalten sollen. Die Anweisungen, die wir darüber geben möchten, lassen sich wohl in den einen dreifachen Rath zusammenfassen: wahrhaftig, schonend und naturgemäß vorzugehen. Mit der Wahrhaftigkeit muß allerdings voller Ernst gemacht werden; Halbheiten sind hier voraussichtlich schlimmer als directe Unwahrheiten. Verheimlichungen und gar Verhüllungen konnten dem Kindesalter gegenüber, auch wenn sie an sich nicht zu empfehlen waren, doch wenigstens einigermaßen leicht durchgeführt werden; dem späteren Alter mit seinem Bedürfniß nach Erfassen der eben jetzt sich erschließenden Welt und nach „Aufklärung" widersprechen sie so, daß sie einen Kampf heraufbeschwören, in welchem sie über kurz oder lang unterliegen müssen. Schonend soll unser Verhalten gegen diese Jugend natürlich nicht in dem Sinn einer Verweichlichung sein, sondern vielmehr in dem Sinn, daß die Keimungsvorgänge innerhalb dieses seelischen Zustandes vor Hemmungen aller Art bewahrt bleiben. Das ganze Unfertige dieser Zeit muß als solches behandelt und einer normalen Ent-

wickelung überlassen oder entgegengeführt, nicht wie ein Fertiges belastet werden. Insbesondere gilt dies von den Thätigkeiten, zu denen die am meisten in Umbildung und Wachsthum befindlichen Körpertheile in Anspruch genommen werden. Solche sind vor Allem die Stimmorgane; das Singen soll während dieser Zeit (auch beim Mädchen) gänzlich eingestellt werden; u. dergl. m. Die Forderung des Naturgemäßen geht vor Allem dahin, alles Gekünstelte in der Einwirkung auf den jungen Menschen zu vermeiden. Manche besonders klug scheinende pädagogische Bemühungen, z. B. die „veranstalteten Situationen", wie sie u. A. bei Rousseau vorkommen, ergeben doch nur Künstelungen, die mindestens überflüssig sind. Auch die Vernachlässigung des ersten Bestandtheiles unseres obigen Rathschlages, d. i. der Wahrhaftigkeit, führt zu solchen Künstelungen, und andererseits tragen hinwider diese bei zur Begünstigung der Unwahrhaftigkeit. Die wichtigste Stelle für die Befolgung des Rathes vom naturgemäßen Vorgehen dürfte die schon erwähnte Klitterung der Schulstufen sein. Dem jungen Wesen, in seinen so wesentlich verschiedenen Verfassungen vor und nach dem kritischen Uebergang, ein und dieselbe Schulwelt zumuthen, zumal aber das Kind mit dem für die eigentliche Jugend passenden Bildungsstoff belasten und doch dabei hinwider das versäumen, wozu gerade das Kindheitsalter vorzüglich angelegt ist — also kurz: die mehr idealistischen Bildungsstoffe verfrühen und die mehr realistischen verspäten — das ist eine der stärksten Unnatürlichkeiten unserer Cultur.

Noch ein Zug der eigentlichen Jugendzeit war in unseren Darstellungen nur eben eingeschlossen. Es ist der, über die weltschmerzlichen Anwandlungen bald hinauskommende Zug der Hoffnungsfreudigkeit gegenüber dem, was kommen wird. Noch das Kind lebte mehr in seiner Gegenwart, und der reife Mensch thut es erst recht. Beim heranreifenden Individuum der ersten Geschlechtszeit spitzt sich der größte Theil seines Lebens und Webens auf die Zukunft zu. Dieser Zug muß in der Behandlung unserer Jugend ebenfalls beachtet und liebevoll gepflegt werden, bis dann der, das Ende der Wachsthumszeit charakterisirende „Bruch" oder „Riß" kommt, der — angesichts getäuschter Illusionen — über die Zukunftsseligkeit der Jugend hinaus dem reifen Leben entgegenführt und ebenfalls sowohl noch einer Erforschung des Thatsächlichen, als einer eigenen Kunst der erzieherischen Pflege bedarf. Mag dies einer eigenen Betrachtung verbleiben; sie wird mit Anderem dazu führen, für den bisher weitaus am wenigsten beachteten Theil der Erziehung, für ihren Abschluß bei der die höchste Ausbildung suchenden Jugend, die Aufmerksamkeit zu schaffen, die dafür heute noch in so bedauerlicher Weise fehlt. Es handelt sich hier um die bildende Einwirkung, die nach den gegebenen Verhältnissen zumeist auf unseren Hochschulen vor sich geht, und deren Praxis und Theorie daher schlechtweg, wie schon erwähnt, als Hochschulpädagogik bezeichnet wird. Für sie ist eine Pflege der Jugendpsychologie von der Pubertätsstufe an bis zum Ende der Wachs-

thumszeit ganz besonders erforderlich, und die Förderung der einen von diesen beiden Angelegenheiten wird der Förderung der anderen zu Gute kommen.

Für den gesammten Verlauf der seelischen Entwicklung des Menschen aber mag uns ein alter Sinnspruch in Erinnerung kommen, der da lautet:

Dem Kinde nicht den süßen Glauben,
Die Hoffnung nicht dem Jüngling rauben,
Dem Manne Muth und Thatkraft nähren,
Dem Greise stille Rast gewähren:
Das sind der Menschheit stille Pflichten,
Nach ihnen wird die Gottheit richten.





Künstlerseele.

Von

J. Hutten.

— Tilsit. —

Rolf Strömer war ausgegangen, um Ruhe und Erholung zu suchen, und befand sich plötzlich im dichtesten Menschenstrome. Er kannte noch so wenig die Umgebung von Berlin, obgleich er seit Jahren in der Stadt lebte, daß er rathlos sich fragte, was wohl eine solche Anziehungskraft auf all die Leute ausüben mochte. Da schob sich eine Hand in seinen Arm, und eine laute, fröhliche Stimme sagte: „Also auch einmal hier draußen, Herr Professor, das ist vernünftig von Ihnen. Erlauben Sie mir, Ihnen bei dieser Gelegenheit gleich zur Ernennung zu gratuliren!"

Ehe noch Strömer seinen Dank hatte aussprechen können, fuhr Rechtsanwalt Eberhard lebhaft fort: „Sie dürfen stolz sein — so jung schon Professor an der Hochschule! Sie haben's freilich auch verdient. Ich versäume kein Concert, in dem ich Sie hören kann."

„Man erfährt nicht überall solch' liebenswürdige Beurtheilung, Professor Annenberger —"

„Neid, Mißgunst, lassen Sie sich's nicht anfechten. Das ist der Kampf um's Dasein, er treibt auch giftige Blüthen. — Aber ich denke, Sie wollen zu Hempel, sich die Belustigungen des Volkes einmal ansehen," unterbrach er sich, da Strömer am Eingange zum Local vorüber ruhig seinen Weg fortsetzte.

Der Professor sah erstaunt um sich. Wahrhaftig, hier hinein schien der ganze Menschenstrom zu münden. Unschlüssig blieb er stehen und sagte zögernd: „Ich bin hier unbekannt, vermeide gern jedes Gedränge."

„Aber der Garten und das Tanzlocal sind sehenswerth," meinte Eberhard überredend. „Sie müssen doch auch müde und durstig sein."

Halb widerwillig begleitete Rolf Strömer den Rechtsanwalt. Der Garten, das mußte er zugeben, war wunderschön, und es that wohl, unter dicht belaubten Bäumen zu wandeln, nachdem man soviel Hitze und Staub geschluckt. Eberhard hatte mit kundigem Blick einen besonders günstigen Platz entdeckt und zugleich dem Kellner Auftrag gegeben, zwei Tassen Kaffee zu bringen, sodaß schon nach einer Viertelstunde der Professor erfrischt und gestärkt zugeben mußte, es sei keine üble Idee gewesen, hier einzukehren. Nach einer Weile schlug der Andere vor: „Nun wollen wir uns noch ein wenig im Saale den Tanz ansehen."

Der Professor sträubte sich. „Ich will Ihnen nicht hinderlich sein, lieber Eberhard, aber lassen Sie mich ruhig hier allein. Ich raste noch eine Weile und kehre dann zur Stadt zurück."

Davon wollte der Rechtsanwalt nichts wissen. „Wenn Sie wirklich zum ersten Male hier sind, so müssen Sie sich doch auch das eigenartige Treiben da drinnen ansehen. — Muth, Muth, ce n'est que le premier pas qui coûte."

Lachend schob er dabei seinen Arm durch den Rolf Strömers und setzte auch diesmal seinen Willen durch. Freilich, als beim Betreten des großen Saales Hitze und Lärm ihnen entgegenschlugen, schien es, als wolle der Professor doch noch die Flucht ergreifen, aber es bedurfte keiner Anstrengung von Seiten Eberhards, dies zu verhindern — das besorgten ein paar kräftige Bogenstreiche, die eben einsetzten, um eine neue Runde im Tanze zu begleiten.

„Was ist das?" fragte Strömer stutzend.

„Sonst wird hier nach Clavier getanzt, aber da der gewöhnliche Spieler erkrankt ist, hat für ein paar Wochen ein Geiger sein Amt übernommen. Wie mir scheint, kein schlechter Tausch."

Es erfolgte keine Antwort, und das Gedränge riß bald den Begleiter von seiner Seite. Nach einem vergeblichen Versuch, ihn wieder zu erreichen, wandte sich Eberhard den Tanzenden zu und spähte mit unternehmenden Augen nach einer geeigneten Partnerin aus. Er glaubte, ein gutes Werk gethan zu haben, indem er den Professor, der, wie Jedermann wußte, nur seiner Kunst lebte und darüber Geselligkeit und Gesundheit vernachlässigte, in das muntere Treiben hier gelockt hatte, und ahnte nicht, wie wenig jener seinen Erwartungen entsprach.

Für Strömer besaßen weder Tanz noch Tänzerinnen Anziehungskraft, nur nach der Geige hörte er und diesem vollen, starken Ton, der selbst in dem Gebrumme und Gewirre rundum zur Geltung kam. Die Menschenmenge trennte ihn von dem Spieler und verbarg ihm dessen Anblick. Nur mühsam konnte er sich vorwärtsschieben, um einen günstigeren Platz zu erlangen. Da schwieg die Musik, die Paare lösten sich, und neue traten zum Tanze an. Der Geiger veränderte seine Stellung, Strömer blickte direct in sein Gesicht und fuhr betroffen zurück. Einen Moment schwankte er, ob

er vorwärtsstreben, des Spielers Aufmerksamkeit auf sich lenken sollte, aber dann überließ er sich willenlos dem Getriebe, das einer mächtigen Fluthwelle gleich, ihn wieder zum Eingange des Saales zurückführte. Hier setzte er sich zur Wehr und rettete sich in eine Fensternische. Sein niemals blühendes Gesicht war vollständig farblos geworden, sein Athem ging schwer. Dies Wiedersehen — gerade jetzt — wenige Tage nach seiner Ernennung!

Er war wie betäubt, und doch rang sich bald ein Gedanke aus dem Wirrsal seiner Empfindungen hervor: er müsse erfahren, ob er sich auch keiner Täuschung hingebe. Einen vorbeistürzenden Kellner erfaßte er am Arm und legte ihm die Frage nach dem Namen des Geigers vor.

„Franz Urbani!“ Damit tauchte der Mann wieder im Gewühl unter. dem Professor keine Zeit zu weiteren Fragen lassend. Dieser hätte auch nicht so schnell die Fassung dazu gefunden, der Name schien wie ein Schlag auf ihn gewirkt zu haben.

Erst nach einer Weile hatte er sich soweit gesammelt, daß er mit allen Kräften streben konnte, den Garten zu gewinnen. Doch widmete er weder den schönen Bäumen einen Blick, noch dem Gefährten, der ihn hierher geführt, einen Gedanken, sondern schritt gesenkten Hauptes auf die Landstraße hinaus. —

Trotz der starken Ermüdung, mit der er am späten Abend daheim eintraf, fand er in dieser Nacht nicht viel Schlaf. Geister der Vergangenheit, die sich oft schon geregt, waren erwacht und ließen sich nicht, wie früher so manches Mal, zur Ruhe bringen. Das Gesicht hatte es ihm angethan, in das er heute einen Blick geworfen. Was hatten die 14 Jahre, in denen er Franz Urbani nicht gesehen und nichts von ihm gehört hatte, aus dem schwärmerischen Jünglinge gemacht! Ein Augenblick hatte genügt, ihm die Geschichte dieser Jahre klar zu legen: Kämpfe um's tägliche Brod, Ringen um den Erfolg und langsames Unterliegen. Aber trotz unleugbarer Spuren von Verfall, trotz der ein wenig glasigen Augen, die auch von Alkoholgenuß sprachen, welch ein Spiel noch immer, welch' wilde Genialität, welche Kraft in jedem Bogenstrich! Das war es, was die Künstlerseele Rolf Strömers packte und an seinem Gewissen rüttelte.

Damals, als Franz ihm halb Lehrer, halb Freund gewesen, hatte Rolf noch nichts von der Begabung, die in ihm selber steckte, gewußt, denn in seinem Heimatstädtchen und im Elternhause hatte er nie Gelegenheit gehabt, gute Musik zu hören. Alles, was er von Anregung genossen, war ihm von Franz Urbani gekommen, diesem armen Knaben aus kinderreicher Familie, dessen ganze Seele nach Musik lechzte, nur für Musik zu athmen schien. Und was in ihm lebte, hatte er allmählich auf Rolf übertragen, der durch ihn erst sein eigenes Talent entdeckte. Es mußte auch ein hervorragendes sein, sonst hätte alle Förderung, die er durch seine wohlhabenden Eltern erfuhr, nicht solche Früchte tragen können.

Was für schöne selige Stunden waren das gewesen, wenn er mit Franz zusammen in Musik- und Zukunftshoffnungen geschwelgt hatte! Aber dann entwickelte sich ein brennender Ehrgeiz in ihm; er wollte es nicht nur dem Freunde gleich thun, er wollte ihn überholen, und mit dem Erfolge wuchs das böse Gefühl und vergiftete mehr und mehr seine Seele. Wenn er es gewollt, wenn er recht innig seine Eltern darum gebeten, sie hätten in ihrer Freude an seiner Entwickelung sich auch des armen Nachbarknaben angenommen; aber er hatte es nicht gewollt. Er hörte, er fühlte es, daß die Auffassung Franz Urbanis die genialere war, darum mußte er wenigstens in technischer Hinsicht ihn überflügeln, und es gelang seinem unermüdlichen Fleiß, seiner Hingebung. — Wie die Abschiedsstunde vor seiner Seele stand, als der Freund ihn ziehen sah nach dem Ziel von Beider Sehnsucht, nach Berlin, und daheim bleiben mußte im Arbeitsjoch!

Erst in Berlin, in dieser ihm neuen Welt, bei ernster Arbeit, Schwelgen in erhabenster Musik, war langsam die Künstlerseele in Rolf Strömer erwacht. Sie wandelte allmählich seinen häßlichen leidenschaftlichen Ehrgeiz in einen edleren um und ließ ihm sein Handeln Franz gegenüber in seiner ganzen Verwerflichkeit erscheinen. Aber dieser Proceß hatte zu lange gedauert, denn als er zum ersten Male seine Eltern nach dem Freunde fragte, dessen beide einzige Briefe er unbeantwortet gelassen, erfuhr er, daß man im Städtchen nichts mehr von der ganzen Familie wüßte. Rolf Strömer hatte sich dabei beruhigt; es war nicht seine Schuld, wenn er seine gute Absicht nicht hatte ausführen können. Das Leben und Streben nahm ihn auch stark in Anspruch. Er hatte mit Glanz seine Studien absolvirt, sein Name ward ehrenvoll unter den besten der Residenz genannt, seine Concerte besaßen die größte Anziehungskraft, und nun war ihm auch noch durch seine Ernennung zum Lehrer am Conservatorium ein sehnlicher Wunsch erfüllt worden. Aber schon in diesen Freudenbecher war ein Wermuthstropfen gefallen. Er hatte erfahren, daß Professor Annenberger, dieser greise König der Geiger, ihm die höchste Genialität abgesprochen hatte, und während seine Freunde dies als einen Ausfluß eifersüchtigen Grolles von dem sinkenden Sterne gegen den neu auftauchenden ansahen, wußte er selbst, daß jener Recht hätte. Es gab etwas, das er nicht erreichen konnte, so sehr seine Seele danach verlangte, das ihm in seinen Träumen vorschwebte und dem er doch nicht in Tönen Gestalt zu geben vermochte. — In dieser Stimmung hatte er Franz Urbani wiedergesehen und aus dessen Aufspielen zum Tanze es herausgehört, der hätte es erreicht, was er selbst vergeblich erstrebt, der wäre bei ähnlich reicher Förderung vielleicht der größte Künstler seiner Zeit geworden. In dieser Nacht wollte keine Entschuldigung vor Rolfs Strömers geschärftem seelischem Blick standhalten. Er hatte eine Sünde begangen an dem Heiligsten, was es gab. Er hatte aus den niedrigsten, selbstsüchtigsten Beweggründen eine Seele, ein Talent zu Grunde gehen lassen, für das er sich hätte verantwortlich fühlen müssen. War es

noch gut zu machen, dies Furchtbare? Er mußte es versuchen, mußte all seine Kräfte daransetzen, wenn er noch jemals sich froh und glücklich fühlen sollte. Keine Zeit wollte er mehr versäumen, schon morgen Franz aufsuchen. Mit diesem Entschluß fand er noch ein paar Stunden Schlafes, aber er wachte unerquickt auf. Sein Kopf war dumpf, und seine Nerven, die in letzter Zeit ihm schon manchmal Sorgen gemacht hatten, vibrirten unheimlich. —

Der Vormittag war durch die Hochschule in Anspruch genommen, aber schon zur Vesperstunde machte sich Rolf auf den Weg zu dem alten Freunde. Fast eine Stunde hatte er zu fahren, und dann dauerte es noch eine geraume Weile, bis er das richtige Haus gefunden und die fünf Treppen emporgeklommen war. Ganz erschöpft kam er oben an, wo eine geschriebene Karte an einer Thür ihm bewies, daß er wenigstens sein Ziel erreicht hatte. Auf sein Klopfen antwortete ein brummiges „Herein", und gleich darauf stand er Franz Urbani gegenüber, der halb entkleidet auf seinem Bette lag und wenig geneigt schien, seine Ruhe zu unterbrechen. Der Anblick eines so fein gekleideten Herrn trieb ihn aber doch empor, er murmelte ein paar Worte der Entschuldigung und wandte seinem Besucher den Rücken, um seinen Anzug in Ordnung zu bringen.

„Für mich brauchst Du nicht große Toilette zu machen, Franz."

Der Angeredete fuhr herum und blickte den Sprecher näher an. „Rolf, Du hier — ich hätte Sie wirklich nicht erwartet."

Strömer legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ich erfuhr erst gestern von Deiner Anwesenheit in Berlin, und Du siehst, ich bin heut schon zu Dir gekommen. Das verdient doch wohl eine freundliche Begrüßung."

„Es ist nur," murmelte der Andere unsicher, „Du bist ein großer Herr und Künstler geworden, und mit mir steht es schlecht."

„Wie lange bist Du schon hier?"

„So an die zwei Jahre, es können auch drei sein.

„So lange schon? Warum hast Du Dich nicht gleich an mich gewandt?"

Ein finsterer Blick streifte den Fragenden. „Ich hatte keinen Grund, viel Vertrauen in Dich zu setzen, da Du meine Briefe unbeantwortet gelassen, kein Lebenszeichen mir gegeben hattest, — mir, der ich darauf wartete, wie ein zum Tode Verurtheilter auf seine Begnadigung."

„Franz, sei nicht hart zu mir," bat Strömer sanft, „wirf dem Manne nicht vor, was der Knabe gesündigt. Bedenke, wie die große Stadt auf mich wirkte, mich berauschte, wie die Studien mich angriffen und ermüdeten. Und dann hattest Du die Heimat verlassen, ohne mich oder meine Eltern zu benachrichtigen, sodaß ich das Versäumte gar nicht gut machen konnte."

Franz Urbanis Blicke wurden milder. „Ich habe Dir vielleicht Unrecht gethan, Rolf, aber so wie ich die Sache ansah, wie sie mich gekränkt hatte,

wäre ich lieber in's Wasser gegangen, als daß ich von Dir Hilfe und Unterstützung erbeten hätte. Wenn ich Dich in Deinen Concerten hörte und das Publicum Dir huldigen sah, dann lockte es mich nicht, wie ein Bettler an Dich heranzutreten."

„Du hattest mich schon gesehen und gehört!"

„Das thut man doch um der alten Freundschaft willen, und es ist auch bildend, die berühmtesten Künstler zu hören."

„Willst Du mich höhnen, Franz?"

„Gott bewahre mich! Wenn es mir auch selbst manchmal wie ein Traum vorkam, daß Du, dem ich die ersten Begriffe des Spiels beigebracht hatte, da oben standest, bewundert und bejubelt, und ich da hinten sitzen mußte, so gering, daß ich es nicht wagte, Dich anzusprechen — ich habe Dein Verdienst doch anerkannt, Dir Deinen Erfolg gegönnt. Du kannst ja nichts dafür, daß ich ein Pechvogel bin, und daß Du mich ganz vergessen hattest —"

„Laß die alten Geschichten ruhn," bat Strömer herzlich. „Hättest Du Dich gleich nach Deiner Ankunft in Berlin an mich gewandt, Du hättest gemerkt, daß es nicht der Fall war. Aber es ist noch Zeit für mich, es Dir zu beweisen. Du sollst nicht Dein Lebenlang zum Tanze aufspielen."

„Woher weißt Du davon?" fuhr der Andere auf.

„Ich sagte Dir ja, ich hatte erst gestern erfahren, daß Du in Berlin seiest; ich war bei Hempel, mochte Dich dort nicht ansprechen, ermittelte erst heut Deine Adresse."

Urbani lehnte sich mit erheucheltem Gleichmuth in seinen Stuhl zurück. „Nun wirst Du verstehen, weshalb Du mich so müde antrafest, denn nur Schlaftrunkenheit war's, wenn ich Dich nicht gleich erkannte. Es ist eigentlich ein elendes Leben, aber man gewöhnt sich daran und verlangt zuletzt nichts Besseres mehr."

„Du solltest aber und Du darfst höhere Ansprüche stellen, Franz. Eine kurze Zeit guten Unterrichts, Ausbildung auf unserer Hochschule —"

Urbani hatte sich aufgerichtet, und seine Augen funkelten. „Wenn das möglich wäre —" aber dann erlosch der Glanz, und sich wieder zurücklehnend, sagte er bitter: „Jetzt ist es zu spät dazu — wenn das früher gekommen wäre!"

Rolf zuckte zusammen, das Wort traf ihn an seiner wundesten Stelle, aber er faßte sich schnell und sagte herzlich überredend: „Von zu spät darfst Du nicht sprechen. Ich hörte Dich gestern und mußte Dich bewundern, trotz all der ungünstigen Umstände, unter denen Du die Geige handhabtest."

„Ich glaube selbst, es hätte aus mir etwas werden können," meinte der Andere gedankenvoll. Dann fuhr er mit wildem Blick auf. „Es ist zu spät, sage ich Dir, ich kann nicht mehr von Almosen leben, mich vor

Autoritäten bücken. Ich habe meine Selbstständigkeit zu theuer erkauft, als daß ich sie noch aufgeben könnte. Vor zwölf, vor acht Jahren noch — da wäre es etwas Anderes gewesen."

„Nein, so entkommst Du mir nicht," unterbrach ihn der Professor in tiefster Erregung. „Du sollst mich hören und wirst meinen Plänen beistimmen. Du warst früher mein Lehrer, laß mich jetzt den Deinen sein, zunächst privatim und nachher noch ein Jahr auf der Hochschule, schon um Deines Renommés willen; dann bist Du da angelangt, wo ich Dich haben will — auf der Höhe, Franz, auf der Künstlerhöhe."

Seine Worte blieben nicht ohne Eindruck auf den Freund, trotzdem zögerte dieser. „Es handelt sich nicht blos um den Unterricht, Rolf, ich muß auch leben die Jahre über, und nur das Aufspielen zum Tanz schafft mir die Mittel dazu. Beides läßt sich aber nicht vereinen — Du weißt nicht, wie der Aufenthalt in Kneipen und Tanzlocalen den Menschen herunterbringt."

„Ziehe zu mir, Franz, und laß es Dich nicht anfechten, ein, zwei Jahre das Nothwendige von mir anzunehmen. Ich verdanke Dir mehr, als ich Dir jemals geben kann. Wenn ich früher die Pflicht der Dankbarkeit vernachlässigte, gieb mir die Möglichkeit, es gut zu machen."

In Urbanis Zügen arbeitete es, und seine Brust hob und senkte sich stürmisch. Schon hoffte Rolf, gesiegt zu haben, da ließ jener den Kopf sinken und sagte bitter: „Es geht nicht, ich kann soviel von Dir nicht annehmen, da ich nicht einmal weiß, ob ich jetzt noch solcher Arbeit fähig wäre, genug ernste Ruhe dafür hätte."

„Versuche es wenigstens."

„Auf Deine Kosten?"

„Das darf Dich nicht drücken. Denke, Du hättest eine Erbschaft gemacht, dürftest nun frei über die Mittel zu Deiner Ausbildung verfügen."

„Ja, wenn es mein Geld, wirklich mein Geld wäre!" sagte Urbani mit leuchtenden Augen. „Aber wozu solche Phantasien? Ich kann nicht mehr in Abhängigkeit leben."

„Von einer solchen ist garnicht die Rede."

„Du bist hartnäckig," grollte der Andere und warf sich mürrisch auf seinem Stuhl herum. „Wenn ich Dir sage: ich mag nicht, ich will meine Ruhe haben und die Freiheit, auf eigene Hand zu Grunde zu gehen —"

„Franz!"

„Laß mich!" Urbani sprang auf und stampfte mit dem Fuß: „Ich mag nicht, ich will nicht."

„Du bist müde," sagte Strömer sich auch erhebend, „verzeih, daß ich Dich im Schlafe störte. Ich komme wieder, und dann wirst Du einsehen, daß ich es gut mit Dir meine."

Ohne sich durch das finstere Gesicht des Freundes abschrecken zu lassen, ergriff er dessen Hand und verabschiedete sich mit einem festen Drucke.

Aber wie er die Treppe hinabstieg und auf dem ganzen Heimwege war seine Stirn umwölkt, und seine Stimmung war schwer bedrückt. Vergebens sagte er sich, er habe Alles versucht, Franz zu überreden, und trage also keine Verantwortung mehr — sein Gewissen ließ das nicht gelten. Er wußte, des Freundes Bitterkeit war berechtigt, und wenn er mitgeholfen hatte, den fröhlichen, hochstrebenden Gesellen so traurig umzuwandeln, so mußte er auch unablässig daran arbeiten, ihm Vertrauen zu seinen Fähigkeiten, zu seinem Glück, ihm Frieden und Freudigkeit wiederzugeben.

Den ganzen Abend und die Nacht hindurch wälzte er schwere Gedanken in seinem Hirn, und des Morgens lag er fiebernd im Bett, unfähig, sich zu erheben. Die besorgte Wirthin schickte nach einem Arzte, der ihn stark erkältet fand, aber besonders Schonung der Nerven ihm anempfahl.

„An und für sich eine ganz geringfügige Sache," sagte er beruhigend, „doch könnte leicht eine Complication eintreten, wenn Sie sich weiterhin so wenig Ruhe gönnten wie bisher."

„Und welche Folgen könnte eine solche haben?"

„Das wäre nicht leicht zu nehmen. Sie würden die Ausübung Ihrer Kunst, ja, Ihr Leben auf's Spiel setzen, wenn Sie meine Verordnungen nicht befolgten."

Mit dem Troste, daß es bei rechter Schonung nichts auf sich habe, empfahl sich der Arzt, und der Professor mußte sich entschließen, seine Stunden im Conservatorium absagen zu lassen. Eine tiefe Niedergeschlagenheit hatte sich seiner bemächtigt. Wenn wirklich der Arzt Recht hätte — wie sollte er leben, ohne seine Kunst auszuüben, wie sterben, ohne seine Schuld gesühnt zu haben! So oft schon, wenn völlige Erschöpfung, Unlust zu aller Arbeit ihn überkommen, eine peinigende, nervöse Unruhe in seinem Körper gebebt hatte, war es ihm durch den Sinn gegangen, daß es besser sei, mit dem ganzen Leben ein Ende zu machen, als stets vor kommenden Schrecknissen zu zittern oder nur zu vegetiren; aber jetzt — nein, jetzt durfte er nicht an sich, nicht an seine Ruhe denken, ehe er nicht einen Menschen, einen Künstler der Welt gerettet.

Die Mittel des Arztes wirkten allmählich beruhigend auf Rolf Strömer. Er ließ sich Papier und Bleistift reichen, schrieb ein paar Worte, die er couvertirte und schnell zu befördern bat. Dann verfiel er wieder den früheren Gedanken, bis ein leichter Schlummer ihn davon erlöste. Es war schon Abend, als er durch ein Klopfen an seiner Thür erwachte. Freudig überrascht sah er Rechtsanwalt Eberhard eintreten.

Er streckte ihm die Hand entgegen. „Herzlich willkommen. Ich hatte nicht zu hoffen gewagt, daß Sie mich noch heute aufsuchen würden."

„Ihre Bitte klang so dringend, und ich hatte den Abend frei. Aber was machen Sie für Geschichten, Herr Professor? Muß ich glauben, daß meine Entführung zu Hempel Ihnen so schlechte Früchte getragen hat?"

„Nein, machen Sie sich darüber keine Sorgen, Herr Rechtsanwalt; was heute zum Ausbruch gekommen ist, hat mir wohl schon lange in den Gliedern gelegen. Der Arzt hat mir zwar Muth zugesprochen, aber aus seinen Worten ging deutlich genug hervor, daß er kein rechtes Zutrauen zu meiner Natur hat. Das gab mir zu denken und — kurz und gut, ich will mein Testament machen."

Eberhard, der mittlerweile am Bett des Professors Platz genommen, fragte bestürzt: „Sie fühlen sich ernstlich krank?"

Strömer lächelte beruhigend. „Nicht wie ein Todescandidat, aber es würde mir eine Erleichterung bereiten, gewisse Bestimmungen auf alle Fälle getroffen zu haben. Man stirbt ja am Testamentmachen nicht."

„Ich stehe zur Verfügung." Damit griff der Rechtsanwalt in seine Brusttasche, als wolle er Schreibmaterial hervorziehen.

„Sie müssen mich erst anhören," wehrte der Professor dieser Vorbereitung. „Ich habe mich an Sie gewandt, lieber Eberhard, weil ich Sie stets, trotzdem wir uns selten sehen, für meinen Freund gehalten habe und für einen ehrlichen Mann, dem ein Wort gleich Gelöbniß ist."

„Ich hoffe, Sie haben sich in mir nicht getäuscht."

„Was ich Ihnen anzuvertrauen habe, muß, solange ich lebe, wie Beichtgeheimniß für Sie sein, doch überlasse ich es Ihrem Ermessen, was Sie nach meinem Tode damit anfangen wollen." Er machte eine Pause, und erst als der Andere sich voll Spannung über ihn gebeugt hatte, begann er von Franz Urbani zu sprechen. Er schonte sich nicht, als er sein Verschulden gegen den Freund klarlegte, und schloß seinen Bericht: „Sie sehen, es wird mir nicht leicht gemacht, mein Unrecht zu sühnen, doch würde ich ohne den heutigen Krankheitsfall die Hoffnung nicht aufgegeben haben, Franz umzustimmen und meiner Hilfe geneigt zu machen. Nun aber ist mir bange darum geworden, und daher will ich mein Vermögen, an das Niemand sonst einen Anspruch zu erheben hat, auf alle Fälle dem Freunde vermachen, und Sie, lieber Eberhard, sollen nicht nur das Testament aufsetzen, sondern auch die Verpflichtung übernehmen, dafür zu sorgen, daß Franz die Erbschaft antritt und in dem Sinne verwendet, in dem ich sie ihm hinterlasse."

„Was in meinen Kräften steht, soll geschehen," sagte tief bewegt der Rechtsanwalt, „doch bin ich überzeugt, Sie sehen in diesem Augenblick zu schwarz. Wie Ihr Verfehlen Ihnen jetzt als Verbrechen erscheint, so auch ein vorübergehendes Leiden als todbringende Krankheit. Ich hoffe, Sie werden bald voll Stolz und Freude Ihren Schützling in Ihren Spuren wandeln sehen — was mich natürlich nicht verhindern darf, Ihre Wünsche vollständig zu erfüllen."

„So bitte ich Sie, das Nöthige aufzusetzen und zu bestimmen, wann ich Sie aufsuchen darf, um meine Unterschrift zu geben."

„Soll ich nicht lieber herkommen?"

„Warum? Ich hoffe morgen schon meine Arbeit wieder aufzunehmen. Ein Fieberanfall hat mich umgeworfen, nun er vorüber, will ich noch mein Leben so gut wie möglich ausnutzen.“

„Sie sind leichtsinnig.“

„Nur geizig mit meiner vielleicht knappen Zeit.“

Es war mittlerweile spät geworden, und der Rechtsanwalt erbat sich noch alle für das Testament erforderlichen Daten. Dann ging er, so ernst gestimmt wie selten in seinem Leben und voll noch größerer Hochachtung für Rolf Strömer, als er sie schon bisher empfunden.

Der Professor konnte wirklich am folgenden Tage seinen Pflichten nachgehen. Er fühlte sich noch ein wenig schwach, aber fieberfrei, und es hätte ihm im Bett auch keine Ruhe gelassen. Nachmittags suchte er wieder Franz Urbani auf, der sich vergeblich bemühte, es nicht merken zu lassen, wie diese Aufmerksamkeit ihn freute und ihm schmeichelte. Trotzdem kam Rolf seinem Ziele nicht näher, denn sobald er von seinen Plänen für den Freund anfing, kehrte dieser seine rauhe Seite heraus und blieb dabei, es sei für ihn zu spät, nach höchster Künstlerschaft zu streben. Auch weitere Besuche hatten keinen besseren Erfolg, doch ließ sich der Professor dadurch nicht abschrecken und verlebte den größten Theil seiner freien Zeit mit Franz zusammen. Ihm gegenüber zeigte er sich stets heiter und sorglos, während er sonst ungewöhnlich schweigsam war und sein krankes Aussehen Freunde und Schüler beunruhigte.

Etwa zwei Wochen nach seiner ersten Begegnung mit Franz suchte Rolf Strömer im Conservatorium Professor Annenberger auf, den er sonst, so sehr er ihn als Künstler bewunderte, doch gern vermied.

„Ich habe eine große Bitte an Sie, Herr Professor.“

Ein wenig befremdet blickte der alte Herr seinen Besucher an, sagte aber höflich, daß er zu seiner Verfügung stände.

„Ich möchte Ihr Urtheil erbitten, da ich dem meinen nicht recht traue. Ein Freund von mir und mein erster, gleichaltriger Lehrer, hält sich hier in Berlin auf und vergeudet sein schönes Talent — ich möchte fast sagen, Genie — beim Aufspielen zum Tanze. Ich würde ihn gern seinen trübseligen Verhältnissen entreißen, möchte nur vorher wissen, ob Sie seine Begabung so groß finden, wie ich sie veranschlage.“

„Hm, hm, das macht Ihrem Herzen alle Ehre, Herr College, aber in diesem Alter und stark verbummelt, wie ich vermuthe — das hieße doch wohl Wasser mit einem Siebe schöpfen. Sie denken natürlich an unsere Hochschule, aber für solche Leute giebt es keine Freistellen, und wenn er den Lebensunterhalt dabei selbst verdienen muß —“

„Davon dürfte dann natürlich nicht mehr die Rede sein. Die pecuniäre Seite der Angelegenheit ist ganz mein Theil. Es handelt sich nur darum, Ihr Urtheil zu hören, Herr Professor, und wenn dasselbe sich

mit dem meinen deckt, durch Ihr Wort meinem Freunde Muth zu neuem Streben zu geben."

Der alte Herr kniff seine ein wenig kurzsichtigen Augen zusammen und betrachtete Strömer so scharf, als sähe er ihn zum ersten Male.

„Also wirklich nur mein Urtheil, und Sie wollen alle Lasten tragen, um Ihrem Schützling zu helfen, auch die moralischen — vergessen Sie die nicht, Herr College, — dann, ja, dann möchte ich ihn wirklich hören, aber am liebsten, ohne daß er etwas davon weiß.

„Es ließe sich anders schwer machen," meinte Rolf zögernd, „aber ihn im Tanzlocal von Hempel zu hören, kann man Ihnen doch nicht zumuthen, Herr Professor."

Annenberger schmunzelte behaglich. „Na, Herr College, warum sollen wir nicht einmal wieder jung sein? Gehen wir also zu Hempel und sehen uns Ihren Schützling an."

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, aber möglicherweise spielt Urbani nur noch einmal dort, da der erkrankte Clavierspieler, den er vertritt, bald wieder hergestellt sein wird."

„Gut, fahren wir also am nächsten Sonntag heraus. Bitte, holen Sie mich um 5 Uhr ab, Herr College, ich könnte es sonst vergessen, und kein Wort von meiner Absicht zu Ihrem Freunde."

Rolf Strömer gab das Versprechen und hielt es natürlich auch, so schwer es ihn ankam. Nur einmal warf er hin: „Wenn Du nächsten Sonntag wirklich zum letzten Male bei Hempel spielen solltest, Franz, so zeig' ihnen wenigstens, was Sie an Dir gehabt haben. Ein paar Leute im Local werden sich doch darauf verstehen." Ob dieser Hinweis auf fruchtbaren Boden gefallen war, konnte Rolf dem Wesen des Freundes nicht anmerken, aber es gelang ihm, jenem für den Tag seine Geige aufzudrängen.

Am nächsten Sonntag war herrliches Wetter und Professor Annenberger in bester Laune. Da sie sich verspätet hatten, hielten sie sich nicht lange im Freien auf, sondern gingen bald in's Local. Es war gerade Pause im Tanze, die sie benutzten, um in dem Nebenraum, der nur durch Pfeiler von dem Tanzsaale getrennt war, Plätze in der Nähe des Geigers zu suchen. Es wäre ihnen nicht gelungen, wenn man sie nicht erkannt und ihnen bereitwillig zwei Stühle eingeräumt hätte. Sie saßen kaum, als die Musik wieder begann. Annenberger blickte einmal groß auf und schloß dann seine Augen, um ungestört lauschen zu können. Rolfs Herz schlug anfangs so laut, als gelte es die Entscheidung seines eigenen Schicksals, aber bald wich seine Unruhe. Machte es die werthvolle Geige oder hatte sein Rath doch gewirkt? — ihm schien es, als sei der Freund selten in so guter Stimmung gewesen, als hätte heute seine Hand eine ganz besonders geniale Kraft. Was er aus den einfachen Melodien machte, die hier als Tanzmusik üblich waren! Jetzt stockte der Bogen, eine kurze Pause trat ein. Professor Annenberger öffnete einmal die Augen, schloß sie aber wieder ohne ein Wort gesprochen

zu haben, und verharrte so noch während des nächsten Theiles. Als auch dieser beendet war, reichte er Strömer über den Tisch hinüber seine Hand.

„Sie haben Recht; um dies Talent wäre es zu schade. Bitte, machen Sie mich in der nächsten Pause mit Ihrem Freunde bekannt."

Franz Urbani glaubte zu träumen, als Rolf ihn Annenberger zuführte, als er dem Meister, den er seit seinen frühesten Kindertagen als Vorbild und Ideal verehrt hatte, in's Auge blicken durfte, und dieser ihm Worte der Anerkennung sagte, ihm zuredete, sich gründlichen Musikstunden zu widmen, und ihm jede Förderung zusagte. Dann rief ihn die Pflicht zurück, um weiter zum Tanze aufzuspielen, und Rolf behielt nur Zeit, ihm „auf Wiedersehen morgen" zuzurufen.

In gehobener Stimmung kehrte Strömer Abends in sein Heim zurück. Ihm erschien es ganz unmöglich, daß Franz auch jetzt noch seine Hilfe zurückweisen sollte, und er wollte schon über ihn und seine Fortschritte wachen, mit ihm zu den noch nicht erreichten Höhen der Kunst emporstreben. Nun er entlasteten Gewissens wieder freudig in's Leben blicken konnte, wollte er auch etwas für seine Gesundheit thun, seine Nerven stärken, damit dies häßliche, beklommene Gefühl aufhörte, das ihn so oft erschreckt.

Noch ehe er am nächsten Tage zur Hochschule ging, schrieb er an ein paar Freunde, darunter Rechtsanwalt Eberhard, und bat sie, sich Abends im Burggrafen einzufinden, um einen angehenden Künstler kennen zu lernen und auf sein Wohl ein Glas Wein zu trinken. — Nachmittags suchte er wieder Franz auf, fand ihn in ernster, glücklicher Stimmung und begann sofort über die Zukunft mit ihm zu sprechen. „Um Dir den Schritt in das neue Leben zu erleichtern, will ich Dich heut Abend gleich mit ein paar Leuten, die sich für Musik interessiren und Dir behilflich sein können, bekannt machen."

Franz war von der Idee entzückt, als aber Rolf auf seinen alten Vorschlag zurückkam, er möge ganz zu ihm ziehen, blieb er dabei, daß er kein Almosen annehmen könne. „Ja, vor zehn Jahren wäre ich vielleicht noch harmlos genug dazu gewesen, aber jetzt nicht mehr. Du brauchst Dir um mich auch keine Sorgen zu machen; seit der Weihestunde, da Annenberger mich ermuthigt, bin ich gefeit und kann mein Ziel erreichen, auch wenn ich mich sehr einschränke und das Wenige, das ich brauche, durch Lohnarbeit verdienen muß."

„Um Gotteswillen, Franz, vergiß nicht, was Du selbst mir über das Herabziehende solcher Tanzlocale gesagt hast; und die Kunst fordert einen ganzen Menschen, seinen Körper und seine Seele, wenn sie ihm ihre Palme reichen soll."

„Alles soll ihr gehören, was kommt es auf ein vereinzeltes Aufspielen an? — Das Gefühl pecuniärer Abhängigkeit würde mich mehr drücken. Wenn Ihr mir nur eine Freistelle am Conservatorium erwirken könntet."

„Das geschieht zweifellos, darüber mach Dir keine Sorgen, aber das Andere —

„Davon schweig, wenn Du mir nicht den schönen Tag verleiden willst,“ unterbrach ihn Franz gereizt.

Für eine Weile trat Rolf schwer athmend an's Fenster, dann wandte er sich wieder in's Zimmer zurück. „Du thust immer, als wollte ich Dir Wohlthaten aufdrängen, Franz, und vergißt ganz die andere Seite der Angelegenheit. Ich weiß, daß alle Auslagen, die ich jetzt für Dich mache, gut angelegtes Capital sind, und außerdem — ich möchte lieber auf Dich als meinen Schüler stolz sein dürfen, als daß ich später Dich als Nebenbuhler zu fürchten hätte.“

Ueber des Angeredeten Gesicht lief ein Zucken, und langsam verwandelten sich seine Züge. Alles Bittere, Mürrische, Gedrückte verschwand daraus, und seine Stimme bebte vor Rührung, als er sagte: „Du bist wirklich ein guter Mensch, Rolf, und ich danke Dir für Alles, was Du an mir gethan hast und noch thun willst, aber nun habe auch noch das Vertrauen zu mir, daß ich vorwärts komme und mein Ziel erreichen werde, ohne mir Lasten aufzuladen, für die meine Schultern nicht gebaut sind.“

Rolfs Gesicht erhellte sich nicht bei den immer offener und herzlicher gesprochenen Worten, aber er versuchte auch keine Gegenrede mehr. Nur des Freundes Hand drückte er und besprach noch Einiges bezüglich der abendlichen Zusammenkunft, ehe er sich verabschiedete. Als er schon die Thür in der Hand hatte, wandte er sich noch einmal zurück. „Ich kann jetzt meine Geige nicht mitnehmen; bitte, bringe sie mir heut in den Burggrafen.“

Vor einer Stunde war ein jugendlich elastischer Mann die fünf Treppen emporgestiegen, ein tief gebeugter schlich sie jetzt hinab. Er sah auch auf der Straße nicht auf, vergaß der Pferdebahnwagen zu achten und wurde erst durch eine starke Ermüdung daran erinnert, daß er den halben Weg schon zu Fuß zurückgelegt hatte. Da rief er eine vorüberfahrende Droschke an, um auch weiter allein zu bleiben. Es wühlte und gährte in ihm. Zu des Freundes Hoffnungsfreudigkeit konnte er sich nicht aufschwingen. Er ist zu alt dazu, sagte er sich wieder und wieder, und wenn er auch fernerhin in Kneipen aufspielen muß, so verfällt er von Neuem seinen Dämonen, und Ekel und Reue versperren ihm den Weg aufwärts. Nur ein voller Bruch mit der Vergangenheit, ausreichende Mittel und vielleicht eine große Erschütterung können ihm noch helfen. Ein Schauer lief dem Grübelnden über den Leib, und er faßte nach seinem Herzen. Wie es wieder schlägt, der Arzt hat Recht mit seinen Besorgnissen, und dann trat es ihm in leisem Murmeln auf die Lippen: „Er oder ich, er oder ich.“ Endlich hielt die Droschke, und Rolf überzeugte sich, daß er schon in zwei Stunden im Burggrafen eintreffen müsse. Die Frage seiner Wirthin, ob er etwas genießen wolle, verneinte er und ging mit auf den Rücken gelegten Armen im Zimmer auf

und ab. Nur manchmal blieb er vor seinen Noten stehen und ließ seine Blicke so liebevoll über sie gleiten, als seien sie etwas Lebendiges, ihm sehr Theures. Als die Stunde der Zusammenkunft sich näherte, machte er mit großer Sorgfalt Toilette. Vor dem Spiegel blickte er scharf in sein gespannt und düster ihm entgegenstarrendes Antlitz, strich sich glättend über die Züge und murmelte: „Muth, Muth! Vorsicht!" und wieder nach einer Weile: „Du bist ein harter Gläubiger, Franz Urbani, aber ein Hundsfott, wer seine Schulden nicht bezahlt." —

Obgleich der Professor nicht daran zweifelte, daß Eberhard seiner Einladung folgen würde, holte er ihn doch, da sein Weg an dessen Wohnung vorbeiführte, ab und erzählte ihm mit Genugthuung von dem gestrigen Tage. Dann erkundigte sich der Rechtsanwalt nach seinem Befinden.

„Ich fühle mich auch heute noch recht leidend, aber der gute Wille soll ja soviel thun; ich werde es überwinden, denn ich habe Pflichten gegen Franz. Es wäre mir aber doch eine große Beruhigung, wenn Sie, lieber Freund, mir noch einmal zusagen möchten, im Falle Franz einmal ohne mich dastehen sollte, sich seiner anzunehmen."

Eberhard drückte ihm die Hand, konnte sich aber nicht enthalten, an sein Versprechen die Bitte zu knüpfen, Strömer möge sorgfältiger mit seiner Gesundheit umgehen.

„Selbstverständlich jetzt mehr als je, da ich ein Ziel habe, das nur mit Kraft und Frische erreicht werden kann." —

Der Abend verlief auf's Schönste. Die allgemeine heitere Stimmung wirkte günstig auf Franz. Er ließ sich überreden, auf Rolfs Geige einige Stücke vorzutragen, und spielte so hinreißend, daß selbst diese Männer, denen seine technischen Mängel nicht verborgen blieben, begeistert waren und ihm eine große Zukunft prophezeiten. — Es war schon heller Morgen, als die Herren den Heimweg antraten, und gerade Rolf Strömer, sonst der Solideste, hatte immer wieder den Aufbruch hinausgezögert und noch ein Glas Wein auf das Wohl des zukünftigen Sternes am Kunsthimmel getrunken.

Eine kurze Strecke gingen er, Eberhard und Urbani zusammen, dann mußte Letzterer sich von den Anderen trennen. Rolf schlug ihm auf die Schultern und sagte lustig: „Ich sollte Dir böse sein, Franz, weil Du meine Wünsche mißachtest, aber ich kann es nicht, Du bist ein ganzer Kerl. Nur daß Du meiner Empfehlung Ehre machst, bitte ich mir aus," und einen Augenblick später rief er dem Fortschreitenden nach: „Stramm nehmen werde ich Dich schon, Du sollst sehen, war für ein strenger Lehrer ich sein kann."

Vor Eberhards Thüre standen sie einen Augenblick still, und der Professor blickte so ernst und beschwörend in das Gesicht des Rechtsanwalts, daß dieser den Gedanken, der Andere habe ein wenig zu viel getrunken, wieder aufgeben mußte, dagegen auf eine Anrede wartete. Rolf sagte aber

nur abgebrochen: „Franz darf auf keinen Fall noch einmal in einer Kneipe zum Tanze spielen, das wäre sein Ruin. Jetzt in dieser Zeit der Begeisterung muß er aus all den alten Verhältnissen losgelöst werden, sonst ist es zu spät.“ Damit nickte er Eberhard zu und ging schnell von dannen.

Am nächsten Morgen verbreitete sich durch Berlin eine Kunde, die selbst in der Millionenstadt erschütternd wirkte: In der Morgenfrühe hatte man dicht am Canal die Leiche Professor Strömers gefunden. Alle Muthmaßungen, die sich an den plötzlichen Tod hätten knüpfen können, wurden dadurch abgeschnitten, daß die Aerzte nach der Section erklärten, ein Herzschlag hätte den Künstler dahingerafft, und sein Tod sei bei der kranken Beschaffenheit seiner inneren Organe nur eine Frage der nächsten Zeit gewesen, doch habe wahrscheinlich der ungewohnte Weingenuß und die Aufregung der letzten Nacht ihn beschleunigt.

So tief bewegt Rechtsanwalt Eberhard die Nachricht aufnahm, ihn wollte es doch als ein Glück bedünken, daß es so gekommen war, denn je mehr er Allem nachsann, was er mit Rolf Strömer in der letzten Zeit gesprochen, um so gebieterischer drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß der Herzschlag Jenem einen furchtbaren Schritt erspart habe. Wie kam er dort in die Nähe des Wassers? Gewiß war er lange umhergeirrt, immer mit der bangen Frage, ob er dem Freunde, an dem er sich versündigt, auch das letzte, große Opfer bringen müsse, und da hatte eine milde Hand im rechten Augenblick sein unruhvolles Herz still stehen geheißen und ihm damit erst die volle Sühne ermöglicht. Denn vielleicht nur wenige Secunden später, und der Tod hätte ein anderes Aussehen gehabt — natürlich ein Unglücksfall, wie die Aerzte und alle Leute gesagt hätten, doppelt erklärlich, da der Verstorbene offenbar im Rausch von seinen Freunden geschieden — aber schwer zu beweisen, besonders Franz Urbani, der um jeden Preis vor einem solchen Verdachte bewahrt werden mußte, damit er die materielle Hinterlassenschaft des Freundes annähme. Die moralische Erbschaft Rolfs hatte Eberhard selbst anzutreten, und um das im vollen Umfange zu können, suchte er schon am nächsten Tage Professor Annenberger auf und hatte eine lange, tief ernste Unterredung mit ihm, die damit endete, daß der alte Herr bewegt sagte: „Ich habe ihm bis vor Kurzem Unrecht gethan, ich hätte ihm nie so viel Herzenswärme und ein so zartes Gewissen zugetraut.“ —

Alle, die der großen Trauerfeier für den viel zu früh dahingerafften Künstler beiwohnten, bekundeten später, den ergreifendsten Eindruck habe es gemacht, als nach der Rede des Geistlichen der greise Annenberger an den Sarg getreten sei und wie zu dem Todten, aber doch vernehmlich für alle Anwesenden, gesagt habe: „Ist Deine Hand auch nicht immer Deinem höchsten, begeisterten Wollen gefolgt, eine echte, wahre Künstlerseele hattest Du doch, und es soll uns Pflicht und Ehre sein, Dein Vermächtniß anzutreten.“



Im Osten.

Von

Valeska Tomaszczewski.

— Breslau. —

Im Osten wölbt sich ein goldnes Thor.
Ein schönes Weib schaut grüßend hervor
Und winkt mit feiner Hand.

Ich kenne es gut. Ich nannte es mein.
— Nun wandre ich lange schon allein
Durch ödes Land.

Weh! Daß ich den Schlüssel zum goldnen Thor
Auf der wilden Jagd nach dem Glück verlor.
— — — — — — — — — — — —

Dicht neben mir auf schmalem Rain
Schreitet ein seltsam Mütterlein,
Hat Flügel spinnwebgrau.

Es stützt sich auf einen dürren Stab.
— Tiefneigend nahm' ich mein Hütchen ab —
Da spricht die Alte schlau:

„Ich weiß, wo der Schlüssel liegt,
Vergraben unter Schutt und Staub,
Von Rosen und welkem Lorbeerlaub,
Unter Herzen, die lange vermodert sind,
Unter Epheu, der den Tod umspinnt.
Darüber ragt ein schwarzer Stein,
Und seufzend zieht vorbei der Wind.
— — Ein böser Zwerg soll Hüter sein;
Den hat noch Keiner besiegt.

Laß ruhen, was begraben ruht!
Wo wärmte je verloschne Gluth?
Was suchst Du, Narr? — — Komm Du mit mir!
Die stille Heimat zeig' ich Dir,
Dort ist die Ruh', die ewige Ruh'!
Ich bette Dich gut,
Mit meinen Flügeln deck' ich Dich zu."

„Hab' Dank, Du herbes Mütterlein,
Doch bitt' ich Dich, zieh' hübsch allein,
Ich wag' den Kampf um die Schöne.

Drei Freunde weiß ich, die haben mir nie
Ihre Treue versagt — ich rufe sie,
Der Frohnatur Edelsöhne.

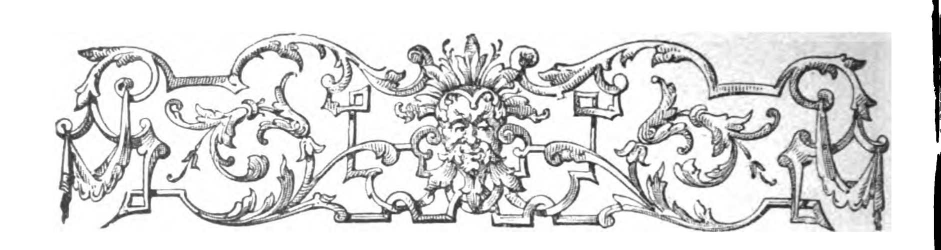
Kommt, Wagemuth! Kumpan Humor!
Leichtfüßige Lust! — die ich erkor.
Den Zwerg, den überwinden wir,
Den goldnen Schlüssel finden wir!

Dann soll es geben ein großes Fest,
Die Hungrigen alle sind meine Gäst',
Bis dreimal die Sonne sinkt.

Drauf zieh' ich jauchzend mein Kleinod hervor,
Und sprenge gen Osten zum goldnen Thor —
Dahinter die Jugend winkt.

Das Mütterlein im weißen Haar
Mit fluggespanntem Schwingenpaar —
Steigt auf, vom Sturm umtost.
Und ein Besiegter, kampfesschwach,
Zieht sturmgetrieben der Alten nach.
— — In Nacht versinkt der Ost.





Fährmann Tod.

Novellette.

Von

Julius R. Haarhaus.

— Leipzig. —

Oberhalb der alten Rheinstadt St. Goar, etwa in halber Höhe des Berges, liegt eine Villa, deren schlankes Erkerthürmchen der zu Thal Fahrende schon wahrnimmt, sobald das Schiff die Stromkrümmung beim Lurleyfelsen passirt hat. Die Villa besteht aus einem älteren, im ansprechenden Stile der alten rheinischen Landhäuser aufgeführten Hauptbau, der in früheren Zeiten wahrscheinlich einmal als Kelterhaus gedient hat, und einem neueren und eleganteren Seitengebäude, zu dem eben jenes Thürmchen gehört. Das Anwesen scheint seit Jahren unbewohnt zu sein oder von seinem jetzigen Besitzer nur gelegentlich für wenige Tage besucht zu werden. Die grünen Fensterläden bleiben geschlossen, und an den hohen Festtagen, da sonst in der dortigen Gegend doch jedes Haus im Flaggenschmucke prangt, weht droben weder Fahne noch Wimpel. Und doch war das einsame Landhaus dort am Berghange einst eine Stätte fröhlichen Lebens, einem erlesenen Kreise wegen seiner schönen Lage ebenso lieb und werth wie wegen der Gastlichkeit seines Besitzers, der alljährlich um die Pfingstzeit hier im wahren Sinne des Wortes zu residiren und einen ganzen Hof von interessanten Menschen um sich zu versammeln pflegte. Kaum war die Flagge in den Wappenfarben des alten niederrheinischen Kaufmannsgeschlechtes an der Fahnenstange des Thürmchens zum Zeichen, daß Herr Gelderland und Familie ihr Tusculum bezogen hätten, emporgestiegen, so stellten sich auch schon die gewohnten Pfingstgäste ein: Düsseldorfer Maler, Kölner Kunstfreunde, Bonner Gelehrte und noch mancher Andere, der nur den Nachweis geistiger Interessen zu erbringen brauchte, um Zulaß zu finden. Die Gastlichkeit, die dort oben geübt wurde, war für Wirth und Freunde die denkbar bequemste, da sie Jedem gestattete, unbekümmert um die Anderen seinen eigenen Weg zu gehen, vorausgesetzt, daß er sich zu den Hauptmahlzeiten pünktlich einfand. Wer es nicht vorzog, auf den Terrassen des Gartens im bequemen Rohrsessel liegend die unvergleichliche Aussicht auf das Rheinthal und die gegenüberliegenden Burgruinen zu genießen oder sich auf den schattigen Waldpfaden zu ergehen, für den gab es, wenn er gesellige Vergnügungen vorzog, Kegelbahn, Billard und Schießstand oder, wenn er ernstere Anregung liebte, eine kleine, aber gut gewählte Bibliothek und eine nicht minder vortreff-

liche Sammlung römischer und fränkischer Alterthümer. Für Freunde geistiger Genüsse anderer Art war ein damals geradezu berühmter Weinkeller vorhanden, als dessen Specialität ein Enghöller galt, von dem ein Frankfurter Kenner heute noch erzählen soll.

Am Vorabende des Pfingstfestes 187 . hatte sich die Gesellschaft wieder vollzählig eingefunden. Man erstaunte daher nicht wenig, als der Hausherr dem Diener den Auftrag gab, zum Nachmittagsschnellzuge nach St. Goarshausen hinüberzufahren und einen weiteren Gast abzuholen. Auf die neugierigen Fragen einiger Freunde, die gerade zugegen waren, hatte er nur ein geheimnißvolles Lächeln als Antwort, und ebensowenig war aus Frau Gelderland und ihren anmuthigen Töchtern mehr herauszubekommen als die Andeutung, daß es sich um eine besondere Ueberraschung handle, die nicht vorzeitig verrathen werden solle. Bekanntlich pflegen auch ernstere Naturen, wenn sie, ihrer gewohnten Beschäftigung entrissen, in Bädern, Sommerfrischen oder Villeggiaturen planlos in den Tag hineinleben, sehr leicht einem Anfalle acuter Neugier zu erliegen, und so sahen denn die Pfingstgäste der Villa ihre Geduld auf eine harte Probe gestellt. Zum Ueberfluß war der so sehnlich erwartete Unbekannte, gerade als die Gesellschaft beim Thee saß, unbemerkt in's Haus geschlüpft und blieb den ganzen Nachmittag unsichtbar. Größer als sonst war heute die Zahl derer, die auf der Veranda versammelt blieben, und selbst ein junger Landschaftsmaler, der am Morgen noch Jedem erzählt hatte, er würde den Abend zum Forellenangeln benutzen, fand plötzlich, daß er unbedingt eine Aquarellskizze der Burg Katz entwerfen müsse. Die wenigen, die sich von ihren gewohnten Excursionen nicht hatten zurückhalten lassen, stellten sich zeitiger als sonst wieder ein und machten aus ihrer Enttäuschung kein Hehl, als sie von den Zurückgebliebenen erfuhren, daß sich der geheimnißvolle Gast immer noch nicht gezeigt habe. An der Abendtafel nahmen außer der übrigen Gesellschaft einige gute Bekannte des Hausherrn aus St. Goar Theil, darunter ein pensionirter Major, von dem man behauptete, daß er nur wegen seiner Fertigkeit im Bowlen-Ansetzen geladen würde. Bei Tisch ereignete sich nichts Ungewöhnliches. Der lange Juniabend gestattete, das Mahl ohne künstliche Beleuchtung einzunehmen. Desto erstaunter waren die Gäste, als Herr Gelderland sie nach aufgehobener Tafel in den Verandasaal führte, wo der geöffnete Flügel und mehrere Notenpulte mit brennenden Kerzen auf einen in Aussicht stehenden musikalischen Genuß hinwiesen. Hier fand man auch den Major, der sich zeitig von Tisch fortgeschlichen hatte, in der angenehmen Action des Bowlekostens. Die verständnißvollen Blicke, die er mit dem Hausherrn wechselte, ließen darauf schließen, daß er in das Geheimniß eingeweiht sei. Als Alle Platz gefunden hatten, und die Töchter des Hauses damit begannen, den köstlich nach Walderdbeeren duftenden Trank zu credenzen, legte der Major den Stechheber beiseite und verschwand auf ein Zeichen Gelderlands im Nebenzimmer. Eine Minute später kehrte er zurück — am Arme eine schlanke Dame im einfachen grauen Reisecostüm. Wer von den Gästen in der musikalischen Welt zu Hause war, dem konnte die Dame nicht fremd sein, und in der That ging der Name Angelika Sembach von Mund zu Mund, noch ehe der Gastgeber die berühmte Sängerin vorgestellt und die Liebenswürdigkeit gepriesen hatte, mit der sie sich bereit gefunden, ihre Reise zum Niederrheinischen Musikfeste in St. Goarshausen zu unterbrechen und der kleinen intimen Frühlingsfeier die höchste künstlerische Weihe zu geben. Die Diva lehnte den Dank, der ihr von allen Seiten gespendet wurde, mit der Bemerkung ab, sie selbst sei froh, dem heißen Eisenbahncoupé auf einige Stunden entronnen zu sein, und entschuldigte ihr spätes Erscheinen in der Gesellschaft damit, daß sie sich von den Anstrengungen der langen Fahrt erst habe erholen müssen, ehe sie, dem Wunsche des Hausherrn entsprechend, die Nachsicht der Herrschaften für den Vortrag eines kleinen Liedes in Anspruch nehmen wolle. Sie trat unbefangen, als sei sie hier zu Hause, an den Notenständer, suchte unter den Musikalien nach einer geeigneten Pièce, verständigte sich mit der älteren Tochter des Hauses, einer trefflichen Pianistin, über die Begleitung und sang mit wunderbarer Altstimme Ferdinand Hillers herrliche Composition des Platen'schen Gedichtes „In der Nacht“. Die Wirkung des Liedes auf die Hörer war unbeschreiblich, ungleich größer und nachhaltiger, als sie

beim Vortrage im Concertsaale hätte sein können, da sie hier durch den Reiz der Oertlichkeit und den Zauber des Augenblicks unterstützt wurde. Durch die weitgeöffneten Glasthüren des Verandasaales fluthete die milde Luft des Juniabends, gewürzt mit dem Dufte der Rosen und Lindenblüthen und häufig belebt durch einen kühlen Hauch, der vom Rheine oder aus den Seitenthälern emporstieg. Drunten am Ufer lagen die Häuser von St. Goarshausen im Abendfrieden, und die erleuchteten Fenster spiegelten sich als röthliche Lichter auf der glatten Wasserfläche. Ganz aus der Ferne klang das Glöckchen von Wellmich herüber, und aus der Tiefe zogen vom Decke eines Dampfers die vielstimmig gesungenen Weisen eines Rheinliedes herauf. Die Gesellschaft stand unter dem Banne dieser Eindrücke, und es währte eine Weile, ehe die Hände sich rührten, der Sängerin Beifall zu spenden. Diese schien ein feines Gefühl dafür zu haben, daß die allgemeine Begeisterung, die ihr Gesang entfesselte, nicht zum wenigsten auf äußere Umstände zurückzuführen sei, mit denen sie bei Ausübung ihrer Kunst sonst nicht zu rechnen hatte. Weit entfernt, hierüber verstimmt zu werden, wußte sie aus der Situation Vortheil zu ziehen, indem sie ihr Programm der Stimmung der Hörer anpaßte und zunächst noch zwei Lieder sang, die zum Vortrag in lauer Sommernacht wie geschaffen schienen: Beethovens „Adelaide“ und Schumanns „Lotosblume“. Der Beifall steigerte sich, wenn dies überhaupt möglich war, und der Major ließ es sich nicht nehmen, ein Hoch auf die Künstlerin auszubringen. Auch hierbei sorgte der Zufall wieder für einen besonderen Effect, denn gerade in dem Augenblick, da Alle das frisch gefüllte Glas erhoben, wurden drüben auf der Katz drei Böllerschüsse gelöst. Damit war freilich der Bann gebrochen; die elegische Stimmung schlug plötzlich in eine allgemeine Lustigkeit um, und das in der Eile improvisirte Streichquartett, das sich nun hören ließ, hatte einen schweren Stand, mit seinen Darbietungen die Aufmerksamkeit der Gesellschaft zu fesseln. Dennoch ließ sich Angelika nicht lange nöthigen, noch einmal an den Flügel zu treten. In dem Bewußtsein, daß sie jetzt allein auf ihre Kunst angewiesen sei, legte sie in Mignons Sehnsuchtslied das Beste, was sie an Empfindung und technischem Können besaß. Es gelang ihr in der That, die Seelen der Zuhörer noch einmal in ihre Gewalt zu bekommen. Nun erwartete man, sie würde als letzte Zugabe eine heitere Arie singen, aber sei es, daß die wieder einmal bestätigte Erkenntniß, auch der beste Künstler sei nur ein Sklave zufälliger Aeußerlichkeiten, sie traurig stimmte, sei es, daß sie der Eingebung einer Laune folgte: sie wählte Schuberts ernstes Lied „Der Tod und das Mädchen“. Für diese Gabe war die Gesellschaft nicht mehr recht empfänglich, und die Sängerin fühlte, daß der Applaus, der ihr dafür gezollt wurde, mehr ein Ausdruck der Höflichkeit als ein Zeichen echter Begeisterung war. Die peinliche Empfindung, die sie dabei beschlich, wuchs, als der Major plötzlich mit einem mächtigen Lorbeerkranze erschien und ihr denselben mit einer nicht ganz sattelfesten Rede überreichte.

Sie selbst und die meisten Anwesenden empfanden es als eine Befreiung, daß sich die Gesellschaft jetzt in einzelne Gruppen auflöste und nach und nach auf die Terrasse und in den Garten hinaustrat. Unter den Gästen, die während der Musikvorträge kein Auge von Angelikas schlanker Gestalt abgewandt hatten, befand sich ein junger Kunsthistoriker. Er hatte früher die Absicht gehabt, Maler zu werden, mußte aber, wie so viele, die bittere Erfahrung machen, daß seine Begabung seiner Neigung bei Weitem nicht entsprach, und war, um so wenigstens im Bereiche seiner stillen Liebe zu bleiben, resignirend zu seinem jetzigen Berufe übergegangen. Er befand sich auch leiblich wohl dabei, nur wenn er gelegentlich Zeuge rauschender Erfolge wurde, wie sie der ausübende Künstler, nie aber der im Stillen arbeitende Gelehrte erntet, empfand er von Neuem den Schmerz seiner alten Herzenswunde. So erging es ihm auch heute wieder. Aber diesmal gesellte sich zu dem bitteren Gefühle ein angenehmeres: sein künstlerisch geschultes Auge hatte, während die Sängerin am Instrumente stand, einen Genuß empfunden, der seinem völlig unmusikalischen Ohre bei solchen Gelegenheiten immer versagt blieb. Das war für ihn Grund genug, die Nähe des schönen Weibes aufzusuchen um, wenn

möglich, eine Unterhaltung mit Angelika anzuknüpfen. Er war sonst im Verkehr mit Damen nicht gerade gewandt, aber jetzt schien er einer Eingebung zu folgen, als er in den Saal zurückeilte, unter den dort umherliegenden Garderobestücken ein leichtes weiches Mohairtuch auswählte und es der Künstlerin mit dem Hinweise, daß die kühle Nachtluft ihr schaden könne, ohne weitere Förmlichkeiten um die Schultern legte.

Angelika war an solche Aufmerksamkeiten zu sehr gewöhnt, um in dem Benehmen des jungen Mannes etwas Besonderes zu finden, und ging mit derselben Selbstverständlichkeit auf seinen Vorschlag ein, zur höchsten Gartenterrasse emporzusteigen und von dort den Blick auf den Lurleyfelsen zu genießen, über dem jetzt gerade der Mond stand. Mitternacht war schon vorüber, das Rheinthal lag in tiefem Schweigen, nur das Nachtboot, das bei der Thalfahrt eben die enge Felsenstraße passirte, weckte mit seinem Rädergestampf das Echo der Thalschlucht. Ueber der Bank in der Strommitte lag ein dünner Nebelschleier, der thalwärts immer körperhafter wurde und sich endlich mit den aus dem Hasenbachthale hinabziehenden Nebelmassen vereinigte. Aus diesem Dunstmeere tauchten die Mauern der Ruine Rheinfels mit ihren langen Fensterreihen und Thurmstümpfen wie ein Gespensterschloß empor. Der Anblick war so überraschend, daß die beiden jungen Menschen, die an der Terrassenmauer lehnten, eine ganze Weile den Eindruck der Scenerie auf sich wirken ließen, ehe sie Worte fanden, um sich gegenseitig auf diese oder jene Einzelheit aufmerksam zu machen. Und nun kam die Unterhaltung in Fluß. Zuerst bewegte sie sich im breiten Fahrwasser der conventionellen Conversation, dann aber ging sie allgemach auf die beiderseitigen persönlichen Interessen ein. Zur nicht geringen Ueberraschung des jungen Kunsthistorikers entpuppte sich die Sängerin als ein Weib von kühler Besonnenheit und klarem Blick, neben dem er mit seinen Illusionen und gelegentlichen Sentimentalitäten sich beinahe knabenhaft vorkam. Als sie über die Kunst, über die Aufgaben und Ziele des Künstlers sprachen, konnte er sich nicht enthalten, Angelika sein Herz auszuschütten und ihr zu sagen, wie er sie um den Lorbeer beneide, mit dem sie, wo sie auch erschiene, überhäuft würde. Sie hörte ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen, dann aber legte sie ihre Hand auf seinen Arm, sah ihm eine Weile ruhig in's Gesicht und sagte nicht ohne eine leise Bitterkeit: „Wenn Sie wüßten, wie ich den Lorbeer hasse! Die harten kalten Blätter mit ihrem scharfen Duft haben etwas Beklemmendes für mich, sie erinnern mich an Leichenbegängniß und Friedhofsgrüfte. Was würde ich darum gegeben haben, wenn man mir vorhin statt des entsetzlichen Wagenrades aus Lorbeerlaub eine einzige Rose gereicht hätte!" Er wollte etwas zu Gunsten des Lorbeers erwidern, da kamen andere Lustwandelnde auf die Terrasse, und ehe sie noch recht wußten, wie ihnen geschah, sahen sie sich getrennt und in irgend ein gleichgiltiges Gespräch gezogen.

Als man vernahm, daß die Künstlerin den gegen vier Uhr Morgens durch St. Goarshausen kommenden Frühzug benutzen wolle, um nach Düsseldorf weiter zu fahren, beschloß man, auf die Nachtruhe zu verzichten und der Abreisenden bis zur Ueberfahrtsstelle das Geleit zu geben. Bis zu der für den Aufbruch festgesetzten Stunde hatte man noch einige Zeit vor sich, der Major längte also noch einmal die Bowle an, und Alles versammelte sich wieder im Verandasaale, wo sich jetzt ein harmlos fröhliches Gelage entwickelte, wie man es nur am Rhein kennt. Selbst Angelika, die als Tochter kälterer Breiten dem ihr ungewohnten Getriebe mit einigem Befremden zugeschaut hatte, wurde schließlich von der Ausgelassenheit ihrer Umgebung angesteckt, weigerte sich aber entschieden, noch ein Lied zum Besten zu geben. Ein Bonner Philologe, der, wie es schien, kein besonderer Freund der edlen Frau Musika war, pflichtete ihr bei und meinte, man solle es bei dem Schubert'schen Liede bewenden lassen, und belegte seine Ansicht mit dem klassischen Citat „mors ultima linea rerum".

Endlich erinnerte der Major daran, daß es an der Zeit sei, Fräulein Sembach zur Fähre zu geleiten. Die kleine Handtasche der Dame war bald zur Stelle, man leerte das Glas und schickte sich an, das Haus zu verlassen, um den Weg zur Stadt einzuschlagen. Schon war ein Theil der Gesellschaft draußen, da gedachte der junge Kunsthistoriker des

auf der Gartenterrasse geführten Gesprächs. Schnell theilte er den Uebrigen mit, wie sehr die Künstlerin die Rosen liebe, und meinte, es sei vielleicht angebracht, ihr zum Abschiede einen Rosenstrauß zu überreichen. Der Zustimmung des Hausherrn glaubte man sicher zu sein, und so begann man denn in aller Eile den Garten zu plündern. Allein die Ausbeute schien den Enthusiasten bei Weitem nicht reich genug; einer der Herren aus St. Goar, dessen Besitzung kaum einige hundert Schritte unterhalb des Gelderland'schen Anwesens lag, stellte auch seinen Rosenflor noch zur Verfügung, man pflückte und schnitt auch hier, was sich beim Zwitterlicht des leicht verschleierten Mondes und des anbrechenden Morgens als Rose erkennen ließ, und stürmte endlich, da die Zeit drängte, und die Sängerin mit ihren Begleitern längst am Rheinufer angekommen sein mußte, schwer beladen mit der duftigen, thaufeuchten Last, die stille Straße zur Ueberfahrtsstelle hinunter.

Hier hatte sich inzwischen eine seltsame Scene abgespielt. Da der kleine Schraubendampfer, der den Verkehr zwischen St. Goar und St. Goarshausen vermittelt, zu so zeitiger Stunde noch nicht fuhr, am diesseitigen Ufer auch kein Schiffer zur Stelle war, der einen der dort angeketteten Kähne hätte hinüberrudern können, so hatte man den Versuch gemacht, einen Fährmann von der anderen Seite herüber zu rufen. Der auf dem Wasser liegende Nebel war mittlerweile so dicht geworden, daß die Rufenden kaum an einen Erfolg ihrer Bemühungen zu glauben wagten. Dennoch vernahm man nach einiger Zeit Ruderschläge und das Plätschern des Wassers an den Wandungen eines Fahrzeuges. Noch einige Minuten, und ein Nachen stieß an's Ufer. Der Schiffer, der ihn hinübergebracht hatte, sprang auf den Kies, hielt das schmale Boot mit der Linken zurück und half mit der Rechten Angelika beim Einsteigen. Alles das geschah so schnell, daß keiner der Anwesenden den Mann genauer in's Auge zu fassen vermochte. Allerdings war auch die höchste Eile geboten, wenn man den Bahnhof noch rechtzeitig erreichen wollte. Gerade war der Nachen vom Ufer abgestoßen, als die Nachzügler mit ihrer Abschiedsgabe beim Landungsplatze eintrafen. Man rief dem Fährmann zu, noch einmal anzulegen. Er antwortete mit einem heiseren Lachen und machte nicht den geringsten Versuch, dieser Aufforderung zu entsprechen. Das kleine Boot entfernte sich immer weiter vom Ufer. Angelika stand hoch aufgerichtet am Stern und winkte den Zurückbleibenden mit ihrem Tüchlein Abschiedsgrüße zu. Da raffte sich der junge Gelehrte auf, faßte seinen Rosenstrauß mit der Rechten, holte weit aus und schleuderte ihn dem Kahne nach. Die Andern folgten seinem Beispiele. Man sah, wie die Künstlerin sich über Bord beugte, um die schwimmenden Blumenspenden aufzufischen. Aber sie trieben offenbar zu weit vom Nachen entfernt in dessen Kielwasser dahin, wenigstens konnte man, so lange das Fahrzeug nicht gänzlich im Nebel verschwunden war, nicht bemerken, daß die Anstrengungen des Mädchens, in den Besitz der Rosen zu gelangen, von Erfolg begleitet gewesen wären. Die Gesellschaft blieb noch eine Weile am Ufer stehen und versuchte mit dem Auge den wogenden Schwaden in der Richtung, die der Kahn eingeschlagen hatte, zu durchdringen. Als dies nicht gelang, ging man, stiller als man gekommen, nach der Villa zurück.

* * *

Am Nachmittage traf ein Telegramm aus Düsseldorf ein, in dem angefragt wurde, wann Fräulein Sembach abgereist sei. Man habe sie dort vergeblich erwartet. Nun bemächtigte sich der Gäste der Villa Gelderland eine bange Ahnung. Man forschte am Bahnhofe von St. Goarshausen nach, ob eine Dame in grauem Reisekleide den Frühzug benutzt habe. Weder der Stationsvorsteher noch die Unterbeamten wollten eine solche gesehen haben. Ob sie mit einem späteren Zuge gefahren sei, ließ sich des starken Pfingstverkehrs wegen nicht ermitteln. Man versuchte nun den Fährmann wiederzufinden. Aber seltsamer Weise widersprachen sich die Beschreibungen, die Angelikas Begleiter von diesem entwarfen, so sehr, daß es unmöglich war, auch nur den geringsten Anhalt zur Identificirung des Mannes zu bekommen. Der Eine versicherte, es sein ein Greis mit hohlen Wangen und tiefliegenden Augen gewesen, während ein Anderer sich nicht ausreden ließ,

er habe einen kräftigen Burschen mit blühendem Antlitz gesehen. Man gab daher jeden Versuch, den Schiffer ausfindig zu machen, als nutzlos auf. Am anderen Morgen wurden die Bewohner des Landhauses durch die Nachricht alarmirt, in den Weiden unterhalb St. Goarshausen sei eine Frauenleiche angetrieben. Herr Gelderland und drei seiner Gäste begaben sich sofort an die Fundstelle, wo der Leichnam unter den tief herabhängenden Aesten versteckt und vom seichten Wasser umspielt auf dem weißen Sande lag. Man bog die Zweige zurück und erkannte in der scheinbar friedlich schlummernden Frauengestalt die Sängerin. Die festgeschlossene Rechte hielt eine dunkelrothe Rose; Rosen umgaben sie. Die Strömung hatte mit der Leiche auch die der Lebenden bestimmte Blumenspende an's Ufer gespült. Man gab sie der Todten mit in's Grab. Wer der Fährmann gewesen, hat Niemand erfahren.

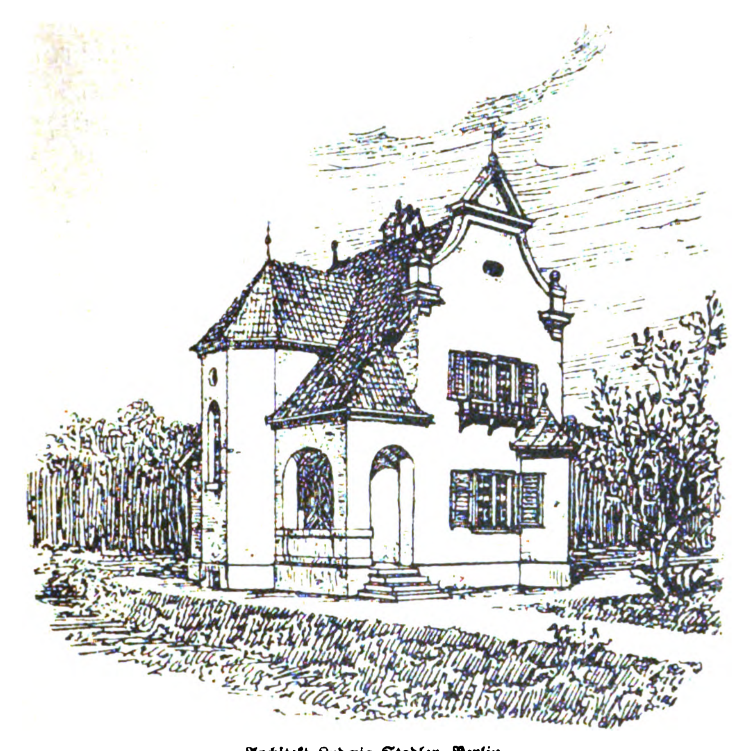




Illustrirte Bibliographie.

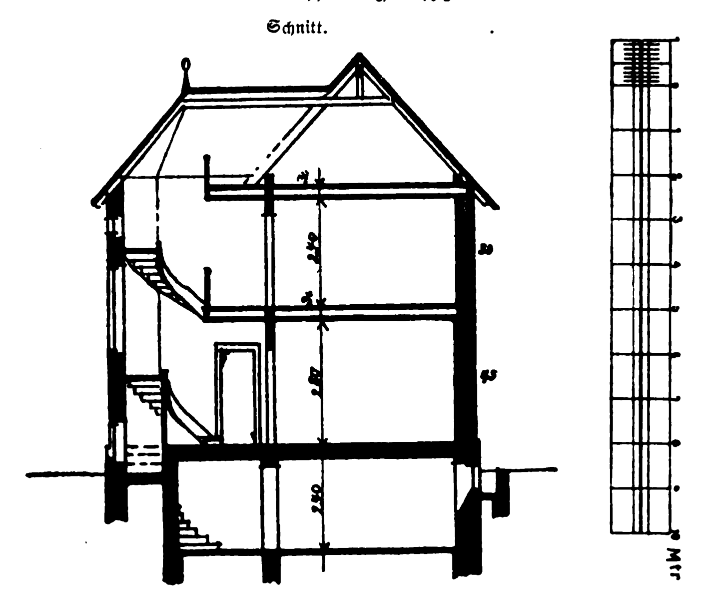
Das Deutsche Bürgerliche Einfamilienhaus. Eine Sammlung von Entwürfen deutscher Architekten für Einfamilienhäuser des gebildeten Mittelstandes. In sechs Abtheilungen. Als Ergebniß eines von ihm veranstalteten Wettbewerbes herausgegeben von August Exter, Architekt in Pasing bei München. Mit 130 Tafeln sowie kurzer Einleitung bei jeder Abtheilung. Leipzig, Verlag von Baumgärtners Buchhandlung.

Gegen die kasernenartigen Miethshäuser der Großstadt beginnt sich endlich auch bei uns — nachdem uns das Ausland in der Wohnungsfrage, die von so eminent socialer und künstlerischer Bedeutung ist, vorangeschritten ist — eine thatkräftigere gesunde Reaction geltend zu machen. Das Einfamilienhaus, das an dem stolzen englischen Ausspruch my home — my castle nicht minder als ein beneidenswerthes Maß bürgerlicher Freiheit Antheil hat, wird auch bei uns mehr und mehr als ein „Ziel auf's Innigste zu wünschen" empfunden; und gerade in den gebildeten Kreisen, in denen mit der Freude am eigenen Besitz sich ein nach Bethätigung verlangender individueller Schönheitssinn verbindet, dem meist die beschränkten Mittel hindernd entgegenstehen. Da mag man oft mit dem Gefühl ungestillter Sehnsucht jene Bauten und Interieurs betrachten, in denen die außer mit künstlerischem Sinn auch mit Glücksgütern Gesegneten ihren persönlichsten Geschmack bis in's Einzelne widerzuspiegeln vermögen, ihrer Umgebung den Stempel ihres Geistes aufdrückend. An Einfamilienhäusern dieser Art fehlt es in Deutschland nicht, und an tüchtigen Architekten sowie Vorlagenwerken, die den nach herrschaftlichen Wohnhäusern Verlangenden anregend und rathend zu Diensten stehen, gleichfalls nicht. Dagegen war für die Befriedigung der gleichen Ansprüche seitens Angehöriger des gebildeten Mittelstandes nichts geschehen. Um so willkommener wird man daher ein Werk begrüßen, das seinen Interessen nach dieser Richtung hin Rechnung trägt und die Aufgabe löst, mit beschränkten Mitteln ein dem praktischen Bedürfniß wie dem künstlerischen Geschmack dieses Standes genügendes Heim: ein deutsches bürgerliches Einfamilienhaus zu schaffen. Der wohlbekannte Münchner Architekt Aug. Exter hat das Verdienst, den entscheidenden Schritt in dieser Angelegenheit gethan und sie in Fluß gebracht zu haben. Durch ein Preisausschreiben hat er die Frage, was den Antheil des Architekten an ihr anbelangt, zur Lösung gebracht. Er hatte für sein bürgerliches Einfamilienhaus die beträchtliche Anzahl derjenigen im Auge, die in großen Städten 400—1200 Mark Miethe zahlen; es ist als Heim gedacht für Privat- und Staatsbeamte, Geschäftsleute, sogenannte kleine Rentiers, Künstler 2c. Demnach nahm er, den verschiedenen Raumbedürfnissen gemäß, 6 Arten von Wohngebäuden an: 1. drei Zimmer und Küche; 2. vier Zimmer und Küche; 3. fünf kleinere Zimmer, Küche und eine Kammer; 4. fünf kleinere Zimmer, Küche und mehrere



Architekt Ludwig Stadler, Berlin.
Aus: Exter: „Bürgerliche Einfamilienhäuser". Abth. I. Verlag von A. Baumgärtners Buchhandlung, Leipzig.

Schnitt.



Kammern; 5. wohnliche Diele, fünf größere Zimmer, Küche und Kammern; 6. wohnliche Diele, sechs größere Zimmer, Küche und Kammern.

Danach zerfällt das vorliegende Werk, das Resultat des Preisausschreibens, in 6 Abtheilungen. Die vom Herausgeber angesetzten Maße für die Räume seien hier für die erste und letzte Abtheilung, also für das kleinste und das größte Wohngebäude wiedergegeben. Für ein Haus mit 3 Zimmern und Küche: Wohnzimmer ca. 16 qm, Schlafzimmer 16 qm; kleineres Schlafzimmer 9—10 qm, Küche 9—10 qm; Keller 6—7 qm. Lichte Höhe des Erdgeschosses 2,80 m, des Obergeschosses 2,40 m. Für ein Haus mit wohnlicher Diele, 6 Zimmern, Küche und Kammern: Wohnzimmer 22—25 qm; Empfangszimmer 18—20 qm; vier Schlafzimmer von je 22—25, 18—20, 13—15 u. 11—13 qm;



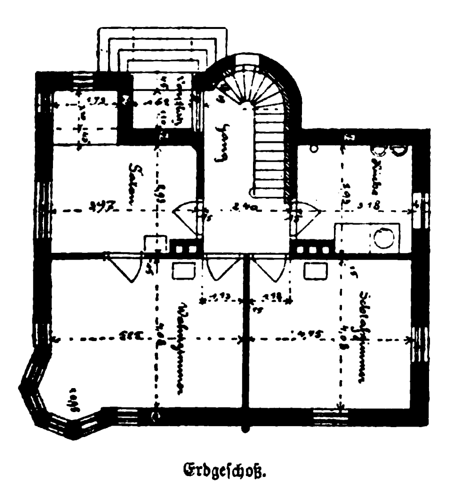
Architekt Ludwig Stadler, Berlin.
Aus: Exter: „Bürgerliche Einfamilienhäuser". Abth. IV. Verlag von A. Baumgärtners Buchhandlung, Leipzig.

Diele mindestens 12 qm; Küche 10—12 qm; Keller 18—20 qm. Lichte Höhe des Erdgeschosses 3,00 m, des Obergeschosses 2,80 m.

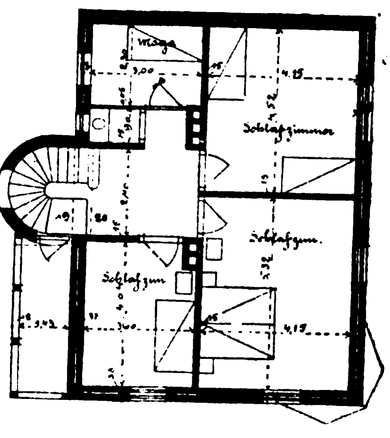
Eine reizvolle Architectur — und zwar eine solche, die dem Gebäude den Charakter eines Landhauses, nicht einer städtischen Villa verleiht — wurde gefordert; dabei aber sollte die Möglichkeit billiger Herstellung im Auge behalten werden; weshalb eine thunlichst einfache Grundrißform geboten war. Ferner wurde eine sparsame Anwendung von Haustein und Putzformen und Rücksichtnahme darauf, daß die Ausführung auch von weniger geschulten Handwerkern, wie sie auf dem Lande zur Verfügung stehen, in vollkommener Weise möglich sei, anempfohlen. Die Häuser sollten im Aeußern verputzt werden; die mäßige Anwendung von Backsteinverblendern war nicht ausgeschlossen. Complicirte Dachformen waren zu vermeiden, bei Aufbauten war auf einen einfachen Dachschluß Rücksicht zu nehmen. Bei allen Häusern waren eingebaute Windfänge oder Vorhäuschen vor=



Aus dem Atelier des Architekten August Exter, München (Villencolonie Pasing).
Aus Exter, „Bürgerliche Einfamilienhäuser". Abth. VI. Verlag von A. Baumgärtners Buchhandlung, Leipzig.



Erdgeschoß.



Obergeschoß.

zusehen; Erker, Balcone, Terrassen und Vorhallen konnten in mäßiger Weise zur Anwendung kommen u. s. w. An dem Wettbewerb betheiligten sich 150 Architekten, von denen gegen 500 Pläne eingesandt wurden. Die von dem Preisgericht, bestehend aus den Architekten Aug. Exter und Paul Pfann, dem städtischen Bauamtmann K. Hocheder und dem Prof. Freiherrn Heinr. v. Schmidt, des Preises, bezw. lobender Erwähnung oder Ankaufs für würdig erachteten Entwürfe nebst anderen, deren Veröffentlichung sich durch diesen oder jenen Vorzug rechtfertigte, sowie einigen außerhalb des Wettbewerbes stehenden anhangsweise beigefügten, besonders beachtenswerthen Entwürfen aus dem Exter'schen Atelier, liegen nun in 6 Mappen, entsprechend den erwähnten 6 Abtheilungen, enthaltend 130 Tafeln (zum Theil in Farbendruck) vor. Diese Tafeln geben nicht nur die perspectivischen Ansichten, sondern auch die Grundrisse und Querschnitte. Der praktische Werth dieser Vorlagen wird dadurch noch erhöht, daß zu jedem Entwurf das Gutachten der Preisrichter, das Mängel und Vorzüge kennzeichnet, beigefügt ist.

Wir fügen dieser Besprechung ein paar preisgekrönte Entwürfe des Architekten Ludwig Stadler, Berlin, aus Abth. I und IV. bei, sowie einen an dem Wettbewerb nicht betheiligt gewesenen Entwurf des Architekten Pinagel aus dem Exter'schen Atelier zu Abth. VI. Zu dem letzteren sei erwähnt, daß der Herstellungspreis für München auf 14500 Mark veranschlagt ist.

Für die Frage des bürgerlichen Familienhauses ist damit ein grundlegendes Werk geschaffen, das Keiner, der theoretisch oder praktisch sich mit ihr befassen will, unbeachtet lassen darf. Für Architekten, Baumeister, Bauunternehmer, an die es sich natürlich in erster Reihe wendet, ist es von höchstem Werthe; aber auch der Laie, der ein eigenes Heim solcher Art sich zu schaffen in der Lage und geneigt ist, und der selbst auf die praktische und architektonische Gestaltung auf Grund eigener Kenntniß und eigenen Geschmacks Einfluß üben will, wird es mit Gewinn und Nutzen zu Rathe ziehen.

Es sei noch hervorgehoben, daß die Abtheilungen des werthvollen Werkes auch einzeln zu haben sind. Es sei hiermit angelegentlich empfohlen. —l—

Die Geschichte der jungen Renate Fuchs von Jakob Wassermann*).

Die eigenthümliche Wirkung des Märchens, für das selbst wir so bald hoffnungsmüde Zöglinge der herben Erfahrungswelt glücklicher Weise nie alt genug werden, beruht schließlich nur in dem Tone der Gewißheit, mit dem es Unmöglichkeiten als geschehen erzählt — Unmöglichkeiten, die unser Bestes sind: Wünsche, deren Reinheit, Sehnen, dessen Höhe ihre Unerfüllbarkeit und Unerreichbarkeit in sich tragen, von denen nur die Wenigsten wissen, daß sie um so mehr an Schönheit verlieren würden, je mehr sie an Wirklichkeit gewönnen. Wir sind wohl reifer geworden durch Ausmessen der uns zu Gebote stehenden Weiten, aber selbst in den weitesten finden wir nicht das Glück der köstlichen Enge unseres frühen Glaubens. Darum sind wir doch schließlich herzlich froh, wenn uns das Märchen eine entzückende Unmöglichkeit zu glauben zwingt, um nicht dankbar für die Gewalt zu sein, mit der es uns in das Traumland versetzt.

Diesen selben Zwang zum Glauben an eine liebe Unwahrscheinlichkeit übte Jakob Wassermann, der bis jetzt selbst in den Litteraturcafés nur hin und wieder genannt worden, vor einiger Zeit mit einer im Simplicissimus erschienenen Erzählung auf mich aus. Eine seltene Kraft lag in ihr; die ganze Erzählung war nicht viel länger als eine Seite des genannten Blattes, und doch genügte dem Dichter die kurze Zeit, in der man diese überflog, um den Leser so in seinen Bannkreis zu ziehen, daß er eben eine Unmöglichkeit miterlebte: Ein Mensch zerbricht sein bisheriges Leben, das ihm unmöglich geworden, zerreißt seine Entwickelung, und aus den Stücken und Fetzen schweißt er ein neues zusammen, in dem er zu restloser Befriedigung gelangt.

Es ist ein beglückender Gedanke, ein Leben in der Rumpelkammer in den Lumpenkasten wegwerfen zu können und die Schöpfung eines neuen zu vollbringen. In der

*) Verlag von S. Fischer, Berlin 1900.

Wirklichkeit sprengt jedoch das einmal Erlebte, äußerlich Abgethane den Lumpenkasten und ist und bleibt der unwillkommene, unverdrängbare Begleiter unserer Wanderungen.

Seit der Stunde, für die mich Wassermann dies vergessen ließ, behielt ich ihn dankbar im Gedächtniß; und wenn auch seine wenigen Werke, die bis dahin erschienen waren, bei allem großen Talent, das sich in ihnen offenbarte, meine Erwartungen nicht völlig erfüllten, so löste er alle Versprechen ein, als er in der ersten Hälfte den Lesern der „Neuen Deutschen Rundschau" die Geschichte der jungen Renate Fuchs" erzählte, einen Roman, der jetzt in Buchform Jedem zugängig ist.

Renate Fuchs ist die vornehme, seltsam schöne Tochter eines so reichen und angesehenen deutschen Fabrikanten, daß sich ein bayrischer Herzog mit ihr aus der ihm möglichen Liebe verlobt und die Welt darüber nicht mehr außer Fassung geräth, als wenn sie in einem Palaste der Fifth Avenue geboren wäre.

Renatens Alter ist nicht angegeben; aber zur Zeit, wo die Erzählung beginnt, dürfte sie zwanzig Jahre alt sein. Das ist das köstliche Alter, wo das Suchen nach nie gelöster Fragen Antwort das Leben der Besten ausfüllt, dem Einen sein fraglicher Abschluß, dem Anderen sein fragwürdiger Inhalt. Renate hatte vor einigen Jahren ein junges Mädchen lieb gewonnen, mit der sie gemeinsam italienischen Unterricht erhielt, und Renate durfte die Freundin eines Tages nicht mehr kennen, denn sie war käuflich geworden. Das gab Renatens Denken die Richtung, ihrem Empfinden die Farbe. Wie ist es, daß Mädchen sich verkaufen? Wie kann es sein? Sind es schlechte Mädchen? Sind sie mit Recht so verachtet? Bleibt nichts mehr von dem, was sie früher waren? Ist es vergebens, sie zu retten, oder soll man sie garnicht retten? Wer ist Schuld, daß sie so wurden, und ist es ein Verbrechen, so zu sein? Mir ist, als ob ich plötzlich sehen könnte. Doch sehe ich lauter unerklärliche Dinge, und ich weiß nicht, ob ich sehen darf, oder ob ich thun muß, als sei ich blind." Die unheimliche Dunkelheit, in die sie mit dieser Frage schaut, zwingt sie, ihr näher zu treten, und so gelangt sie wie mit einem Ruck auf einen anderen erhöhten Standpunkt, von dem aus sie über die Bedingungen ihrer Gesellschaft sieht und fortan frei nur denen ihres eigenen Seins folgt.

Sie erkennt, daß diesen einfachen, ursprünglicheren Bedingungen die abgeleiteten, mannigfach abhängigen des Herzogs nicht entsprechen. Ein junger Mann, Anselm Wanderer, der die Gabe besitzt, mit Worten die Lücken im Zusammenhang der Dinge mit unserem Denken und Empfinden auszustopfen, erwirbt leicht ihr Vertrauen, und da er wenigstens zunächst geschmackvoll genug ist, sich ihrem Feingefühl anzuschmiegen und wie sie nicht mit lauten Worten zu nennen, was sie als ihr Bestes mit der Weihe des Unausgesprochenen umgiebt, weckt er ihre Gefühle.

Sie vertraute sich dem Manne an, den sie nicht bürgerlich an sich schmiedete, weil sie ihm keine Verpflichtungen auferlegen wollte. Bei diesem Entschlusse verharrte sie auch, wie sehr auch Wanderer in der Morgenfrische ihrer Liebe dazu drängte; aber diese konnte nicht dauern. Er war sicher nicht weniger werth als die Vielen, vielleicht überragte er die Meisten sogar ein wenig; zu den Einzigen gehörte er nicht — und dem Gewöhnlichen liegt das Gemeine zu nah. Als die äußeren Verhältnisse ihn bedrängten, wurde er zum Betrüger. Im Gefühle seiner Geringwerthigkeit tritt die Furcht an ihn heran, Renate zu verlieren. Täglich verwundete er sie, er nahm sie sich wie seinen „Gegenstand", und immer bedrängter von seinem sie entehrenden Furchtgedanken, erbrach er eines Tages ihren Schreibtisch und las ihre Briefe. Als er die That leugnete, verließ ihn Renate.

Nun beginnt ihre Wanderung durch alle Traurigkeiten, jegliche Trübung. Renate, die kindlichen Herzens gegangen war, Begeisterung zu suchen, fand nur Enttäuschungen. Ihre Seele schlief ein, und „wenn die Seele einer Frau schläft, geht sie durch das Leben wie durch einen tiefen Traum, und ihre Hand greift nach anderen Händen, welche sie herunterziehen müssen".

Der Hände, die nach Renate griffen, wurden immer mehr. In den Tagen mit Anselm Wanderer hatte sich Renate gescheut, vor einem Fremden, der sie besucht hatte, den Kronleuchter anzuzünden, weil ihr ihr Schamgefühl einredete, die Bewegung mit dem Arm in die Höhe entkleide sie in den Augen dieses Mannes; schließlich trieben sie die Erbärmlichkeiten so weit, daß sie ihren Körper in einem Variété zur Schau stellte. Die überall durch die Bosheit und Kleinlichkeit Vertriebene kannte kein Heim mehr, und instinctiv duckte sie sich in jeden Schlupfwinkel, der sich ihr bot.

Renate, die vom Luxus umgeben war, empfand nie Bedürfniß nach ihm; es waren nicht Ansprüche, die sie in die Kielräume des Lebens zogen; denn sie beanspruchte nicht

mehr als die Nothdurft. Allein sie war aus den Thoren der Gesellschaft getreten, und diese hatten sich hinter ihr wie hinter jeder Anderen, die — gleichviel aus welchen Gründen — einen Schritt über die Enge des Hergebrachten gewagt hatte, dröhnend geschlossen. Nun irrte sie in der Wildniß umher. Die grausige Nacht kam mit ihren schreckhaften Rufen, und die Irrlichter zogen die Uebermüdete in Sumpf und Schlamm.

Renate schlief. In dem wüsten, schweren Traum, wo sie sich als Variétédarstellerin erblickt, schrickt sie plötzlich auf und wendet sich nach einer anderen Seite. Fortan malte sie Fächer in einer Fabrik, Tag ein, Tag aus, von früh bis Abends, immer am selben Platze. Um sich ein warmes Zimmer verschaffen zu können, spielte sie die Nächte hindurch in einer Damencapelle auf einem Clavier den Wiener Philistern die beliebtesten Biermelodien vor. In den Tagen der Sehnsucht hatte sie Beethovens letzte Sonate gespielt. —

Es ist nicht nur das sich immer mehr verdüsternde Schicksal Renatens, das sie uns lieben läßt, Manchen vielleicht gegen seinen Willen; ihre hohe Gestalt umfließt ein unsagbarer Zauber einer Keuschheit, wie der der Natur. Unsere Liebe zu ihr wächst uns so tief hinein, daß wir nie, auch nicht bei all den Abstürzen in die schwindelndsten Tiefen, das Vertrauen verlieren, sie käme nicht wieder heil empor. Hier aber schreit unsere Liebe angstvoll auf. Die fürchterliche Banalität immer gleich eintöniger, mechanischer Arbeit am Tage, die noch fürchterlichere, weil lächerliche des Gassenhauers bei Nacht lassen uns für Renate fürchten.

Am Ende des so verbrachten Winters brach Renate bewußtlos zusammen. Die äußere Veranlassung war der Verlust eines Hundes, den ihr Wanderer im Beginne ihres Zusammenlebens geschenkt hatte. Das kluge Thier, das sie in allen Fährlichkeiten verstehend begleitet, die trostlos starrende, unendliche Einsamkeit ihr verengert hatte, verließ sie auf einem Spaziergang. Die ganze Nacht sucht Renate nach ihm; die tiefste Betrübniß erzeugt ihr furchtbare Visionen, in denen sie in grotesker Verzerrung ihre bisherigen menschlichen Lebensbegleiter erblickt. Die Erschöpfte finden am Morgen die Arbeiterinnen am Fabrikthore.

Allen Jubel des Herzens, den das Hornsignal in der Kerkerscene des Fidelios erschütternd auslöst, empfinden wir hier wieder. Renate erwachte, und sie fand sich „wohl beraubt, aber nicht ärmer geworden“.

Es ist so wunderschön, wie sie sich findet. Am Morgen nach jener schrecklichen Nacht trifft Renate ein junges Mädchen, eine alte Bekannte, fast Freundin, die sie zu deren Bruder nach Mähren begleitet, der dort zusammengebrochen war, weil er sein Herz in werkthätiger Liebe zu leidenden Menschen zu sehr verbraucht hatte. Agathon Geyer, wie sein Name ist, sagt ihr: „Sie sind blind gewesen, haben eine Wanderung angetreten, haben den Abgrund nicht gesehen, der neben Ihrem Schritt sich beständig öffnete. Sie haben vertraut, weil Sie erfüllt waren vom Weg, vom Weg allein. Sie haben sich aufbewahrt, haben nicht mit eigenen Lippen geredet, nicht mit eigenen Händen gefühlt, nur gelitten mit eigener Seele. Haben sich aufbewahrt für das ferne Ziel allein, ohne zu wissen, ja, ohne zu glauben.

Dann erzählte sie ihm einfach und wahr ihr Leben. Und als sie damit fertig war, schwieg sie zuerst ein wenig, plötzlich aber kam es ihr vor, als ob das Herz in ihrer Brust sich zu bewegen anfing, als ob die dunklen Fenster dieses Raumes einen lautlos scheuen Tanz ausführten. Etwas kam über sie wie der Druck einer übergewaltigen Ungerechtigkeit, und die heißesten Thränen, die sie je geweint, seit sie denken und empfinden konnte, entquollen ihrem Innern. Wie von einem starken Arm gebrochen, sank sie zusammen und weinte, als ob all ihr Leben sich in diesen bittern Strom ergießen sollte.“

Agathon wird der Vater ihres Sohnes, dem er selbst in der Brautnacht, die für ihn zur Todesnacht geworden, den Namen „Beatus“ gegeben hatte. Renate blieb beim Grabe des Gatten wohnen, dort gebar und erzog sie ihm seinem Willen gemäß den Sohn, fern von Allen, rein wie Parsifal, und in ihm erschaute sie das Kommen eines neuen Geschlechts, „das stark war durch die Bestimmung zur Liebe“. —

Diese Angaben über den Stoff, auch nicht im geringsten über den ganzen Inhalt verrathen wohl, daß der Roman Wassermanns ein gutes Buch ist, aber es ist mehr — ein Kunstwerk.

Nur ein schwacher Widerschein der köstlich feinen Sprache, die an Jacobsen erinnert, leuchtet wohl aus einzelnen wörtlich angeführten Stellen, aber es fehlt die nie unterbrochene Gleichmäßigkeit dieser in ihrer Unaufdringlichkeit so schönen Melodie.

Wir sind jedoch schon so gewohnt worden, diese köstlichen Geschenke zu empfangen, daß wir sie fordern. Was dies Werk jedoch besonders auszeichnet, ist die raffinirt versteckte Kunst, mit der der Dichter Geschehnisse, die sich kaum in einem Leben vereinigen, in ihrer knappen Aufeinanderfolge eins aus dem andern naturnothwendig herauswachsen läßt. Ganz selten auch finden wir selbst heute noch bei einem Deutschen die straffe Zähmung der Erzählerfreude. Kein Faden wird angesponnen unter den vielen, vielen, der zur Erhöhung des Farbenreichthums dem Ganzen unlöslich verwebt, nicht hülfe es zusammenzuhalten: kein decoratives Rankenwerk, das nicht zum constructiven Bestandtheil würde, das Baugerüst verdeckend, ohne die Ebenmäßigkeit und Schönheit des Baues den Blicken zu entziehen.

So ist der weite Raum, in dem sich Renatens Entwicklung bewegt. Merkwürdig ist bei der Fülle lebendig gewordener Gestalten, die sie umgiebt — die Zahl der Personen in diesem Roman dürfte kaum kleiner als die in einem Balzacs sein — daß viele dieser Personen unter demselben Namen, sogar ein Theil der Erlebnisse aus anderen Werken Wassermanns stammen. Da dies nicht mangelnder dichterischer Zeugungskraft zugeschrieben werden kann, so bleibt als einzige Erklärung eine so eigenthümliche Liebe des Dichters zu seinen Geschöpfen, daß er sich nicht mit Abschluß seines Werkes von ihnen loszureißen vermag.

Diese Innigkeit des schaffenden Menschen mag viel dazu beitragen, daß selbst diejenigen, die sich alles stofflichen Wohlgefallens am Kunstwerk entäußert haben, seinen Gebilden herzlich nahe kommen — das Menschliche bleibt uns schließlich doch immer das Nächste. Trotzdem ist es immer wieder der Künstler, der uns zwingt zur Liebe. —

Und das ist ein muthiger Künstler, dem wir hier begegnen. Ein künstlerisches Wagestück ist gleich der Anfang. Mit der trocknen Sachlichkeit des Polizeibefund wird ein häßlicher Straßenvorgang erzählt: Aus einem Haus kommt schreiend ein völlig nacktes, junges Mädchen auf die zur Zeit gerade sehr belebte Straße gestürzt; dort sinkt sie bewußtlos zusammen und bleibt eine Weile im sich natürlich sofort bildenden Haufen der Gaffer liegen, bis endlich ein Entschlossener sie mit Hilfe eines Nachahmungsbereiten in das Hinterhaus trägt, nachdem er einen Mantel über sie gebreitet. Während noch die Müßiggänger den Schauplatz umstehen und Wanderer — er ist der Entschlossene gewesen — von Erfüllung der Selbstverständlichkeit zurückkehrt, kamen zwei Damen die Treppe des Vorderhauses herab, „eine schlanke, blasse, vornehme und eine plebejisch lachende, schwatzende. Wanderer wurde sehr aufmerksam durch den intensiv abgekehrten, tief grüblerischen Ausdruck im Gesicht der Einen, die er von seiner Begleiterin Renate nennen hörte." Die Damen stiegen in einen Wagen und fuhren davon.

Wer wagt, gewinnt. Der Leser beantwortet die brutal naturalistische Herausforderung mit Interesse, mit Wohlwollen für Wanderer, der den peinlichen Auftritt abgekürzt hat, und ein süßes Ahnen keimt ihm für Renate, die weit absteht von den Müßiggängern und unberührt von allen Häßlichkeiten schnell durch sie hindurch schreitet, um sie hinter sich zu lassen. Dem Dichter aber, der so unheimlich wahr ist, daß er die Widerwärtigkeit nicht scheut, sind wir bereit, das Märchen, das er uns erzählt, zu glauben. Weil der Dichter es auf so realem Boden — der Erdgeruch strömt überall hervor — sich entwickeln läßt, geben wir uns prüfungslos dem Zauber Renatens hin, dem seltsam vornehmen Weibe, das niedere Ereignisse unbefleckt durchschreitet, ohne daß sie ihr anhaftendes, fortwucherndes Erlebniß würden.

Wir lieben diese Frau, die trockenen Fußes über Sumpf und Schlamm geht, deren Asbestseele unversehrt bleibt im Feuer des Lebens — wir lieben sie, nicht um der Liebe des Dichters willen, nicht nur bezwungen durch seine Kunst, die sie mit allen Köstlichkeiten schmückt, wir lieben sie im letzten Grunde und glauben, weil wir uns lieben — unser Hoffen lieben, denn wir gehen den gleichen Weg wie Renate durch den Staub der Lebensstraße — Wir Alle — —

Herman Jacobsohn.

Bibliographische Notizen.

Die Taiping-Revolution in China (1850—1864.) Ein Capitel der menschlichen Tragikomödie. Nebst einem Ueberblick über Geschichte und Entwickelung Chinas. Von Dr. C. Spielmann. — Halle a. S., Hermann Gesenius.

Die gegenwärtigen Wirren in China haben alsbald die Litteratur über das große ostasiatische Reich, über seine geschichtliche Entwickelung, über das Land selbst und seine Bewohner in Bewegung gesetzt. An derartigen Schriften ist gegenwärtig kein Mangel, zumal auch die Tageslitteratur zur Orientirung ihrer Leser sich dieses Stoffes bemächtigt hat. Das vorliegende Werk ist noch vor dem Beginn des diesmaligen Aufstandes verfaßt worden und erwähnt letzteren nur in einer kurzen Nachschrift. Der Verfasser schildert hauptsächlich die gerade vor 50 Jahren im chinesischen Reich ausgebrochene Taiping-Revolution, die über ein Jahrzehnt anhielt und wobei die religiöse Organisation mit der politischen Hand in Hand ging. Ihr Endziel war der Sturz der tatarischen Mantschu-Dynastie, sowie die Reformirung Chinas auf religiösem, socialem und politischem Gebiet, während die gegenwärtige Bewegung, unterstützt von der Regierung, sich in den Boxern organisirt hat und sich gegen die Fremden richtet. Nach einer etwas umständlichen Einleitung über das Nationalgefühl, den ethischen und unethischen Egoismus, nebst einem bezüglichen Rückblick auf die verschiedenen Völkerstämme und Nationen, vom Alterthum bis in die Neuzeit, beginnt der Verfasser seine eigentliche Arbeit mit der Geschichte Chinas. In den ersten Abschnitten schildert er eingehend das chinesische Volk nach seinen Charaktereigenschaften, seinen religiösen Gebräuchen, sowie nach seinem Staats- und Familienleben. Durch den Sturz der Ming-Dynastie kam 1644 die tatarische Mantschu-Dynastie an's Ruder, die bis auf den heutigen Tag den Thron inne hat. Mit dem 4. Abschnitt beginnt die Schilderung des Lebens Hungs, des Anführers der späteren mächtigen Staatsumwälzung, der Taiping-Revolution, Tai-ping benannt durch die neu zu begründende Dynastie (Tai-ping tienkwe: „Himmlisches Reich des allgemeinen Friedens"). An der Hand eines reichen Quellenmaterials entwirft der Verfasser ein anschauliches Bild dieser großartigen, das ganze Reich tief erschütternden Umsturzbewegung. Zuerst auf religiöser Basis beruhend, ergriff die Bewegung sehr bald das sociale und politische Gebiet. Der herrschenden Mantschu-Dynastie hatten die Tai-ping Todfeindschaft geschworen. Es sei hier hervorgehoben, daß die Europäer von den Mantschu, wie jetzt noch, „fremde Teufel", von den Tai-ping jedoch „fremde Brüder" genannt wurden. Das religiöse Leben der Tai-ping sowie ihre Satzungen, die sich an das Christenthum anlehnten, werden näher beschrieben. In weiteren Abschnitten werden die Kämpfe der Tai-ping gegen die Mantschu-Dynastie sowie das schließliche Eingreifen der Franzosen und Engländer, der letzteren unter Gordon geschildert, der schließlich die entscheidende Wendung herbeiführte. Die Tai-ping verschwanden als kriegführende Partei vom Boden der Geschichte, ohne daß man weiß, was aus ihren Führern geworden ist. Der Verfasser tritt warm für die Tai-ping-Revolution ein und hält diese große revolutionäre Bewegung wohl für unterdrückt, aber nicht für erdrückt. — In einem interessanten Schlußabschnitt beleuchtet er nach verschiedenen Richtungen hin die Thätigkeit der Tai-ping, von denen die Ausländer nichts zu befürchten gehabt haben, und räth den Mächten Europas, sich in einen neuen Bürgerkrieg in China nicht einzumischen, sondern den Dingen ihren Lauf zu lassen. Nach seiner Ansicht würde die fremdenfeindliche Reaction von heute kaum erfolgt sein, wenn damals die Tai-ping den schließlichen Sieg davongetragen hätten, was aber durch die Einmischung der Engländer vereitelt worden ist. — Zur besseren Uebersicht würde es sich empfohlen haben, dem Buch ein Inhalts-Verzeichniß, geordnet nach Capiteln mit kurzer Ueberschrift, beizugeben.

K.

Volkstrachten aus dem Schwarzwald. Herausgegeben von Johannes Elchlepp. Mit Vorwort von Dr. Hansjacob. Freiburg i. Br., Johannes Elchlepps Hof-Buch- und Kunstverlag. —

Hessisches Trachtenbuch von Ferdinand Justi. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. Liefer. 1.

Um die Erhaltung der Volkstracht, im weiteren Sinne der volksthümlichen Eigenart, die sich in Kleidung, Sitte und Sprache documentirt, ist man, seitdem die Gefahr ihres Schwindens einerseits und ihr ästhetischer, culturhistorischer, in gewissem Sinne auch ethischer Werth — denn in dem Festhalten am Alten, Bewährten, Historischen und Ablehnen des Eitelkeit und Neuerungs-

sucht befriedigenden Modischen liegt oder **kann** wenigstens ein ethisches Moment liegen — uns zum Bewußtsein gekommen, eifrig besorgt. Ob diese lobenswerthen Bestrebungen, an denen Künstler und Gelehrte, Alle, die für das Individuelle im Volksleben in dieser nach langweiliger Gleichmacherei drängenden Zeit Auge und Herz besitzen, höchstes Interesse haben, dauernd Erfolg haben werden, ist fraglich, wagen wir kaum zu hoffen. Nichts desto weniger möge man thun, was gethan werden kann, volksthümliche Eigenheiten, sofern sie sich nicht im Gegensatz zu der uns nothwendigen politischen Einheit und Einigkeit stellen — denn leider fehlt es auch an solchen nicht — speciell die volksthümliche Tracht zu erhalten. Und wenn man mit Bedauern fürchtet, daß es nutzlos sein werde, so wird man um so mehr die Berechtigung solcher Werke zugestehen, die das noch Vorhandene für die Zukunft festzuhalten bestimmt sind. Was mit dem Schwinden der Volkstracht verloren gehen würde, erkennen wir aus dem von **Johannes Elchlepp** auf Anregung und unter Protection des Großherzogs Friedrich von Baden herausgegebenen Album der „**Volkstrachten aus dem Schwarzwald**". In 25 Aquarellen, die auch in der Reproduction vortrefflich wirken — hat der Maler **Issel** die verschiedenen Schwarzwald-Trachten nach der Natur wiedergegeben und zwar nicht in einzelnen steifen Costümfiguren, sondern zumeist in anmuthigen, genrebildartigen Gruppenbildern.

Wenn auch Einzelnes in diesen Trachten gewiß nicht unseren Schönheitssinn befriedigen kann — wie z. B. die topf- resp. cylinderartigen Kopfbedeckungen der Bäuerinnen aus Schönwald bei Triberg und aus der Baar — so sind doch im Allgemeinen diese Volkstrachten so reizvoll, so malerisch, daß man nur mit schmerzlichstem Bedauern an ihren drohenden Untergang denken kann.

Dr. Hansjacob hat das hübsche Werk, dessen Preis von 10 Mk. mäßig zu nennen ist, durch ein warmes und kerniges Vorwort eingeleitet.

Ein Werk verwandter Art — freilich weit größer angelegt — ist das von **Ferdinand Justi** als erste der Veröffentlichungen der historischen Commission für Hessen und Waldeck im Verlage der N. G. **Elwert**'schen Verlagsbuchhandlung in Marburg herausgegebene **Hessische Trachtenbuch**, von dem uns die erste Lieferung vorliegt. Dieselbe enthält neben der Einleitung („Allgemeines über die Tracht") 8 aus dem Graphischen Institut Julius Klinkhardt in Leipzig hervorgegangene lithographische Farbendrucke in Großfolio nach vom Verfasser hergestellten Aquarellen. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt — wie er am Schlusse der Einleitung bemerkt — nicht nur den Anzug der Landleute genau nach der Natur abzubilden, sondern auch eine Aehnlichkeit des Gesichts zu erreichen, auch die Stickereien und den sonstigen Schmuck so sorgfältig wiederzugeben, daß die Verfertigungsweise erkennbar sei.

Der Künstler steht bei ihm durchaus im Dienste des Forschers; es sind wissenschaftliche Costümbilder, die er bietet. Auf jedem Blatte sind nicht nur die entsprechenden Orte, sondern sogar die Namen der conterfeiten Persönlichkeiten angegeben. Die acht Bilder des ersten Heftes bieten neben Trachten aus Eisenhausen, Seelbach, Elnhausen, Bottenhorn, Wommelshausen, Kaldern, die genauen Nachbildungen zweier Brusttücher aus Mornshausen und Steinperf.

Wir werden auf dies werthvolle Unternehmen nach Eingang weiterer Hefte zurückkommen. O. W.

Am Hofe Herrn Karls. Vier Erzählungen von **Felix Dahn**. I. Die Freibitte. II. Der Liebe Maß. III. Einhart und Emma. IV. Herrn Karls Recht. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. 1900.

Die diesjährige Weihnachtsgabe des Dichters wird seinen zahlreichen Verehrern und namentlich Verehrerinnen sehr willkommen sein. Es sind vier kleinere Erzählungen, die uns in die Zeit und an den Hof Karls des Großen versetzen, den sie uns von liebenswürdig menschlicher Seite kennen lehren. Der Dichter sagt selbst, daß er ursprünglich Karl den Großen gehaßt habe; daß jedoch, je tiefer er in das Studium seiner Zeit und seines Charakters eindrang, dieser Haß sich allmählich in Bewunderung, Verehrung und Liebe verwandelt habe. Von dieser Bewunderung und Liebe sind die vorliegenden vier Erzählungen durchdrungen, durchwärmt und durchleuchtet. Sie zeigen die unveränderte Kraft und Grazie der Dahn'schen Muse und sind dabei flott erzählt und künstlerisch abgerundet. Den Vorzug würden wir wegen der prächtigen Figur des Paulus Diaconus der ersten Erzählung geben, aber das ist Geschmacksache, und es sollen darum die anderen drei nicht als minderwerthig bezeichnet werden.

In demselben Verlage und in derselben bekannten eleganten Ausstattung sind erschienen:

Felix Dahns Gedichte. Auswahl des Verfassers.

Hier ist in einem Bande vereinigt das Beste, was in den verschiedenen Gedichtsammlungen Dahns zerstreut ist. Es war ein dankenswerthes Unternehmen des Verlegers, auf diese Weise ein Gesammtbild der reichen lyrischen Individualität des Dichters zu geben, der als einer der bedeutendsten Vertreter der älteren Generation gelten muß. Reich besaitet ist die Leier Dahns, er weiß die zartesten und kräftigsten Töne mit gleicher Meisterschaft anzuschlagen. Es ist hier nicht der Ort, in's Einzelne zu gehen und die bekannten Vorzüge der Dahn'schen Dichtweise von Neuem zu begründen, es soll nur auf das Buch als auf eine schöne und bedeutende Erscheinung hingewiesen werden.

—e.

Mancherlei neue Geschichten. Von Rudyard Kipling. Uebersetzt von Leopold Lindau. Zweite Auflage, Fontane, Berlin, 1900.

Nicht Jedem ist es vergönnt, bei jedem Griffe in das volle Menschenleben gemäß der Goethe'schen Weisung „Interessantes“ zu Tage zu fördern. Wer es versteht, ist ein Dichter, und die echten Dichter sind heute wie ehedem sehr selten, obwohl doch das volle Menschenleben nicht fehlt, und die Gelegenheit, Merkwürdiges wahrzunehmen, oft genug geboten wird. — Uns leider fehlt es eben nur an den Organen, das Aufhebenswerthe dichterisch zu erfassen.

Zum Glück ist der Genuß aufgespeicherter Schätze auf diesem Gebiete nicht so schwer wie die productive Leistung, und wer die „mancherlei neuen Geschichten“ des bedeutenden englischen Erzählers Kipling liest, dem tritt so viel Neues und Frisches vor's Auge, daß er wohl selber ein Dichter zu werden vermeint und sonstige Zusammenhänge, die er gewahr wird, mit einem neu belebten Interesse für alles Menschliche verfolgen wird. Gerade wie Einer die Natur mit verjüngten Augen anschaut, wenn ihm der Anblick edler Kunstwerke des Malers oder Bildners oder Baumeisters den Sinn für bisher unbeachtete Schönheiten und harmonische Freuden geweckt hat.

Die vorliegende Sammlung Kipling'scher Erzählungen zeichnet sich durch eine Fülle großer Leistungen auf dem Gebiete der Schilderung, der phantasievollen Gestaltung und lebenswahrer Seelenmalerei aus. Weit entfernt von sentimentaler Lyrik gleicht Kiplings poetische Muse einem blühenden duft- und würzreichen Walde, der sich in üppigem Prangen auslebt, gesundes Dasein fortpflanzend, und machtvoll anzuschauen.

Mag er uns seinen wundersamen Urwaldmenschen vorführen, den einsamen Leuchtthurmwächter, den Galeerensträfling, den englischen Soldaten oder die Wohlthäterinnen der Gunnison Street —, immer leben ganze wirkliche Menschen vor uns auf, und es fehlt in der munteren charakteristischen Wiedergabe auch eine — ich möchte sagen — philosophische Feinheit nicht, ein fast unmerkliches Sympathisiren mit der mannhaften Kraft und ein ebenso gedämpftes Mitleiden mit allem irdischen Jammer, und in kleinster Dosis, aber unentbehrlich wirksam: die Ironie des starken Denkers, ein liebenswürdiges Lächeln. Im Ganzen wird man jedoch kaum einen modernen Dichter nennen können, der weniger „subjectiv“, im gewohnten Sinne dieses Wortes, erscheint, als Rudyard Kipling. Er scheint völlig im Object, das er malt, verschwunden zu sein.

Die schönste Erzählung dieser Sammlung ist nach meinem Geschmacke: Frauenlieb. Der Stoff mag in seiner Grundform so alt sein wie die Menschengeschichte, es ist das Thema: Don Juan. Wie aber hier Kipling eine völlig eigene Gestalt schafft, wie er das Soldatenleben mit meisterhafter wortkarger Sicherheit hinmalt und am Ende eine unerwartet großartige Stimmung zu erwecken versteht, das ist von unvergeßlicher Bedeutung. Man legt das Buch erschüttert aus der Hand. Diese Arbeit ist in ihrer ungekünstelten Tragik ergreifend wahr wie das liebe Leben selbst.

H. L.

Die Reise in's Blaue. Von Otto Roquette. Mit Heliogravüre nach dem Originalgemälde von Professor Edm. Kanoldt. Leipzig, Robert Baum.

Diese bisher unbekannt gebliebene Erzählung des vor drei Jahren dahingeschiedenen Dichters von „Waldmeisters Brautfahrt“ darf nicht mit zu strengem kritischen Maße gemessen werden, von vornherein wird man nicht erwarten, daß sie uns den Dichter von einer neuen, noch ungekannten Seite zeigt; aber sie ist auch dem Besten, was Roquette auf erzählendem Gebiete geschaffen, nicht gleichzustellen. Die künstliche Romantik, mit welcher der Held der Erzählung die Reise der romantisch veranlagten Geliebten unerkannt zu umgeben weiß, die er dann aber nicht dadurch, sondern durch eine entschlossene Mannesthat erringt, lebt auch in dem Buche selbst; sie wird nicht ad absurdum geführt zu Gunsten der Poesie des Wirk-

lichen. In jedem Falle hätte sich der Grundgedanke mit größerer Vertiefung und weniger äußerlichem Humor behandeln lassen. Ist die Erzählung nicht gerade bedeutend, so entbehrt sie doch nicht der gefälligen stilistischen Form, die man bei Roquette erwarten darf, und einzelner graziöser oder lyrisch = stimmungsvoller Stellen. Das Beste an dem hübsch ausgestatteten mit einer Heliogravüre geschmückten Büchlein sind die eingefügten Gedichte.

O. W.

Peterl. Eine Hundegeschichte. Von Ossip Schubin. Berlin, Gebr. Paetel.

Ossip Schubin (Lola Kirschner), die rühmlichst bekannte Schriftstellerin, erzählt uns dieses Mal nicht eine ihrer stets so fesselnden Menschengeschichten, sondern die reizendste aller Hundegeschichten! Wahrhaftig, Peterl, der Abkömmling der Katja und des Peterl, eines reinblütigen russischen Steppenhundes, ist ein interessanterer Romanheld, als so mancher zweibeinige Geschlechtsbruder; und nicht nur die beiden Nichten der Dichterin, für die das Büchlein geschrieben ist, werden Wohlgefallen an Peterls Lebenslaufe finden, sondern Alle, die diesen kennen lernen, und auch nicht nur die Altersgenossen von „Annie“ und „Liesl“, sondern sogar ernsthafte Menschen, die, jemehr sie sich in der Welt umgeschaut, desto mehr die Hunde lieben gelernt haben. Uebrigens kreuzt sich Peterls Geschichte wiederholt sehr intim mit Vorgängen in dem Schlosse Monplaisir, dessen Besitzer seinen drei Kindern eine zweite Mutter von seinen Reisen mit heimgebracht, die ein gelehrtes Mädchen gewesen, das eigentlich in Zürich den Doctorhut erwerben wollte und jetzt, geziert mit dem Würdezeichen der Frauen, mit dem Häubchen, fest entschlossen war: die „verlodderte“ Wirthschaft im Herrenhause und die „vernachlässigte“ Erziehung der Kinder, theoretisch, strict nach den Regeln der Wissenschaft, zu bessern und zu Musterresultaten zu führen! Wie dann die gelehrte Schloßherrin einsehen lernt, daß „Etwas man doch auch dem lieben Gott überlassen muß“, geht allerdings die Hundegeschichte eigentlich gar nichts an; da hat die Dichterin uns in kurzer, ergreifender Weise wieder einmal darthun wollen, daß ohne Liebe kein Leben gedeihen kann, und das ist ihr überzeugend, das Ganze in einen höheren Gesichtswinkel bringend, gelungen.

A. W.

Im Hinblick auf das Weihnachtsfest mögen einige als Festgeschenke empfehlenswerthe Werke, deren eingehende Würdigung jetzt aus Mangel an Raum und Zeit nicht möglich und daher vertagt werden muß, wenigstens noch kurze Erwähnung in diesem Hefte finden. Im Verlage von K. F. Koehler, Leipzig, erschien: „Das Schloß des Tiberius und andere Römerbauten auf Capri“, dargestellt von C. Weichardt (Preis 10.00 Mark). Das Werk ist vornehmlich der Darstellung der größten der 12 Villen, die Tiberius nach Tacitus auf der Insel Capri besessen hat, der Villa Jovis, vom Volk noch heute Villa Timberio genannt, gewidmet; nur nebenbei werden noch einige andere Villen berührt, um das Bild über das antike Capri, dessen entschwundene Herrlichkeit des Herausgebers Stift und Wort vor uns wieder erstehen läßt, bis zu einem gewissen Grade abzurunden. Das Werk ist mit schönen Illustrationen — von denen wir im nächsten Hefte einiger einer ausführlicheren Besprechung beigeben werden — mit Titelköpfen und Randleisten geschmückt. Aus dem Bibliographischen Institut in Leipzig ist eine Reihe werthvoller wissenschaftlicher Publicationen, die zugleich durch ihre Ausstattung zu Prachtwerken gestempelt werden, hervorgegangen. Da ist zunächst zu nennen: der erste Band einer neuen allgemeinen Kunstgeschichte: „Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker“, deren Verfasser der bestens bekannte Dresdener Kunsthistoriker Prof. Dr. Karl Woermann ist; aus dem vorliegenden ersten Bande, der die Kunst vor- und außerchristlicher Völker behandelt, mit 615 Abbildungen im Text, 15 Tafeln in Farbendruck und 35 Tafeln in Holzschnitt und Tonätzung geschmückt ist und für sich ein abgeschlossenes Ganzes bildet (Pr. 17.00 Mk.), werden wir in unserem nächsten Hefte unseren Lesern Text- und Illustrationsproben vorführen; ferner erschien als vierter Theil der „Sammlung illustrirter Litteraturgeschichte“ die von Prof. Dr. Hermann Suchier und Prof. Dr. Ad. Birch-Hirschfeld verfaßte „Geschichte der französischen Litteratur“ von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“ (Pr. 16 Mk.) ebenfalls mit reichem Bilderschmuck, darunter mehrere farbige Tafeln, ausgestattet.

In seinem fünften Jahrgange (für 1901) liegt „Meyers historischer Geographischer Kalender“ (Pr. 2,00 Mk.) vor, der neben historischen und geographischen Illustrationen, diesmal auch naturwissenschaftliche Illustrationen bietet und in der Auswahl derselben, wie auch in seinem text-

lichen Theil, dem von einem Astronomen von Fach bearbeiteten Kalendarium, der Auswahl der Citate in Vers und Prosa, in den historischen Tagesnotizen überall die bei den Veröffentlichungen des Bibliogr. Instituts gewohnte Sorgfalt und wissenschaftliche Gediegenheit offenbart. Endlich ist auch die Reihe vom Meyers Klassiker-Ausgaben vermehrt worden durch eine neue Bearbeitung von Wielands Werken, die in vier Bänden (geb. 8 Mk.) die schönsten und lebensfähigsten Dichtungen Wielands enthält; nämlich „Oberon“, „Musarion“, „Sixt und Klärchen“, „Das Wintermärchen“ „Gandalin“, „Geron“, „Pervonte“ und einige andere epische Dichtungen, ferner die Romane „Agathon“ und „Die Abderiten“, sowie die wenigen lyrischen Gedichte Wielands. Der Herausgeber Prof. Dr. G. Klee hat eine knappe Biographie Wielands, dessen vortrefflich ausgeführtes Bild dem ersten Bande vorangestellt ist, sowie Einleitungen zu den einzelnen Werken und erläuternde Fußnoten beigesteuert.

Die Deutsche Verlags-Anstalt hat ihren billigen einbändigen Ausgaben der Werke Goethes, Schillers, Heines und Shakespeares eine solche von Hauffs Werken, ein Textabdruck der illustrirten Prachtausgabe, angereiht. Aus dieser sind auch des Herausgebers Dr. Cäsar Flaischlen biographische Skizze und Erläuterungen zu den einzelnen Werken übernommen worden. Der 864 S. umfassende, mit dem Portrait des Dichters geschmückte Band kostet nur 3.00 Mk. —

Ein prächtiges Geschenk für die weibliche Jugend ist Beate Jabassohns lustige Pensionsgeschichte „Ruth von Felseck“ (Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.) Die Verfasserin versteht sich auf den Geschmack der Backfische wie Wenige, so daß ihr Buch den bekannten Lieblingen der weiblichen Leser dieses Alters starke Concurrenz machen dürfte; doch kann auch der Erwachsene an dem frischen liebenswürdigen Humor des Buches sich herzlich erfreuen. Der geschmackvolle Einband, die hübschen Illustrationen werden dazu beitragen, dem Buche (Preis geb. 5.00 Mk.) zahlreiche Freundinnen zu werben.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **G.** = Gesellschaft. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **Kultur.** — **L. E.** = Das litterarische Echo. — **N.** = Nation. — **N. D. Ru.** = Neue Deutsche Rundschau. — **N. u. S.** = Nord und Süd. — **T.** = Türmer. — **V. & Kl. M.** = Velhagen & Klasings Monatshefte. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft — **Z. f. B.** = Zeitschrift für Bücherfreunde. — **Zeit.**

Anzengruber, Ludwig. Von J. J. David. B. u. W. III. 2.
Berlin im October und November 1806 D. Re. XXVII. 1.
Bibliophilen, Die. John Bellingham Inglis. Von O. von Schleinitz. Z. f. B. IV 7.
Berlins Vorherrschaft. Von E. Schlaikjer. L. E. III. 2.
Bücherliebhaberei. Von Ph. Rath. Z. IX. 2.
Chinesen, Zur Charakteristik der. Von Lady Blennerhasset. D. Re. XXVII.
Delos und Tinos. Eine antike und eine moderne Wallfahrtsstätte. Von A. Bauer. N. u. S. 1900. Dec.
Dortmund - Emskanal und seine Bedeutung, Der. Von Hvilde. V. & Kl. M. XV. 2.
Ebner-Eschenbach, Marie von, und Louise François. Von A. Bettelheim. D. Re. XXVII. 1.
Englische Romane. Von M. Meyerfeld. L. E. III. 2.
Finlands Dichter. Von A. Geiger. L. E. III. 2.
Fitger, Arthur. Nachklänge zum 60. Geburtstag. Von H. Stümcke. B. u. W. II. 3.
Frauenbewegung, Bürgerliche und proletarische. Von L. Fuld. Kr. 193.
Goethes Faust, Zwei der grössten Menschenfeinde und ihre Rolle in. Von H. Türck. (Forts. u. Schluss). B. u. W. III. 2.
Gutenbergfeier, Festschriften zur. Von F. von Zobeltitz. Z. f. B. IV. 7.
Ibsens Komödie der Liebe. Von E. Brausewetter. I. L. 1900. 21.
Inkunabelsignete, Einige unreproducirte IV. Von A. Schubert. Z f. B. IV. 7.
Irving, Sir Henry. Von Herm. Conrad. B. u. W. III. 2.
Karikatur. Zur Geschichte der neueren deutschen K. I. Bis zur Napoleonischen Zeit. Von G. Hermann. Z. f. B. IV. 7.
Kipling, Der neue. Von F. Graz. Zeit 317.
Kunst und Sinnlichkeit. Von L. Berg. Z. IX. 2.
Kunstbetrachtung. Von F. Servaes. N. D. Ru. XI. 10.

Künstlerische Gewerbe auf der Weltausstellung, Das. Von J. Meier-Graefe. Z. 316.
Liebesproblem, Gedanken über das. Von L. A. Salomé. N. D. Ru. XI. 10.
Lindner, Amanda. (Berliner Bühnenkünstler. Von E. Vely. B. u. W. II. 3.
Liszt, Franz, Rich. Wagner u. die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. Von E. Kloss. B. u. W. II. 3.
Lofkadio Hearn. Volksglaube und Volkssitte in Japan. Von M. von Brandt. D. Re. XXVII. 1
Menschen und Bürger. Von J. Havemann. Kr. 193.
Musikschwindel. Von A. Ludwig. G. XVI. Oct. II.
Muther, Richard. Von P. Riesenfeld. N. u. S. 1900. Dec.
Fr. Nietzsche, Die Wahrheit über. Von P. Neussen. W. Ru. IV. 20.
Nietzsches Tod. Von G. Hirschfeld. N. D. Ru. XI. 10.
— **Auf.** Von F. von Oppeln-Bronikowski. G. XVI. Oct. I.
Physiologie des Geschmackes. Von Aug. Strindberg. W. Ru. IV. 19.
Physiologische Schwachsinn des Weibes, Der. Von S. P. Altmann. Kr. 193.
Psychologische Denkschrift in der Heilkunde, Die. Von O. Binswanger. D. Re. XXVII. 1.
Religion, Deutsche. Von K. Jentsch. Z. IX. 2.
A. Rimbaud. Von Oskar Panizza. W. Ru. IV. 19.
Roman, Der historische. Von R. Pappritz. I. L. 1900. 20.
Romantik. Worin kann die alte Romantik der Neuromantik zum Vorbild dienen? Von H. Friedrich. I. L. 1900. 22.
Seelengeschichte der Jugend, Aus der. Von H. Schmidkunz. N. u. S. 1900. Dec.
Seelenleben, Silhouetten aus dem. Von H. Frank. N. u. S. 1900. Dec.
Sigbjörn Obstfelder. Von Gunar Heiberg. W. Ru. IV. 20.
Sinn des Lebens, Ueber den. Von Leo Tolstol. W. Ru. IV, 19.
Socialdemokratische Zolldebatte. Von G. Bernhard. G. XVI. Oct. II.
Theater. Berliner Theatern 1900/1901. Von den. II. III. Von H. Stümcke. B. u. W. III. 2. 3.
Paris. Die Theater und Cabarets der Pariser Weltausstellung. Von B. Petzold. B. u. W. III. 3.
Welträthsel, Das. Von Dagobert v. Gerhardt-Amyntor. N. u. S. 1900. Dec.
Türken, Die. Von H. Gelzer. Z. IX. 3.
Turnen und Sport. Von E. Neuendorff. Z. IX. 2.
Zumbusch, Caspar von. Von C. von Vincenti. V. & Kl. M. XV. 2.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus fremden Zungen. Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslandes. Zehnter Jahrgang. 1900. Heft 19, 20. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
Bélart, Hans, Richard Wagner in Zürich. Bd. I. Musikalische Studien. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.
Bleibtreu, Karl, Byrons Geheimniss. Drama in 5 Acten. Zürich, Th. Schröter.
Brandt, M. von, Dreiunddreissig Jahre in Ost-Indien. Erinnerungen eines deutschen Diplomaten. In 3 Bänden. Bd. I. Leipzig, Georg Wigand.
Bruns, Max, Laterna Magica. (Ein Anti-Phantasus.) Minden, J. C. C. Bruns Verlag.
Byron, Lord, Manfred. Dramatisches Gedicht Leipzig, Hermann Seemann Nachf.
Diederich, Dr. Benno, Alphonse Daudet, sein Leben und seine Werke. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.
Eelbo, Bruno, Die Sprüche des guten Meisters. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.
Excellencia e Universalidade da Cultura Germanica. Discurso. Pronunciado pelo Dr. Egas Moniz B. de Aragào A 10 de Marco de 1900 por occasião de tomar posse da cadeira de lingua allema. Bahia, Imprensa Economica. 16 — Rua Nova das Princezas.
Fischer, Ernst, Der deutsche Michel. Richard Rösicke. Professor Schmoller und die Socialdemokratie. Letztes Wort zur Aufklärung für das Volk. Berlin, Gose & Tetzlaff.
Florenz, Prof. Dr. K., Japanische Dramen. Terakoya uud Asagao. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.
Francé, Raoul, Der Werth der Wissenschaft. Freie Gedanken eines Naturforschers. Dresden, Carl Reissner.
Frapan, Ilse, Wehrlose. Novellen. Berlin, Gebrüder Paetel.
Frohmut, M., Bergwaldsweben. Skizzen und Märchen. Leipzig, Richard Wöpke.
Frommel, Otto, Fluthwellen. Neue Gedichte. Heidelberg. Carl Winters Univers.-Buchh.
Garner, R. L., Die Sprache der Affen. Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von Prof. Dr. William Marshall. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.
Girndt, Otto, Die Schlacht bei Torgau. Schauspiel in fünf Acten. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchdhlg.
Grazie, M. E. delle, Schlagende Wetter. Drama in vier Acten. Zweite Auflage. Leipzig. Breitkopf & Härtel.
Wilh. Haacke und Wilh. Kuhnert, Das Thierleben der Erde. 8. und 9. Lieferung. Berlin, Martin Oldenbourg.
Henckell, Karl, Neues Leben. Dichtungen (1899—1900) Bilderschmuck von Fidus. Zürich, Karl Henckell & Co.
Herzl, Theodor, Philosophische Erzählungen. Berlin, Gebrüder Paetel.
Hirsch. Gideon M., Neunzehntes oder zwanzigstes Jahrhundert? Zeitrechnungsfragen. Mit einem Anhang: Zuschrift des Directors der Berliner Sternwarte. Geh. R.-R. Prof. Dr. W. Förster. Breslau, Commissions-Verlag von Preuss & Jünger.
Hoffmann, Hans, Der eiserne Rittmeister. Roman. Zweite Auflage. Band I und II. Berlin. Gebrüder Paetel.
Hüke, Frieda, Frau Fama. Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag.
Hummel, G. L., Cultur-Skizzen aus China. Berlin, Gose & Tetzlaff.
Jaenicke, Karl, Herzog Heinrich IV. von Breslau. Historischer Roman. Breslau, Wilh. Gottl. Korn.
Ilges, F. Walther, Blätter aus dem Leben und Dichten eines Verschollenen. Zum 100. Geburtstag von Ernst Ortlepp (1. August 1800 bis 14. Juni 1864) theilweise nach unveröffentlichten Handschriften und seltenen Drucken. München, Deutsche Buchhandlung.

Kurz, Isolde, Von dazumal. Erzählungen. Berlin, Gebrüder Paetel.

Laicus, Philipp, Zur rechten Stunde. Eine Erzählung aus dem amerikanischen Pflanzerleben. Frei nach dem Englischen des Kapt. Mayne Reid. Mühlheim, Martin Hegner.

Lee, Sidney, William Shakespeare. Sein Leben und seine Werke. Rechtmässige deutsche Uebersetzung. Durchgesehen und eingeleitet von Prof. Dr. Richard Wülker. Leipzig, Georg Wigand.

Lenz, Leo, Schwüle Nächte. Dresden, Carl Reissner.

Lichtenstein (Lichtstein) **Dr. A.,** Lotze und Wundt. Eine vergleichende philosophische Studie. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Band XXIV. Herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Stein). Bern, C Sturzenegger.

Louys Pierre, Die Abenteuer des Königs Pausol. Roman. Autorisirte Uebersetzung von Armin Schwarz. Budapest, G. Grimm.

— Die Lieder der Bilitis. Nach der aus dem Griechischen besorgten Uebersetzung verdeutscht von Franz Wagenhofen. Budapest, G. Grimm.

— Idyllen. (Eine neue Wonne. — Das Häuschen am Nil. — Byblis. — Leda. — Ariadne.) Uebersetzt von Armin Schwarz. Budapest, G. Grimm.

Meyer, Dr. Adolf, Wesen und Geschichte der Theorie vom Mikro- und Makrokosmos. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte Band XXV. Herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Stein.) Bern, C. Sturzenegger.

Meyers historisch-geographischer Kalender auf das Jahr 1900. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Mohr, Mary, L. F., Nachklang. Gesammelte Gedichte. Leipzig, Richard Wöpke.

Monographien zur Weltgeschichte. In Verbindung mit Anderen herausgegeben von Prof. Ed. Heyck. XII. Die Kreuzzüge und das heilige Land. Von Prof. Ed. Heyck. Mit 4 Kunstbeilagen, 163 Abbildungen und drei Karten. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Müller, Leonhard, Badische Landtagsgeschichte. Zweiter Theil: 1820 bis 1825. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Müller, Oberst a. D. von, Will Deutschland die Ostmarken behaupten oder nicht? Berlin, Gose & Tetzlaff.

Müller-Bohn, Herm., Kaiser Friedrich der Gütige. Vaterländisches Ehrenbuch. Herausg. Von Paul Kittel. Mit 24 Kunstbeilagen in Schwarz- und Farbendruck, 500 authentischen Abbildungen im Text u. 8 Facsimilebeilagen. Berlin, P. Kittel.

Nollau, Hermann, Die Liebesburg. Eine Strandnovelle. Leipzig, Richard Wöpke.

Philo vom Walde, Leute-Noth. Erzählung. Grossenhain, Baumert & Ronge.

Rabenlechner, Dr. Michael M., Hamerlings Werke. Volks-Ausgabe in 4 Bänden. Mit einem Geleitwort von Peter Rosegger Erster Band. Lfg. 1. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter.)

Roquette, Otto, Die Reise in's Blaue. Zweites Tausend. Mit Heliogravure nach dem Original-Gemälde von Prof. Edm. Kanoldt. Leipzig, Robert Baum.

Schäfer, Wilhelm, Wilhelm Shakespeare. Schauspiel aus der Renaissancezeit Englands in drei Aufzügen. Zürich, Emil Cottis Wwe.

Schmidt & Günthers Illustrirte Weltbibliothek Heft II. China. Tien-tsin, Hongkong und Kanton. Mit 54 Illustrationen. Leipzig, Schmidt & Günther.

Schneider, Max, Schneeschuh und Rennwolf und ihr praktischer Gebrauch. Mit 62 in den Text gedruckten Abbildungen. Dritte vollst. neu bearb. Aufl. Berlin, Wintersportverlag.

Sonderabdruck aus der Zeitschrift „Die Cultur", herausg. von der Oesterreichischen Leo-Gesellschaft in Wien. Selbstverlag.

Hermann Suchier und Adolf Birch-Hirschfeld, Geschichte der Französischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Vierordt, Heinrich, Fresken. Neue Dichtungen. Heidelberg, Carl Winters Univers.-Buchh.

Vilmar, A. F. C., Geschichte der deutschen Nationallitteratur. 25. (Jubiläums-) Auflage. Mit einer Fortsetzung: Die deutsche Nationallitteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart" von Adolf Stern. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchh.

Vom Holzballe. Ein Roman aus dem baltischen Leben von *.*. Leipzig, Richard Wöpke.

Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart. 45. Jahrgang. November 1900. Heft 530. Braunschweig, George Westermann.

Wohlbrück, Olga, Im Dunkel. Novellen. Berlin. Vita, Deutsches Verlagshaus.

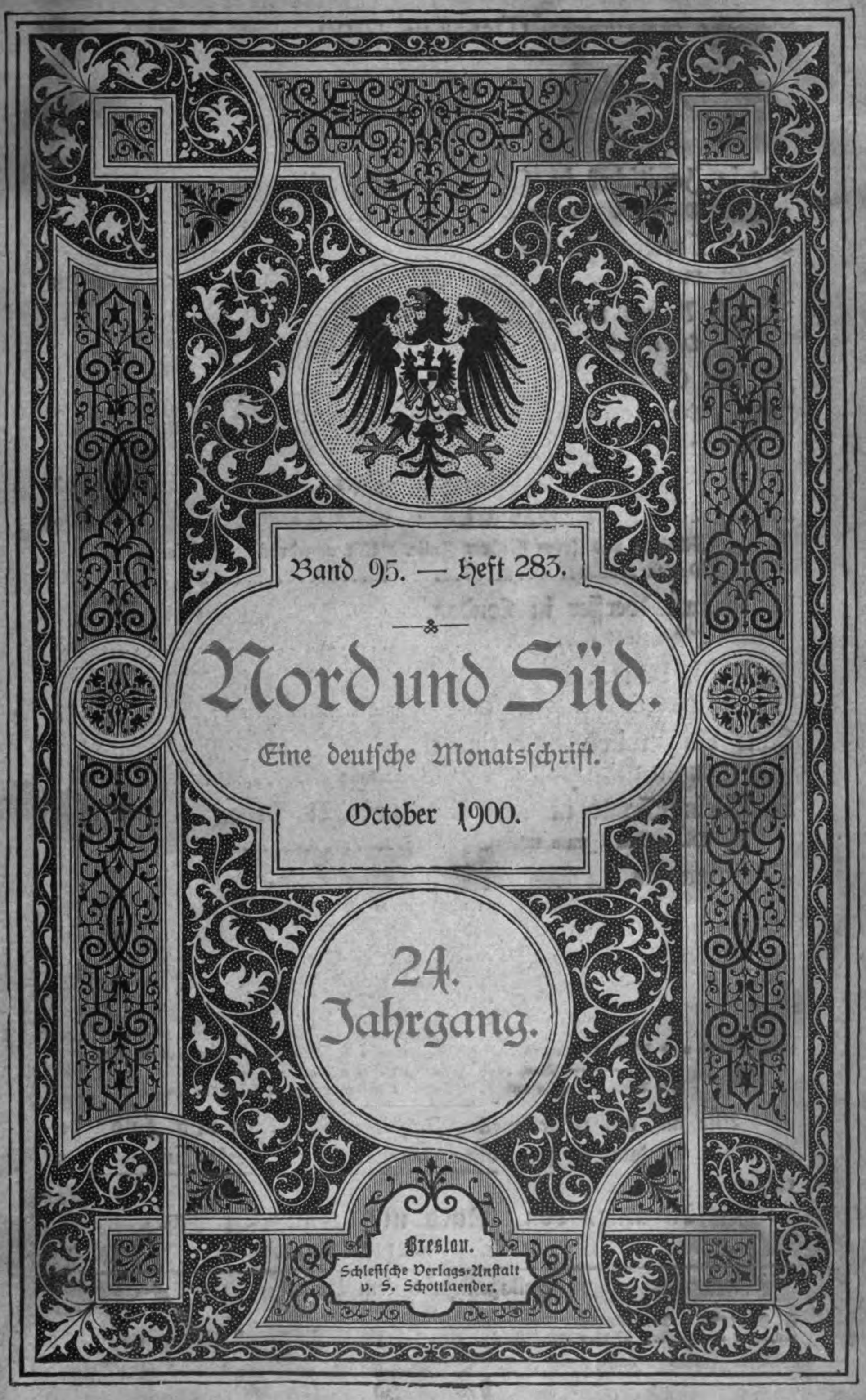
Wolff, Harriot, Gedichte. Elberfeld, Gebrüder Roth.

Wright, William, The Beginner. Ein Lehrbuch der englischen Sprache zur schnellen Erlernung derselben durch Selbstunterricht, System: Repeater, Berlin, Rosenbaum & Hart.

Zöllner, H., Achilleus. Roman. Dresden. E. Piersons Verlag.

Zeitler, Julius, Nietzsches Aesthetik. 2. Tausend. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



Preis pro Heft 2 ℳ, pro Quartal (3 Hefte) 6 ℳ,
pro Jahr (12 Hefte) 24 ℳ (Zeitungs-Preisliste No. 5675.)

October 1900.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Clara Tschudi.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.



Preis pro Heft 2 M., pro Quartal (3 Hefte) 6 M.,
pro Jahr (12 Hefte) 24 M. (Zeitungs-Preisliste No. 5675.)

December 1900.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Richard Muther.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erſcheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunſtbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten nehmen jederzeit Beſtellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen ſind ohne Angabe eines Perſonennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerſtr. 11, 13, 15.

Inseraten-Beilage zu „Nord und Süd".
Band 95. — December 1900. — Heft 285.


NATÜRLICHES KARLSBADER SPRUDELSALZ
Schutz-
Marke.
Natürliches Karlsbader Sprudelsalz
(pulverförmig)
in Glasflaschen zu 125 und 250 Gramm
und in Schachteln mit 10 Pulvern zu 5 Gramm.
Gegen Täuschung.
Jede Flasche und Schachtel ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:
Karlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottländer
Karlsbad.
Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze
sind gefälscht
und wird das Publikum hiervor gewarnt.
Natürliches
Karlsbader
Sprudel-Salz
(krystallisirt)
in Glasflaschen zu 125 und 250 Gramm.
Gegen Täuschung.
Jede Flasche und Schachtel ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:
Karlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottländer
Karlsbad.
Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze
sind gefälscht
und wird das Publikum hiervor gewarnt.


Weihnachten 1900!
Litterarischer Anzeiger
von
Nord und Süd.
Schlef. Buchdruckerei, Kunft- und Verlags-Anftalt
v. S. Schottlaender in Breslau.

Deutschland, dein Dichter.

Deutsches Gemüt und deutsche Phantasie zeichnen den Lyriker **Gustav Falke** aus, der wie kein zweiter berufen ist, ein Dichter, wenn nicht gar ein Lieblingsdichter des deutschen Volkes zu werden.

Gedichte von Gustav Falke:

Mit dem Leben (1899) geb. 3 Mk.
Neue Fahrt (1897) geb. 4 Mk.
Zwischen 2 Nächten (1894) geb. 3 Mk.
(Verlag v. B. G. Cotta'sche Bh. Nf. i. Stuttg.
Tanz und Andacht (1892) geb. 4 Mk.
Mynheer der Tod (1891) geb. 4 Mk.

Gustav Falke als Lyriker.

Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung von Dr. M. Spanier. Geb. 2 Mk. 50 Pf.

Ein Falkeprospekt

kostenlos durch die meisten Buchhandlungen und vom Verlag

Alfred Janssen in Hamburg.



Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Versunkene Welten.

Historischer Roman
von
Wilhelm Jensen.

Zweite Auflage. Gr. 8°. 2 Bde. 40 Bogen. Brosch. Preis Mk. 9.— geb. in 2 Bdn. Mk. 11.—

Zu beziehen durch alle Buchhandl. d. In- u. Auslandes.

Für jeden Litteratur- u. Theaterfreund

Prof. Carl Weitbrecht,

Das deutsche Drama

(bis auf die neueste Zeit!)

Mk 6.—; in Geschenkband Mk. 7.50.

Die Münchener „Allgemeine Zeitung“ brachte eine **sieben Spalten lange, glänzende Besprechung** dieses „epochemachenden Werkes“, das „allen **ernster denkenden Gebildeten**“ empfohlen wird.

„Der Beobachter“ schreibt: Es ist im allerbesten Sinne des Wortes **populär** geschrieben und **sollte in keiner deutschen Familienbücherei fehlen!!!!!**

Illustr. Katalog gratis u. franco sendet:

Verlagsgesellschaft Harmonie, Berlin W, Kronenstrasse 68.

Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Wagner und seine Werke.

Die Geschichte seines Lebens mit kritischen Erläuterungen.

Von

Heinrich T. Finck.

Deutsch von **Georg v. Skal.**

Mit einem Portrait von Richard Wagner.

2 Bände — 60 Bogen.
Geheftet Mk. 6.—; geb. Mk. 7.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Briefe eines Vaters an seinen Sohn

nach dessen Abgang auf die Universität.

Von

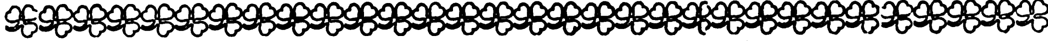
* * *

Zweite unveränderte Auflage mit einem Vorwort.

Geheftet Mk. 1.—, gebunden Mk. 2.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandl. d. In- u. Auslandes.









Probebild aus „Anatol“.







S. FISCHER, VERLAG, BERLIN W.







OTTO ERICH HARTLEBEN:

DIE GESCHICHTE VOM ABGERISSENEN KNOPF. Novellen. 8. Aufl., geh. M. 2.–, geb. M. 3.–.

DIE ERZIEHUNG ZUR EHE. Comödie. 2. Aufl., geh. M. 2.–, geb. M. 3.–.

MEINE VERSE. Gedichte. Geh. M. 3.50, geb. M. 5.–.

VOM GASTFREIEN PASTOR. Novellen. 6. Aufl., geh. M. 2.–, geb. M. 3.–.

DER RÖMISCHE MALER. Novellen. 4. Aufl., geh. M. 2.–, geb. M. 3.–.

DIE BEFREITEN. 4 Einakt. Geh. M. 2.–, geb. M. 3.–.

ROSENMONTAG. Eine Offizierstragödie. *(Novität 1900).* 2. Aufl., geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

GABRIELE D'ANNUNZIO:

DER UNSCHULDIGE. Roman. 3. Aufl., geh. M. 5.–, geb. M. 6.50.

LUST. Roman. 2. Aufl., geh. M. 5.–, geb. M. 6.50.

DER TRIUMPH DES TODES. Roman. Geh. M. 5.–, geb. M. 6.50.

DIE GIOCONDA. Tragödie. 5. Aufl., geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

DIE GLORIA. Tragödie. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

DIE TOTE STADT. *(Novität 1900).* Tragödie. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

TRAUM EINES FRÜHLINGSMORGENS. Dramatisches Gedicht. *(Novität 1900).* 2 Aufl., geh. M. 1.–, geb. M. 2.–.

CARL HAUPTMANN: AUS MEINEM TAGEBUCH. *(Novität 1900)*, geh. M. 3.50, geb. M. 5.–.

GEORG HIRSCHFELD: AGNES JORDAN. Schauspiel. 2. Aufl., geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: THEATER IN VERSEN. (Die Frau im Fenster – Die Hochzeit der Sobeïde – Der Abenteurer und die Sängerin.) 2. Aufl., geh. M. 3.50, geb. M. 5.–.

FELIX HOLLÄNDER: DAS LETZTE GLÜCK. Roman. 6. Aufl., geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

HANS LAND: UND WEM SIE JUST PASSIERET. Eine Berliner Geschichte. Geh. M. 3.–, geb. M. 4.–.

ERNST ROSMER: MUTTER MARIA. Schauspiel. *(Novität 1900)*, geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

EMIL STRAUSS: DER ENGELWIRT. Eine Schwabengeschichte. Geh. M. 3.–, geb. M. 4.–.

JAKOB WASSERMANN: DIE GESCHICHTE DER JUNGEN RENATE FUCHS. Roman. *(Novität 1900)*, geh. M. 6.–, geb. M. 7.50.